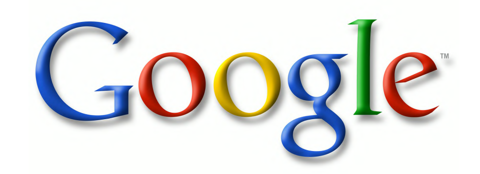




Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1850.

Erster Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

Guido Görres.

Fünfundzwanzigster Band.

München, 1850.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

*

Seite







I.

Neujahrsbetrachtungen.

Nach alter guter Gewohnheit hat eine historisch-politische Zeitschrift das Recht und die Pflicht: beim Jahreswechsel vorwärts, rückwärts und rund um sich blickend, mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Abrechnung zu halten. Wir folgen diesem frommen Brauche der Journalistenwelt, obgleich wir über die Vergangenheit, zumal die nächste, viel Schmachvolles, über die Gegenwart wenig Trostreiches, und über die Zukunft wenigstens nichts Erheiterndes und die rosenfarbene Laune unsrer Leser Auffrischendes zu sagen wissen; es sei denn das Eine: daß der alte Gott noch lebt, und daß demzufolge, eins in's andere gerechnet, der Weltlauf aller Wahrscheinlichkeit nach, im Jahre 1850 ziemlich derselbe bleiben wird, wie er seither vom Tage der Austreibung der ersten Eltern aus dem Garten Gottes bis auf diese Stunde gewesen. Gewiß ist es wenigstens, daß Der oder Diejenigen, die etwa am vorjährigen Neujahrstage sich der Hoffnung ergeben hatten: nachdem der deutschen Menschheit der vormärzliche Zopf so rasch und glücklich weggeschoren worden, werde jetzt irgend ein Parlament, wie man die Hand umkehrt, das Paradies zurückdecretiren; es

komme eben wieder nur auf kühne Griffe an, auf einen glücklichen Wurf, auf die Verfertigung einer noch nicht gehörten, recht volltönenden, klingenden Phrase, auf einen genialen Constitutionsentwurf, wie er noch nicht da gewesen; es ist gewiß, sage ich, daß Der oder Diejenigen, welche sich vor einem Jahre solcher Hoffnung ergaben, sich arg getäuscht gesehen, und ihre Rechnung nicht gefunden haben. Wir tragen sogar ein ernstes Bedenken: ob sie im jetzt beginnenden Jahre besseres Glück haben werden. Denn, abgesehen auch von der alten Erbkrankheit unsers Geschlechts, das besondere Uebel, woran die heutige westeuropäische Menschheit, zumal die deutsche, leidet, dieß Uebel ist kein leichter, rheumatischer Fieberschauer, den ein gesunder Schweiß über Nacht spurlos hinwegnähme. Eine Erkältung des Herzens, wie die bisherige Pathologie sie noch nicht gekannt, und wie die Weltgeschichte bis jetzt noch von keiner ähnlichen Meldung gethan, hat zerstörend in die innerste Werkstätte des Lebens gegriffen, und die Zerrüttung der edelsten leiblichen Organe hat ihren unheilvollen Rückschlag im Reiche der Intelligenz gefunden. Darüber sind denn, wie es eben zu geschehen pflegt, nach dem Vorgange der Gefühle und Leidenschaften, auch die Gedanken und Folgerungen der bekannten symbolischen Person des ehrenwerthen Repräsentanten der deutschen Nation, Hrn. Piepmeyer, in merkliche Unordnung gerathen. Man sagt: er sei tiefsinnig darüber geworden, daß er nicht längst schon mit dem Ehrenprädicate: Edler von Phrasenreich in den Adelstand erhoben wurde. Seitdem habe er seinen Beruf als gelehrter Sammler und Lexicograph vernachlässigt; nichts als französische Zeitungen gelesen; sich für den Bluthund Robespierre gehalten; von einer Guillotine gesprochen, die zwei Millionen Zeitgenossen die Köpfe abhacken werde; beständig mit seinen eigenen Erinnerungen, seinen Antecedentien, und seiner Herkunft aus dem uralten, bürgerlichen Geschlechte derer Deutschmichel „brechen" wollen; einen Kalabreserhut und Schleppsäbel getragen und mit einer rothen Hahnenfeder gespielt. Die Vorsehung, so lautet weiter die Chronik des verwichenen Jahres, habe den Unfug

nicht länger unthätig mit ansehen können; sie habe, wie ein besonnener Arzt, Vorkehrung getroffen, und sich genöthigt gefunden dem wild phantasirenden Kranken einstweilen die kriegs- und belagerungsständliche Zwangsjacke anlegen zu lassen, auf daß er, sich oder Andern, in seinen volkssouveränen Freiheitsträumen kein Leid anthue. Wir fürchten, nachdem die Gedanken des Patienten einmal so völlig, wie es geschehen, aus dem logischen Scharniere gegangen, werden sie schwerlich anders als durch eine „Pferdecur" wieder eingerenkt werden können. Das alte medicinische Waidsprüchlein wird auch dießmal sein Recht behaupten müssen: Quod medicina non sanat, ferrum sanat; möge der weitere Beisatz nicht nöthig werden: si ferrum non sanat, ignis sanat. Gewiß scheint es wenigstens, daß, wenn die Ekelcur nicht anschlägt, welche die tägliche Abfütterung mit deutschen Kammerverhandlungen, Zeitungen und Klubbreden bezweckt, so wird dem Kranken schwer zu helfen seyn ohne langwierige Anwendung scharf angreifender, schmerzhafter Mittel, als da sind: gewaltige, schweißtreibende Bewegung auf militärischen Retiraden, magere Kost, abtödtendes Lager, Höherhängen des Brodkorbes, fremde Einquartierung u. dgl.

Aber ist es nicht eine gottlose Grausamkeit und ein Zeichen undeutscher Gesinnung, mit unserm eigenen Unglück, mit der Schande unsers Volkes noch obendrein Scherz zu treiben? Im Gegentheil! Grade darin, daß ein Theil der Deutschen noch der Selbstironie fähig geblieben, liegt eine letzte schwache Hoffnung und eine Art Heilmittel. Die Ironie ist die einzige, ausgiebige Waffe gegen die hohle Sentimentalität des durch und durch lügenhaften Pathos, z. B. der Correspondenten der allgemeinen Zeitung; sie ist ein bei der Nachwelt niedergelegter Protest gegen jene Fratze, welche der Auswurf des Judenthums, der sich mit der heutigen deutschen Tageslitteratur verquickt hat, täglich als spezifische Deutschheit zu Markte bringt. Dagegen hilft nur der Spott; und daß diese beginnende Reaction einer richtigen nationalen Selbsterkenntniß dem Wahnsinn der herrschenden Tageslüge gegenüber noch (oder schon wieder) möglich ist, dieß

möge den Fremden zum Zeugnisse dienen, daß Deutschland noch nicht ganz verloren sei.

Begreiflicherweise ist es unsre Absicht nicht, durch das eben Gesagte im Geringsten zu läugnen, daß die heutige Weltlage nicht auch der tiefernstesten Betrachtung würdig, und daß grade die Unsicherheit und die schwankende Lage jeder Existenz und jeder Habe in Europa die dringendste Mahnung zu einer solchen Betrachtung sei. Denn dieß ist die Signatur dieser Zeit: Niemand ist mit der Gegenwart zufrieden, und Jeder mißtraut der Zukunft. Wir haben es oben schon gesagt: dieses Unbehagen ist keineswegs ein vorübergehender Fieberschauer. Eine langwierige Krankheit, welche in ihren ersten Entstehungsgründen Jahrhunderte weit hinaufreicht, und sich an andere große, welthistorische Gegensätze und Zerwürfnisse anschließt, deren Ursprung die Nacht der Zeiten deckt, — diese große Krankheit der christlich-europäischen Menschheit macht jetzt eine ihrer Crisen. Hieraus erhellt: daß die Wurzeln der Uebel, die uns drücken, gar nicht auf dem Gebiete des Staates liegen, und daß gegen diesen Feind mit rein politischen Mitteln, mit Wahlgesetzen, mit Kammerverhandlungen, mit Constitutionen und sonstigen, bloß papiernen Gesetzen so gut wie gar nichts ausgerichtet ist. Eben so gewiß ist es, daß unsre Krankheit keine ausschließlich oder auch nur vorzugsweise deutsche ist, obwohl in Deutschland, als in dem Lande, wo die Reformation und deren Fortbildung: der rationalistisch-pantheistische Philosophismus, der Revolution den Boden bereiteten, sich die unheilvollen Strömungen von allen Ecken der Windrose her begegnen und kreuzen. Der Gräuel der Verwüstung, welcher heute im praktischen Leben über uns kommt, war längst schon auf dem Gebiete des Glaubens und der Wissenschaft eine vollendete Thatsache; das was heute in der Region des Staates, als politische Revolution vor sich geht, ist nichts als die unausbleibliche Verkörperung von Principien, die in der Sphäre des Geistes, in der Religion und in der Wissenschaft, längst schon Gestalt gewonnen und ihren verderblichen Einfluß geltend gemacht hatten. Daß die politische Re-



volution die naturwüchsige Folge der Reformation sei, wird heutzutage wohl von keinem redlichen und denkenden Menschen mehr geläugnet. Aber auch die Reformation, als Revolution des 16ten und 17ten Jahrhunderts hat ihre Genesis, die weit höher hinauf, bis tief in das Mittelalter reicht. Nun giebt es einen höhern Gesichtspunkt, von welchem aus man den ganzen Verlauf der kirchlichen, wie der politischen Negation seit den Zeiten der Hohenstaufen bis auf unsre Gegenwart, durch einen gemeinschaftlichen Ausdruck, wie durch eine mathematische Formel bezeichnen kann. Es geht ein rother Faden durch die Vorbereitungen zur Reformation im Mittelalter, durch die Umwälzungen des Reformationszeitalters selbst, durch die Entfaltung ihrer Wirkungen und immer klarere Darlegung ihrer Principien in den letzten drei Jahrhunderten, endlich durch die französisch-europäische, politische Revolution, in deren Vollendung und Abschluß wir heute begriffen sind. Die innerste Bedeutung aller dieser Erscheinungen ist nämlich die: einer immer bestimmter hervortretenden Reaction des, in den ersten Jahrhunderten der Christenheit niedergeworfenen, aber nicht bekehrten und innerlich überwundenen Heidenthums und Judenthums gegen die allgemeine Kirche, und den von ihr geschaffenen christlichen Staat. Die Formen haben gewechselt, aber dieser Grundgedanke der Verneinung ist, mehr oder weniger verhüllt, unverändert derselbe geblieben.

Wir haben diesen Gesichtspunkt hier nur andeuten, nicht ausführen wollen. Wer ihn zu fassen und zu würdigen weiß, wird die sehr überraschenden, geschichtlichen und praktischen Folgerungen daraus leicht zu ziehen im Stande seyn.

So viel über die Vergangenheit. Werfen wir jetzt zu unsrer Orientirung einen Blick auf das Schlachtfeld der Gegenwart.

Zuerst von den in ihr liegenden, kirchlichen und religiösen Gegensätzen.

Der große Haufe der Diplomaten und Bureaukraten hält in seiner kurzsichtigen Befangenheit und Unkenntniß des Lebens, selbst heute noch, diese Seite der Zeit für ein, der Politik völlig fremdes, den modernen Staat gar nicht berührendes Gebiet. In Wahrheit aber ist der große, kirchlich religiöse Kampf, der durch die Jahrhunderte geht, die Achse, um welche sich die gesammte, auch die neuere Geschichte dreht.

Die Kirche ist heute dieselbe geblieben, die sie von jeher und zu allen Zeiten war. Nur ihre Stellung zum Staate ist insofern eine andere geworden, als es heute keinen christlichen Staat im kirchlichen Sinne mehr, und höchstens nur noch einzelne Trümmer und Ruinen desselben giebt, mit deren Abtragung und Aufräumung Regierungen und Demokraten gerade jetzt alle Hände voll zu thun haben. Die Bausteine werden an die Juden verkauft.

Der Kirche gegenüber ist eine antichristliche Religion, oder wenn man diese Bezeichnung ablehnen sollte: eine christusfeindliche Antireligion in's Daseyn getreten, deren bloße Möglichkeit alle weisen Meister in Israel vor dreißig Jahren noch schlechtweg geläugnet, und als absurde Chimäre einiger schwarzsehenden Ultramontanen und Pietisten behandelt hätten. Heute aber hat jene Gegenkirche schon einen Theil der Massen gewonnen, und in dem vierten Stande, dem Proletariat oder dem Niederschlage des Pöbels der Städte, sich eine Glaubensarmee herangezogen, von deren Thaten Wien, Paris und Berlin ein Mehreres erzählen können. Aus dem bereits zurückgelegten Abschnitte der Bahn, der als vollendete Thatsache vor uns liegt, läßt sich der weitere Weg der Secte, und die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, mit ziemlicher Genauigkeit berechnen. Ihre Dogmen, wie Proudhon, Feuerbach, Voigt aus Gießen, Ruge, Heinzen u. s. w. sie predigen, lauten sehr einfach. Es ist kein Gott. Die Unsterblichkeit der Seele und das Jenseits sind abgeschafft. Wir verlangen für diese verdienstliche Erkenntniß den Himmel auf Erden. Zu diesem Ende wird Jeder von uns künftig nur sich



selbst gehorchen. Es soll die Gemeinschaft der Güter und der Weiber eingeführt werden. Langes Leben und eisenfeste Gesundheit für alle Bekenner des neuen Islam sind in Aussicht gestellt, wenn die bisherige christliche Gesellschaft, die an allem Ungemach der Menschheit Schuld ist, nur erst vollständig zertrümmert seyn wird.

Zwischen diesen beiden Endpunkten, der vollen christlichen Wahrheit, welche die Kirche aufbewahrt, und des zur vollen und letzten Entwickelung gediehenen Abfalls von der Kirche hat sich eine weiche breiartige Masse gelagert; jener jämmerlichen Seelen Chor, von denen Dante Alighieri singt, daß sie Gott und seinen Feinden mißbehagen. Es läßt sich von dieser Mitte nur im Allgemeinen sagen: daß sie beide, die Wahrheit und die Lüge, das Gute, wie das Böse, Gott und den Teufel nicht will, daß sie (denn sie ist vor Allem unpartheiisch!) beide als Extreme wahrhaft verabscheut, daß sie beide vermitteln, oder da dieß leider nicht wohl möglich ist, beide doch nach Kräften niederhalten, und wenn auch dieß nicht anginge, wenigstens mit heiler Haut zwischen beiden durchschlüpfen möchte. In dieser Mitte der Weisheit und Mäßigung steht zuvörderst die Legion Derer, denen der Bauch ihr Gott ist, und die mit unsäglicher Verachtung und gewissenhafter Consequenz jedweden Gedanken an Gott und göttliche Dinge von sich fern halten, andrerseits aber doch nicht ohne „conservative" Besorgniße sind: die atheistische, rothe Demokratie könnte ihren friedlichen Genuß stören. Ihnen reihen sich an die Männer der Staatsomnipotenz, die mit ehrenwerther Folgerichtigkeit im Wesentlichen, nach dem Siege der Revolution, die nämlichen geblieben sind, die sie gestern unter dem bureaucratischen Absolutismus waren. Diese wollen ja eine Religion (denn, mein Gott! der Pöbel muß doch eine Religion haben!) aber eine vom Staate abhängige und gelegentlich verbesserte, sich dem Staatszwecke anbequemende, von den Büreaux der Beamten aus regierte, dem Beamtenthum unweigerlich auf den Wink gehorchende. Unter diesem Banner ficht mit seltenen Ausnahmen die Bureaucratie,

wobei im practischen Leben der Unterschied als der wenigst bedeutende kaum hervortritt: ob sie febronianisch-josephinisch wie Herr v. Pillersdorf, oder protestantisch-territorialistisch, wie der Herr Minister v. Ladenberg, gefärbt ist. Zu unserm tiefsten Schmerze müssen wir endlich noch in dieser unwürdigen Mitte eine kleine Zahl von Protestanten erblicken, die durch Muth, Geist, Character, religiösen Ernst und Aufopferungsfähigkeit einer bessern Gesellschaft, ja der Gesellschaft der Besten aller Zeiten würdig wären. Jetzt aber dienen sie, ohne es zu wissen und zu wollen, dennoch der Verneinung, indem sie hartnäckig an dem Irrthum hängen bleiben: es sei, ohne der Strömung des Widerspruchs zu verfallen, möglich zwischen „dem Wesentlichen und Unwesentlichen im Christenthum" zu unterscheiden und einzelne christliche Dogmen festzuhalten, oder mit Verzichtleistung auf alle festen Dogmen, einen gewissen Christianismus vagus zu retten, zugleich aber sich vom Gehorsam der Kirche loszusagen und die Gewalt als bloßes Menschenwerk zu bekämpfen, welcher Christus selbst die Hut seiner Heerde anvertraute. Daß die Parthei der Berliner Kreuzzeitung, die in unsern Augen in demselben Maaße an Achtbarkeit gewinnt, in welchem der Zorn ihrer Gegner steigt, noch immer von jenem einseitigen und mangelhaften Standpunkte einer gebrochenen Wahrheit aus die Revolution siegreich bekämpfen zu können wähnt, und daß sie diesem Irrthume nutzlos die edelsten Kräfte opfert, dieß müssen wir als ein spezifisch deutsches Nationalunglück beklagen, welches wir, wie so vieles andre Unheil, unsrer confessionellen Spaltung verdanken.

Werfen wir, nach diesem Abrisse einer Statistik der sich auf kirchlichem Boden befehdenden Principien, einen Blick auf die politische Weltlage.

Dieselben Gegensätze, die wir so eben als religiöse und antireligiöse Richtungen kennen lernten, treten uns in der europäischen Politik als politische Partheien entgegen. Doch muß hier gleich von vornherein eines wichtigen Unterschiedes gedacht

werden. Es gibt eine von Christo eingesetzte katholische Kirche, aber es giebt kein politisches Gegenstück derselben, keinen, der Kirche entsprechenden katholischen Staat, der die Offenbarungen Gottes hinter sich, und die Verheißung der Dauer bis zum Ende der Zeiten vor sich hätte. Selbst das Reich hat diesen Anspruch nur theilweise gemacht. Dennoch ist es der Sache und dem Namen nach untergegangen. Haben die Legitimisten in Frankreich dem Königthum des ältern Zweiges der Bourbonen eine ähnliche Bedeutung zu leihen gesucht, so war dieß ein Irrthum, der sich bitter rächte und den wir in diesem Augenblick für aufgegeben halten. Es giebt demnach also keine spezifisch katholisch-politische Parthei, die der Gemeinschaft der Gläubigen auf dem kirchlichen Gebiete entspräche. Jeder wahre Katholik soll und wird, in jedem Lande der Welt und unter jeder Regierungsform, die Dogmen der Revolution verabscheuen, und jeder Obrigkeit, die Gewalt über ihn empfangen hat, in Allem, was Recht, Gottesfurcht und Ordnung fördert, freudig und willig die Hand bieten. Aber er wird an keinen Normalstaat glauben, hinter keiner menschlichen Regierungsform ein himmlisches Jerusalem suchen, keinen politischen Zustand für etwas anderes, als einen zeitlichen und vergänglichen Durchgangspunkt halten, niemals die Kirche für abhängig von dieser oder jener Einrichtung des Staatswesens erklären. Ob es im Rathe Gottes beschlossen sei, daß einst noch ein mächtiger Fürst das Banner des Kreuzes erhebe, um die Ketten der Lüge und des Truges, in denen heute die politische Welt gefangen liegt, mit der Schärfe des Schwertes zu zerhauen, und noch einmal vor dem Ende der Tage ein Reich zu gründen, dessen Fundament die Gerechtigkeit, dessen Säule der wieder in sein Reich eingesetzte Glaube, dessen schirmende Kuppel die von Gottes Gnaden verliehene Macht wäre, dieß hat die Weisheit des Allerhöchsten den Blicken der Menschen verborgen. So viel ist gewiß, wenn je die Vorsehung einen zweiten Karl den Großen erwecken sollte, an dem Tage würde es auch eine katholisch-politische Partei und eine katholische Politik geben, denn alle Christenherzen vom

Aufgange bis zum Niedergange würden in ihm den irdischen Retter der Kirche und ihren von Gott gesetzten Herrn begrüßen. Bis dahin aber werden und müssen die Katholiken unter jedem Himmelsstriche jede Staatsordnung, auch die mangelhafteste, so lange sie überhaupt nur irgend eine Sicherheit der Person und des Eigenthums gewährt, als ein schirmendes Nothdach verehren, und mit Dank die Wohlthat erkennen, die ein solches dem Erdenpilger bietet. Begreifen sie diese, ihnen durch die göttliche Fügung angewiesene Stellung, benutzen sie dieselbe, um unausgesetzt für das Eine zu arbeiten, was Noth thut, so gewährt gerade diese politische Interesselosigkeit ihnen eine Macht, wie keine andere bloß politische Partei sie besitzt.

Das Mutterland des politischen Systems, welches heute den romanischen und germanischen Westen von Europa beherrscht, ist England. Hier wurde in den Bürgerkriegen des siebzehnten Jahrhunderts das Repräsentativsystem geboren. Das alte Königthum aus der katholischen Zeit erlag dem Verrathe der hohen Vasallen, die im Interesse ihrer Unabhängigkeit für den Protestantismus Partei ergriffen hatten. England wurde eine aristokratische Republik, mit dem Scheine und dem hohlen Namen eines, jeder wirklichen Macht beraubten Königthums an der Spitze. Unmerklich hat sich dieses Reich des großen Adels in eine Uebermacht des Vermögens umgesetzt, welches in Wahrheit und der Sache nach, ganz im Gegensatze mit den demokratischen Wahnbegriffen des Continents, auf den brittischen Inseln unumschränkt regiert. Ist also die englische Verfassung einfach eine Herrschaft der Reichen, und Reichthum dort allein Macht, so war die natürliche Folge davon der gähnende Riß, der den Reichen von dem Armen trennt. Und diese täglich tiefer und breiter werdende Kluft wird den künstlichen Bau des englischen Staatsthums zersprengen. England wird nicht den pseudophilosophisch-theoretischen Folgerungen aus den falschen Vordersätzen seines Constitutionalismus erliegen, an denen Frankreich zu Grunde gegangen ist; dagegen hat sich der praktische Verstand des englischen

Volkes und das in dessen Charakter liegende Element von Tüchtigkeit und moralischer Kraft zu sichern gewußt. Aber es wird dem Fluche, der auf dem Reichthume lastet, und der sich an die nothwendige Kehrseite des Ueberflusses hängt, es wird der, durch falsche, volkswirthschaftliche Principien, vor Allem aber durch das Uebermaß des Industrialismus erzeugten Verarmung der untern Kassen erliegen. Noch herrscht dort, wenn auch in ganz anderm Sinne als auf dem Continent, die Fiction des Repräsentativsistems. Aber seine Stunden sind gezählt, und der Tag ist nahe, wo England von der Last der Blutschuld und der Thränen erdrückt werden wird, die der Chef des jetzigen Kabinets, welcher in der großen Krise von 1848 und 1849 Europas böser Genius gewesen, auf sein Land, wie auf sein eigenes Haupt geladen hat.

Die europäischen Continentalstaaten haben den Repräsentativstaat erst aus zweiter Hand, über Frankreich erhalten. Von dort aus hat die Revolution, nachdem sie auf den russischen Eisfeldern schon einmal einer höhern Macht erlegen war, in einer neuen Maske ihren zweiten Umzug durch die Welt begonnen. Heute beherrscht, nach den halb freiwilligen Revolutionen in Wien und Berlin, das „constitutionelle System", den Westen des Festlandes so gut wie ohne Widerspruch. Seiner Substanz nach besteht dasselbe 1) aus einer Doctrin, welche sich der politische Rationalismus, von den wirklichen, historischen und thatsächlichen Grundlagen und Stützen der englischen Verfassung absehend, aus unvollständigen und unwahren Schilderungen der letztern abgezogen hat und 2) aus einer dreiunddreißigjährigen, französischen Praxis, die mit der Verleihung der quasimonarchischen Charte von 1814 begann, und mit dem Sturze des Julithrones und der Wiedereinführung der absolut demokratischen Republik endete. Fünfzehn Jahre lang hatten die immer noch zahlreichen Anhänger des alten historischen Königthums gegen die Entwickelung eines verderblichen Princips, und gegen die naturnothwendigen Folgen einer falschen und unmöglichen Stellung gekämpft, in welche Ludwig XVIII. sie und

sich selbst versetzt hatte. Den rücksichtslosen Angriffen einer Partei gegenüber, welche aus ihrem tiefen Hasse gegen das Königthum der Bourbonen kein Hehl machte, waren die Royalisten in der peinigenden Lage, eine unwahre und unmögliche Anhänglichkeit an ein Product der mittelrevolutionären Doctrin betheuern zu müssen, an welche weder sie selbst, noch die Feinde des Thrones glaubten. Als sie endlich im Jahre 1830 der Halbheit und Unentschlossenheit Karl's X. und der Unfähigkeit seiner Minister erlegen waren, trat der alte Royalismus vom Kampfplatze, aber das constitutionelle Schachspiel wurde unter den übrigbleibenden Theilnehmern fortgesetzt; nur war es in ein anderes Stadium getreten. Die Partei des dritten Standes, welche ursprünglich die Revolution gegen Krone, Adel und Geistlichkeit begonnen, sah sich jetzt, einen „Bürgerkönig" an der Spitze, einem entschlossenen, vor keinerlei Folgerungen aus den Grunddogmen der Revolution zurückschreckenden, rastlos und mit jedem Mittel seinem Ziele zustrebenden Feinde gegenüber in die Vertheidigung gedrängt. Dennoch hat dieser Kampf, jede billige Wahrscheinlichkeitsberechnung täuschend, achtzehn Jahre lang gedauert, bis endlich die, von constitutionellen Fictionen lebende Doctrin der rauhen Wirklichkeit des 24sten Februar erlag. Wir hoffen jetzt, daß in Frankreich für alle Zeiten davon nicht mehr die Rede seyn wird: ein auf dem Gleichgewichte dreier Gewalten ruhender Thron sei möglich; ein König neben der demokratischen Volkssouverainetät sei denkbar, der aber niemals selbst handeln dürfe; dessen oberste Diener müßten allein den Repräsentanten des souverainen Volkes verantwortlich seyn, und in diesem Allen liege eine Versöhnung zwischen Königthum und Republik!

Das eben geschilderte System der „constitutionellen Monarchie" hatte, während seiner dreiunddreißigjährigen Herrschaft in Frankreich, auf dem europäischen Continent durch eine Art Verjährung nahezu die Würde und Bedeutung eines Musterstaates gewonnen. Bei der ungeheuern Macht, welche Frank-

reich seit Ludwig XIV., als unumschränkte Beherrscherin der Mode besessen hatte und heute noch besitzt, darf dieß Niemanden sonderlich verwundern. Wie die kleinen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts vor Scham vergangen wären, wenn sie nicht, gleichsam als Emblem der souverainen Gewalt, nach dem Vorgange des französischen Hofes, ihre Maitresse gehalten hätten (selbst wenn sich, wie bei König Friedrich I. in Preußen, der sündliche Umgang mit der als Hof- und Staatsmaitresse fungirenden Gräfin v. Wartensleben, auf einen etikettemäßig abgehaltenen, höchst unschuldigen täglichen Spaziergang in einer einsamen Allee des Lustgartens beschränkte!), so hielt sich jeder Staat und jedes Städtlein gegen die Mitte des neunzehnten, für hinter der Zeit zurückgeblieben, wenn es nicht seine Kammerdebatten, seine rechte und linke Seite, seine Thronreden und seine Opposition aufweisen konnte. Dieß Alles war, als im Herkommen gegründet, gewissermaßen in der Ordnung und nicht anders zu erwarten. Daß aber, nachdem das Repräsentativsystem in Frankreich am 24sten Februar das Prognostikon erfüllt, welches vereinsamt stehende Kenner desselben ihm längst gestellt hatten, und nachdem auf dem großen Mustertheater zu Paris der Vorhang schon gefallen war, daß da noch Deutschland und Italien, mit verdoppeltem Eifer, die constitutionell-monarchische Komödie zu spielen beginnen würden, deren Geheimniß und Ende ja schon alle Welt kannte, — dieß durfte selbst Jene überraschen, die längst wußten, was von der politischen Bildung beider Länder zu halten sei. — Die heutige Aufgabe der Staaten, die sich in diese Bahn geworfen, ist die: denselben monarchischen Constitutionalismus unter den ungünstigsten Bedingungen und Voraussetzungen aufrecht zu erhalten, an welchem Ludwig Philipp, auf dem günstigsten Terrain und mit den reichsten Mitteln ausgestattet, als an einem unlösbaren Problem zu Grunde ging. Jedenfalls aber kann die deutsche Revolution einen hohen und heiligen Eid schwören, daß sie seit ihren Märztagen nichts Anderes gewollt und nichts Anderes gethan habe, als, ohne sich irgendwie den Erfolg

zur Warnung oder Bekümmerniß dienen zu lassen, Alles, was Schlechtes oder Verkehrtes in Frankreich geschehen war, sklavisch zu copiren, und hierbei auch auf solche Errungenschaften der ersten und zweiten Revolution zurückzugreifen, die das französische Volk selbst schon wieder um jeden Preis los seyn möchte. Kopfzahlwahlen, Sturm gegen die Pairskammern, Reichsräthe oder ersten Kammern, Verbot der Fideicommisse und Substitutionen, Theilung des Grundeigenthums in's Unendliche, Zerstörung aller grundherrlichen Rechte, Gewerbefreiheit, Judenemancipation, Verfolgung der Jesuiten, — ach nichts, aber auch gar nichts ist auf unserm eigenen Boden gewachsen! Als am 26. Mai 1848 in Wien die Generalprobe einer Verbarrikadirung abgehalten wurde, sagte einer der Helden der Aula: „Jetzt müssen wir noch die Eisenbahnen zerstören." Selbst die zum Dienste der Revolution aufgebotenen Arbeiter fanden diesen Gedanken abgeschmackt und unsinnig. Der aber, welcher ihn gehabt hatte, sagte ganz verstimmt, zur Rechtfertigung seines Vorschlags: „ich meine nur, man hat das doch in Paris gethan, und wir dürfen nicht zurückbleiben." Unter diesen Umständen ist der beste Rath: den Himmel mit Gebeten zu bestürmen, daß er die Franzosen erleuchte. Vielleicht kömmt dann noch einmal die Stunde, wo auch ihre Affen, langsam und widerstrebend zwar, aber dennoch im Gehorsam gegen die Pariser Mode, wieder zur Vernunft kommen. Auf eigene Hand und ohne französischen Erlaubnißschein Recht zu thun und bessern Rath anzunehmen wagen sie nicht, besonders seit dem die Jahn-Arndt'sche Nationalität eingeführt wurde.

Getragen wird der „monarchische Constitutionalismus" von einer politischen Partei, welche der oben geschilderten, ihr entsprechenden, auf dem religiösen Gebiete zum Verwechseln ähnlich sieht, jener nämlich, welche zwischen vollem Glauben und vollendetem Unglauben eine Mitte sucht. In der That ist es eine und dieselbe. Sie fürchtet sich gleichmäßig vor der „Reaction" und vor der rothen Republik. Sie will keine Präventivmaßregeln gegen Aufruhr, Hochverrath und Bürgerkrieg,

denn sie hat sich einreden lassen, daß es „constitutionell“ sei, den Stall erst zu bessern, wenn das Pferd gestohlen ist. Ist aber das Unheil geschehen, dann ist sie es, die am lautesten nach Amnestie schreit, weil man doch vor Allem daran denken müsse, die Gegner zu versöhnen. Daher auch die, auf alle sogenannte politischen Verbrechen gesetzte Prämie der Straflosigkeit. Dieselbe Mittelpartei will auch die Juden emancipiren, weil der alte Todhaß dieses Volkes gegen die christliche Gesellschaft, wie er sich noch jüngst in der Revolution von 1848 zu Tage gelegt, gar zu grimmig und entsetzlich sei, und man daher, statt auf Maßregeln der Vertheidigung, daran denken müsse, ihn durch unbedingte Aufnahme derer, die ihn hegen, zu begütigen. — Umgekehrt sind aber die Anhänger der entschiedenen, consequenten Demokratie und des Communismus, welche den Himmel auf Erden und die rothe Republik in Deutschland fordern, die nämlichen, welche wir oben als Partei des Atheismus in der Religion kennen lernten.

Unter allen Umständen und zu allen Zeiten ist die Natur immer stärker gewesen, als die Thorheit der Menschen, und in der Gegenwart keimt immer schon die Saat der Zukunft. Wahrscheinlich wäre der Continent von Europa, und insbesondere Deutschland schon während der ersten Revolution einer neuen Barbarei erlegen, wenn nicht der Krieg die Welt gerettet, und das militärische Regiment, welches er in seinem Gefolge führt, der Fäulniß der Gesellschaft gewehrt hätte. Aufmerksamen Beobachtern konnte es, schon vor den glorreichen Märztagen, nicht entgehen, daß während in Portugal und Spanien der Repräsentativstaat in den Freimaurerlogen und Kammern grünte und blühte, in der thatsächlichen Wirklichkeit allmählig, wie in Südamerika, ein ganz anderer Zustand Platz griff. Inmitten des Geschwätzes der Redner wurden die Armeen gleichzeitig der Heerd der Revolution, und das einzig Maßgebende und entscheidende Element im Bürgerkriege. — Dießseits der Pyrenäen ist es bis jetzt noch glücklicherweise anders gekommen. Wenn in Frankreich, Deutschland und Italien die Gesellschaft

noch nicht in einem allgemeinen Blutbade und einer Universalplünderung zu Grunde gegangen ist, so verdankt sie dieß allein und lediglich den stehenden Heeren, in welche Ehre und Treue, Muth und Gehorsam, Ordnung und gesunder Menschenverstand sich flüchteten, als die bürgerliche Welt in ihre Atome zergehen zu wollen schien. Vergessen wir aber auch nie, daß der Geist der Heere kein unveränderliches Factum, und daß jede Armee, auch die beste, nur ein Werkzeug ist. Ob dieß zum Heil oder zum Verderben gebraucht werde, — das hängt von den Händen ab, in denen der lange Arm des Hebels ruht.

Dieß ist das wenig erfreuliche Bild des romanischen und germanischen Westens auf dem europäischen Continent. Daneben steht im Osten die russische Monarchie, welche durch den Zuschnitt, den seit tausend Jahren die Vorsehung der Weltgeschichte gegeben, der Culturentwickelung des Westens und seinen Parteikämpfen entrückt ist. Jenes Reich ist dadurch von vornherein in eine andere Bahn gelenkt, und ein anderes Ende ist ihm vorgezeichnet, wenn es seine Sendung erfüllt haben wird. Einstweilen ist es gewiß, daß Rußland sich nicht erst in eine absolute, militärische Herrschaft umzusetzen braucht, sondern daß es diesen Typus bereits seit seinem Auftreten als europäische Macht an sich trägt. Seit Peter dem Großen ist Rußland ein ungeheures, auf militärische Rangordnung gegründetes, vom Haupte bis zur Fußspitze militärisch organisirtes Lager.

Dieß ist Alles, was wir über die Gegenwart zu sagen haben. Der geneigte Leser kann sich aber, so scheint es uns, nach diesen Daten seine Rechnung auf die Zukunft selbst machen. Die Folgerungen liegen zu nahe, wir brauchen sie nicht auszusprechen. Wir sind auch nicht die Einzigen, die trüb und düster in Deutschlands Zukunft sehen. Einer der geistvollsten politischen Schriftsteller unserer Epoche, — der Wenigen Einer, die da sehen, und die den Muth haben zu sagen, was sie sahen, — Franz v. Florencourt sagt im norddeutschen Correspondenten Folgendes.

„So lange noch der Umsturz jeder äußeren Ordnung bedroht war, war es schwer, ein theilnahmloser, resignirter Zuschauer zu bleiben, es war schwer, nicht lebhafte Partei für diejenigen Männer zu ergreifen, die wenigstens das thaten, was für den Augenblick am nöthigsten war, die dem offenen Verbrechen und der offenen Gewalt wieder Gewalt entgegensetzten. Jetzt aber, nachdem der Sieg der Ordnung über den gewaltthätigen Aufruhr errungen ist, nachdem das Leben wieder in seine ruhigen Kreise zurückgekehrt ist, und man ohne alle Aufregung ruhig betrachten und überschlagen kann, welche Kräfte zu einem höheren, sittlichen Volksleben und zu einem rechtlichen Staatsleben noch vorhanden sind, jetzt hat mich die allertiefste Hoffnungslosigkeit erfaßt; denn jetzt tritt die gränzenlose Armuth, die völlige Ab- und Ausgelebtheit des deutschen Wesens klar zu Tage; jetzt, wo durchaus kein äußeres Hinderniß, wo keine Furcht, kein leidenschaftlicher Taumel die sogenannten Besten des Volkes mehr abhält, das zu bekennen, was sie für gut und recht halten, und darnach die Einrichtungen im Staate zu gestalten, jetzt zeigt sich, was wir besitzen. Und das Resultat dieser Betrachtung, wie es wenigstens unzweifelhaft vor meinen Augen dasteht, ist ein vollständiger sittlicher und politischer Auflösungsprozeß des deutschen Volkes, ohne daß auch nur ein noch so unscheinbarer Keim eines Neuen und Bessern, aus welchem sich eine Erhebung, eine Hoffnung für die Zukunft entnehmen ließe, zu entdecken sei."

„Die letzten Trümmer einer sittlichen und religiösen Weltanschauung wehren sich nur noch schwach und verzweifelt gegen die überhand nehmende Fäulniß; sie selbst sind schon angefressen, während sie in dem verzeihlichen Bestreben, sich Muth zu machen in einem Kampfe, der über ihre Kräfte geht, mit vollen Backen Siegeslieder anstimmen, und von einem höhern Aufschwunge Deutschands sich angenehme Träume vorgaukeln."

„Ohne es zu wissen, gerathen sie dadurch immer mehr in dieselbe Unwahrheit hinein, die sie bekämpfen wollen, und

doch können sie fast nichts anders, wenn sie noch auf ihrem Kampfe beharren, und nicht, gleich mir, sich mit Ergebung in den Untergang Deutschlands, als in den Willen Gottes, fügen wollen. Es ist nicht möglich, gegen die Unsumme von Lügenhaftigkeit und Ungerechtigkeit, von der alle unsere Verhältnisse und Persönlichkeiten durchdrungen sind, offen aufzutreten und ihre Beseitigung zu verlangen. Man würde dann weder in der Kammer sitzen, noch im Staatsdienste verharren können. Man muß vorläufig manches Unrecht für Recht anerkennen, manche Lüge für Wahrheit annehmen, wenn man überhaupt noch einen praktischen Boden unter seinen Füßen haben will, auf welchen man weiter zu schreiten gedenkt."

„Durch diese Illusion, durch diese Verläugnung seines eigenen Princips, gefährdet man sich aber nur selber, ohne daß man irgend etwas nützt. Wie ich wenigstens Gottes moralische Weltordnung anschaue, sehe ich keine Möglichkeit ein, wie sich aus Unwahrheit Wahrheit, aus Unrecht Recht entwickeln kann."

„Je mehr man die Lüge übertüncht und mit einzelnen Brocken von Wahrheit versetzt, desto mehr stützt man sie und verewigt ihr Reich. Man streitet für den Thron, für das historische Königthum, und will nicht einsehen, daß es weder in dem Herzen der Menschen, noch in den bestehenden Verhältnissen mehr existirt."

„In den preußischen Kammern sitzen Männer, welche vor kaum einem halben Jahre das historische Königthum abschaffen wollten, welche das ehrliche Recht des Königs nicht mehr anerkannten, und nur noch aus Willkür und Gnade einen Wahlkönig, der zufällig mit dem erblichen König dieselbe Person war, gestatteten. Daß diese Thatsache vorhanden ist, daß Niemand Anstoß an derselben nimmt, weder der König selbst, noch seine Minister, noch die übrigen Mitglieder der Kammer, noch das ganze Volk, das ist für mich hinlänglicher Beweis von der vollständigen Lügenhaftigkeit dieses Verhältnisses."

„Es mag etwas auffallend klingen, aber es ist mein bitterster Ernst, wenn ich sage: „„daß Dahlmann und Consorten längst am höchsten Galgen hängen müßten, wenn noch ein Rechtsbewußtseyn und eine wirkliche Ueberzeugung für das Königthum im Volke vorhanden wäre.““ Es ist die eckelhafteste Lüge, die mir je in der Geschichte vorgekommen, wenn die Gerichte, mit dem Heuchlerschein des Gesetzes an der Stirn, arme Schlucker wegen Majestätsbeleidigung und Hochverrath verurtheilen, während diejenigen, welche sich die Hoheitsrechte des Königs im vollsten Umfange angemaßt, als legale Gesetzgeber figuriren. Das ist ein Fall. Ich könnte deren Tausende anführen, wo jeder einfache, sittliche und rechtliche Grundsatz, zu dem man sich mit dem Munde noch bekennt, im Leben von Jedermann, von sämmtlichen Behörden und Privatpersonen verleugnet wird, weil sich Jeder die Unmöglichkeit seiner Durchführung stillschweigend eingesteht. Was unmöglich ist, will auch ich nicht möglich machen, aber ich will mir auch nicht selber vorlügen, daß es möglich sei.“

„Aufrichtige Ergebung in den Stand der Dinge, wie er wirklich ist, ohne alle Schminke und Selbsttäuschung, das ist das Einzige, was dem übrig bleibt, der mit der Wahrheit und Gottes Geboten kein täuschendes Spiel treiben will. Es ist das aber keine ganz leichte Sache. Welche Schmerzen und Qualen mußten vorhergehen, ehe man so ganz sich auf sich selbst stellte, und auf alle Förderung durch seine Mitmenschen auf alles edlere Zusammenleben in Staat und Kirche verzichtete.“

„Nachdem man auf diese Weise einmal gründlich gestorben ist, ist der gewöhnliche Tod, die Auflösung des Leibes, eine unendlich gleichgültige Sache. Wer, wie ich, klar zu erkennen glaubt, daß es mit dem Rechte, mit der Kunst, mit der Wissenschaft, mit der Religion vorbei ist, daß das Menschengeschlecht in Deutschland nur noch existirt, um zu essen und zu trinken und sich fortzupflanzen, um sich, unter legalen

Formen, zu belügen und zu betrügen, damit jeder so viel sinnliche Reize vom Leben und auf Kosten anderer erschnappe, als irgend möglich, der muß allerdings durch Gottes Gnade einen unvertilgbaren Fond von Gottes Freudigkeit von Haus aus mit bekommen haben, wenn er sich nicht unglücklich fühlen soll."

Wir wollen diesem betrübenden Gutachten über unsern sittlichen und politischen Befund nur eine kurze Bemerkung von unserem Standpunkte aus beifügen. Der geistvolle und wahrheitsliebende Verfasser hat unzweifelhaft Recht, wenn man bloß auf das Gesetz der Natur und den ordentlichen Lauf der geschichtlichen Entwickelung sieht. Aber er hätte Unrecht, wenn er auf die göttliche Gnade verzichtete. Dort herrscht freilich die Nothwendigkeit, aber im Reiche der Gnade ist die göttliche Freiheit Herr. Und diese, aber auch nur diese, kann sich unseres Elendes erbarmen und wider alle menschliche Hoffnung helfen, wenn wir Deutsche, unsere Hülflosigkeit erkennend, zum Gotte unserer Väter zurückkehren, den wir im maßlosen Dünkel unserer Hoffart verlassen haben. — Uebrigens bleibt die Kirche, wenn auch die Nationen untergehen. Hat uns aber die Trennung von der Kirche auf den Punkt gebracht, wo wir nach Florencourt's unwidersprechlich richtiger Schilderung heute stehen, so ist doch auch wieder durch die Wiedervereinigung im wahren Glauben ein Mittel der Sühne und der Wiedererhebung aus dem Abgrunde unserer Schmach in die Hand unseres Volkes gelegt. Freilich ist bis jetzt wenig Aussicht vorhanden, daß wir die Hülfe dort suchen werden, wo sie allein zu finden ist. Aber einstweilen ist die Hoffart doch an sich selbst irre geworden, und das ist, wenn auch nicht viel, doch schon Etwas!

II.

Literatur.

Vorbemerkung.

Indem wir dem hochverehrten Einsender der nachstehenden litterarischen Anzeige eines Werkes, welches großes und verdientes Aufsehen erregt, unsern freundlichen Dank sagen, müssen wir derselben die Bemerkung vorausschicken, daß der Standpunkt der historisch-politischen Blätter theilweise nicht der des Herrn Verfassers jener Schrift ist. Wer sich die Mühe geben will das, was wir (im 21sten und 22sten Bande dieser Zeitschrift und später bei einzelnen Gelegenheiten) über die Ursachen der Revolution in Oesterreich gesagt haben, mit der „Genesis der Revolution in Oesterreich" zu vergleichen, wird leicht herausfinden, wo und in wie weit beiderlei Darstellungen mit einander zusammentreffen, wo sie auseinandergehen. Auch wir fühlen uns nach Lesung der „Genesis" nicht veranlaßt, unsere Ansicht zu ändern oder aufzugeben. Dieß hält uns jedoch in keiner Weise ab, anzuerkennen, daß in der hier beurtheilten Schrift, wie in der Kritik derselben, sehr viel Wahres und Richtiges treffend und mit musterhafter Klarheit gesagt ist. Wir freuen uns zum Bekanntwerden beider auch im Kreise unserer Leser beitragen zu können, und werden auf die „Genesis" wohl noch bei andern Gelegenheiten zurückkommen.

Die Redaction der hist.-polit. Blätter.

Vor Kurzem ist eine merkwürdige Schrift unter dem Titel: „Genesis der Revolution in Oesterreich im Jahre 1848." Leipzig, bei Friedrich Fleischer, erschienen, und befindet sich seit einigen Wochen im Buchhandel.

Nach unserm Erachten verdient solche die größte Aufmerksamkeit. Wenn wir nicht die allgemein anerkannte Wahrheit in Zweifel setzen wollen, daß die Geschichte, als Darstellung vergangener Begebenheiten, die Lehrerin der Zukunft ist, und ihre Kenntniß eigentlich nur dazu dient, die Verirrungen vergangener Geschlechter hinfort vermeiden und erreichte edle, für die Menschheit wohlthätige Zwecke nachahmen zu lehren: so muß das Studium jener Schrift von wesentlichem Nutzen für die Nachwelt seyn. Jedenfalls wird es von den bestehenden Regierungen selbst abhängen, die darin enthaltenen Lehren anzuwenden, oder wenigstens zu erkennen, wie sie ihren Umsturz vermeiden können.

Das Werk zerfällt in eine Einleitung, sieben Abschnitte einschließlich des Schlußes, und einem Anhang mit zehn Beilagen.

Uns scheint, es sei nicht möglich, eine logischere Eintheilung zu beobachten, als hier beobachtet worden ist. Der Verfasser setzt uns zunächst in genaue Kenntniß der Verhältnisse der Centralbehörden der österreichischen Monarchie, wobei eine Charakterschilderung des verewigten Kaiser Franz als Regenten vorausgeschickt wird. Er macht uns auf die Mängel der Regierungsform und die aus solchen entsprungenen Nachtheile in der Verwaltung aufmerksam. Sein Urtheil spricht sich mit Schärfe, aber auch mit Schonung und Rücksicht aus. Er verfehlt nicht, weiterhin gerechter Weise in die Anerkennung aller dem öffentlichen Besten gewidmeten und erreichten Zwecke einzugehen. Und erst nachdem er den Stand der Regierungsverhältnisse, welche am 13. März obwalteten, uns genau bezeichnet hat, geht er zur Darstellung der vorbereitenden Bewegung, und sodann zur Schilderung des Umsturzes selbst vom 13. bis 15. März über.

Die Leser der folgenden Kritik werden uns ohne Zweifel Dank wissen, wenn wir in specielle Betrachtungen über den Inhalt der „Genesis der Revolution in Oesterreich" eingehen. Entweder ist ihnen diese Schrift bereits bekannt, — und diesem Theile des Publikums wird es nicht unzweckmäßig erscheinen, wenn wir versuchen, hier und da manche inhaltschwere Stelle auszuheben, solche mit eigenen Bemerkungen zu versehen und sie nochmals der Aufmerksamkeit zu empfehlen, — oder mehrern Lesern der „historisch-politischen Blätter" lag selbige noch nicht vor. Diese dürften durch den gegenwärtigen Aufsatz vielleicht veranlaßt werden, von ihr Kenntniß zu nehmen.

Der Verfasser sagt (Seite 4): „Die österreichische Regierung habe in der Meinung gestanden, daß, wie sie einst das Bollwerk der Civilisation gegen den Islam, sie gegenwärtig der Damm gegen die Propaganda der Revolution gewesen sei." Ob sie dieß ernstlich gemeint, könnte dahin gestellt bleiben. Oefters hat sich der Fürst Metternich in seinen Staatsschriften des Ausdruckes bedient que l'Autriche défendrait et tomberait sur la brèche. Dieß setzt voraus, daß man an die Möglichkeit des Falles gedacht habe, und faktisch ist es, daß die alte Gestaltung der österreichischen Monarchie die letzte war, die auf der Bresche fiel, und mit ihr vor allen andern Staatsmännern der Fürst Metternich.

Seite 9 heißt es: „Der König von Preußen habe sich entschlossen, die Regierungsgewalt mit den Reichsständen in einigen Punkten zu theilen, und so sei es vorauszusehen gewesen, daß in Oesterreich und in Preußen der Umsturz der bestehenden Regierungen bald erfolgen werde." Von Seiten des österreichischen Cabinets wurden diese Folgen keineswegs übersehen und alle mögliche Kraft der Ueberredung angewandt, um schon nach den ersten Aeußerungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. bei seiner Huldigung in Königsberg 1840 demselben die Gefahr deutlich zu machen, welche seine königliche Macht bei Fortsetzung dieses Systems zu treffen drohte. Die in Berlin gedruckten vier Reden des Königs bei Eröffnung eben so

vieler ständischen Versammlungen und Kammern geben den Beweis, in wie kurzer Frist die Ansprüche der königlichen Regierungsgewalt heruntersanken. Es wäre ein Irrthum, vorauszusetzen, daß Fürst Metternich in dieser Beziehung seine Ueberredungsgabe überschätzt habe. Personen, die er mit seinem Vertrauen beehrte, könnten dieß bezeugen, als er sich im Jahre 1845 nach dem Wunsche des Königs und auf Befehl des Kaisers an den Rhein begab.

Die Schilderung des Kaisers Franz auf Seite 13 ist vortrefflich, der Wahrheit gemäß und scheint uns ein Meisterstück psychologischer Beobachtungen.

Wir lesen auf der folgenden Seite: „Die Finanzmaßregel, die Verloosung der älteren Staatsschuld eintreten zu lassen, sei auf ein Trugbild des Rechtes begründet gewesen.“ Schreiber dieses ist weit entfernt, zu glauben, daß er fähig sei, in die Erörterung dieser statsrechtlichen Frage einzugehen; er erlaubt sich nur die Bemerkung: wie wäre es möglich gewesen, den durch frühere Finanzoperationen seit dem Jahre 1804 so tief gesunkenen Staatscredit Oesterreichs ohne diese Maßregel zu heben, und auf einen so hohen Grad zu bringen, daß die fünfprocentigen Staatsschuldverschreibungen fünfzehn Procent Agio hatten?

Auf Seite 17 wird die große Wahrheit klar auseinandergesetzt, wie das „System des unbeugsamen Widerstandes gegen alle Beschränkung der kaiserlichen Regierungsgewalt“ die Grundlage des Systemes des Kaisers Franz selbst, und keineswegs das Princip des Fürsten Metternich war, wie es so oft die öffentliche Meinung bezeichnete, eines Systems, welches bei dem Monarchen nicht aus Selbstsucht, sondern aus Gewissenspflicht entsprang. Bedürfte diese Wahrheit noch eines Beleges, so würde sich dieser durch die im zweiten Theile des Portfolio S. 489 veröffentlichte Depesche des polnischen Generals Krasinski vom 8. Juni 1829 finden *).

*) Ein Verehrer des Fürsten erlaubte sich einst ihm zu sagen, daß

Die Deutung (S. 24) derjenigen Phrase, die der Kaiser Franz in seinem Testamente aussprach, und die auf dessen Standbild mit amorem meum populis meis angebracht ist, ist die natürlichste, und geht von der Ueberzeugung aus, daß Er die Liebe seiner Völker besessen habe, und diese seinem Nachfolger vermache.

Wenn der Verfasser (S. 25) die Möglichkeit einer Umwandlung der österreichischen Regierungsform beim Regierungsantritt des Kaisers Ferdinand I. andeutet, so war dieß die Ansicht einer großen Zahl denkender Männer; und wenn dieß nicht geschah, so begreift man es kaum, selbst im Interesse der damals regierenden Minister. Was konnte es für das allgemeine Beste und um die Verantwortlichkeit der Minister zu decken, bei der Persönlichkeit des Kaisers Ferdinand Zweckmäßigeres geben, als einen Ministerrath, in welchem die Departements-Chefs Sitz und Stimme hatten, wichtige Entschließungen in Erörterung nahmen, und dem Kaiser zur Entscheidung vorlegten?

Die Seite 26 bis 49 befindliche Schilderung der österreichischen Staatsmaschine ist mit tiefer Sachkenntniß geschrieben und verdient, um die ganze Schrift vollständig zu verstehen, die höchste Aufmerksamkeit des Lesers.

Seite 58 bis 60 finden wir eine Darstellung der sogleich nach dem 13. März ohne Einsicht und Schonung ausgesprochenen Urtheile der Tagespresse über die vormärzlichen Verhältnisse; ihr Unsinn und ihre Ungerechtigkeit wird durch treffende Beweise in's Licht gestellt.

Nachdem der Verfasser die Vorwürfe, welche man der früheren Regierung als Unterlassungssünden gemacht hatte, von Seite 62 bis 71 mit der höchsten Unparteilichkeit verzeichnet hat, so ermangelt er eben so wenig aus Gerechtigkeitsgefühl der wohlthätigen Einwirkung der vormärzlichen Regierung auf's allgemeine Beste zu gedenken. Wäre Billigkeit in dem Urtheile

---

diese Depesche eines fremden Gesandten ein gedrucktes Ehrendenkmal für ihn sei.

der Zeitgenossen zu erwarten, so wäre vielleicht die Seite 64 ausgesprochene Ansicht, „daß die österreichische Regierung den Vorwurf verdient habe, hinter den Fortschritten anderer Regierungen geblieben zu seyn", nicht hinreichend bewiesen, und man könnte dreist fragen, welches sind denn die Regierungen, wo die Unterthanen, — um den veralteten Ausdruck zu gebrauchen, — glücklicher und zufriedener waren, als in Oesterreich?

Wenn Seite 68 der Thätigkeit des gegenwärtigen Ministeriums vollständige Gerechtigkeit gezollt wird, so wird eben so richtig bemerkt, daß ihm keine Hemmungen, wie dem frühern, in den Weg treten, deren bei dieser Gelegenheit namentlich Erwähnung geschieht.

Auf Seite 71 sagt der Verfasser: „daß das im Jahre 1840 erschienene Stempelgesetz den Reichen begünstigt habe." Dieß Urtheil muß man unbedingt annehmen; jedoch bleibt es immer ein Problem, wie eine väterliche Regierung dem Stempelgesetze diese Richtung hat geben können. Wahrscheinlich lag es bereits in der Absicht der Regierung, als sie ihren Mißgriff erkannte, selbigen durch einen nachträglichen Erlaß zu verbessern.

Die Erklärungen, welche Seite 73 und 74 über die Verhältnisse des im Winter von 1846 ausgebrochenen Aufruhrs in Galizien gegeben werden, scheinen uns der Wahrheit ganz angemessen. Hat der Erzherzog, welcher als General-Gouverneur der Verwaltung von Galizien vorstand, die Gefahr nicht erkannt, so ist dieß wohl mehr einem Irrthum seines Herzens als des Verstandes zuzuschreiben.*) Es war allerdings höchst

*) Die in der „Genesis" (S. 73, 74) dem Erzherzog Ferdinand nicht ohne einen gewissen Anflug von Ironie gemachten Vorwürfe, scheinen uns zum mildesten ausgedrückt: der Begründung zu entbehren. Nach den Aussagen anderer, sehr genau unterrichteter Kenner jener Verhältnisse wäre der Erzherzog nichts weniger als „umgarnt", sondern über die Heuchelei und Lügenhaftigkeit des revolutionären pol-

auffallend, daß sich eine zahlreiche bäuerliche Bevölkerung gegen den Aufruhr zu Gunsten der Regierung aussprach, und diese merkwürdige Erscheinung wurde dazumal von den Machthabern als ein Beweis der Anhänglichkeit der Unterthanen an die Dynastie vielfältig geltend gemacht. Allein wir haben Grund zu glauben, daß die Ursache dieser Erscheinung und die Verschiedenheit, welche in den Verhältnissen der galizischen Bauern, verglichen mit denen der übrigen Theile der österreichischen Monarchie, obwaltet, dem Scharfsinne jener Männer nicht entging.

---

nischen Adels völlig im Reinen gewesen, habe aber gemeint, derselbe werde, bei der bekannten Stimmung der Bauern nicht muthwillig, und lediglich auf seine eigene Gefahr und Kosten, in sein sicheres Verderben rennen wollen. Darüber, daß jede derartige Schilderhebung, selbst ohne Verstärkung der kaiserlichen Militärmacht, in Galizien in der Geburt erstickt werden würde, hat Erzherzog Ferdinand, wie das Factum beweist, sich wenigstens nicht getäuscht. Auch darf billigerweise nicht ausser Acht gelassen werden, daß die Verschwörung, welche schon damals Oesterreich und halb Europa umgarnt hielt, es gerade darauf angelegt hatte, die disponiblen Truppen aus Italien weg, auf den Marsch nach Polen zu ziehen. Hat Erzherzog Ferdinand, wie es heißt, Truppenverstärkungen nach Galizien zu senden widerrathen, so beweist dies nur daß er tiefer und klarer blickend, wie viele Andere, nicht in die Falle ging. Die falschen Folgerungen, welche die hohe Bureaukratie nachher aus den, der Regierung günstigen Ereignissen in Galizien bezüglich auf andere Provinzen zog, diese hat nicht der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este zu vertreten. Zur Notiz für Jene, die es vergessen zu haben scheinen, bemerken wir noch, daß dieser Enkel der Kaiserin Maria Theresia derselbe ist, welcher sich im Jahre 1805 nicht in die berühmte Kapitulation von Ulm einschliessen lassen wollte, sondern es vorzog, sich an der Spitze einer kleinen Truppenabtheilung, den Säbel in der Faust, mitten durch die ungeheure französische Uebermacht nach Böhmen durchzuschlagen. Seine tief katholische Gesinnung war, wie billig, der herrschenden voltairisirten Bureaukratie zu allen Zeiten gleichmäßig ein Aergerniß und eine Thorheit.

Anmerkung der Redaction der hist. pol. Bl.

Bei Betrachtungen der Verhältnisse in Italien (S. 74 u. f.) spricht der Verfasser tiefe Kenntniß der dortigen Zustände aus. Allerdings wurden die österreichischen Heere in den beiden italienischen Königreichen bedeutend verstärkt, allein, wie es scheint, dennoch unzureichend. Auch waren alle Städte dermassen besetzt, daß zur Garnison von Mailand nur acht Bataillone und zu der von Venedig nur vier verwendet werden konnten; vielleicht aber, hatte der commandirende General zu viel kleinere Städte unzureichend besetzt. Ob das Kastell von Mailand mit grobem Wurfgeschütz versehen war, wissen wir nicht; allein man darf bei dessen möglicher Anwendung nicht vergessen, daß es ein schwerer Entschluß für eine Provinzialregierung ist, eine Stadt wie Mailand mit mehr denn hundert tausend Bewohnern, zu zerstören, und daß der Aufruhr daselbst fast gleichzeitig mit der Kriegserklärung des Königs von Sardinien und mit dem Aufstande in Venedig zusammentraf, so daß wir der Meinung sind, es wäre unter allen Umständen dem Feldmarschall Radetzky nichts anders übrig geblieben, als, wie er es that, sich bis an den Mincio zurückzuziehen. Vergessen wir auch nicht, daß die italienischen Regimenter die sich im lombardisch venetianischen Königreiche befanden, größtentheils abfielen und daß deren Uebergang zu dem Feind diesen um so viel verstärkte, als er die Kräfte des österreichischen Heeres verminderte.

Seite 86. wird des Zugeständnisses erwähnt, das die Regierung den Wünschen der Ungarn gemacht hatte, nämlich „nach einem Zeitraume von sechs Jahren auch für die ungarischen Kronländer (Croatien und Slavonien) statt der bisher üblichen lateinischen Sprache die magyarische in den Landtags-Verhandlungen einzuführen.“ Es gränzt an Wahnsinn: eine vollständig entwickelte Geschäftssprache zu verlassen, und eine ungebildete dafür anzunehmen, die aus Mangel einer Literatur lange ungebildet bleiben und daher zu Mißdeutungen Anlaß geben mußte!

Die Schilderung des verstorbenen Erzherzoges Palatin

kann in wenigen Worten, nicht mit mehr Vollständigkeit und Wahrheit gegeben werden, als es Seite 91 der Fall ist. So ist auch Seite 94 das Gemälde der ungarischen Zustände, so wie der darauf folgenden bömischen, mit tiefer Sachkenntniß und Klarheit geschrieben. Die am Ende von Seite 96 ausgesprochene feine Satyre erfreut hier und an mehreren andern Stellen den Leser.

Der Sprachenhader der bei dieser Gelegenheit von den Czechomanen erregt wurde, characterisirt sowohl in Böhmen als in Ungarn entweder den Unsinn der Zeit, oder die damals schon bestehende geheime Absicht, die österreichische Monarchie in Bruchstücke aufzulösen. Was hätte es für einen Staat wie dieser, der einmal aus verschiedenen Nationalitäten besteht, für ein anderes, erwünschteres Bindemittel geben können, als das einer allgemeinen Geschäftssprache, in welcher die Gesetze verfaßt, und aus welcher sie in die anderen provinciellen übertragen worden wären, und auf diese Weise legale Kraft erhalten hätten? Jeder österreichische Patriot muß bedauern, daß dieser Weg nicht eingeschlagen worden ist.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser Seite 117. gestellt hat, nachzuweisen, welchen Angriffen die vormärzliche Gestaltung Oesterreichs unterlag, hat er in seiner Schrift vollständig gelöst.

Soll (S. 123) die Bemerkung, „daß der Bundestag seit dreißig Jahren kein einiges und starkes Deutschland zu schaffen gewußt habe,“ ein Vorwurf gegen den Bundestag seyn, so erlauben wir uns zu erwiedern, daß dieß Urtheil vielleicht zu streng ist. Die Wehrkraft des Bundes war zweckmäßsig organisirt und wurde mit Sorgfalt beaufsichtigt. Vielleicht könnte man auch die Frage stellen: wollten die beiden mächtigsten Staaten Deutschlands, Oesterreich und Preußen, daß das übrige Deutschland einig und stark werde? Zeigte nicht eine Macht der zweiten Ordnung in Deutschland das beständige Streben nach Selbstständigkeit? Und kann es unter diesen Umständen verwundern, daß man nicht vom Staatenbunde zum Bundesstaat überging, nachdem durch die Wehrverfassung

Deutschlands Vertheidigung gegen die fremden Feinde sicher gestellt war?

Alle Seite 124 und 125 aufgestellten Bemerkungen sind nur zu wahr. Zu den Ansprüchen, welche an die Finanzverwaltung gemacht wurden, müssen wir den Bau von Eisenbahnen rechnen, welche die commerciellen Verhältnisse Oesterreichs unbedingt erforderten. Die unzeitige und unpassende Erwähnung der Möglichkeit eines Staatsbankerottes ging allerdings von hochgestellten Männern aus, die weiser gethan hätten, diese Möglichkeit nicht zu berühren.

Mit wenigeren und bündigeren Worten die Folgen des Ereignisses vom 24. Februar zu schildern, als dies von Seite 129 bis 140 geschehen, ist nicht gut möglich.

Die Erwähnung des Gastwirths Faster in Prag und seine Erhebung zum Staatsreformator ist mit Laune geschildert; sie wäre belustigend, wenn die Folgen solcher Verirrungen nicht das Herz mit Betrübniß erfüllten!

Auch die Schilderung des Zustandes der Dinge (S. 154 bis 158), welche dem 13. März vorangingen, ist so mit Wahrheit, wie mit Milde und Nachsicht gegeben. Indeß ist man der Meinung, daß die Ereignisse des 12. März und der vorhergehenden Tage von allen obern Behörden nicht als wichtig genug betrachtet worden sind, und daß vielleicht geringe Vorsichtsmaßregeln die Explosion vom 13. März verhindert haben würden.

Die Darstellung der Begebenheiten des 13., 14. und 15. März läßt an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Dabei hat der Verfasser mit seltner Kritik die wesentlichen Umstände von den unwesentlichen zu trennen gewußt, und den wichtigen Moment der Verdrängung des Staatskanzlers von seiner hohen Stelle durch die Wortführer des Volkes, mit der Würde eines klassischen Geschichtschreibers verzeichnet.

Die Haltung des Fürsten Metternich (S. 177), mit der er den Antrag, seiner Stelle zu entsagen, annahm, und diese Entsagung selbst aussprach, scheint von einem Augenzeuge ge-

schildert; sie wird in den Tafeln der Geschichte aufbewahrt werden, und kann mit dem Fall eines Feldherrn verglichen werden, der an der Spitze eines im Kampfe begriffenen Heeres von einer Kugel weggerafft wird. — Die Anwendung der bekannten schönen Stelle aus den Oden des Horaz auf den Fürsten Metternich ist schmeichelhaft, aber verdient. Sie scheint uns um so wahrer, als wir veranlaßt sind, zu glauben, daß der Autor der Schrift weder ein Schmeichler des Staatskanzlers war, noch besondere persönliche Verbindlichkeiten gegen ihn hatte.

Die Betrachtungen (S. 189), welche sich auf den Werth des Ausdruckes Constitution und dessen Vermeidung in der Kundmachung vom Morgen des 15. März beziehen, sind so tief durchdacht, daß sie den Verfasser als einen Mann bezeichnen, welcher mit dem Staatsleben und seiner praktischen Seite vollkommen vertraut ist. Und wenn Seite 195 erwähnt wird, daß es späterhin gewissen Leuten gelang, das Wort Constitution als Substantivum in der später folgenden Proclamation aufzuführen, so ist dieß ein Beweis mehr, wie richtig in jener Zeit die Männer der Revolution den Werth gewisser Schlagworte erkannten, und wie geschickt sie solche als Errungenschaften den Regierungen abzuzwingen vermochten.

Seite 191 haben wir mit lebhaftem Interesse die Schilderung jener Fahrt des Kaisers und der Kaiserin durch die Stadt Wien gelesen. Der „schmerzliche Ausdruck in den Zügen der Kaiserin Maria Anna" wird dem Schreiber dieses stets erinnerlich seyn: er schien das Gepräge der Ahndung der Mai-Ereignisse zu tragen. Der Verfasser stimmt, als er der seltsamen Erscheinung eines edlen Grafen zu Roß vor dem kaiserlichen Wagen erwähnt, in die Ansichten jener Tausende ein, die Zeuge dieser unberufenen Begleitung waren.

Auf Seite 199 finden wir Citate aus der Denkschrift des Grafen Montecuculi, welche er unterm 5. Juli 1848 als Rechtfertigung an die Reichsversammlung richtete; sie rufen uns unwillkürlich eine andere Stelle (S. 4) aus dieser Schrift

in's Gedächtniß, in welcher sich der edle Graf ausdrücklich rühmt, „daß er seit dem 15. März mit Niemanden von der kaiserlichen Familie und ihrer nächsten Umgebung in Berührung gekommen sei und dieß auch sorgfältig vermieden habe." Ein zu jener Zeit allerdings geeignetes Geständniß, um sich bei der damals herrschenden Partei in ein so günstiges Licht als möglich zu stellen.

Der Verfasser ist Seite 202 der Ansicht, „daß gewaltsamer Widerstand gegen die Bewegung vom 15. März die Vollbringung der Absichten der Ruhestörer nur hätte hinausschieben, aber nicht verhindern können." Er wird aber darin mit uns einig seyn, daß selbst eine Aufschiebung dem allgemeinen Besten würde Vortheil gebracht haben, weil seiner früher ausgesprochenen Meinung nach, die Verwandlung eines absoluten Staates in einen constitutionellen, um heilsam zu seyn, progressiv hätte erfolgen müssen.

Von Seite 207 an legt uns die Schrift (V.) die Ereignisse bis zu Ende März vor. Sie stellt solche mit derselben Gründlichkeit und Sachkenntniß dar, die wir früher haben beloben müssen, und gibt uns hier und da höchst merkwürdige historische Notizen. Dahin gehört unter Anderm, daß der Kaiser schon am 17. März an die damals noch bestehende vereinigte Hofkanzlei ein Kabinetsschreiben erließ, in welchem dieselbe den Auftrag erhielt, provisorische Vorschriften über Behandlung von Preßvergehen, welche durch freisinnige Justizmänner nach den Bestimmungen des allgemeinen Strafgesetzbuches entworfen und vom Kaiser schon genehmigt waren, sogleich veröffentlichen zu lassen. Diesem Kabinetsschreiben wurde nicht gehorcht, die Vorschrift nicht verlautbart, und der zum Minister des Innern ernannte Staatsmann hielt es für angemessener, den kaiserlichen Befehl bei Seite zu legen.

Auf Seite 214 begnen wir einer Schilderung der Eigenschaften des Erzherzogs Ludwig, die uns von einer meisterhaften und unparteiischen Feder entworfen scheint; und Seite 215 wird unserer Meinung nach klar hingestellt, wie durch die

Errichtung eines Ministerrathes die Eigenschaften und große Sachkenntniß des Erzherzogs hätten ferner benützt werden können, ohne daß dessen Unentschlossenheit, die aus den reinsten Absichten entsprang, einen raschen Geschäftsgang gehemmt und verzögert haben würde.

Alle, denen das Wohl der österreichischen Monarchie am Herzen liegt, werden das Seite 216 bis 219 Gesagte mit dem höchsten Interesse lesen, so wie die Betrachtungen, die der Verfasser über die Persönlichkeiten der neuen Minister Pillersdorf und Kübeck anstellt. Mit Schonung für erstern erörtert er die Frage: was für Motive die unheilvollen Resultate seines Ministeriums herbeigeführt haben können? Und obgleich der Verfasser in dem Vorworte Seite VI sagt: daß die Genesis vor dem Erscheinen der „Rückblicke von F. v. P." geschrieben worden sei, so würde doch auch ohne diese Versicherung der ganze Inhalt der Schrift diesen Beweis liefern. Indeß ist es nicht wenig merkwürdig, daß derjenige Theil derselben, welcher die Zeit des Ministeriums Pillersdorf umfaßt, eine vollständige und scharfe Kritik desselben enthält, und somit im voraus eine siegreiche Widerlegung jener Broschüre wurde, in welcher F. v. P. unter dem Titel „Rückblicke" die Rechtfertigung des Ministeriums des Freiherrn v. Pillersdorf versuchte.

Weiterhin entwickelt der Verfasser, von S. 223 an, die Schwierigkeit, die für die Regierung des österreichischen Kaiserstaates darin lag, und wohl noch liegt, die verschiedenen Nationalitäten in Eine Staatseinheit zu vereinigen. Er zeigt uns, wie in Frankreich alle Regierungssysteme immer nur mit einer Nation zu schaffen hatten, und somit das französische Nationalinteresse, das Wohl der Nation, ohne Widerspruch fremdartiger Theile, derselben geltend machen konnten. Hiedurch werden wir auf die Betrachtung der vier Hauptnationalitäten, der deutschen, magyarischen, slavischen und der italienischen hingeführt, und erhalten mannichfaltige politische Aufklärungen über diesen wichtigen Gegenstand.

Der Seite 233 und 234 aufgestellte Vergleich der Verhältnisse der Niederlande im Jahre 1790 und Ungarns 1848, und des Betragens des Erzherzogs Carl mit demjenigen des Erzherzogs Stephan als Palatin, ist glücklich aus der neuern Geschichte ausgehoben. Der Verfasser bezweifelt nicht, daß letzterer die Krone Ungarns, wäre sie ihm angeboten worden, eben so wie der Erzherzog Carl die Krone des Burgundischen Königreiches, zurückgewiesen haben würde: eine Ansicht, die wohl die höchste Schätzung der Charakter-Eigenschaften des Erzherzogs Stephan beweiset, denn Recensent wagt nicht, diese Parallele als Ironie zu betrachten.

Seite 236 weiset der Verfasser wiederholt auf den berüchtigten Gastwirth Faster in Prag als Reformator der Zeit hin. Es war uns lieb, diesen Helden jener Tage der Vergessenheit entzogen zu sehen, damit die Nachwelt wisse, welchen Vertretern des Zeitgeistes sie ihren Dank für die gewonnenen Errungenschaften schuldig sei.

Wir können nicht genug der Aufmerksamkeit der Leser die Entwickelung der Forderungen (S. 239 bis 250) empfehlen, welche sowohl die Böhmen, als die vereinigten drei Königreiche Dalmatien, Croatien und Slavonien an die Regierung stellten. Darunter fand sich zum Heile Oesterreichs die der Wahl des Ban's Jellachic. Der Schilderung dieses Mannes wird jeder Wohlgesinnte beistimmen, so wie den kurzen und gehaltvollen Bemerkungen, die sich Seite 248 auf die kaiserliche Armee in Italien und ihren würdigen Feldherrn beziehen.

Der Verfasser bezeichnet in dem Abschnitt VI vierzehn Thatsachen, die das Glück, welches Oesterreich aus den im März ergangenen Verfügungen der Regierung zu erreichen träumte, in namenloses Unheil verwandelten. Jeder dieser vierzehn Punkte wird von Seite 255 bis 331 gründlich und umständlich durchgeführt.

Es werden einer Seits die mannichfaltigen Unterlassungs-

ständen, und anderer Seits die genommenen Maßregeln des Ministers des Innern und spätern Ministerpräsidenten v. Pillersdorf mit strenger Kritik im Verlaufe jener vierzehn Punkte beurtheilt. Und wenn Seite 259 und 260 die Verirrungen der Jugend in der Aula mit Nachsicht besprochen werden, so werden ihre Verführer mit desto schärferer Geißel gezüchtigt.

Der zweite Punkt beschäftigt sich mit der Vernichtung der ständischen Verfassung in Böhmen, und ruft uns den Anfang der dortigen Wirren in richtiger Zeitfolge in's Gedächtniß zurück. Der Verfasser übergeht keineswegs die Petition, welche die großen Grundbesitzer unterm 2. April an den Kaiser richteten, und in welcher sie die czechische Nationalität und die größte Ausdehnung der Vertretung auf dem Landtage oder sonstigen Landversammlungen erbaten. Unter jenen großen Grundbesitzern finden wir die Namen der berühmtesten böhmischen Geschlechter; aber wir vermissen unter den erstern den erlauchten Namen Liechtenstein. Man vermißt ihn jedoch nie in den Annalen Oesterreichs als Stütze der Regierung, und wenn es sich darum handelt, Gut und Blut zum Opfer zu bringen.

Der dritte Punkt erwähnt der Octroyirung der Verfassung vom 25. April, welche hier treffender Weise ein Bastard des Wiener Radikalismus und der Ministereitelkeit genannt wird. — Hier, wie überhaupt beim Lesen dieses Werkes, das einen so ernsten Gegenstand behandelt, sind wir öfters durch Aeußerungen feiner, humoristischer Laune zum Lächeln gebracht worden. Die auf Seite 267 und 268 erwähnte Veränderung der persönlichen Stellung derjenigen Staatsmänner, welche an der Entstehung des Patentes vom 15. März Theil genommen hatten, ist nicht zu übersehen: der Staatsrath war beseitigt, Graf Kollowrat am 19. April des Vorsitzes im Ministerrathe entbunden, statt des Erzherzogs Ludwig unterstützte damals der Erzherzog Franz Carl den Kaiser in den Geschäften.

Seite 271 ist von den Gewaltthätigkeiten die Rede, welche den vorsitzenden Minister im Ministerrathe und Minister der

auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Fiquelmont, am 2. und 3ten Mai zur Abdankung veranlaßten, und später ruft man uns die Proclamation des Kaisers vom 4. Mai, von Pillersdorf contrasignirt, in Erinnerung, so wie den merkwürdigen Besuch, den dieser Minister der Gräfin Fiquelmont am Tage nach den Ereignissen, die ihren Gemahl aus dem Ministerio entfernten, abstattete. Ob dieser Mißgriff von seiner Unkenntniß der geselligen Formen herrührte, oder ob er als Versuch gelten sollte, Denjenigen zu versöhnen, den er zum wenigsten durch seine Passivität aus seinem Posten verdrängt hatte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Kurz nach diesem Vorgang wird Seite 277 des Eintritts neuer Minister in den Ministerrath erwähnt, und namentlich des Freiherrn v. Doblhoff. Die glückliche Anwendung der bekannten Antworten eines Zeugen in dem Prozesse der Königin Caroline von England: non lo so! non mi ricordo! auf die Antworten, welche Freiherr v. Doblhoff späterhin öfters auf Interpellationen im Reichstage gab, muß die Heiterkeit der Leser erwecken.

Der fünfte Punkt Seite 279 stellt die Reihenfolge der verschiedenen Associationen auf, welche vom Anfang Mai an, nach und nach einen ausschließlichen Einfluß auf die Krone und das Ministerium ausübten; vorzugsweise hebt der Verfasser Seite 293 den merkwürdigen und in einem constitutionellen Staate nie eingetretenen Fall aus, daß ein Ministerium, welches den Monarchen veranlaßte, gewissen Wünschen des Volkes nachzugeben, sich, als es sich um die Ausführung seines ertheilten und angenommenen Rathes handelte, zurückzog. Diese Erklärung gab das Ministerium am 16. Mai, setzte aber seine Amtsführung bis zum Zusammentritt des Reichstages fort.

Seite 279 und 280 wird gesagt: „der Brennpunkt der Unzufriedenheit, des Mißtrauens 2c. 2c. sei das politische Centralcomité der Wiener Nationalgarde gewesen.“ Wir sind weit

entfernt, diesem Vereine nicht die vollständigste Wirksamkeit beizumessen, müssen jedoch auch auf den demokratischen Verein hinweisen, welcher bis Ende October bei verschiedenen Gelegenheiten eine bedeutende Rolle spielte, und den wir nur in der vorliegenden Schrift Seite 316 im Vorbeigehen erwähnt finden.

Mittlerweile war die Abreise des Hofes nach Innsbruck erfolgt, und die Wiederaufnahme der Thätigkeit des Ministeriums war, wie oben gesagt, nur als interimistische Maßnahme erfolgt.

Der siebente Punkt stellt uns in Kürze den Versuch der Reaction vor Augen, den das Ministerium Pillersdorf am 25. und 26. Mai ohne Erfolg unternahm, und durch dessen Mißlingen der Muth des Aufruhrs erhöht, der „Ausschuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten Wiens für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, und Wahrung der Rechte des Volkes" gebildet, und dieser durch eine abermalige Erklärung des Ministeriums vom 27. Mai für unabhängig von jedweder andern Behörde erklärt wurde.

Der achte Punkt bis zum vierzehnten (Seite 303 bis 329) schildern den weitern Verlauf der Ereignisse bis zum Sturze des Ministeriums Pillersdorf, welches vielleicht stillschweigend durch alle spätern Proclamationen und durch eine vom Kaiser an Pillersdorf gerichtete Aufforderung: noch in seiner Stellung auszuharren, nach seinem interimistischen Verhältniß wieder als permanent gelten konnte. Bei dieser Gelegenheit wird Seite 305 gesagt, „daß der Fürst Metternich mit dem Baron Wessenberg seit der Mission des letzteren nach London im Jahre 1830 zerfallen gewesen sei." Allein dieß ist ein Irrthum. Baron Wessenberg hatte das Mißfallen des Kaisers erregt. Bei seiner temporären Sendung nach London, wo er durch die bekannten Protokolle die Verhältnisse zwischen dem Königreiche der Niederlande und Belgien, im Einverständniß mit dem französischen, russischen, englischen und preußischen Kabi-

nete regeln sollte, hatte der Kaiser die Meinung gefaßt, er habe (im Jahre 1831) bei Unterzeichnung eines gewissen Protokolls seine Instruction überschritten.

Im neunten Punkt, Seite 308 bis 315, finden wir die Prager Junierereignisse genau wiedergegeben, obgleich hier, so wie in allen uns bekannt gewordenen Darstellungen derselben uns nie klar geworden ist, wie es dem Fürsten Windischgrätz nach den am 15. Juni gemachten Concessionen dennoch gelang, schon am 16. die unbedingte Unterwerfung der Stadt zu erreichen?

Seite 312 wird versichert, daß der Fürst Windischgrätz neben seiner Gemahlin gestanden sei, als sie durch einen Schuß todt zu Boden gestreckt ward *).

Der Verfasser hebt Seite 321 mit seinem gewohnten Scharfsinn den merkwürdigen und unerhörten Umstand aus, daß zwei Stellvertreter, mit allen Souverainetätsrechten ausgestattet, vom 16. Juni an im österreichischen Kaiserstaate auftraten; der Eine in Ungarn und Siebenbürgen, der Andere

---

*) Die nähern Umstände dieses unglücklichen Ereignisses sind folgende: Das Gebäude des General-Commandos in Prag, liegt dem Gasthofe zum goldenen Engel gegenüber und bildet einen stumpfen Winkel, an dem ein Zimmer gelegen, was zum Vorzimmer diente; in diesem befand sich die Fürstin, als der verhängnißvolle Schuß fiel; er kam nicht aus dem Wirthshause, sondern aus einem Hause, das in einer auf das General-Commando einmündenden Straße rechter Hand liegt. Der Schuß fiel aus dem zweiten Stock, welches die Richtung, die die Kugel nahm, bewieß. Die Fürstin hatte ein hellblaues Kleid an, welches durch die herabgelassene Marquise durchgeschimmert haben kann, und daher hat der Schuß wahrscheinlich dem Fürsten gegolten, welcher die hechtgraue Generalsuniform trug. Er selbst war nicht in jenen Vorzimmern, sondern in Conferenz mit andern Generalen, in seinen eigenen Gemächern, die auch nach der Straße heraus gelegen waren.

in der Person des Erzherzogs Johann für alle übrigen Theile der Monarchie. Beide standen in mannichfaltigen Conflicten dieser beiden Hälften des Reiches einander gegenüber; dabei ein verantwortliches Ministerium! — Die Anomalie dieser Verhältnisse weist die Schrift mit großer Klarheit nach.

Eben so treffend bringt uns der Verfasser die Verschiedenheit, ja die Widersprüche zur Anschauung, die sich zwischen der Begründung der Constitution vom 25. April und dem Beruf eines constituirenden Reichstages in den verschiedenen Proclamationen, vom 16. Mai, vom 5. und 25. Juni kund gaben. Nach der vom 16. Mai sollte die Constitution vorläufig der Berathung des Reichstages unterzogen werden, und zwar solle dieser erste Reichstag nur in Einer Kammer zusammentreten. In der vom 5. Juni sagt das Ministerium des Innern ausdrücklich, „erst nach dem Ergebnisse der Berathung über die zu ertheilende Verfassung könne in Frage gestellt werden, ob auch weitere Gegenstände der Gesetzgebung und der Verwaltung vom Reichstage in Erörterung zu nehmen wären?“ Endlich spricht die Proclamation des Erzherzogs Johann vom 25. Juni gar nicht von der Revision der Verfassung, sondern erwähnt nur die Nothwendigkeit eines neuen Grundbaues, der Veränderung der Gesetzgebung in allen ihren Zweigen und der Eröffnung neuer Hülfsquellen für dringende Staatsbedürfnisse.

Liefert je die Geschichte irgend einer Regierung das Beispiel eines schwankenderen und unregelmäßigeren Ganges?

(Schluß folgt.)

III.

Actenstücke und Zeugenaussagen zur Beurtheilung der neudemokratischen Diplomatie.

I.

Fürst Wallerstein spricht:

(Wörtlich aus dem stenographischen Bericht über die Verhandlungen der bayerischen Kammer der Abgeordneten. Neunzehnte Sitzung vom 6. November 1849. Seite 448.)

„Keiner Ihrer Redner, meine Herren! hat nur das Wort Demokratie genannt, ohne wenigstens später gleichsam sich selbst berichtigend beizufügen, er spreche nicht von der edlen, sondern nur von der entarteten Demokratie."

„Meine Herren! das ist recht; aber wenn es eine edle Demokratie gibt, so hat Niemand das Recht, Andern die unedle, entartete an den Kopf zu werfen, und Richter über die Gewissen seiner Mitbürger zu seyn."

„Meine Herren! gibt es eine edle Demokratie, so kann man Demokrat seyn, und der gesetzlich bestehenden constitutionellen Monarchie huldigen, ich sage sogar mehr, die künftige Form unserer bürgerlichen Gesellschaft ist die Demokratie, denn die Privilegien sind erloschen, die Gleichheit ist gegeben."

„Also man kann Demokrat seyn, und ist deßwegen noch kein Wühler und Anarchist, kein Mann des Blutes, und es

ist unwürdig, solche Begriffe zu verwechseln, um Richtungen zu verdächtigen."

Dr. Döllinger antwortet:

(Wörtlich aus demselben stenographischen Bericht Seite 454.)

„Ein Wort muß ich noch sagen über die Beschuldigung der Ungerechtigkeit, die uns von dieser Seite gemacht wird, daß wir nicht unterscheiden wollten zwischen der edlen und unedlen Demokratie. Wenn uns die edle Demokratie gezeigt wird, wenn uns die Züge ihres Edelmuthes augenscheinlich vorgeführt werden, dann — aber bis dahin müssen wir die Anerkennung verschieben! Leider aber muß ich sagen, daß die Repräsentanten der Demokratie, die wir bisher von jener Seite vernommen haben, uns von den edlen Zügen der Demokratie sehr wenig oder nichts gezeigt haben. Der eine Herr hat den pfälzischen Aufstand und implicite den damit zusammenhängenden badischen Aufstand in Schutz genommen; er hat uns das ganze System vorgelegt und vertheidigt, aus welchem diese Aufstände als nothwendige Folge hervorgegangen seien. Derselbe Herr hat uns zu verstehen gegeben, daß wenn noch einmal dieselbe Lage einträte, dieselben Personen auch noch einmal so handeln würden. Ist das die edle Demokratie? Haben wir überhaupt in diesen Auswüchsen der deutschen Revolution und Demokratie so viel edle Züge wahrgenommen? Da, meine ich, dürfte man mit der Diogenes-Laterne herumgehen, um edle Züge zu finden. Ein Redner vorher hat uns ganz andere Züge der Demokratie, die nicht unter den Begriff Edelmuth fallen, angeführt. Ein anderer Wortführer der Demokratie hat ausgesprochen, daß die Glaubenskraft der europäischen Nationen jetzt ein anderes Object zum Ziele haben müsse, nachdem es mit dem Glauben an das Christenthum zu Ende sei, sie müßten nämlich an die Demokratie glauben, und diese mit aller Energie durchführen. Ich erinnere Sie daran, daß, während die Nationalversammlung in Frankfurt versammelt war, ein großer Congreß der deut-

schen Demokratie in Frankfurt so zu sagen unter unsern Augen gehalten wurde, zu welchem auch Abgeordnete aus Bayern sich einfanden. In diesem Congreß wurde als erstes Princip aufgestellt: die deutsche Demokratie bestehe in der Durchführung der socialen Republik in ganz Deutschland. Auf demselben Congreß der deutschen Demokratie wurde ganz ernsthaft berathen, ob man die Ehe und Religion abschaffen solle, und endlich wurde der Beschluß gefaßt: vorläufig diese Punkte noch auf sich beruhen zu lassen. So steht es mit den edlen Qualitäten der deutschen Demokratie, die wir anerkennen sollen!"

II.

Depesche des Gesandten der französischen Republik in Baden vom 16. Mai 1849.

(Vorgelesen in den Pariser Verhandlungen der gesetzgebenden Versammlung vom 25. und 26. Juni 1849 von dem französischen Minister des Aeußern, Herrn v. Tocqueville.)

„Ich halte es für nützlich, Herr Minister, Ihre Aufmerksamkeit auf eine Thatsache zu lenken, die ich verbürgen kann. Herr Savoye, früher Geschäftsträger der französischen Republik in Frankfurt, hatte sich am 13ten nach Offenburg begeben; er hat die Tribüne bestiegen und in deutscher Sprache eine Rede gehalten. — Er hat gesagt, er sei Delegirter der französischen Socialisten und Ledru-Rollins, um ihren deutschen Brüdern ihre Sympathien zu versichern, sie zu energischer Ausdauer zu ermuntern, und ihnen ihre brüderliche Unterstützung zu versprechen. — Diese Worte haben Jubel erregt."

III.

Der Abgeordnete Binder spricht:

(Wörtlich aus den stenographischen Berichten der bayerischen Abgeordnetenkammer Num. 19 vom 6. Nov. 1849. S. 442.)

„Meine Herren! Wenn Sie dem Laufe der Debatte des Herrn Vorredners" (Dr. Heine) „gefolgt sind, so werden Sie

einen Passus bemerkt haben, in dem er sagt, daß die Volkspartei unser wackeres Militär mit Groschen und Sechsern verführt hat."

„Meine Herren! Bei der Amnestiefrage wird das von bedeutendem Rückschlage seyn, und ich frage den Herrn Redner, ob er denn auch weiß, wer die Gulden gezahlt hat, damit sich eben unser wackeres Militär an dem Eigenthum und Leben seiner Staatsbürger vergreife."

Dr. Heine antwortet:
(Ebendaselbst.)

„Ich lebe in einer Garnisonsstadt und jedes Kind weiß, wie dort mit dem Militär und auf wessen Anrathen so verfahren worden ist. Ich hatte auch Gelegenheit, im vorigen Sommer öfters nach Mannheim und Heidelberg zu kommen, ich weiß, daß nicht bloß Kreuzer und Sechser im Gange zu solchem Zwecke waren, auch Guldenstücke, ich glaube, daß diese Guldenstücke noch wo anders herstammten, als von deutschen Beiträgen, deren sich die deutsche Flotte kaum in solch freigiebigem Maße erfreut hat. Zweifelsohne hatte sie das Ausland zur Unterhaltung unserer politischen Einigkeit hergeschossen, welche letztere heute noch so wenig wie damals vor der Gefahr aus hohen Träumereien und niederer Gehässigkeit sicher steht."

IV.

Demokratische Urtheile über die Frankfurter Reichsversammlung, ihre Reichsverfassung und ihre Centralgewalt unmittelbar vor der Erhebung zur Durchführung der Reichsverfassung.

Aus dem Bericht des Abgeordneten Prinz.

(Stenographische Berichte der bayerischen Abgeordnetenkammer Num. 32 vom 30. November 1849. S. 294.

„Unter solchen Einflüssen" (von Robert Blum, Karl Vogt, Schilling aus Wien, Jordan aus Berlin, welche die Pfalz im Mai bereisten) „erhielten die Volksvereine" (der Pfalz) „allmählich eine demokratische Färbung, an vielen Orten stell-

ten sich Demagogen an die Spitze. Zuletzt wurden sie von einer Anzahl von Rechtskandidaten von Frankenthal, die für die social-demokratische Republik wirkten, geleitet, worauf das Volksvereinsblatt in's Leben trat. Man darf, ohne kühn zu seyn, sagen, daß ohne jene Rechtskandidaten, die ihre Plane mit berechnender Schlauheit verfolgten, beständig mit den Centralvereinen correspondirten, zugleich aber mit Frankfurt in Verbindung standen, die beklagenswerthe Empörung nicht ausgebrochen seyn würde."

„Im September 1848 herrschte in diesen Regionen ein unbeschreiblicher Haß gegen die Centralgewalt und die Nationalversammlung. Man organisirte sogar an gewissen Orten bewaffnete Züge, um Germain Metternich zu unterstützen, und das Parlament zu sprengen. Damals wurden Die, welche sich des Parlamentes annahmen, hie und da, in Rede und Schrift, auf die niedrigste Weise angegriffen. Ja in einer Gemeinde ging dieser Pöbel so weit, denjenigen die Fenster einzuwerfen, welche in einer an die Nationalversammlung gesandten Adresse erklärt hatten, daß sie an ihr und der Centralgewalt treulich halten wollten, — und dieß, meine Herren! sind dieselben Menschen, die ein halbes Jahr später diejenigen schmähten, welche an der Allmacht des Parlamentes einigermaßen zu zweifeln wagten."

Zeugnisse aus dem Hauptblatte der Pfälzer Demokratie.

Aus einer Correspondenz „des Boten für Stadt und Land, redigirt von dem Parlamentsmitglied, Nik. Schmitt von Kaiserslautern", hier heißt es: „Frankfurt, 27. April 1849. Schon längst war die Nationalversammlung todt für das deutsche Volk; gestern hat sie selbst ihr Todesurtheil förmlich unterzeichnet. Einen schmachvolleren Beschluß, als den gestrigen, hätte sie nicht fassen können. Nicht einmal zu dem „„Schatten eines Entschlusses"" hat sie sich aufzuschwingen vermocht", sagt treffend ein öffentliches Blatt. —

„Mit einem Worte, die Nationalversammlung hat sich gestern ein Zeugniß der Ohnmacht, der Feigheit und der Geistesarmuth ausgestellt, das nicht erbärmlicher ausfallen konnte. — „„Schreiben Sie über die Paulskirche Convent““ — rief gestern Raveaux der Mehrheit zu, „„und kein Mensch wird's Ihnen glauben, so lange Sie darin sitzen.““ — Wer mag sich rühmen, Mitglied dieser Versammlung gewesen zu seyn? — Hole der Teufel die ganze Wirthschaft; das sollte jetzt der Stoßseufzer jedes wackern deutschen Mannes seyn.“

Aus einem Aufruf desselben demokratischen „Boten für Stadt und Land“ vom 29. April 1849: „Pfälzer! der König von Bayern hat, wie Ihr aus nachstehender Note ersehet, offen erklärt, er erkenne die Reichsverfassung nicht an. Auf! zwingt ihn, die Verfassung anzuerkennen. **Wir verachten die Frankfurter Versammlung.** Aber ein Fürst bedroht sie. Ist das nicht Grund genug, sie zu schützen? sagt das Organ der rheinhessischen Demokratie, die Mainzer Zeitung, und einzig und allein, weil ein Fürst die Verfassung bedroht, müssen wir sie durchführen um jeden Preis. — Unter dem Drucke der Säbelherrschaft wird das Volk gebeugt, und fürstliche Willkür saugt das letzte Restchen vom Wohlstande des Volkes, welches fürstliche Verschwendung und Sinnenlust übrig gelassen, aus. Nur zwei Wege also: „„entweder den Trotz des Königs gebeugt, oder verhungert!““ Darum Pfälzer steht fest zusammen, vereinigt Euch alle, um den Trotz des Königs, der auch dem schlichtesten Begriffe von Recht und Gesetz Hohn spricht, zu brechen, und haltet die Hand an die Waffen.“

Aus dem Bericht der „Speyerer Zeitung“ von Kolb über die Volksversammlung zu Kaiserslautern am 6. Mai 1849:

„Olly aus Darmstadt: Er biete nicht bloß Zustimmung an, sondern man werde die Regierung Hessens auch zur Hülfe

zwingen. Er sei Republikaner, und die Reichsversammlung genüge ihm nicht. Aber man soll dieselbe zur Barrikade machen. Er tadelt vielfach die Nationalversammlung, d. h. deren Mehrheit; aber er hege Achtung vor dem Principe, auf dem sie beruhe — dem der Volkssouverainetät. Der Preußenkaiser sei aus einem Geschlechte, das nicht durchlauchtig, sondern ausgelaugt sei. Betrachtet die Fürsten als die besten Wühler für die Demokraten."

„Greiner: Endlich sind die Würfel gefallen; — dieser Völkerstrom endigt nur mit der Republik. Bloß weil unsere Beschlüsse energisch waren, hat man sich in Frankfurt darum bekümmert. Sonst hätte man uns zusammenkartätschen lassen."

„Rockmann (aus Düsseldorf): Die Rheinpreußen haben die größte Sympathie für die Rheinbayern. Schildert, wie Friedrich Wilhelm wiederholt sein Wort gebrochen habe; so alle Fürsten. Ist gegen die Reichsverfassung als „„im Käskorbe zu Frankfurt gefertigt."" Aber man müsse sich an etwas anklammern. Man benütze die Verfassung als Brücke, über welche hinweg man weiter schreite. Die Beamten müßten durch den Landesausschuß beeidet oder verhaftet, d. h. unschädlich gemacht werden. Gehe der Ausschuß nicht voran, so müsse man ihn durch einen andern ersetzen. Die Republik sei sofort zu proclamiren. Er reise eben nach Rheinpreußen ab, um auch dort in diesem Sinne zu handeln! (Großer Beifall.)"

„Weber (von Neustadt): Warnt vor den Reichskommissären; sie haben immer die Rolle von Todeskäuzchen gespielt. Von der Centralgewalt habe man nichts zu erwarten; sie könne sich selbst nicht helfen. Die Mehrzahl will die Republik; aber damit sei nicht gesagt, daß dieselbe augenblicklich proclamirt werde. Die Verfassung müsse man als Barrikade benützen, aber nicht bei ihr stehen bleiben. Geld thue noth. Der Ausschuß soll eine progressive Einkommensteuer augenblicklich ausschreiben. — Sind Sie



einverstanden damit? (Viele: Ja!) Jeder Kanton soll dem Ausschusse einen Abgeordneten beigeben, der als Konvent handle."

V.

Aus dem Aufruf des Pfälzer Landesvertheidigungs-Ausschusses vom 5. Mai 1849.

„Die Pfalz hat über die Siege der ruhmbedeckten Magyaren gejubelt, das heldenmüthige Wien angestaunt, die einmüthige Erhebung der Schwaben gepriesen. Versteht die Pfalz nur zu jubeln und zu staunen ob der Großthaten freiheitbegeisterter Völkerstämme, oder wird sie in diesem Augenblicke der Entscheidung auch zu handeln wissen, und durch ein glorreiches Beispiel für ganz Deutschland zur weithin zündenden Leuchte werden?"

„Brüder! Gegen Wort und Pflicht, gegen göttliches und menschliches Recht haben unsere fürstlichen Henker, den Mann mit der blutigen Hand zu Berlin an der Spitze, den volksverrätherischen Bund geschlossen, um das unter ihrer eigenen Mitwirkung zusamengetretene Parlament zu verjagen, und alle Errungenschaften unserer Revolution mit frevler Gewaltthat zu nichte zu machen. Wessen Rechtsgefühl empört sich nicht ob diesem neuen, unerhörten Treubruche?"

„Auf, Du Volk der Pfalz! Du Volk, weithin berühmt durch Dein Rechtsgefühl und Deinen gesetzlichen Sinn! Beweise Deutschland, das seine Blicke auf Dich gerichtet hält, daß Du zwar dem Gesetze Dich beugest, daß Du aber auch die Kraft in Dir fühlest, die Machthaber zu beugen, welche mit frecher Stirne allem Gesetze Hohn zu sprechen wagen!"

„Brüder! Unsere ganze Provinz muß zu einem Lager umgeschaffen, jeder Arm bewaffnet, jedes Haus zur Festung, jeder Baum zur Brustwehr werden!"

„Auf denn, Brüder! und rüstet Euch zum heiligen Kampfe der Nothwehr. Schaaret Euch einträchtig zusammen und stimmt mit uns ein in das Feldgeschrei: Es lebe Deutschland und seine ewigen Rechte!“

„Kaiserslautern, am 5. Mai 1849.“

„Mit brüderlichem Gruße“

„Der Landesvertheidigungs-Ausschuß für die Pfalz.“

„H. Didier. P. Fries. Greiner. Dr. Hepp. Reichard. Schmitt.“

Weitere Proclamation des Landesvertheidigungs-Ausschusses von demselben Tage (5. Mai 1849).

„Der Landesvertheidigungs-Ausschuß an seine Mitbürger.“

„Wir machen Euch folgende Mittheilung:

1) Der Schweizergeneral Dufour ist zum Befehlshaber der pfälzischen Volkswehr ernannt, und um Annahme des Oberkommando ersucht worden.

2) Dreißig polnische Offiziere stehen für den Fall des Kampfes zu unserer Verfügung.“

VI.

Neudemokratische Heldenthaten.

(Aus den Verhandlungen der dritten Generalversammlung des katholischen Vereines Deutschlands. Seite 57.)

„Der Pfarrer von Landstuhl, jenem Städtchen, wo vor dreihundert Jahren Franz v. Sickingen seinen Sitz hatte, hat es gewagt, in seiner Gemeinde einen Piusverein hervorzurufen, um den religiösen Wühlereien einen Damm zu setzen. Das war in den Augen unserer ungläubigen Demokratie todeswürdiges Verbrechen. Der Pfarrer wurde daher gleich beim Ausbruche der Rebellion vogelfrei erklärt; es ward förmlich auf ihn Jagd gemacht mit einem Freischaaren-Corps von

hundert und fünfzig Mann, dessen Hauptmann der sogenannten provisorischen Regierung in Kaiserslautern versprochen hatte, den Pfaffen todt oder lebendig zu überbringen. Die Piusmänner in Landstuhl wußten jedoch ihren Pfarrer gegen die Rotte zu schützen und ihm Gelegenheit zu verschaffen, sich nach Frankreich zu flüchten, wo er, wie so viele andere Pfälzer-Geistliche, bei seinen Mitbrüdern die gastfreundlichste Aufnahme fand. Nicht so gut erging es dem benachbarten Pfarrer von Reichenbach, dessen Pfarrhaus in der Nacht vom Pfingstsonntag auf Pfingstmontag fünfmal gestürmt, jeder dieser Stürme aber jedesmal von braven Katholiken zurückgeschlagen wurde. Als der Morgen herbeigekommen war, wurde gegen den Pfarrer Sturm geläutet; auf dieses Zeichen versammelten sich gegen tausend Menschen, mit Flinten, Sensen, Mistgabeln 2c. 2c. bewaffnet. Der Angriff auf das Pfarrhaus wurde erneuert; alle Fenster wurden zertrümmert, Schüsse fielen und Kugeln flogen überall hin, wo der Pfarrer, der nur von fünf braven Katholiken umgeben war, sich blicken ließ, bis er endlich um halb zwölf Uhr von einer Freischaarentruppe von hundert und fünfzig Mann nach Kaiserslautern abgeführt wurde. Dort angekommen, wurde er von dem „„souverainen Volke““ mit den Worten begrüßt: „„Schlagt ihn todt den Hund, hängt ihn auf den Windischgrätz — Hecker hoch! — so muß es kommen! — alle Pfaffen müssen noch fort aus der Welt, in die Hölle hinein, zum Teufel!““ Und wäre nicht eines der Mitglieder der sogenannten provisorischen Regierung mit den Kraftworten dazwischen gefahren: „„Seid ihr denn Bluthunde!““ der brave Geistliche würde zweifelsohne von dem Pöbel zerrissen worden seyn. Nur mit Mühe gelang es, ihn in's Gefängniß zu führen. Auf dem ganzen Wege dahin, der ungefähr eine halbe Stunde dauerte, wurde er mit Schmäh- und Schimpfworten überhäuft und mit Steinen und Koth beworfen. Im Gefängniß um halb zehn Uhr des Abends angelangt, konnte er nicht einmal gegen Bezahlung ein Bett erhalten. Auf seine deßhalb gestellte Bitte hieß es: „„Nein, Pfaff, auf

den Strohsack mußt du!"" Am zehnten Tage seiner Gefangenschaft wurde er endlich, nachdem er ein zweimaliges Verhör bestanden hatte, frei gegeben, jedoch nur unter der Bedingung, daß er binnen vierundzwanzig Stunden in sein Vaterland zurückkehre — er war nämlich ein Franzose. Und worin bestand das Verbrechen dieses Mannes? Er hat es gewagt, das „„Mainzer Journal"" und das katholische Sonntagsblatt der Pfalz, „„Christlicher Pilger"" genannt, in seiner Gemeinde und in der Umgegend zu verbreiten, und unbeirrt von dem Wehen des jedesmaligen Zeitgeistes den Weg zu gehen, welchen ihm seine heilige katholische Kirche vorzeichnete."

„Wo möglich noch schlimmer ging es dem Pfarrer von Pirmasens. Zu diesem kamen eines Tages Mitglieder der sogenannten Mobilgarde oder Bürgerwehr, und verlangten einen Beitrag zur Anschaffung von Waffen und Munition behufs der „„Durchführung der Reichsverfassung;" und weil sie von dem Pfarrer, dessen ganze Baarschaft nur noch in einem Kronenthaler bestand, nichts erhalten konnten, gingen sie unter fürchterlichen Drohungen fort, hielten Rath und beschlossen, dem Pfaffen eine „„solenne Katzenmusik"" zu veranstalten. Auf Christi Himmelfahrt — Sie sehen, wie unsere Freischärler sich zur Ausführung ihrer Pläne immer die schönsten Tage auszuwählen wußten — Abends halb sieben Uhr, somit bei noch hellem Tage, kamen wirklich die Katzenmusikanten und fingen ihr Spiel an. Dieß war jedoch nur das Vorspiel. Als der Lieutenant der Bürgerwehr erschien, begann ein wahrer Steinhagel, so daß die Fenster gänzlich zertrümmert wurden. Jetzt stiegen zwanzig bis fünfundzwanzig Kerls in's Pfarrhaus hinein und zerstörten Alles, was sich vorfand: Stühle, Tische, Kommode, Spiegel, Betten rc. rc., die Federn wurden unter dem Geschrei: „„So müssen die Köpfe der Pfaffen fliegen"", in die Luft gestreut. Damit aber viele von denen, die außen standen, ihr Müthchen kühlen könnten, wurden Effecten auf die Straßen geworfen, und mit kanibalischer Lust zertrümmert. Selbst die Pfarr- und Inspectionsacten fanden keine Schonung.

Indessen erschien der erwähnte Lieutenant an der Spitze eines Haufens vor der geschlossenen Hausthür. Dieselbe wurde mit einer Axt eingehauen und auf den Pfarrer, der in der Hausflur sich befand, mit einer Muskete angelegt. Der Pfarrer, dieß wahrnehmend, begab sich in das obere Stiegenhaus. Allein auch da war er seines Lebens nicht sicher, weil ihm ein wahrer Steinregen durch das Fenster folgte. Er mußte wieder auf seine frühere Stellung zurück. Hier nahm man ihn abermals auf's Korn. Der Pfarrer selbst mit einer Doppelflinte versehen und die höchste Gefahr erkennend, that einen Schreckschuß. Der Zweck wurde erreicht; die Menge stob auseinander. Der Pfarrer benützte diese Gelegenheit und flüchtete in das benachbarte Haus. Man wußte jedoch hier seiner habhaft zu werden, führte ihn auf die Straße hinaus, setzte ihm einen Heckerhut auf und trieb so sein Gespött mit ihm. Der Pfarrer lächelte über diese Büberei. Und nun schrie man: „„So, der Pfaff lacht auch noch; er wird bald nicht mehr lachen."" Jetzt entstand unter der Menge ein Streit, ob man den Pfarrer gleich hinaus auf die Richtstätte, oder zuerst vor das Pfarrhaus führen und ihm die Gräuel der Verwüstung zeigen solle. Letztere Ansicht drang durch. Der Pfarrer wurde daher vor das Pfarrhaus geführt. Hier schrie man: „„Sieh Pfaff, wie wir deine Sachen zugerichtet haben."" Der Pfarrer versuchte einige Worte zu sprechen, um seine Freilassung zu bewirken; allein man schrie: „„Fort, hinaus mit ihm, dort bekommt er seinen Laufzettel."" Sein Laufzettel sollte aber darin bestehen, daß er gesteinigt oder mit Gewehrkolben todtgeschlagen, oder im besten Falle erschossen werden sollte. Während er zur Stadt hinausgeführt wurde, konnte man die Kinder zu einander sagen hören: „„Gehst du auch mit sehen, wie der katholische Pfarrer todtgeschossen wird."" Unterwegs zeigten sich jedoch schon einige rettende Männer. Hier war es, wo einer der Unmenschen, der sich sein Opfer nicht entrissen sehen wollte, einen Dolchstoß nach der Brust des Pfarrers that, welcher jedoch glücklicher Weise aufgefangen wurde. Endlich kam man

an einem Hause vorüber, dessen Thüre offen stand; der Pfarrer suchte hier mit Hülfe der braven Männer sich loszuwinden und in das Haus zu retten, was auch gelang, obgleich man ihn noch an der Thüre bei den Füßen faßte und mit aller Gewalt herauszuziehen suchte. Die Thüre wurde jetzt verschlossen. Der Pfarrer verkleidete sich in aller Eile, begab sich zu der Hinterthür hinaus und flüchtete sich nach Frankreich. Die wuthschnaubende Rotte aber brüllte in einem fort: „„Den Pfaffen heraus, oder wir reißen das Haus zusammen““, bis man ihr sagte, der Pfarrer sei nicht mehr vorhanden, — und der endlich herbeigekommene Major der Bürgerwehr zur Ruhe und Ordnung ermahnte.“

„Der Oekonom Erhard von Frankenthal, welcher auf seine Kosten für die Pius-Vereine des ganzen Kantons ein eigenes Lokal zu Versammlungen hat herrichten lassen, begab sich am 16ten Mai nach Mannheim. Als er an die Brücke kam und die Wachmannschaft seiner ansichtig wurde, rief sie: „„heraus!““ Es wurde förmlich auf ihn Feuer commandirt; man schrie noch dazwischen: „„nieder mit dem Jesuitenhund, schießt ihn todt!““ Andere schrieen: „„nehmt den Gewehrkolben und haut dem Pius-Hauptmann auf den Schädel, daß er krepirt!““ In Frankenthal selbst konnte er nicht mehr an der Hauptwache vorübergehen, ohne verspottet zu werden; ja man spie sogar seinen kleinen Kindern auf offener Straße in's Gesicht wegen der Gesinnungen ihres Vaters!! Am 18. Mai sah er sich genöthigt, Weib und Kinder zu verlassen und die Flucht zu ergreifen. Er begab sich nach Mainz, Koblenz und Köln, wo er überall bei den Pius-Vereinen die freundlichste und herzlichste Aufnahme fand.“

IV.

Unsere Errungenschaften.

IX.

Einschrumpfen des Wohlstandes.

Von Frieden bedingt, durch das Vertrauen gehoben, an
s Vorwalten der Redlichkeit gewiesen, ist der Verkehr unter
n Menschen, als das Mittel, sie mit ihren allartigen Be-
dürfnissen zu versehen, zugleich mit dem Wohlseyn Anderer den
genen Wohlstand zu fördern. Was den Verkehr unter den
Menschen erweitert, was ihm zu Gute kömmt, was ihn auf
ngere Zeit hinaus gegen Ungewißheiten, Schwankungen oder
efährdungen sichert, das ist von jeher mit Recht für eine
rrungenschaft, für einen wohlerworbenen Gewinn in welchem
neuem Erwerb der Keim liegt, oder dazu die nothwendige
edingniß gesichert ist, gehalten worden.

Wie „verhalten sich nun die so laut gepriesenen" Errun-
nschaften des Umsturzes zu diesem Völker verbindenden und
ller nährenden Verkehr, dessen Erweiterung, Befestigung und
icherstellung eine solche Benennung wahrlich nicht verschmä-
n dürfte? Leset die Blätter aller Länder, welchen die Wüh-
: dasjenige, was sie Errungenschaft nennen, aufgebürdet
ben; leset sie von dem Tage an, an welchem es ihnen ge-
ngen ist, diese Errungenschaft zu erlärmen und zu ermeutern,
d von überall her werden euch Klagen um Klagen über

Finanzkrisis, über Handelskrisis, über Fabrikkrisis, über Krisis aller Gewerbe, Handthierungen und ehrlichen Erwerbsmittel in lauten Chören in die Ohren gellen. Vernehmet diejenigen Alle beinahe, die auf den Verkehr, in welcher Weise und nach welchem Zweige es sei, angewiesen sind, sie werden euch über Geschäftsstockung, über Hemmung und Beschränkung nach allen Seiten jammern; dießmal aber nicht in jener halblächelnden Weise, nach welcher Jeder sein Geschäft für beschränkter gehalten wissen möchte, als es in der Wahrheit ist, sondern in kaltem, bitterem, trockenem Ernste, in jener Art, in welcher er euch, handelte es sich's darum, alsbald die Beglaubigung nachzuweisen geneigt seyn möchte.

Durchlaufet die Hauptstädte Europas, in welchen der Umsturz und die Zerwühlung entweder zur unbeschränkten Herrschaft vorangedrungen, oder mehr gedämpft, als zur Einsicht ihrer völkerfeindlichen Wagnisse erwacht ist; in allen werdet ihr das gleiche Mißbehagen finden, in allen die gleichen Klagen über eindorrenden Erwerb, über zunehmende Nahrungslosigkeit, über um sich greifenden Zerfall des Wohlstandes vernehmen; wenn auch nicht selten die Klagenden, als Widerhall der Wühler und Hetzer, die Ursache hievon in allem Andern eher, als in demjenigen suchen, worin sie einzig zu finden wäre. — Sehet jene Stadt, aus welcher eine, in infernalem Schwindelgeist taumelnde und durch alle Schrecknisse herrschende Rotte von Bösewichtern den milden Regenten des Landes, den Vater der Christenheit, nachdem sie erst alle Schmach und alles bittere Herzleid über denselben gewälzt, genöthigt hat, den Wanderstab zu ergreifen! Einst sind aus allen Weltgegenden Tausende zu ihr hingezogen; sie haben Leben und allartigen Verkehr mit sich gebracht; sie spendeten aus voller Hand, was Zahllosen zum Unterhalt diente; jetzt ist sie einsam, die Straßen, die zu ihr führen, liegen öde, ihre Kinder schreien nach Brod, und statt an diesem sollen sie an Freiheitsgebrüll, an riesigen Zeitungsblättern, an Maueranschlägen, an den Tollheiten oder Frevelthaten ihrer Wohlfahrtsmörder sich ersättigen.

Tretet in die bilderreiche Stadt am Arno, einst wegen der kurzsichtigen Aufklärung ihrer Regenten und der milden Sitten der Bewohner vor allen Städten der Halbinsel so laut gepriesen; jener hat sich der Vergeltung durch das Henkerbeil mittelst der Flucht entziehen müssen, an dieser Stelle ist thierische Rohheit getreten; und nun entbehrt auch sie der erhaltenden Zuflüsse, die sonst von Fremdlingen in reichem Maße ihr sind gebracht worden; auch sie soll an den Errungenschaften sich laben, welche sie zuchtlosen Advokaten verdanken mag, und die ein in den Zustand der gräßlichsten Verwilderung herabgesunkener Pöbel alltäglich zu Gewaltthaten und Unfugen ausbeutet.

Gehet nach der ehemaligen Königsstadt an der Seine, die sonst als Sitz aller Zierlichkeit, als Quell alles dessen gepriesen ward, was zu des Lebens Anmuth und Schmuck dient, und aus dem es über das Festland geriefelt. So lange galt sie für das Musterbild aller feinen Gesittung, als die Schöpferin aller zierlichen Zuthat zu dieser; in reichem Strom fanden die Mittel hiezu ihren Umlauf. Sehet, wie in ein schmales Bett dieser jetzt sich zurückgezogen hat; wie von jenem Allem so manche Blüthe abgewelkt ist; wie Tausende und aber Tausende, die sonst Wohlseyn um sich verbreiteten, mit den hereingebrochenen Störungen aller einst als geordnet und festgegründet erachteten Verhältnisse von dem, was zu des Lebens Zierde diente, sich abwenden müssen, weil sie um dessen Fristung zu kämpfen haben. Das ist der Preis, um welchen sie es dort errungen haben, einen König, den sie sich einst selbst geschaffen, verjagen, eine Republik improvisiren, den Klang eines Namens an der Spitze, zugleich aber die Zukunft des Landes in Frage stellen zu können. Um diesen Preis haben sie es errungen, alle zerstörenden Leidenschaften zu entfesseln, friedliche Entwicklung auf lange zu hemmen, dem individuellen Bestehen von Tausenden jede Gewährleistung zu entziehen, und Kammerdebatten und Zeitungsgezänke zu den Dioskuren von Millionen zu machen. Ja wahrlich: Revolutionen sind theuer!

Von da aber wandert nach der Kaiserstadt an der Do-

nau; fraget ihrer Opulenz nach und Allem, was in deren Gefolge ist, und was noch vor den Ideen des März dort in so glänzender Weise zur Schau sich stellte! Was findet ihr dort 1848? Eine verödete Fürstenburg, verlassene Palläste der Großen, Tafeln an jedem Hause, welche Euch vermiethbare Wohnungen ankünden *), einen Wallgurt zur Dämpfung allfällig wieder ausbrechenden Aufruhrs nach allen Seiten mit Feuerschlünden bespickt, eine feile Meuchlerrotte unter friedliche Bürger ausgesäet, ihrer als Schild sich bedienend, hinter welchen sie ihre verworfenen Anschläge im Finstern vollführen. Tretet dann in die Gewölbe der Kaufleute; fraget nach der Bilanz der Weihnachtswochen der Jahre 1847 und 1848 und der Verschiedenheit derselben; höret ihre Aeußerungen, wie Verkehr und Erwerb der ersten beiden Monate des laufenden Jahrs zu denen des verwichenen sich stellen; vernehmet die Handwerksleute, wie es in ihren Werkstätten gegenwärtig im Vergleich zu ehedessen stehe **); was werden sie Alle euch bezeugen? und noch jetzt, Ende 1849, kein Geld in Umlauf! nur Papier und wieder Papier!

*) Oeffentliche Blätter haben die Zahl der leerstehenden Wohnungen auf 2800 angegeben. Rechnen wir die Miethe einer jeden nur zu 500 Gulden (und es sind gar manche darunter, wofür sonst über 2000 fl. bezahlt wurden), so sind das beinahe anderthalb Millionen, um welche der Geldumlauf und die Einnahme geringer geworden ist.

**) Als Beleg einige Thatsachen: Einer der ersten Wagenbauer Wiens versichert, jedes Jahr hundert Wagen verkauft zu haben; im Jahre 1848 nur zwanzig, und diese vor dem März, nachher nicht einen einzigen mehr. Wie viele andere Gewerbsleute hängen nicht an diesem Verkehrszweige! Einer der vorzüglichsten Sattler mußte seit vorigem Jahre die Zahl seiner Arbeiter von vierundzwanzig auf zwei reduciren. Bei Aufnahme der Armen in einem Bezirk fand der Gemeinderath unter 189 verarmten Handwerkern 100 Schneider, weil die Arbeitslieferung nach Ungarn aufgehört hat; aus gleicher Ursache stehen die Werkstätten mancher Schuster leer. Von dem ersten Silberarbeiter ist gesagt worden, er beschäftige noch sechs statt der frühern hundert Personen. Wer auf Nachforschungen in dieser Beziehung ausginge, der würde sicher zu den betrübendsten Resultaten aller Art gelangen.

'Forschet ihr aber dem Grund dieses empfindlichen Unterschiedes nach, so wird der Redliche und Besonnene euch mit Wehmuth gestehen: das alles sind Errungenschaften des Märzen, des Mais, des Septembers, des Octobers des Revolutions-Jahres; indeß der Beschränkte, aus welchem der Nachhall der so rüstig ihr Handwerk treibenden Hetzer tönt, mit verbissenem Groll dem Banus von Croatien, dem fortdauernden Belagerungszustand und weiß Gott welchen andern unvermeidlichen Folgen jener Errungenschaft die Schuld beimessen wird. Es ist diesen Hetzern so vortrefflich gelungen, den Gesichtskreis Vieler einzuengen, daß sie den Zusammenhang zwischen einer die Gerechtigkeit zerstampfenden Schlußnahme, wodurch Tausenden ihre durchweg rechtmäßig besessenen Einkünfte entrissen, diejenigen Anderer wesentlich geschmälert, die Ursachen, wodurch diejenigen der Hauseigenthümer durch ausbleibende oder durch gesunkene Miethen vermindert worden sind, mit nothwendiger Beschränkung der Ausgaben und hiemit dessen, was den Verkehr in gedeihlichem Schwung erhält, nicht einzusehen vermögen.

Sollte es etwa anders, sollte es besser stehen in der Königsstadt an der Spree? Die Berichte von dorther gewähren kein befriedigenderes Bild. Mangelten diese sogar, so wären zu dem Schluß: daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben müssen, Prämissen genug vorhanden.'

An diese „Errungenschaften", — welche ihrer negativen Natur nach mehr Beseitigungen bisheriger Zustände und von solchen Verhältnissen der allgemeinen Gesellschaft genannt werden können, die die Vergangenheit für befriedigende angesehen, und deßhalb auf sie einigen Werth gelegt hat, — reihen sich andere, welche kraft dessen, daß sie in Thatsachen hervortreten, positive genannt werden können, obschon sie in ihrer Beziehung zu dem allgemeinen Wohlseyn dennoch einen negativen Charakter an sich tragen. Diesen bewähren sie dadurch, daß sie auf ein, durch den Gesammtkörper der Gesellschaft sich durchziehendes Mißbehagen hinweisen, oder von einem tief in denselben hineingefressenen Siechthum Zeugniß geben.

Das erste bewährt sich daran, daß (auch hierin eine Umkehr der Dinge in ihren tiefsten Grundlagen) die natalis soli dulcedo für Viele unter dem täglichen Kampf um das Bestehen gänzlich dahin gegangen, das ubi bene ibi patria Tausenden zum einzigen Compaß für ihre Lebensfahrt geworden ist. Die seit Monaten beinahe täglich sich mehrenden Anmeldungen um Reisepässe nach Amerika, selbst in der ehemals bei ihrer Opulenz so behaglich sich fühlenden Kaiserstadt, und dieß von Leuten, die vor Kurzem sich noch ihres redlichen Auskommens versichert halten durften, ist doch wahrlich nicht das Anzeichen einer „Errungenschaft", deren man so besonders sich zu freuen Ursache hätte.

Worin dieselbe nach der andern Seite, die wir oben schon angedeutet haben, hervortrete, läßt am besten mit den kurzen Worten eines Zeitungsberichts ausdrücken, der im Anfang Februars aus Paris zu lesen war. „Während", sagt derselbe, „ein Maskenball den andern jagt, folgt andererseits Mord auf Mord, Diebstahl auf Diebstahl, Verzweiflung auf Verzweiflung. Die Morgue wird alle Tage förmlich belagert. Seit acht Tagen sah man dort nicht weniger als eilf Leichen ausgestellt, darunter ein noch rüstiges Weib, das, in Stücke zerhauen, in einem Sack in die Seine geworfen wurde. Der Vollstrecker der kanibalischen That war des Weibes eigener Ehemann." Ist das, was in dieser Zeitungsnachricht herauszulesen ist, Pariser Lokal-Siechthum, oder ist nicht, bloß mit einiger Abstufung, dieß der Zustand der Gesellschaft selbst da, wo sie in minder zahlreichen Massen sich zusammendrängt? Erst wenige Monate sind verflossen, seit die „Allgemeine Zeitung" in einer Uebersicht der Criminalfälle in dem Kanton Bern ein Steigen derselben um ein volles Drittheil bloß im Laufe von sechs Jahren nachgewiesen hat. Das sind Zustände, die sich nicht in Abrede stellen lassen. Möchte aber Jemand in wahrem Ernst wähnen, daß die angebliche Universal-Panacee des Umsturzes hierin die geringste Linderung zu gewähren vermöge? Wir für unsere Person hegen über das, was dieselbe

ihrer Natur nach allein zu bringen im Stande ist, auch unfehlbar bringen wird und muß, nicht den leisesten Zweifel.

V.

Zuschrift an die Redaction der histor.-polit. Blätter in Sachen der norddeutschen Missionen und des Bonifacius-Vereins.

Verehrliche Redaction hatte in einem der letzten Hefte der historisch-politischen Blätter einen Aufsatz über die nordischen Missionen, in welchem unsere religiös verlassene Provinz Sachsen und des Ferdinand Fürstenbergischen Missionsfonds Erwähnung geschah.

Es dürfte daher Folgendes nicht unerwünscht kommen, und der Aufnahme sich ebenfalls erfreuen.

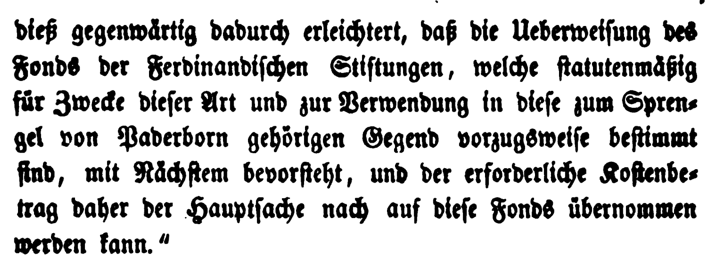
Der Minister Eichhorn schrieb unter dem 3. April 1845 an das Oberpräsidium zu Münster, und theilte sub cod. dem Capitular-Viacariat zu Paderborn abschriftlich mit:

„Für die im Regierungsbezirk Merseburg ansässigen Katholiken ist bis jetzt nur Ein katholischer Geistlicher angestellt, der zu Halle seinen Wohnsitz hat, und dem Bischofe von Paderborn untergeordnet ist. Die Wirksamkeit desselben ist zunächst lediglich auf die zu Halle und in der nächsten Umgebung wohnhaften katholischen Glaubensgenossen beschränkt. Die Garnisonsorte Wittenberg, Torgau rc. werden von Zeit zu Zeit durch einen Geistlichen aus Magdeburg besucht; die übrigen zerstreut wohnenden Katholiken entbehren indeß einer kirchlichen Einrichtung und des Zuspruchs eines Geistlichen ihrer Confession. Der Bischof von Paderborn, dessen geistlicher Obsorge die Katholiken in der Provinz Sachsen untergeben sind, hat

bereits seit längerer Zeit die Anstellung einiger Geistlichen für dieselbe gewünscht, ohne daß jedoch seine Anträge wegen Abgangs der nöthigen Geldmittel entsprochen werden konnte. Das von ihm vorausgesetzte Bedürfniß hat jedoch bei näherer Prüfung anerkannt werden müssen. Es befinden sich nämlich nach der Volkszählung vom Jahre 1841 in den Kreisen: 1) Torgau 247, 2) Liebenwerda 91, 3) Schweinitz 57, 4) Delitsch 104, 5) Bitterfeld 94, 6) Wittenberg 71 — also in diesen sechs Kreisen zusammen 664 katholische Einwohner."

„Ferner in den Kreisen: 7) Naumburg 85, 8) Mannsfelder Gebirgskreis, 35, 9) Merseburg 105, 10) Zeitz 81, 11) Weißenfels 65, 12) Eckartsberga 38, 13) Querfurt 59, 14) Sangerhausen 85 — in diesen 8 Kreisen also 552 Katholiken, und endlich 15) zu Halle 428, 16) im Saalkreise 72 und 17) im Mannsfelder Seekreise 74, mithin in diesem Districte im Ganzen 574 Katholiken, von denen zunächst nur die letzten durch den Pfarrer zu Halle eine ordentliche Seelsorge genießen."

„Sowohl Seitens des Bischofs, als Seitens des königlichen Oberpräsidii der Provinz Sachsen ist es hiernach als angemessen erkannt worden, dem Pfarrer zu Halle zwei Capläne beizuordnen, von denen der Eine Wohnsitz zu Torgau zu nehmen, und von da aus die Seelsorge in den zuerst genannten Kreisen wahrzunehmen haben würde. Dem zweiten Caplan wäre aber Naumburg, woselbst sich überdieß bei dem Oberlandesgerichte gewöhnlich einzelne katholische Beamte zu befinden pflegen, als Wohnsitz einzuweisen, und ihm die Seelsorge der in sub Nro. 7 bis 14 genannten acht Kreisen zerstreut wohnhaften Katholiken aufzutragen. Ich habe es für billig gehalten, die Ausführung dieses Planes zu befördern, zumal den Katholiken in und um Torgau die Gelegenheit, an dem Gottesdienste ihrer Confession Theil zu nehmen, welche ihnen früher durch die Anwesenheit eines katholischen Geistlichen bei dem Militärknaben-Erziehungsinstitut zu Annaberg gegeben war, bei der erfolgten Verlegung dieser Anstalt nach Potsdam nicht mehr gewährt ist. Die Ausführung des Projectes wird über-



dieß gegenwärtig dadurch erleichtert, daß die Ueberweisung des Fonds der Ferdinandischen Stiftungen, welche statutenmäßig für Zwecke dieser Art und zur Verwendung in diese zum Sprengel von Paderborn gehörigen Gegend vorzugsweise bestimmt sind, mit Nächstem bevorsteht, und der erforderliche Kostenbetrag daher der Hauptsache nach auf diese Fonds übernommen werden kann."

„Seitens des Oberpräsidenten ist nach Communication mit dem bischöflichen Commissariate zu Magdeburg als Minimum des einem jeden Caplan zu gewährenden Einkommens die Summe von 325 Rthlr. jährlich vorgeschlagen, wovon 250 für Gehalt, 50 für Wohnungsmiethe und 25 für Reisekosten gerechnet sind. Zu Torgau hat der Herr Kriegsminister die gastweise Mitbenutzung der Garnisonskirche für den katholischen Gottesdienst in Aussicht gestellt; für Naumburg ist indeß wegen eines gottesdienstlichen Lokals noch nicht verhandelt worden. Für jetzt kommt es indeß nur darauf an, daß die Conservatoren der Ferdinandischen Stiftung sich baldigst darüber äußern, in welchem Maße die Gehalte der beiden anzustellenden Capläne auf die ihrer Verwaltung anvertrauten Stiftungsfonds übernommen werden können."

„Ein königliches Oberpräsidium ersuche ich demnächst, die Erklärung der Conservatoren hierüber anfordern, und mir bald gefälligst mittheilen zu wollen, da ich mir bis dahin die weitere Veranlassung, insbesondere die bei des Königs Majestät wegen Genehmigung des Planes zu stellenden Anträge vorbehalten muß."

Welche Antwort auf die ministerielle Anfrage Seitens der Herren Conservatoren gegeben worden, ist Referenten zwar nicht bekannt, kann aber nicht zweifelhaft seyn, wenn man die eigentliche Bestimmung der mehr erwähnten Stiftung kennt.

Seitdem ist es über Anstellung von Pfarrgeistlichen in jenen verlassenen Gegenden still geblieben. Mittlerweile sind manche Gemeinden durch das Rongethum, welches zur Zeit allen Vorschub fand, gelichtet worden, so z. B. die von Naumburg,

wo 1843, abgesehen von den zahlreichen Umwohnern, in der Stadt allein 91 Katholiken gezählt wurden; es sollen daselbst gegenwärtig nur noch 50 zu finden seyn, und auch von diesen kommen die Wenigsten zum Empfang der heiligen Sacramente, manche gehen selbst mit ihrem protestantischen Ehetheil zum Abendmahle, nicht sowohl, weil sie ihrer Kirche nicht mehr angehören, sondern weil sie ein religiöses Bedürfniß befriedigen wollen, wozu von anderer Seite keine Gelegenheit geboten ist. Wie wir hören, soll in diesem Sommer in Naumburg, Weißenfels, Merseburg 2c. mehrere Male katholischer Gottesdienst gehalten worden seyn, und läßt dieß auf eine dankenswerthe Fürsorge des Bischofs von Paderborn schließen, der wahrscheinlich die zerstreute Heerde dortselbst wieder sammeln will. Gott gebe dazu Seinen Segen.

Es möchte aber eine Aufgabe des entstehenden Bonifacius-Vereines seyn, den Katholiken der Provinz Sachsen recht bald durch Sendung von Schullehrern und Priestern zu Hülfe zu kommen. Referenten liegt ein Verzeichniß der Kinder gemischter Ehen zu Naumburg aus den vierziger Jahren vor — es sind deren 63. — Da die Kinder fast durchgehends in den protestantischen Schulen unterrichtet und dann protestantisch werden, so begreift man nicht, wie sich überall eine so bedeutende Anzahl Katholiken erhalten konnte: die Vorsehung hat sie offenbar als Same für eine bessere Zukunft bewahrt.

VI.

Aus Indien.

Der apostolische Vicar von Patna, Bischof von Darba, Monsignor Anastasius, schreibt aus Darjiling vom zwanzigsten Brachmonat einem Landsmann in Europa: „Die Mission befindet sich gegenwärtig in kläglicher Noth. Die Gesellschaft



in Lyon konnte dieses Jahr nur die Hälfte der vorjährigen Summe gewähren, so daß ich mich genöthigt sehe, die beabsichtigte Eröffnung einer Erziehungsanstalt für Waisen und die Einleitung zur neuen Mission einzustellen und es zu dulden, daß die katholische Jugend entweder protestantische Schulen besuche, oder durch ihre halbheidnischen Eltern von Grund aus verdorben werde."

„Die Protestanten legen mir hundert Schwierigkeiten in den Weg. Davon will ich nur zwei Thatsachen erwähnen. Hier zu Darjiling habe ich einen Convent und eine Schulanstalt, beide ausschließlich für Söhne und Töchter höherer Familien bestimmt. Aermere Kinder können darum nicht aufgenommen werden, weil die Gebäulichkeiten zu klein, die Lebensmittel zu theuer sind und der Ort nur zeitweilig von den höhern Klassen bewohnt wird (kaum sechs Familien bleiben das ganze Jahr durch hier). Dann würden auch die Eltern es nicht dulden, daß Kinder aus niedern Ständen mit den ihrigen unter dem gleichen Dache wohnten. In dieser Schulanstalt werden auch Kinder protestantischer Eltern aufgenommen, aber sie bleiben dem Religionsunterrichte fremd und wohnen dem protestantischen Gottesdienste bei. Hiedurch wird immer für den Unterricht solcher Kinder viel gewonnen; auch legen sie die Vorurtheile gegen die katholische Religion ab, wie denn überhaupt allenthalben, wo gutgesinnte Protestanten mit uns in Berührung kommen, eine freundliche Annäherung bemerkt wird. Unsere beiden Anstalten sind wohl geordnet, und gewähren hinsichtlich ihrer Leistungen den Eltern volles Genüge. Es übersteigt beinahe alle Vorstellung, was einzelne Protestanten sich erlauben, um Eltern, die ihrem Glauben zugehören, wider uns einzunehmen. So schickte ein allgemein geschätzter Protestant zwei Töchter in unsere Anstalt. Allein man bestürmte ihn Tag und Nacht, bis er dieselben wieder zurückrief. Die Frau weinte darüber, wie ein Kind; es war umsonst. Wie hierauf der Vater diesen Schritt bereute, sandte er seine Töchter, bevor er Darjiling verließ, in die katholische Schule nach

Calcutta, anstatt in eine der vielen protestantischen Anstalten dieser Hauptstadt. Vor einigen Wochen zog eine andere angesehene protestantische Familie hieher. Diese wünschte ebenfalls drei Söhne unserer Schule zu übergeben, da die protestantische alles, was abschrecken muß, nichts, was anziehen könnte, in sich vereinigt, auch die Protestanten insgesammt gegen den Lehrer aufgebracht sind. Aber jener Entschluß rief die größte Bewegung hervor, und die mächtigste unter den protestantischen Familien erlaubte sich einen unglaublichen Exceß, um jene zu vermögen, ihre Söhne eher den Muhamedanern, als uns zu übergeben. Dennoch blieb sie fest, und alle drei Söhne besuchen jetzt unsere Schule."

„Voriges Jahr wurden zwei militärische Stationen meinem Vicariate einverleibt. Ich war nur im Stande, für sie einen Priester zu bestimmen, der sie von Zeit zu Zeit besuchte. Später begab ich mich selbst in diese Stationen und fand die katholische Jugend, die dort so zahlreich ist als die protestantische, zu meiner großen Betrübniß höchst verwahrlost. Nach vielen Schwierigkeiten erhielt ich von der Regierung ein verlassenes Gebäude, um darin durch den Missionär an Sonntagen den Gottesdienst feiern zu lassen, zugleich versah ich die Jugend mit Katechismen. Da an der öffentlichen Lehranstalt ein katholischer Lehrer angestellt ist, ersuchte ich die Behörde, sie möchte einwilligen, daß dieser, während die protestantische Jugend i h r e n Katechismus lernt, die katholische zur Erlernung des ihrigen anleite und anhalte, weil solches in den Kasernen niemals geschähe. Meiner Bitte wurde willfahrt und die Sache kam zur Ausführung. Allein wenige Monate hernach wurde die Erlernung des katholischen Katechismus von dem protestantischen Caplan förmlich untersagt. Derselbe benützte hiezu die Abwesenheit des Offiziers, der über die Schule die Oberaufsicht führt, und mir die Bewilligung gegeben hatte, Darüber reichte ich bei dem Stationskommandanten eine Klage in. Darauf erwiederte der protestantische Caplan: ihm stehe die unbeschränkte Aufsicht über den religiösen Unterricht in der Schule zu; in Folge dieser könne er einen katholischen Katechismus in derselben nicht dulden. Dagegen legte ich eine kräftige Verwahrung ein. Aber der Kommandant hatte weder den Muth, einen Entscheid wider mich zu fällen, noch denjenigen, mein Verlangen für ein gerechtes zu erklären. Bis jetzt habe ich keine weiteren Schritte, die aber nicht unterbleiben sollen, thun können, theils weil der Krieg in Nordhindostan kaum beendigt, theils weil ein neuer Oberbefehlshaber aus England eben erst angekommen ist. — Trotz' alledem und alledem regt sich ein neues Leben, so daß ich oft ausrufen muß: hier ist der Finger Gottes!"

VII.

Die Schweiz im Anfange des Jahres 1850.

(Auszug aus einem Briefe eines österreichischen Offiziers.)

Sie verlangen von mir, mein verehrter Freund! Auskunft über die gegenwärtige Lage der Schweiz, über die ich aus guter Quelle mancherlei Aufschlüsse besitze. Ich beantworte Ihre Fragen in der Ordnung, in welcher Sie mir dieselben vorlegen.

I. „Besitzt die Schweiz die Kraft aus und durch sich selbst, aus dem gegenwärtigen Zustande der Revolution in den der Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit wieder zurückzukehren?“

Diese Frage ist für ganz Mitteleuropa von größter Wichtigkeit; es muß namentlich allen an die Schweiz angränzenden Staaten daran gelegen seyn, zu wissen, ob dieselbe aus der revolutionären Bahn, in welche sie sich im Jahre 1847 zuerst unter allen europäischen Staaten hineingestürzt hatte, sich selbst aus eigener Kraft hinauszubewegen vermöge, oder aber nicht; ob daher an den Gränzen dieser Nachbarstaaten im Herzen von Europa ein fortwährend gährender Vulkan der Revolution fortarbeiten, oder ob auch für diesen der Zeitpunkt eintreten

werde, wo er erlischt, das Feuer sich selbst verzehrt und er zu einem ausgebrannten Krater wird.

Wir geben auf obige Frage nun unbedingt und ohne Zaudern eine verneinende Antwort; die Antwort nämlich: daß die Schweiz diese Kraft in sich nicht hat, und stellen vielmehr die Behauptung auf, daß statt zurückzukehren von der revolutionären Strömung, sie im Gegentheil immer rascher und mit größerer Schwungkraft in derselben sich fortbewegen wird. Den Beweis für diese Behauptung mögen folgende Betrachtungen und Thatsachen liefern.

Alle Nationen und Staaten haben ihre Krisen, und gerade die lebenskräftigsten sind es, welche in ihrem Entwickelungsgange die herbsten Wechselfälle durchzumachen haben; unverzeihlicher Irrthum wäre es daher, wenn man jede solche Krisis in einem Volke oder Staate schon als den Vorboten seines Unterganges, als Symptom einer sie verzehrenden Krankheit ansehen wollte. Allein eben so wahr ist und bleibt auch andererseits, daß wo in einem Volke jene Elemente, welche die Basis aller socialen Ordnung bilden, in der Abnahme, und die der Zerstörung im Aufschwunge begriffen sind, solche Krisen dann immer als Anzeichen seines nahenden Unterganges betrachtet werden müssen. Das letztere ist nun augenscheinlich der Fall in der Schweiz. Darüber nur einige wenige, aber genügende Andeutungen.

Die innere Lebenskraft der Schweiz war schon längst in der Abnahme begriffen, innerer Hader, confessionelle Kriege früherer Jahrhunderte hatten sie gelähmt. Der künstliche Staatsorganismus allein war es, welcher das Ganze als ein Glied der europäischen Staatenfamilie aufrecht erhielt. Als die französischen Revolutionsheere in die Gränzen des Landes einfielen und auch diesen alten, von der Tradition einer glorreichen Geschichte sich nährenden Bunde der Eidgenossen zerstörten, da öffneten sich mit dem Sturze der conservirenden politischen Form Thür und Thor für jene Elemente der Zerstörung, welche Ursache der gesellschaftlichen Krankheitszustände unserer Zeit sind.

Die Schweiz mit einer im Verhältniß zur Naturproduction übergroßen Bevölkerung, sah sich, obwohl ein europäisches Binnenland, zum Handel und zur Fabrikation als zu einer Nahrungsquelle gezwungen. Es gibt Kantone, die entweder einen Haupterwerb daraus ziehen, oder doch bei längerem Stocken dieses Erwerbszweiges zu Grunde gehen würden. Wir erwähnen Glarus, Appenzell außer Rhoden, Zürich, Aargau, St. Gallen, Baselland. — Handel und Fabrikation sind die Geburtsstätten des Proletariats, dieses aber zumeist ist die Erzeugerin der Nationalentsittlichung. Wenigstens in der Schweiz war dieses Proletariat einer der gewaltigen Factoren im dermaligen großen Entsittlichungsprozesse. Das Volk des Kantons Glarus, um von vielen nur ein Beispiel anzuführen, war vor fünfzig oder sechzig Jahren noch ein Hirtenvolk voll Kraft, das mit den Bergvölkern der Urkantone zum Kampf gegen die französischen Revolutionsheere sich erhoben hatte, jetzt ist es eine größtentheils körperlich und geistig entnervte Fabrikbevölkerung. Was von ihm gilt, hat anderwärts seine Anwendung auf die Bevölkerung anderer Kantone. Alle diese Fabrikkantone, ja die ganze Schweiz, besitzen weder Kraft noch Willen, dieses entsittlichende Element einzuschränken, vielmehr wird dasselbe von den gegenwärtigen Regenten gerade als ein Hebel ihrer Macht benutzt, und als Schwungrad der revolutionären Bewegung tüchtig in Umlauf gesetzt.

Seit langen Jahren, namentlich aber seit 1830, war die Schweiz der Tummelplatz, das Stelldichein aller revolutionären Parteigänger von Europa. Es ist unglaublich, welchen verderblichen Einfluß diese Leute auf das sittliche Leben der Schweiz hatten; sie bemächtigten sich eines großen Theiles der Presse; sie traten als Lehrer an höhern und niedern Schulen auf, und impften durch jene einem bedeutenden Theile des Volkes, durch ihre Vorträge als Lehrer der studierenden Jugend ihre, die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft unterwühlenden Sätze ein. Um auch hier nur ein Beispiel anzuführen: der Kanton Bern mit einer sonst ruhigen, phlegma-

tischen Bevölkerung ist in Zeit von kaum zwei Jahrzehnten durch die zahlreichen schweizerischen Zöglinge solcher fremden Revolutionsprediger wesentlich entsittlichet worden; sie erzogen eine Heerde von Advokaten, sogenannten Rechtsagenten, Candidaten zum Beamtenstande, die über das ganze Land sich ausbreiteten, und überall, wo sie sich niederließen, eine so verderbliche, unsittliche, und pseudo-politische Propaganda trieben, daß ein Theil des sonst nur als gutmüthig bekannten Bernervolkes nunmehr wohl zu der rohesten und wüthendsten Klasse von Revolutionsmenschen gezählt werden kann.

Der Radikalismus in der Schweiz wurde aber nicht bloß durch diese von außen hereingekommenen Elemente erzogen; er wucherte ohnedieß von selbst unheilvoll beinahe an allen Enden in großer Ueppigkeit auf. Die republikanischen Institutionen der Schweiz und die sinkende Lebenskraft des Volkes gewährten ihm dort wie nirgends ein breites Feld für seine Wühlereien. Seit zwanzig Jahren hat er unablässig sich da geübt; aus seinem Munde hallte das erste Echo der Julirevolution von 1830 in Frankreich entgegen, vermittelst revolutionärer Bewegungen in vielen Kantonen, so wie des Sturzes der Verfassungen, und des theilweisen Sturzes (im Principe wenigstens) des Bundes von 1815; durch fortgesetzte Revolutionen in einzelnen Kantonen, gelungen und mißlungen, durch Freischaarenzüge und Bürgerkrieg hat er seine Kräfte immer thätig erhalten, sie gestählt und endlich sich die Oberhand errungen. An Kühnheit, Intelligenz und Erfahrung haben die Schweizer Radikalen schwerlich ihres Gleichen in anderen Ländern; eine lange Schule des Kampfes hat sie zu Exerziermeistern der europäischen Revolutionsschaaren gemacht.

Diese Ueberlegenheit und andererseits das Glück, das sie in ihren tollsten Unternehmungen begleitete, haben seither allgemein unter den schweizerischen Radikalen die Idee ausgebildet, daß die Schweiz vom Geschicke zum Revolutionsheerde für ganz Europa bestimmt sei. Diese Idee lebt in allen Radikalen;

nur ist hier der Unterschied zu beachten, daß namentlich die jüngere Schule der Revolution diese letztere im Taumel ihrer Verblendung, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände, durchführen möchte, während die älteren praktischeren Revolutionsköpfe vorerst klug nach dem Barometerstande am politischen Horizonte sich umzusehen pflegen. Wenn die Zeichen auf Sturm deuten, dann werden diese die ersten seyn, welche die Flammen der Zerstörung nach allen vier Winden hin ausbrechen lassen.

Diesen Brennstoff zu erhalten, zu nähren, zu vergrößern ist der Zweck der Staatsinstitutionen in der Schweiz, der Unzahl von politischen Vereinen, öffentlichen Festen und Gelagen, der ganzen Thätigkeit einer an sittlicher und politischer Ausgelassenheit unübertroffenen, nie und in keinem Lande der Welt so productiven, bis in alle Hütten eindringenden Presse. Die ganze Regierungstendenz, alle Regierungskunst steuert nur auf Eines hin, auf eine durchgreifende Radikalisirung der ganzen Schweiz, und namentlich der noch unverdorbenen Theile derselben. Einzig in dieser Absicht erfolgte im Jahre 1847 die Bekriegung der sieben katholischen und durchaus conservativen Kantone, der Sturz des Bundes von 1815 und der aller conservativen Regierungen, und die seitherige gewaltsame Unterdrückung einer jeden conservativen Lebensregung. — Diese unwiderleglichen Wahrheiten mögen zum Beweise genügen, daß der radikale Revolutionsschwindel in der Schweiz kein bloß ephemeres Produkt eines sogenannten Zeitgeistes ist; er ist ein Uebel, das sich dem Lande infarnirt hat.

Wo soll nun bei einer solchen Sachlage die Schweiz aus sich selbst die Kraft hernehmen, in die Bahn der Ordnung wieder hinüberzulenken? Das Volk zu einem bedeutenden Theile leider selbst vom Gifte der Revolution durchdrungen, vermag es nicht aus eigener Macht, die Regierenden aber bezwecken gerade das Gegentheil. Wenn wir auch weit entfernt sind, die Mehrzahl der Schweizerbevölkerung als der Revolution

verfallen zu erklären, so sprechen wir es dennoch als eine Thatsache aus: daß dieselbe kraftlos zur Herbeiführung eines bessern Zustandes ist. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß in kleinen wie in großen Staaten, eine Regierung mit einem thätigen, entschlossenen, wenn auch in bedeutender Minderheit gegenüber der Gesammtzahl stehenden Anhange gegen eine noch so große Volksmehrheit sich behaupten kann. Diese geschichtliche Wahrheit kennt der schweizerische Radikalismus sehr gut; er weiß, daß die Gewalt, die er sich einmal in der Schweiz errungen, ihm Niemand entreißen kann. Er braucht, um sie sich zu erhalten, weiter nichts als einen despotischen Gebrauch derselben, da wo eine ihr feindliche Regung auftaucht. Und das thut er; in Luzern und Freiburg sind die Bevölkerungen entschieden conservativ, allein an ihrer Spitze stehen despotisch sie unterdrückende, radikale Regenten, welche mit einem kleinen Anhange und durch eidgenössische Bajonette, die ihnen jederzeit zu Gebote stehen, gedeckt, mit einer höhnenden Ungenirtheit das Volk seiner ersten politischen Rechte, so namentlich des Wahlrechtes, berauben. Wir sind vollständig überzeugt, daß sowie in einem andern, wegen seiner Größe und Volkszahl einigen Einfluß auf das Geschick der Schweiz ausübenden Kantone, eine veränderte Volksstimmung sich geltend zu machen beginnen sollte, man sogleich auch dort dieselben Mittel der Despotie zu deren Unterdrückung anwenden würde.

Es ist einmal Grundsatz und Natur des schweizerischen, so wie überhaupt eines jeden Radikalismus, daß er um keinen Preis die einmal errungene Gewalt fahren läßt, und eher einen Kampf auf Leben und Tod wagt. Wie bemerkt: in der Schweiz, und mit den Mitteln, welche da dem Radikalismus zu Gebote stehen, bedarf er dieses Aeußersten nicht, sondern er kömmt dort mit einer gewissenlosen Anwendung seiner schon vorhandenen Gewalt vollständig zum Ziele.

Wir erlauben uns noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Auf den Fortbestand des Radikalismus in der



Schweiz, auf das Fortgähren der revolutionären Principien daselbst, auf die Erhaltung eines Landes, wo die Revolution zum Staatsprincip geworden, muß die gesammte europäische Propaganda das größte Gewicht legen. Wenn daher die radikale Partei der Schweiz, was aber nicht der Fall ist, zu schwach wäre, um sich zu erhalten, so würden ganz gewiß die Kräfte der allgemeinen europäischen Revolutionspropaganda ihr zu Gebote gestellt werden, um sie zu stützen. — An dem Fortbestande einer revolutionären Schweiz, eines Landes, das so zu sagen einen Mikrokosmos von Europa darstellt, muß dieser Propaganda Alles gelegen seyn; um sie gegenwärtig gegen außen, namentlich bei den Schlägen, welche die Revolution in andern Ländern erhalten hat, zu sichern, dient ein Schlagwort, das: der schweizerischen Neutralität. Obwohl durch den Sturz des Bundes von 1815 das Vorrecht der Neutralität, welches an dessen Forterxistenz geknüpft war, verloren gegangen ist, obwohl durch Waffen und Freischaarensendungen nach Italien und Deutschland dieses frühere Recht faktisch zertreten wurde, kennt man doch gegenwärtig nichts Angelegentlicheres, als immer und immer wieder dieses Recht hervorzuheben und sich darauf zu berufen. Begreiflich! dieses Neutralitätsrecht soll dem Radikalismus das Privilegium gewähren, unangetastet von außen, unter seinem Nimbus und Schirm, den Revolutionsheerd im eigenen Lande tüchtig und so lange fortschüren zu können, bis der mit absoluter Gewißheit erwartete Zeitpunkt wieder kömmt, wo er seine Flamme in die Nachbarstaaten hinauswerfen kann. Von daher schreibt sich auch die Fügsamkeit, die man, nach einem schnell vorüberrauschenden Trotze, durch die jüngsten Ausweisungen der Flüchtlinge an den Tag gelegt hat; es war ein Dictat der Klugheit, eine Concession, die man machte, um Größeres zu retten. Es erklärt dieses neben Anderem auch die sonderbare Erscheinung, daß diese Fortweisungsmaßregeln, welche früher ein einstimmiges Anathem der gesammten Revolutionswelt hervorgerufen hätten, bloß von einigen verstandlosen Tollköpfen in und außer der Schweiz

getadelt, meistens mit Stillschweigen hingenommen, öfters sogar von radikalen Blättern belobt wurden.

Das wenige hier Gesagte mag genügen, um das von uns auf die gestellte Frage geantwortete Nein zu rechtfertigen. Nun die andere Frage.

II. „Besitzt die Schweiz bei einem durch äußere Ereignisse herbeigeführten Sturze der Revolutionspartei noch sittliche Elemente genug, um als ein der allgemeinen Ruhe und Ordnung ungefährliches Glied in der europäischen Staatenfamilie fortexistiren zu können?"

Diese Frage, so wie sie gestellt ist, glauben wir eben so unbedingt bejahen zu müssen, als wir die andere verneint haben. So sehr die Schweiz in einem Theile ihrer Bevölkerung verfault ist, eben so gesund und lebenskräftig ist der andere. Mit der größten Sicherheit dürfen wir behaupten, daß bis zur Stunde die Mehrzahl der schweizerischen Bevölkerung vom Gifte des Radikalismus unangetastet geblieben ist. Der Anblick der unheilvollen Wirkung, welche dieses Gift durch die ganze neuere Schweizergeschichte hindurch hervorgebracht hat, hatte für den davon verschont gebliebenen, gesunden Theil des Volks die natürliche Folge, daß er in der Wirkung die Ursache verabscheuen lernte, daß somit die Phrasen, mit denen man es empfiehlt, ihn nicht mehr so leicht, wie es leider bei andern Völkern, die hierin weniger Erfahrung haben, der Fall ist, zu täuschen vermögen, und daß in ihm eine innige Sehnsucht nach einem bessern Zustande sich offenbart, welche von Tag zu Tag steigt, weil täglich der Druck der despotischen Hand des Radikalismus wächst. Die weltgeschichtliche Thatsache, daß wie Alles in der Schöpfung seinen Gegensatz hat, so auch im Leben der Geisterwelt insbesonders dem Bösen in seiner vollen Kraftentwicklung immer ein neuer Schwung des Guten zur Seite ging, diese Thatsache findet in der neuesten Schweizergeschichte ihre volle Bewahrheitung. Neben einer großen Zahl von Gleichgültigen, die es in jedem Volke und

zu jeder Zeit gibt, finden wir daselbst eine wohl noch größere von entschiedenen Gegnern der Revolution in allen Verhältnissen und Ständen, von Leuten, die über das Wesen und Treiben des Radikalismus im Reinen, und weder von seiner Blumensprache zu gewinnen, noch durch seine Gewalt, und Blutsprache zu beugen sind. Ein solcher gesunder Volkstheil findet sich noch in jedem Kantone vor; er ist ganz überwiegend in den agrikolen und viehzuchttreibenden Kantonen, besonders den katholischen, wie Luzern, Freiburg, Wallis, Zug, den Urkantonen, Uri, Schwyz, Unterwalden. Selbst in vielen, seit Jahren dem radikalen Regimente anheimgefallenen Kantonen ist er viel zahlreicher, als der radikale Anhang. Da ihn aber die Landbevölkerung bildet und namentlich die auf zerstreuten Höfen, kleinern Ortschaften wohnenden „Bauernsame", so begreift sich schon aus diesem Umstande, daß er dem gewaltthätigen, regsamen, um seine Mittel nicht verlegenen und mit Intelligenz sie auswählenden Radikalismus, der überall seinen Sitz in Städten und größeren Ortschaften hat, in einem politischen Kampfe nicht gewachsen ist. Allein es bleibt nichtsdestoweniger Thatsache, daß, (ganz abgesehen von jenen Kantonen, wo die Bevölkerung entschieden konservativ ist, die darum auch, trotz der radikalen Regenten an ihrer Spitze, jetzt noch für konservativ gelten,) daß selbst in denjenigen Kantonen, die man für ganz radikal ausgibt, bei einem durch unvorhergesehene Ereignisse herbeigeführten Sturze des gegenwärtigen radikalen Regiments, ein gewaltiger, die Herrschaft desselben vielleicht für immer zertrümmernder konservativer Gegenstoß folgen, daß daher bei einer Züchtigung der Revolutionspartei, in der ganzen Schweiz eine überwiegend konservative Richtung sich kund geben würde, welche Anspruch auf vollständige Besiegung der Revolution haben könnte, so bald sie mit Energie handelt.

Die Elemente zu einem bessern Zustande sind also in der Schweiz noch vorhanden, allein sie müssen von der Wucht des radikalen Druckes, welche auf ihnen lastet und freie Selbstthätigkeit ihnen unmöglich macht, frei gemacht werden. Geschieht

dieses, so werden sie dann von selbst handeln, geschieht es nicht, so **werden auch sie allmählig schwinden, weil der Radikalismus es versteht: durch sittenlose Erziehung der Jugend sich ein sittenloses Volk zu schaffen.**

III. „Besitzen diese noch gesunden Elemente auch wirklich den Willen zu einer Reorganisation der Schweiz? mit andern Worten: ist der bessere Theil der schweizerischen Bevölkerung geneigt, nach erfolgter Befreiung vom radikalen Joche das frühere oder ein ähnliches Bundesverhältniß, bei der unzweifelhaften Aussicht auf immerwährenden Kampf mit den viel besiegten aber nie entmuthigten, immer kampfgerüsteten Schaaren des Radikalismus, fortzusetzen?"

Wenn jetzt durch ein äußeres Ereigniß das radikale Joch in der Schweiz zertrümmert würde, so glaube ich, nach der Kenntniß des Landes und der Leute, die ich besitze, eher eine verneinende als bejahende Antwort auf diese Frage ertheilen zu müssen. Eine solche Befreiung vom radikalen Joche würde ohne Zweifel zur Folge haben, daß die wieder frei aufathmenden konservativen Bevölkerungen, namentlich in den katholischen Kantonen, alles Andere, habe es einen Namen, wie es wolle, einer abermaligen Verbindung mit ihren Unterdrückern, daß sie namentlich einen Anschluß an Oesterreich oder Deutschland tausendmal einer nochmaligen Zusammenkettung mit ihren Feinden vorziehen würden. Wir berufen uns hier nicht auf die frühere Geschichte: die Nothwendigkeit einer Intervention Napoleons durch die Mediationsacte, dann den theilweis zwingenden Einfluß der Mächte im Jahre 1815, um schon damals die feindselig auseinandergehenden Elemente zusammenzubringen, wir wollen es auch nicht weiter ausführen, wie seither durch Krieg, systematische Unterdrückung und ökonomische Aussaugung die gegenseitige Abneigung vergrößert, ja unauslöschlicher Haß gesäet worden ist, wir wollen uns nur auf ein einzelnes,

aber immerhin merkwürdiges Factum berufen. Es ist Thatsache, daß sich der unterdrückten katholischen Kantone ein allgemeines Gefühl, das sie zu Oesterreich als ihrem künftigen Retter hinzieht, bemächtiget hat, und daß man daselbst mit dem Gedanken eines näheren Schutzverhältnisses zu diesem Staate allgemein und immer mehr befreundet wird. Keine österreichische Provinz jubelte daher so freudig und innig den Siegen Oesterreichs in Italien und Ungarn zu, wie es Luzern und die Urkantone thaten; es kam dieses nicht her von einer bloß allgemeinen Sympathie für den Sieg des Rechts und der Ordnung, — denn solcher fand an den Thoren der Schweiz, in Baden, durch preußische Waffen statt, und die Bevölkerungen dieser Kantone blieben still und gleichsam theilnahmslos, — nein, es war eine spezielle Sympathie, ein besonderer Zug, der ihre Herzen zu den siegreichen österreichischen Waffen hinzog. Woher dieses kommen mag, wissen wir nicht; es ist vielleicht eine Erinnerung, die aus fünfhundertjährigem Grabe aufsteigt, die Erinnerung, daß Oesterreichs Adler einst auch unter ihnen gewacht, oder wahrscheinlicher ein Vorgefühl — denn auch für Völker so gut, wie für Individuen ist solches möglich! — daß Oesterreichs Adler sie retten werde! Wer weiß, ob dieser Volksinstinct nicht der Anfang einer Bewegung ist, die zusammenführt, was vor fünfhundert Jahren sich getrennt hat, und dem Hause Habsburg wieder sein Geburtsland zubringt.

Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß wenn heute diese Bevölkerung von der Herrschaft und Despotie des Radikalismus frei und ihr die Alternative gestellt würde: entweder abermals in einen Bund mit ihren radikalen Tyrannen sich zusammenzuthun und ein Leben voll Zank, Kampf, Verfolgung und Haß fortzusetzen? oder aber unter Oesterreichs Scepter mit Garantie ihrer Rechte und Freiheiten zurückzukehren? — gewiß würde die unermeßliche Mehrheit, der Kern des Volkes, sich sofort für dieses letztere aussprechen! —

VIII.

Ueber den kriegsrechtlichen Spruch in Arrad*).

(Ein Schreiben aus Oesterreich.)

Die ausländische Presse hat sich viel mit dem Kriegsrecht in Arrad und der in Folge desselben vollzogenen Execution beschäftigt. Ohne uns in die spezielle Erwiederung der verschiedenen, diesen Gegenstand betreffenden Artikel einzulassen, ohne zu untersuchen, in wie fern die Vollziehung dieses Urtheils politisch zweckmäßig oder nothwendig seyn mochte, glauben wir dasselbe dennoch von dem militärisch legalen Standpunkte aus, hier für das ausländische Publikum betrachten und gewissermaßen rechtfertigen zu dürfen, da es uns nicht gleichgültig seyn kann, ob ein von kaiserlichen Soldaten aufgestelltes Gericht in der Welt als bloßes Werkzeug leidenschaftlicher Gewaltthätigkeit, und nicht als Ausleger und Vertreter des bestehenden zwar strengen, aber in seinem Wortlaute durchaus klaren Gesetzes gelte.

*) Wir sagen dem Herrn Einsender für seine sehr zeitgemäße Mittheilung unsern besten Dank. Möge es ihm gefallen, uns über die Ereignisse der jüngsten Kriege und über die heutigen Zustände in Oesterreich ähnliche Aufklärungen zukommen zu lassen, deren das deutsche Publikum in so hohem Grade bedarf.

Die Redaction der hist.-polit. Blätter.

Die sogenannten ungarischen Generäle sind nicht vorerst als politische, sondern als militärische Verbrecher, nach denen von ihnen selbst bei den alljährlichen Musterungen beschwornen Kriegsartikeln und Eiden gerichtet und verurtheilt werden. Jeder von ihnen als Regiments- oder Abtheilungs-kommandant ist wahrscheinlich mehr als einmal während der Dauer seiner militärischen Laufbahn in die Lage gekommen, auf die Grundlage derselben Kriegsartikel zu Gericht zu sitzen und Recht zu sprechen. So lange das kaiserliche Heer bestehen soll, kann in der Anwendung dieser Gesetze keine Ausnahme statt finden, will man nicht dessen Existenz auflösen.

Der Eid lautet: „Wir schwören zu Gott dem Allmächtigen einen feierlichen Eid, Seiner Majestät unserm Allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Kaiser von Oesterreich, König zu Hungarn, Böhmen, Galizien, Lodomerien, Kroatien und Slavonien, Erzherzog zu Oesterreich ꝛc. ꝛc. ꝛc. treu und gehorsam zu seyn, auch Allerhöchst Ihren Generalen und unsern übrigen Vorgesetzten zu gehorchen, dieselben zu ehren und zu beschützen, ihren Geboten und Befehlen in allen Diensten Folge zu leisten, gegen jeden Feind, wer es immer sei, und wo es Seiner Kaiserlichen Majestät Wille immer erfordern mag, zu Wasser und zu Lande, bei Tag und Nacht, in Schlachten, in Stürmen, Gefechten und Unternehmungen jeder Art, — mit einem Worte, — an jedem Orte, zu jeder Zeit und in allen Gelegenheiten tapfer und mannhaft zu streiten, — unsere Truppen, Fahnen und Standarten in keinem Falle zu verlassen; uns mit dem Feinde nie in das mindeste Einverständniß einzulassen, uns immer, so wie es den Kriegsgesetzen gemäß ist, und braven Kriegsleuten zusteht, zu verhalten, und auf diese Weise mit Ehren zu leben und zu sterben! — So wahr uns Gott helfe! — Amen!"

Dieser, für jeden, der einen Eid und die Begriffe der Ehre und Gottesfurcht nicht etwa für bloße Anhängsel des Zopfsystemes ansieht, vielbezeichnende Eid wurde und wird alljährlich bei Gelegenheit der Musterung von sämmtlichen kai-

serlichen Regimentern, Corps und Branchen feierlich geschworen. Wer aber den Meineid als eine läßliche, unter gewissen Umständen zu entschuldigende Sünde ansieht, dürfte im Katechismus des Soldatenstandes nicht sehr bibelfest, und in der Religion der Ehre nicht ganz orthodox seyn. Jedenfalls würden seine Grundsätze, in Anwendung gebracht, in Kurzem die Auflösung jeder Disciplin und Ordnung, die Untergrabung des Ehrgefühls und der Subordination, somit die unvermeidliche Umwandlung jedes Heeres in bewaffnete Räuberhorden oder übermüthige Proletarierschaaren mit sich bringen.

Der IV. Kriegsartikel sagt:

„Wer eine Meuterei erregt, oder daran Theil nimmt, oder sich Worte, Schriften oder Handlungen erlaubt, woraus eine Meuterei entstehen könnte, — soll nach der Sache Wichtigkeit scharf, zu Kriegszeiten auch mit dem Tode durch Pulver und Blei bestraft, und wenn der Aufruhr ausgebrochen wäre, oder auf dem Ausbruche stände, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten standrechtmäßig behandelt werden."

„Das Verbrechen der Meuterei wird verübt, wenn man bei Zusammenkunft mit Vielen oder Wenigen wider die Vorgesetzten, gegen den Dienst, oder den Staat und Monarchen nachtheilige Reden führt, oder solche Urtheile fällt, welche in den Gemüthern einen bösen Eindruck machen; ferner, wenn man Gefangene zu befreien, eine Execution zu verhindern trachtet; wenn vorsätzlich mehr als zwei Mann zu ihren Oberen gehen, um Abhülfe einer Beschwerde zu erlangen; wenn sich Einer oder Mehrere in Reihen und Gliedern, und auch bloß in Gegenwart Anderer gegen den Obern mit solchem Ungestüm beschweren, daß hierdurch die Uebrigen leicht zur Theilnahme verleitet werden können."

Ferner der V. Kriegsartikel:

„Wer sich des Verbrechens des Hochverraths schuldig macht, ist sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten mit dem Strange zu bestrafen."

„Dieses Verbrechen begeht Jeder, der die persönliche Sicherheit des Monarchen verletzt, oder etwas unternimmt, was auf eine gewaltsame Veränderung der Staatsverfassung, auf Zuziehung oder Vergrößerung einer Gefahr von außen gegen den Staat angelegt wäre. Wer eine in den Hochverrath einschlagende Unternehmung zu verhindern oder anzuzeigen vorsätzlich unterläßt, wird gleich dem Hochverräther selbst bestraft."

Der XVIII. Kriegsartikel lautet:

„Derjenige, welcher eidbrüchig und treulos entweicht, und durch das Militär eingebracht wird, soll nach Beschaffenheit der Umstände, besonders wenn er schon wiederholt entwichen ist, mit dem Strange hingerichtet, bei einreißender Desertion aber, wenn sich derselbe dem zum Nachsetzen beorderten Militär oder Landmann mit irgend einem, zum Tödten geeigneten Werkzeuge thätlich und in mörderischer Absicht widersetzt, standrechtmäßig behandelt werden."

Der XIX. Artikel sagt:

„Der Soldat, welcher zwei oder mehrere seiner Kameraden zur Entweichung beredet, ist als ein Komplottstifter gleich einem Deserteur zu bestrafen, das Komplott mag nun wirklich durch die Desertion vollführt, oder verhindert worden seyn."

Artikel XX.:

„Wer für fremde Dienste wirbt, oder einen k. k. Unterthan zu diesem Zwecke gewaltsam entführt; ferner, wer einen zu einem Militärkörper gehörigen Mann auch nur zur Ansiedlung in fremde Lande anwirbt, oder in was immer für einer Absicht gewaltsam entführt, ist standrechtmäßig zu behandeln und mit dem Strange hinzurichten."

Es ist noch zu bemerken, daß jeder Inländer und die mit Charakter austretenden Ausländer sich nebstbei bei ihrem Austritte aus der Armee eidlich verbinden, nie gegen das allerdurchlauchtigste Erzhaus zu dienen.

Sämmtliche vor das Kriegsgericht in Arrad gestellte und

durch dasselbe abgeurtheilte Anführer der Insurgenten waren aber derlei, in kaiserlichen Diensten gestandene meineidige Offiziere. Sie waren nicht allein des Hochverraths, sondern auch der Desertion zum Feinde schuldig, und zwar theilweise an der Spitze ganzer Abtheilungen. Sie hatten die brudermörderische Waffe mit dem Blute der frühern Waffengefährten und Kameraden befleckt, und stunden nun vor dem Gerichte, welches in ihnen keine Generale einer fremden Macht, sondern nur eidbrüchige und ihren Fahnen entwichene Rebellen und Deserteure sehen konnte und durfte. Kiß, Leiningen, Vetter, Damianich &c. &c. wurden nicht als Generale, sondern in der Charge, welche sie in der kaiserlich-österreichischen Armee bekleidet hatten, auch in der Sentenz bezeichnet, um so mehr, da sie auch keineswegs entlassen worden waren. Man war dem Heere, welches im vergangenen Jahre eben so glänzend seine Treue, als seine Tapferkeit bewiesen hatte, die Genugthuung schuldig, wenigstens an den obersten Verführern der Verführten, welche das weltgeschichtlich-makellose Ehrenschild der Armee befleckt hatten, ein Exempel zu statuiren. Hätte man dießmal eine Ausnahme gemacht, so wäre das Gesetz auf immer ungültig gewesen.

Man vergißt übrigens, daß bereits, und zwar auf den Grund ähnlicher oder derselben Kriegsgesetze, von diesen Herrn selbst vielfache Bluturtheile, namentlich jenes des edlen Grafen Eugen Zichy gesprochen und in Vollzug gesetzt worden waren.

Es ist uns wohl bekannt, daß einige dieser gefallenen Opfer strenger Militär-Disciplin durch ein falsch verstandenes, schwärmerisches Nationalgefühl, — andere durch ihre beschränkten Verstandeskräfte, welche unfähig waren, den Sophismen zu widerstehen, mit welchen man sie umgarnte, — Viele durch ihre zerrütteten Vermögensumstände, mit deren Besserung man sie lockte, — die meisten aus übermäßigem Ehrgeiz in der Hoffnung schneller Beförderung, in die Umtriebe verstrickt wurden, welche für sie ein so tragisches Ende nahmen. Mögen auch aus rein menschlichem Standpunkte diese Entschuldigungs-

gründe mehr oder weniger gewürdigt werden, — der Richter, zumal der militärische, durfte keine Rücksicht darauf nehmen.

Es ist überhaupt eine Anomalie des ziemlich krankhaften und verschrobenen Billigkeitsgefühles der Gegenwart, daß man immer mit dem Verbrecher, nicht aber mit dessen Opfer sympathisirt. Für den Mörder, den Straßenräuber, den Meuterer, den Dieb fühlt man Mitleid, — vergißt aber dafür den vielleicht unter unsäglichen Qualen Gemordeten, den Beraubten, den vor der Barrikade verblutenden Soldaten, die bestohlene Wittwe! — Man bedauert die gesetzlich hingerichteten Rebellenanführer, — aber der treue, bis in den Tod standhafte Graf Zichy, der edle, allgemein bedauerte, von seiner Gattin und seinen Kindern noch bitter beweinte Graf Lamberg fand in denselben zartfühlenden Herzen keine Regung von Mitleid. — Für die jetzt überwundene Rebellion in Ungarn regen sich vielseitige Sympathien, als wäre dort die Sache der Freiheit und des Rechts unterlegen. Aber daß dieselben Freiheitshelden durch ihren Uebermuth die unterdrückten Kroaten zum löwenmuthigen Widerstand reizten, daß sie in der Bacska und bei den Serben das Land in eine Einöde verwandelten, in welcher die zerstückten Leichname in der Asche der verbrannten Dörfer verkohlten, und das Aas die Brunnen vergiftete, — daß diese Vertheidiger der Freiheit in Siebenbürgen den Gefangenen die Augen ausstachen und in die blutigen Höhlen glühendes Siegellack träufelten, das ist freilich vergessen! Es wurde ja nur an sogenannten Schwarzgelben, an getreuen Unterthanen und Kriegern des Kaisers gethan! Und jetzt, wo die schwarzgelbe Fahne siegreich weht, soll und darf kein Gesetz, welches den Uebelthäter zur furchtbaren Rechenschaft zieht, Vollzug erhalten, ohne als „Kannibalenthum“ verschrieen zu werden?! —

IX.

Rückblicke auf die Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

(Schluß.)

Das oben Erzählte umfaßt die Geschichte des ersten Prager Insurrectionstages. Der Aufstand war ausgegangen nicht von dem böhmischen Volke, nicht von dem, was man tschechische Nationalität nennt, nicht von der Gesammtheit der Bewohner von Prag, sondern von jener Menschenklasse, welche, nachdem der regierende Josephinismus sie länger als zwei Geschlechtsfolgen hindurch zu dem unheilvollen Werke erzogen, zuletzt die Revolution gemacht hat. Die Elemente des Aufstandes waren in Prag, wie allenthalben in Oesterreich, wo die Rebellion ihr Haupt erhob: Studenten (Barbiere und sogenannte Techniker mit inbegriffen), Literaten, Praktikanten und Schreiber aller Art, die sich, nachdem ihnen die Freiheit: politische Klubbs zu errichten, gewährt war, unter den „Gebildeten" Helfer und Verbündete angeworben, und zuletzt durch die bekannten Mittel (Geld, berauschende Getränke, noch berauschendere Reden und Aussicht auf Plünderung der Reichen) Pöbelhaufen zu ihrem Dienste gewonnen hatten. Wie wenig jener Wahnsinn der Halbgebildeten, den man politischen Tschechismus nennt, geeig-

net war, in das Bewußtseyn des böhmisches Volkes einzudringen und in dieser Sphäre aufregend zu wirken, zeigt sich auch daraus, daß die Anstifter des Aufruhrs sich genöthigt sahen, als Hebel für ihren Zweck, ein ihrer sonstigen Denkweise völlig widerstrebendes, ja genauer betrachtet der österreichisch-aufgeklärten Revolutionspartei in tiefster Seele verhaßtes Mittel zu Hülfe zu rufen. Sollte die niedere Klasse der Prager Bevölkerung in den Wirbel hineingezogen werden, so war es nöthig, irgendwo eine recht große Volksmasse herbeizulocken. Dazu gab es, dem, kraft seiner nationalen Anlage frommen und religionseifrigen, böhmischen Volke gegenüber nur ein Mittel: unter freiem Himmel, auf dem Roßmarkte, mußte an der Statue eines besonders populären Heiligen eine Messe gelesen werden. Die Verschwornen konnten dann, wie es leider auch gelang, hoffen: die, den Zusammenhang nicht ahnende Volksmasse in ihren Unfug verflechten, und den beabsichtigten Conflict mit dem Militär herbeiführen zu können.

Hören wir nach dieser gelegentlichen Bemerkung den Bericht des damaligen Gubernial-Präsidenten, Grafen Leo Thun, über seine Erlebnisse während jener Periode.

„Am Pfingstmontage, den 12. Juni, gleich beim Beginne des Barrikadenbaues gefangen genommen, als ich auf die Altstadt eilte, um dem Unglücke, das die Stadt bedrohte, wo möglich noch vorzubeugen, hatte ich auf den Gang der Dinge während der beiden ersten Tage gar keinen Einfluß. Von den Barrikaden herab, und von einer Deputation der Studenten an den Fürsten Windischgrätz wurde die Drohung ausgesprochen, mich aufzuhängen, wenn mit Militärgewalt eingeschritten werden sollte. Fürst Windischgrätz antwortete aber, wenn mir ein Leides zugefügt werden sollte, werde er vor das Klementinum rücken, und Keiner von denen, die sich darin befänden, werde dann mit dem Leben davon kommen. Mir wurde nichts zu Leide gethan; aber die Gemahlin des Fürsten wurde durch einen Schuß in seiner Wohnung ermordet, sein Sohn wurde schwer verwundet! Nach vergeblichen Unterhandlungen nahm das Militär mit kaltblütiger Tapferkeit alle Barrikaden, gegen die es vorrückte."

„Dienstag, den 13. Juni Nachmittag, wurde ich aus meiner Haft entlassen, nachdem ich wiederholt auf das Entschiedenste erklärt hatte, daß so lange ich meiner Freiheit beraubt sei, nichts mich zu einem Einflusse auf die öffentlichen Angelegenheiten, oder zu irgend einer Zusage, zur Eingehung irgend einer Bedingung vermögen werde *).“

„Ich ließ mich vorerst auf das Rathhaus führen; als ich daselbst eintraf, kam so eben der Bürgermeister in Begleitung einiger anderer Personen mit einer schriftlichen Erklärung von dem Fürsten Windischgrätz, worin derselbe die Zusicherung gab, die militärischen Maßregeln sollten eingestellt werden, sobald ich in Freiheit sei, und die Barrikaden geräumt würden; sofort werde auch das Militär in die Kasernen zurückgezogen werden, und die Uebergabe aller Gefangenen des Civilstandes an die Civilbehörde erfolgen. Diese Erklärung wurde freudig aufgenommen, Alles schien damit zufriedengestellt, und der Aufruhr geendet. Ich begehrte nun sogleich in das Gubernialgebäude geführt zu werden. Einige Studenten und Bürger geleiteten mich über die Barrikaden auf die Kleinseite. Unterwegs wurde wiederholt die Erklärung des Fürsten Windischgrätz verkündet; mit Dank und aufrichtiger Freude wurde überall die glückliche Beendigung der in Prag unerhörten, unheilschwangeren Ereignisse vernommen; mit Jubel wurde der Zug, der sich um mich gebildet hatte, in der Jesuitengasse und in der Brückengasse begrüßt, aus allen Fenstern mit Tüchern geschwenkt. Erst auf dem kleinseitner Ringe zeigte sich eine bedenkliche Stimmung. Der Pöbel, der sich in Gruppen gesammelt hatte, war mit den Bedingungen des Fürsten nicht zufrieden: „„Nein! Nein““ — ertönte es in wildem Geschrei — „„erst muß das Militär sich zurückziehen““, „„und dann werden wir die Barrikaden räumen!““

---

*) „Herr J. U. D. Carl Leopold Claudi hat den Grund und Zweck meiner Freilassung in nachstehender Weise erklärt: „„Daß Studenten, junge Leute, den Grafen Thun frei ließen, frei ohne Bedingung, unabhängig von jedem einschüchternden, äußern Einfluße, beweist nur ihren gesunden Sinn, ihre nüchterne Anschauung, w e i l s i e s o d i e G e l e g e n h e i t b e h e b e n k o n n t e n, die Civilgewalt mit der Militärgewalt zu vereinigen.““ (Siehe Conversationsblatt, Beilage der Prager Zeitung Nr. 44, vom 20. August 1848.)“

und drohend erhob sich manche Hand gegen mich. Immer dichter drängten sich die Volkshaufen hinter uns, und besetzten die Thorfahrt und die Stiege des Gubernialgebäudes, mit Mühe von den Bürgern zurückgehalten, die mich hinaufgeleiteten. Viele von den Bewohnern der Kleinseite kamen zu mir, und versprachen dahin zu wirken, daß über Nacht an Wegräumung der Barrikaden Hand angelegt werde, baten mich aber um eine Verwendung bei dem auf dem Schlosse kommandirenden Feldmarschallieutenant Grafen Khevenhüller, welcher gedroht habe, die Kleinseite beschießen zu lassen, wenn die Barrikaden nicht bis acht Uhr früh beseitiget wären. Ich ersuchte ihn, seinen Adjutanten zu mir zu schicken und erhielt sein Versprechen, auf dem gegebenen Termin nicht bestehen zu wollen. Inzwischen hatten mehrere Bürger und Studentenführer mir gestanden, daß bereits Boten nach verschiedenen Richtungen entsendet worden seien, um das Landvolk zur Unterstützung des Aufruhrs in Prag aufzubieten. Ich schrieb sogleich zwei Kundmachungen, eine an die Bewohner Prags, worin sie unter Ertheilung milderer Zusicherungen, als nur immer erwartet werden konnten, ermahnt wurden, den friedlichen Zustand wieder herzustellen, und eine an das Landvolk, welche vor den Thoren vertheilt werden sollte, um die Herbeigerufenen zur Heimkehr zu bewegen. Beide Conzepte wurden noch am Abende in die Haase'sche Druckerei auf die Altstadt getragen. — Ueber Nacht wurden wirklich die Barrikaden auf der Kleinseite größtentheils weggeräumt. Ich eilte am Mittwoch früh auf das Schloß, erwirkte von dem F. M. L. Grafen Khevenhüller den Befehl, die am Augezd aufgestellten Kanonen zurückzuziehen und bemühte mich, ein gutes Einvernehmen zwischen dem Militär und der kleinseitner Bürgerschaft herzustellen, indem ich sie veranlaßte, für die Verpflegung der Truppen Sorge zu tragen, für welche durch zwei Tage nur spärlich hatte gesorgt werden können. Sehr erfreut über die günstigen Erfolge, und von wiederholtem Jubel der Volksmenge begrüßt, verließ ich die Kleinseite, um mich wegen der weiteren Einleitungen zu dem Fürsten Windischgrätz zu begeben. — Auf der Altstadt hatte aber leider inzwischen das Friedenswerk keine Fortschritte gemacht. Kaum hatte ich am Dienstage Nachmittag auf meinem Wege nach der Kleinseite die Barrikade im altstädter Brückenthurm überstiegen, als, wie Augenzeugen versichern, einer

der Studentenführer herbeistürmte, um mich wieder festzuhalten. In der Nacht war in der Haase'schen Druckerei von den Studierenden der Druck meiner friedlichen Proclamationen gehindert worden, so daß sie gar nicht veröffentlicht wurden. Die Barrikaden waren nicht weggeräumt worden."

Aber nicht bloß während des Kampfes, sondern auch vor dem Ausbruche des Prager Aufruhrs, war schon der Versuch gemacht worden, das Landvolk in Bewegung zu bringen. „Auf der Eisenbahn", bemerkt Graf Leo Thun in seinem Nachtrage, „fuhren ohne Unterlaß ausgeprägte Revolutionshelden auf und ab, und Hunderte von Reisenden haben die ruchlosen Reden gehört, die sie aller Orten hielten. In Chrudim wurden Preise ausgerufen auf den Kopf eines benachbarten Gutsherrn und auf seine Dienerschaft. Am Hauptmautgebäude in Prag war am 16. Juni ein Namensverzeichniß von „„Verräthern"" angeschlagen, — es enthielt die Namen der Nationalgarde-Offiziere, die am 12ten bemüht gewesen waren, den blutigen Kampf zu verhüten. Eine längere Proscriptionsliste wurde aus den Waggons auf der Eisenbahn ausgerufen. Alles das sind Thatsachen, die öffentlich, vor den Augen von Tausenden, sich zugetragen haben. Sie wegläugnen zu wollen, ist gerade so zweck- und sinnlos, als bei Tage behaupten, daß es Nacht, oder bei Nacht, daß es heller Tag sei. Die Thatsachen zugeben, jedoch in Abrede stellen, daß sie verbrecherisch seien, heißt aber die Principien untergraben, auf denen die bürgerliche Gesellschaft ruht, und deren Anerkennung zumal die festeste Stütze des freien Staates ist."

Manchem unserer Leser dürfte hierbei die Frage vorschweben: hätte nicht, wenn dem also ist, der Aufstand gleich im ersten Beginne mit weit größerer Entschiedenheit unterdrückt werden sollen? und wäre nicht die Militärgewalt in ihrem entschiedensten Rechte gewesen, wenn sie anstatt mit den Feinden aller geselligen Ordnung zu unterhandeln und ihnen gute Worte zu geben, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, das Ansehen der Gesetze mit der Schärfe des Schwertes wieder

hergestellt hätte? — Wir sind wahrlich nicht geneigt, diese Frage zu verneinen, aber wer sie aufwirft, vergesse nicht, daß Fürst Windischgrätz die gefährlichsten Feinde seines Kaisers nicht vor sich, sondern sich im Rücken wußte. In den Straßen von Prag tobten die Rotten bewaffneter Meuchelmörder; in Wien regierten die Aula und der hinreichend bekannte Minister v. Pillersdorf. Als am 13. Juni die telegraphische Nachricht von dem Prager Aufstande und die Gefangennehmung des Grafen Thun dort eintraf, wurde ein Ministerrath gehalten. Dieser erwog, wie der offizielle Bericht der Behörden wörtlich sagt, „daß die Landesbehörden, welche durch Maßregeln der Strenge mit den Parteien in Conflict geriethen, in den Momenten aufgeregter Leidenschaften kaum im Stande seyn dürften, versöhnende Maßregeln mit Erfolg anzuwenden.“ Stumme Unterwerfung unter den Willen rebellirender Schulknaben und Amnestie im Voraus für jedes auf Hochverrath, Bürgerkrieg und Sturz des Hauses Oesterreich abzielende Unternehmen schien damals den, an's Ruder der Gewalt gelangten Koryphäen des Josephinismus der Fünftelsaft aller Staatsweisheit und die erste und heiligste aller Regierungspflichten. Der Beschluß fiel also dahin aus zum Behufe der Versöhnung mit dem flagranten Aufruhr eine, nach dem ältern monarchischen Sprachgebrauche sogenannte „Hofcommission“ nach Prag zu senden. „Am Mittwoch (14. Juni) in der Frühe“, erzählt Graf Leo Thun, „waren der General der Kavallerie, Graf Mensdorff und Hofrath Klezansky, in Prag angekommen, von dem Ministerium auf die erste Nachricht von den Prager Ereignissen als Hofkommissäre entsendet. Schon auf ihrem Wege hatte sich überall die Kunde verbreitet, Fürst Windischgrätz werde seines Amtes enthoben und durch den Grafen Mensdorff ersetzt. Die Beseitigung des Fürsten Windischgrätz war das nächste Ziel des Aufruhrs gewesen; mit Blitzesschnelle verbreitete sich daher die Nachricht, daß es erreicht sei, durch die ganze Stadt. Die Hofkommissäre, ohne gleichwohl den Zweck ihrer Sendung förmlich kund zu machen, knüpften Unterhandlungen

mit der Stadtbehörde und mehreren Führern der Bewegung an. Mir war dadurch jede Wirksamkeit wieder abgeschnitten. Das Militär blieb immer noch in der ausgedehnten Stellung, die es am Montage erkämpft hatte. Der Tag verstrich erfolglos. Im Innern der Stadt loderte aber das kaum gedämpfte Feuer wieder auf. Der merkwürdige mit Sieg prahlende Aufruf *), der ein böhmisches Nationalgericht über den

---

*) Dieser Aufruf lautet:

„Bewohner!

„Ruhmvoll haben wir einen verrätherischen und ungleichen Kampf überstanden — ja wir können sagen, daß wir Sieger geblieben sind. Weichen wir also nicht von dem, was wir so glorreich begannen. Auf uns sieht das ganze Land der Böhmen und Mähren, Wien, ja ganz Europa — das ist der böhmische Löwe, der sich dräuend erhebt aus einem zweihundertjährigen Schlafe."

„Lassen wir uns durch keinerlei Versprechungen täuschen; mit uns steht die ganze Nation. Das Zurückziehen des Militärs in die Kasernen, ja nicht einmal dessen Entfernung aus der Stadt nützt uns etwas; denn so würde das umwohnende Volk eingeschlossen gehalten; aber dieß seien unsere Bedingungen: In Böhmen sei ein Böhme Kommandant, daher auch ein böhmisches Generalkommando, unabhängig von Wien außer in Angelegenheiten der Gesammtvertheidigung Oesterreichs — und unser böhmisches Volk, unsere böhmischen Regimenter mögen hauptsächlich nur zur Vertheidigung des Vaterlandes dienen."

„Der Kommandirende und das Militär möge auf die Konstitution unserer böhmischen Regierungen beeidigt werden, in welcher auch des Gesammtverbandes mit Oesterreich nicht vergessen seyn wird."

„Windischgrätz werde als ein Feind der österreichischen Völker erklärt und vor ein böhmisches Nationalgericht gestellt, und er möge als haftend erklärt werden für jeden geschehenen Schaden in der Stadt und verhalten werden zur Entschädigung an die hinterlassenen Wittwen und Kinder der Gefallenen, so wie an alle Verunglückten."

Fürsten Windischgrätz als über einen Feind der österreichischen Völker, und eine abgesonderte böhmische Armee unter einem böhmischen Kommandanten verlangte, und zur Fortsetzung des Kampfes aufforderte, wurde an den Ecken angeschlagen und auf öffentlichen Plätzen verlesen. Die Hofkommission entschloß sich, am nächsten Morgen wieder abzureisen; auf mein Anbringen, die, wenn auch nicht offiziell angeknüpften Verhandlungen vorerst abzuschließen, wurde jedoch noch am Abende im Generalkommando eine Zusammenkunft gehalten, welche aber zu keinem Ergebnisse führte, sondern von den Hofkommissären mit der Erklärung geschlossen wurde, es habe eine Deputation am folgenden Morgen die schriftliche Erledigung auf dem k. Schlosse, woselbst die Hofkommissäre abgestiegen waren, in Empfang zu nehmen."

„Augenscheinlich war es, daß wiederholte Anwendung militärischer Maßregeln unvermeidlich werden würde. Um neuerlichen mörderischen Straßenkampf zu vermeiden, zog Fürst Windischgrätz in der Nacht alle Truppen zusammen, und besetzte damit den Hradschin und die Kleinseite, um von dort aus den aufrührerischen Stadttheilen Frieden zu gebieten. Kaum war am Donnerstag früh die neue Stellung des Militärs erkannt worden, als längst des rechten Moldauufers der Kampf mit heftiger Beschießung der auf der Kleinseite aufge-

---

„Die Prager Thore und wo es sonst für nöthig erachtet wird, mögen von der Bürgerschaft und den Studenten besetzt werden."

„Nach Zulaß der Umstände mögen auch die gefallenen Bewohner feierlichst bestattet werden."

„Während dessen gehen wir nicht auseinander, legen wir die Waffen nicht nieder, bis wir beendet, was angefangen." —

„Ueber den Vollzug dieser Bedingungen berathe sich die Bürgerschaft mit dem Ausschusse der Studenten, und verhandele dann mit der jetzigen provisorischen Regierung so eilig als möglich. Die definitive Bestätigung erwarten wir von dem bevorstehenden Landtag."

stellten Truppen wieder eröffnet wurde. Kanonendonner antwortete dem Angriff. Der Kampf dauerte in dieser Weise fort, bis gegen Mittag eine Deputation unter dem Schutze einer weißen Fahne von der Altstadt auf das Schloß hinüberzog. Sie begehrte wieder, daß das Kommando dem Fürsten Windischgrätz abgenommen, und dem Grafen Mensdorff übertragen werde. Die Hofkommission ging auf diese Unterhandlung nochmals ein. Fürst Windischgrätz erklärte aber, er könne keinem Ministerium das Recht zuerkennen, ihn eines Amtes zu entsetzen, das ihm von Seiner Majestät dem Kaiser übertragen sei. Diese Ansicht des Fürsten konnte ich nicht theilen. Ich glaubte kein Befugniß, welches das Ministerium der Hofkommission ertheilt hatte, ihr streitig machen zu dürfen; aber der beabsichtigten Maßregel selbst, der Enthebung des Fürsten Windischgrätz nämlich, konnte ich nicht beistimmen. Ich sah in ihr eine schmachvolle Ungerechtigkeit gegen den Fürsten, welche überdieß auf die Truppen eine demoralisirende Wirkung äußern mußte, und nicht einmal den Zweck, den Aufruhr zu stillen, erfüllen konnte; denn die Partei, von welcher am Dienstage die schon eingeleitete, von der eigentlichen Bevölkerung Prags mit Jubel begrüßte friedliche Beilegung vereitelt worden war, hatte es ja am Mittwoch ausgesprochen, daß sie noch ein ganz anderes Ziel habe, und die Waffen nicht niederlegen wolle, ehe es erreicht sei. Deßhalb erklärte ich, bei der Enthebung des Fürsten Windischgrätz meine Hand nicht im Spiele haben, mein Amt aber bereitwillig niederlegen zu wollen, sobald die Hofkommission mich dessen enthebe. Wiederholt hatte ich den Hofrath Klezansky schon früher gebeten, die Leitung der Geschäfte an meiner Stelle zu übernehmen; er hatte aber hierauf einzugehen sich geweigert. Auch Fürst Windischgrätz wollte es nicht zugeben, daß ich aus meiner Stellung verdrängt werde, und um mich zu deren Behauptung zu vermögen, erklärte er, daß, wenn auf meiner Entfernung bestanden werden sollte, er dann sein Amt auch niederlegen würde, jedoch immer nur unmittelbar in die Hände

Seiner Majestät. So war meine Enthebung, die ich fortfuhr, unbedingt der Hofkommission anheim zu stellen, die Bedingung geworden, unter der allein Fürst Windischgrätz bereitwillig war, von seinem Posten abzutreten. Nach diesen Verhandlungen mit dem Fürsten und mir nahm die Hofkommission die Unterhandlung mit der städtischen Deputation wieder auf und gelangte zu dem Entschlusse, durch dieselbe die Kundmachung an die Stadt zu erlassen, laut welcher die Leitung des Generalkommandos von dem Fürsten Windischgrätz auf den Grafen Mensdorff übertragen werden sollte, ohne diesen Beschluß jedoch vor der Hand noch den Truppen mitzutheilen. Ich hatte der Unterhandlung nicht beigewohnt, weil R. v. Neuberg als Führer der Deputation ausdrücklich erklärt hatte, daß sie mit mir nichts zu thun habe, sondern nur mit der Hofkommission zu verhandeln beauftragt sei. Deßhalb erfuhr ich den Inhalt der Kundmachung erst, als die Deputation den Heimweg antrat. Von meiner Enthebung war darin keine Erwähnung geschehen, und um die Rückkehr der Deputation, welche besorgte, ihr langes Ausbleiben werde die Wiederaufnahme des Kampfes veranlassen, da schon wieder Schüsse von der Altstadt fielen, nicht zu verzögern, bestand ich nicht auf der Einschaltung dieses von dem übrigen Inhalte unzertrennlichen Punktes, verpflichtete aber die Deputation, ihn mündlich beizufügen, indem der folgende Tag zu meiner Abreise bestimmt war. Gegen Abend desselben Tages wurden die Hofkommissäre von einer neuerlichen Deputation gebeten sich persönlich auf die Altstadt zu verfügen. Sie begaben sich hinüber; erst spät Abend kehrten sie zurück, und am folgenden Morgen zeitlich früh erklärte Graf Mensdorff dem Fürsten Windischgrätz und mir, daß sie nichts ausgerichtet, sich vielmehr von der Nothwendigkeit überzeugt hätten, die militärischen Maßregeln gegen den Aufruhr in der Stadt wieder eintreten zu lassen, und beide Hofkommissäre forderten den Fürsten Windischgrätz dringend auf, in seiner Stelle zu verbleiben, und mich, die Leitung der Geschäfte wieder zu übernehmen."

Die Gründe solcher Sinnesänderung können wir aus dem durch Inhalt und Fassung so höchst charakteristischen amtlichen Berichte der Hofkommission selbst entnehmen. „Diese wurden nämlich in den spätern Nachmittagsstunden des fünfzehnten Juni durch eine Deputation ersucht, sich aus der königlichen Burg in die Altstadt zu begeben, um dadurch der Bevölkerung einen wiederholten Beweis des Vertrauens und ein Zeugniß für die Wahrheit jener Kundmachung zu geben."

„Die Hofkommissäre nahmen keinen Anstand, diesem Ansuchen zu entsprechen, zumal ihnen dadurch zugleich die Gelegenheit geboten wurde, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob und in wiefern die Kundmachung die gewünschte, versöhnende Wirkung hatte."

„Leider war die Ueberzeugung der Hofkommissäre nicht eine angenehme, denn obschon seit der Kundmachung ein Zeitraum von mehreren Stunden verflossen ist, so war von Seite der Stadt keine Anstalt getroffen, die auf dem Wege von der Karlsbrücke bis zu dem Altstädter Rathhause und dem Generalkommando errichteten Barrikaden, welche die Hofkommissäre übersteigen mußten, wegzuräumen, im Gegentheil wurden die Barrikaden verstärkt und neue errichtet."

„Auf dem Rathhause hat man zwar die Hofkommissäre freundlich begrüßt, über das provisorische Kommando des Grafen Mensdorf Freude bezeugt, aber auch schon von neuen Petitionen gesprochen, und ein Techniker erklärte die erlassene Kundmachung für eine ganz unvollständige Erledigung der überreichten Petition; zudem machten die Hofkommissäre die Entdeckung, daß man sich in der Stadt bei der Verlautbarung der Kundmachung durch den Druck einen Beisatz erlaubte, der in der Originalkundmachung der Hofkommissäre nicht begriffen war, und der in seiner Fassung eben so unwahr, als für die Hofkommission und für die ehrenvolle Stellung der tapfern Truppen und ihrer Führer ganz unwürdig erschien."

„Der darüber am 16. Juni früh zur Rechtfertigung ge-

zogene Bürgermeister erklärte einhellig mit den Abgeordneten, die ihn begleiteten, daß der erwähnte Beisatz auf einem Versehen beruhe, und daß man ihn öffentlich widerrufen wolle."

„Noch bevor der Bürgermeister bei der Hofkommission persönlich erschienen war, kamen zwei andere Deputirte aus Prag und übergaben dem Grafen Mensdorff ein Schreiben des Bürgermeisters, worin ausdrücklich bemerkt wurde, daß in Prag der Unwille und das Mißtrauen noch nicht gelegt sei, und daß man das Gräßlichste befürchten müsse, wenn nicht alle Mittel angewendet werden, die Bevölkerung von einer aufrichtigen Handlungsweise zu überzeugen."

„Von gegentheiligen Garantien der Stadt war keine Erwähnung. Kurz nach dieser Eingabe war (sic) eine Deputation von den Bewohnern der Kleinseite in einem schriftlichen Gesuche um Aufrechthaltung der eingeleiteten militärischen Maßregeln auf."

„In der Zwischenzeit kam den Hofkommissären die Kunde zu, daß die Ungeduld und Mißstimmung der auf dem linken Moldauufer dislocirten Truppen immer stärker werde, und, daß diese einen bedenklichen Grad erreichen könnte, wenn Fürst Windischgrätz das Kommando niederlegen sollte."

„In Erwägung dieser großen Gefahr und in Ermangelung aller Garantien von Seite der Stadt für den Vollzug der von der Hofkommission festgesetzten Bedingungen hat diese beschlossen, ihre amtliche Wirksamkeit aufzugeben, die Leitung des Generalkommando wieder zu übernehmen." (Sic.)

In Folge dieser Bitte übernahm Fürst Windischgrätz wieder das Kommando und erließ, im Einverständnisse mit dem Gubernialpräsidenten, eine Kundmachung in jener Sprache, welche die Rebellion allein versteht. „Die k. k. Hofkommission", heißt es darin, „hat ihre Amtshandlungen beendigt, und den Fürsten von Windischgrätz angegangen, das Kommando wieder zu übernehmen und militärische Maßregeln mit aller Energie

in Anwendung zu bringen. Von Unterhandlungen ist unter diesen Umständen keine Rede mehr."

„Die Alt- und Neustadt hat sich daher unbedingt zu ergeben, die Barrikaden abzuräumen, die am Podskal neuerrichtete Floßbrücke abzubrechen, und alle vorhandenen Waffen auszuliefern. Die Zusicherung, daß solches geschehen werde, hat bis zwölf Uhr Mittags unter Stellung nachstehender Geiseln zu erfolgen. (Hier folgen die Namen.) Sollte dieser Aufforderung nicht entsprochen werden, so erübrigt der Regierung nichts mehr, als die Stadt durch Beschießung zu Unterwerfung zu zwingen."

„Das Wurfgeschütz ist aufgefahren; mit der Beschießung wird jedoch bis Morgen Mittags nachgewartet werden."

„Bis dahin wird nur in so fern geschossen werden, als die Garnison durch Angriffe zur Vertheidigung genöthigt werden sollte, und als erforderlich seyn wird, um die Floßbrücke am Podskal zu zerstören."

„Gegeben auf dem Prager Schloße 16. Juni 1848."

Als hierauf wieder von der Altstadt aus auf die militärische Besatzung der Kleinseite hinübergeschossen wurde, erwiederten die Truppen das Feuer. Eine Granate zündete die hölzernen Mühlen oberhalb der Karlsbrücke an. Sie brannten mit dem daran stehenden Wasserthurme ab. Zwei (ohne Zündstoff) in die Stadt geworfenen Bomben, welche in der Luft platzten, trieben den Schrecken auf seinen Gipfel. Am 17. Juni in aller früh eilten zahlreiche Deputationen, nicht nur aus der Altstadt Prag, sondern auch aus dem bunzlauer und bidschower Kreise auf das Schloß, und baten inständigst um baldige Wiederherstellung des Friedens. „Die Hofkommissäre bemühten sich jetzt mehrere Stunden hindurch die Annahme und Erfüllung der von den Landesautoritäten vorgezeichneten Bedingungen" bei den Rebellen zu bewirken. — Diese aber, als sie Ernst sahen, unterwarfen sich. Die Barrikaden wurden

weggeräumt, die Waffen an den Magistrat abgeliefert. Dafür wurde der Stadt die Stellung der verlangten Geiseln erlassen. Doch blieb der am 16. Juni verhängte Belagerungsstand bestehen, und die Hofkommission machte sich am 18ten in der Frühe auf den Rückweg nach Wien.

Wir haben oben bereits erwähnt, daß das nunmehr in Wirksamkeit tretende militärische Untersuchungsgericht sehr bald zu den interessantesten Aufschlüssen sowohl über den Zweck und Plan der Aufrührer, als über die Verzweigung und den innern Zusammenhang dieser und anderer hochverrätherischer Unternehmungen gelangte. Daß solche Enthüllungen der Wiener Aula und ihren Söhnen nichts weniger als willkommen seyn konnten, begreift sich leicht. Plötzlich nahm das Ministerium Pillersdorf den Militärbehörden die Untersuchung ab, und übertrug sie den Civilgerichten. Diese aber, so lautet die Verordnung, sollten ihre Amtsthätigkeit auch nur auf die Urheber und Rädelsführer beschränken; allen andern Mitschuldigen war Amnestie ertheilt. Die Wirkung einer solchen Verfügung war leicht vorauszusehen. „Die Gerichte", sagt Graf Thun in seinem Nachtrage, haben in Keinem der Betheiligten einen Urheber oder Rädelsführer erkannt und kein Urtheil gefällt. Man mag also behaupten, daß Niemand der Schuld an den Juni-Ereignissen gerichtlich überführt worden sei, — ja wer Lust dazu hat, möge dem Zeugnisse von Tausenden zum Trotze behaupten, daß Keiner von Allen, die in Untersuchungshaft oder mit Steckbriefen verfolgt waren, an den Juni-Ereignissen betheiligt gewesen sei; nur lüget dem Volke nicht vor, daß diejenigen, die dabei betheiligt waren, keines Verbrechens schuldig, ja für „„völlig schuldlos"" erkannt worden seien. Oder wollt Ihr auch auf dieser Behauptung beharren, so sprecht es einmal deutlich aus: „„Alle, die auf dem Roßmarkt die Fabrikarbeiter mit dem Eidschwur bethörten, und dann zum Bau der Barrikaden aussendeten, die in den Gassen herumtobten, um den Barrikadenbau zu leiten,

und die Pistole in der Hand Andere mitzuwirken zwangen, die den Chef der Landesregierung gefangen nahmen, die eine edle Frau in ihrem Zimmer mordeten, die die Soldaten in ihrem Dienste, ja unter dem Schutze der weißen Fahne, meuchlings erschossen, die fünf Tage lang die Herrschaft über die Stadt und die freigewählte Behörde usurpirten, friedliche Bürger gefangen nahmen, dem Spotte des Pöbels aussetzten und Tage lang mißhandelten, die an hundert Orten im ganzen Lande Anarchie predigten, — sie Alle sind völlig schuldlos.‟‟ Erklärt das für Eure Ansicht, wenn Ihr wollt, nennt alles Vorgefallene auch „„eine bedauerliche Selbsthilfe des Volkes‟‟, — aber sagt nicht, das sei der Ausspruch der Gerichte, denn das ist nicht wahr; nicht wegen Abgang eines Verbrechens wurde die kriminalgerichtliche Untersuchung aufgehoben, sondern sie wurde durch einen Act kaiserlicher Gnade niedergeschlagen, wie der Wortlaut der allerhöchsten Entschließung deutlich beweiset.‟

Die einfache Moral aus dieser Geschichte kann jeder Verständige mit leichter Mühe selbst ziehen. Wo die hochverrätherischen Umsturzgelüste militärischem Ernste und gesunden Begriffen von Recht und Ehre begegneten, da sind sie, wie in den alten Ritter- und Feenmährchen die zauberhaften Riesengestalten, im Bewußtseyn ihrer innern Hohlheit und Nichtigkeit sofort zur winzigsten Zwergesgestalt zusammengeschrumpft. Gefährlich werden sie nur dort, wo sie im Schooße der Regierungen selbst entweder an der feigen Verzweiflung oder am meineidigen Verrathe Helfer und Bundesgenossen finden.

X.

Literatur.

Genesis der Revolution in Oesterreich im Jahre 1848. Leipzig. Fr. Fleischer 1850.

(Schluß.)

Der vierzehnte und letzte Punkt behandelt endlich Seite 328 und 329 den Sturz des Ministeriums Pillersdorf und die Bildung des Ministeriums Doblhoff.

Wir vermissen in diesem Absatze nähere Angaben über die unmittelbare Einwirkung der Partei des Umsturzes auf dieß Ereigniß. Tagesblätter, namentlich die „Presse" vom 9 Juli, und der „Demokrat" vom 17. geben uns hierüber interessante, nie wiedersprochene Aufklärungen. Nach der „Presse" war es die Sitzung vom demokratischen Verein am 7. Juli und eine Deputation dieses Klubbs, die am 8. Juli vor dem Erzherzog Johann erschien, und den dringenden Wunsch aussprach: Pillersdorf möge noch vor der Abreise des zum Reichsverweser erwählten Erzherzogs nach Frankfurt, seiner Wirksamkeit entzogen werden. Der Bericht über jene Audienz, wie solcher vorläufig in der „Presse" erschien, folgt hier auszugsweise *).

*) Herr Deutsch hub an: Wir kommen so eben von Sr. Kais. Hoheit. Wir machten kein Hehl und sprachen ungescheut und forderten Vo-

Einen eben so wichtigen Beitrag liefert der Bericht des Dr. Fischhof über seine Unterredung die er in Begleitung von sechs Mitgliedern des Sicherheitsausschusses mit dem Minister Pillersdorf hatte. Es heißt darin: „Nachdem sie demselben kein Hehl gemacht hätten, daß sie unzufrieden wären, hätten sie ein Programm verlangt, das folgende Punkte enthalten müsse:

1) direkte Wahlen ohne allen Census,
2) keine privilegirte Kammer,
3) Absetzung des Grafen Thun (die die eigene Ehre fordere),
4) den Inhalt dieses Programmes binnen zwei Tagen kund zu machen.

Der Minister habe diese Forderungen als ganz billig und sich damit einverstanden erklärt, auch versprochen, es im Ministerrathe durchzusetzen oder abzutreten. Ferner habe man Einsprache gegen jeden Eid der Deputirten gethan rc. Pillersdorf habe erklärt, daß er den Eid als ganz unbedeutend für die Geschäftsordnung des Reichstages gerne aufgebe, und daß er diese Geschäftsordnung überhaupt bloß als einen Entwurf dem Parlamente vorzulegen gesonnen sei: übrigens stelle er dem Ausschusse anheim, ob er abtreten solle oder nicht."

Endlich müssen wir auf die umständliche Darstellung jener Unterredung, die die Herrn Deutsch und Silberstein am 8. Juli mit dem Erzherzoge hatten, und die in Ausführlichkeit

---

rantie noch vor der Abreise. Der Erzherzog antwortete: „Er sei von der Unzulänglichkeit der Minister hinlänglich überzeugt und er werde noch vor der Abreise das Nöthige veranlassen." Herr Silberstein erzählte, der Erzherzog habe ihnen in seiner bekannten biedern Weise geantwortet: „Meine Herren! Wir sind Männer, wir können offen miteinander reden. Sie sind gescheite Männer, kommen Sie so oft Sie etwas wollen zu mir." Darauf habe der Erzherzog versprochen in jedem Fall etwas vor seiner Abreise zu thun und mit den Worten geschlossen: „Verlassen Sie sich auf mich, ich bin ein ehrlicher Mann."

sich im „Demokraten" vom 17. Juli findet, und der nie und von keiner Seite widersprochen wurde *), im Interesse der Geschichte aufmerksam machen.

Sie lautet wörtlich:

Eine Besprechung mit Erzherzog Johann.

Mehrfache Anfragen und Ersuchen, die an mich gelangen, warum ich die Audienz bei Erzherzog Johann mit mehreren Deputirten des demokratischen Vereines, Betreff des Sturzes Pillersdorff's, die doch so viel Bemerkenswerthes enthielt, nicht mittheile, veranlassen mich, unser Gespräch, meinem Gedächtnisse nach zu veröffentlichen. In einem Momente wo ganz Deutschland auf einen Mann sieht, dem es sein Geschick anvertraut, und dessen Worten es theils mit Angst, theils mit freudigen Hoffnungen lauscht, dürfte es auch nicht uninteressant seyn, ein halbstündiges, mitunter bedeutendes Gespräch mit ihm zu vernehmen — und es wird gewiß sich Manches zum Nachdenken daraus ergeben.

Was mich betrifft, will ich nicht prunken — wäre das meine Sache gewesen, hätte ich längst in meinem Blatt über den Gegenstand ein Langes und Breites gesprochen, während gerade der „Demokrat" es war, welcher am wenigsten und nichts als in einem „Ausschußberichte" das Faktum kurz enthielt.

Daß ich zwei Tage vor dem Sturze Pillersdorff's ungescheut einen freien Artikel schrieb: „Weg mit dem Ministerium!" der allenthalben erschreckte, will ich blos zu meiner Genugthuung anführen.

Was ich in der Schrift that, wofür ich mit der Feder wirkte, wollte ich auch durch das gesprochene Wort vertreten wissen und dies drängte mein Herz den „demokratischen Verein" mit den Komitémitgliedern schleunigst auf den Vorabend der Abreise des Reichsverwesers zusammenberufen, und daselbst den Antrag zur Deputation stellen. Bis nach Mitternacht gedieh die heftig geführte Debatte zum Abstimmen und eine Majorität für mich, war das Resultat. Ich wurde als Sprecher gewählt und der Morgen sah mich, die Herren Völkl, Deutsch, Hauer, Löbenstein im Anmeldezimmer des Erzherzogs.

Gerade vor uns hatte der Exminister eine lange Conferenz, und

*) Wie weit übrigens jüdische Frechheit und Prahlerei bei der Darstellung dieser Unterredung betheiligt sind, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Anm. d. Red.

wir hatten schon die Hoffnung, ihn in seiner Gegenwart zu richten. Ich war gefaßt. Doch hinausstänzelnd durch den Vorsaal sahen wir ihn und er uns — ob er wußte, daß wir seine Todtenvögel?

Angemeldet traten wir ein. Ich nahm das Wort — ungefähr:

„Kaiserliche Hoheit! wir kommen als Deputirte eines Vereins, welcher die Gesinnung der Intelligenz unter dem Volke zum Ausdrucke bringt und für sich hat, um Eurer kaiserl. Hoheit eine Bitte ans Herz zu legen, welche ebenso gerecht als dringend ist, und deren Gewährung uns nur mehr zeigen wird, daß Deutschland mit Recht auf Sie als einen ächten deutschen Mann baut. Eurer kaiserlichen Hoheit wird es nicht unbekannt sein, wie die Presse von Pillersdorff spricht, und die Presse ist die Stimme des Volkes. Pillersdorff hat sich schwer vergangen — auf die unverzeihlichste Weise. Er hat am 1. April gegen unsere Revolution mit einem Preßgesetze gesündigt, er hat die Charte des 25. April verfaßt und eine neue Revolution am 15. Mai gewaltsam heraufbeschworen. Pillersdorff hat den 26. Mai, eine dritte Volkserhebung, zu verantworten, auf Pillersdorff liegt die Blutschuld von Prag, und neuerdings tretet*) seine Ordnung für den Reichstag das Volk mit Füßen und will Meineidige machen! Kaiserl. Hoheit! Sie reisen jetzt, wir bleiben allein, und einem Pillersdorff kann das Volk nicht allein anheimgestellt bleiben, wenn wir nicht Schlimmes befürchten wollen:“

Der Erzherzog hörte mich ruhig, denkend an, und sah mir stets ins Auge: „Glauben Sie?“ sagte er gelassen, „aber ich kehre ja bald zurück, in zehn Tagen.“

„Zehn Tage, kaiserl. Hoheit, sind eine lange Zeit! Eine Stunde hat hingereicht, um hundert und sechzig Barrikaden in der Stadt zu errichten, vier und zwanzig Stunden waren genug, um Prag mit Bomben zu beschießen — kaiserl. Hoheit! zehn Tage sind eine lange Zeit! — — Kaiserliche Hoheit! hören sie die Gerüchte von Truppenkonzentrirungen, es gährt im Volke. Haben wir denn ein Kriegsministerium? Wenn es nicht ganz todt ist, so schläft es einen starken Schlaf. Sehen Eure kaiserl. Hoheit auf das ungarische Ministerium wie das mit dem Volke in allem verkehrt.“

„Ja, ja“, erwiederte er, „das ist wahr und werde es auch sagen, man muß mehr mit dem Volke sprechen. Und was fürchten Sie

*) Judendeutsch: für tritt.

denn? fürchten Sie, daß das Militär etwa auf Sie schießen werde?"

„Fürchten", erwiederte ich, „Eure kaiserl. Hoheit, thun wir, thut das große Wien nicht, dafür ist es zu stark und hat sein gutes Recht für sich; siegen würde es gewiß, aber jeder Sieg wäre ein blutiger, mithin ein trauriger!"

An einen Angriff wollte der Erzherzog durchaus nicht glauben, eben so wenig an eine Reaction, er meinte, sie sei ein Gespenst und beide Theile übertreiben. Ich ließ durchaus nicht von dem Bestehen der Reaction ab, verharrte dabei, daß das Volk der lauten Meinung sei, Pillersdorf diene ihr, und daß alle die denkwürdigen Tage nur durch sie entstanden wären. Es kam auf die Presse. „Und von der Presse, was halten Sie, meine Herren? Diese Art und Weise, wenn das zum Landvolke kommt! Ich bin gewiß für Offenheit, und nehme mich selbst nicht aus, es läßt sich Alles sagen, aber die Ausdrücke. . ."

„Kaiserliche Hoheit! Ich will bemerken, daß gerade die Presse es war, welche Pillersdorff stützte und ihm ein Vertrauensvotum gab, aber er hat es schmählich mißbraucht! wenn nun selbst Blätter, welche in dem Verdachte stehen, es mit dem Ministerium zu halten, sich nicht scheuen, zu sagen, daß der Ministerpräsident ein „„Jesuit"" sei, wie es geschehen, kaiserl. Hoheit, muß da das Maß nicht mehr als voll seyn? und kann da bei solcher trauriger Würdelosigkeit ein Ministerium bestehen? — Und was die Ausdrücke der Presse betrifft — sie sind stark, aber nicht weniger wahr — es ist die Sprache der Gereiztheit; aber kaiserl. Hoheit, ist die Presse nicht gereizt, gehetzt, gejagt durch den 1. April, den 25. April, den 15. Mai, den 26. Mai, die Wahlen, den Reichstag? und ist gestachelten, gehetzten Menschen nicht auch etwas zu Gute zu halten? — Und offen gesagt, kaiserl. Hoheit, die meiste Mißstimmung im Volke herrscht, weil alle unsere Ministerien bisher aus lauter sogenannten Aristokraten zusammengesetzt waren, und es ihm scheint, als ob der Adel bei uns ein Privilegium auf Ministerien hätte."

Er unterbrach mich und jetzt folgt die mir merkwürdigste Stelle.

„Ja, sehen Sie", sagte er, „es kann eine Zeit kommen, in der wir Republik haben, aber das Volk zu einer Republik muß gebildet seyn, es muß Tugenden besitzen und Männer haben, die sich

für den Augenblick an die Spitze stellen, dann aber in ihre Stille zurückkehren. (Hier bewies er eine große Fertigkeit in der alten Geschichte, und zählte viele große Männer auf.) Die Männer müssen erst auftauchen!"

„Was die Republik betrifft", entgegnete ich, „ist sie in Oesterreich nirgends noch ausgesprochen worden, und das Volk besitzt keineswegs die Bildung und den Willen dazu. Was aber die Männer betrifft, kaiserl. Hoheit, gibt es im Volke genug, die durch ihr Wissen und Talent, durch ihre Rechtlichkeit und Ehrlichkeit berufen sind, auf der Stelle zu stehen, wo so viele Unberufene sich schon befunden. Wir müssen in's Volk greifen, und von da heraus die Männer holen."

„Ja", sagte er, „die Noth wird uns zwingen."

„Kaiserliche Hoheit", unterbrach ich rasch, „wir wollen es nicht auf die Noth ankommen lassen."

„Sie müssen mich nicht mißverstehen, ich meine, daß wir dahin kommen werden", sagte er gutmüthig.

Dr. Völkl, Hr. Deutsch und Hr. Löbenstein nahmen auf Kürze das Wort, letzterer noch aufmerksam machend, welche Gefahr Pillersdorff gerade der Dynastie bringe; und als der Erzherzog fragte, ob er denn für den Augenblick, vor der Abreise, noch Alles stürzen solle, beharrte ich, daß eine Aenderung durchaus nothwendig sei, und erlaubte mir vorzuschlagen, daß wenigstens für den Augenblick, wenn eine totale Aenderung nicht möglich sei, aus dem alten Ministerium gewählt werden möge, Dobblhoff habe wenigstens noch am meisten Vertrauen.

„Den Mann kenne ich!" sagte der Erzherzog freundlich, und gab uns die Versicherung, daß er als „ehrlicher Mann" handeln werde. Seine „Ehrlichkeit und Treue seinem Herrn" erwähnte er wiederholt, und wir erhielten im Laufe des Gespräches, sogar mit den schmeichelhaftesten und biedersten Worten, welche die Wiener Presse oft genug wiederholt, die Einladung, so oft zu kommen, als wir mit ihm zu sprechen hätten.

Was weiters von uns in dem Ausschusse geschehen, ist bekannt, uns folgte der Ausschuß — zwei Stunden nach unserer Deputation, und: — Pillersdorf gewesen! Der neue Minister hieß: Dobblhof.

Der Erzherzog hat als „ehrlicher Mann" gehandelt, und die Reflexionen, die sich über seine Gespräche Jedem aufdrängen, sind zu vielseitig, als daß ich erst solche anknüpfen sollte.

Der Verfasser der „Genesis“ betrachtet (S. 335) mit der Eröffnung des constituirenden Reichstages „die Revolution als geschlossen und vollbracht; alle spätern gewaltsamen Ereignisse als Empörungsversuche.“ Obgleich diese Ansicht deßhalb von Manchen vielleicht nicht getheilt werden dürfte *), weil solche jede anarchische Volksbewegung und Gewaltthätigkeit als revolutionär ziehen, so muß man doch bei reiferem Nachdenken sich der Meinung des Verfassers anschließen, denn die Revolution der Staatsverhältnisse war, mit Genehmigung des Kaisers — es mag solche auf welche Weise es wolle erreicht worden seyn — durch die Constituirung des Reichstages der Form nach geschlossen.

Von Seite 340 an folgen Betrachtungen, welche den ungarischen Verhältnissen Ungarn, Siebenbürgen und den Ungarn annexirten Königreichen gewidmet sind; sie sind eben so logisch als die frühern durchgeführt, und machen den Leser auf den Umstand aufmerksam, daß der Schluß des Reichstages in Preßburg vom 11. April 1848 mit Einwilligung des Königs die altmagyarische Constitution in neue Verhältnisse, bis dahin ohne materielle Gewaltthaten, verwandelt hatte.

In den ferneren Blättern von Seite 345 werden die Verhältnisse Croatiens und Siebenbürgens zum Königreiche Ungarn berührt. Die Reihenfolge der Thatsache ist mit der gewöhnlichen Wahrheit und Pünktlichkeit in den Daten angegeben, so wie Seite 353 des beabsichtigten, aber nicht unternommenen Versuches, durch den Erzherzog Johann eine Vereinigung zwischen Ungarn und den kroatischen Nebenländern zu bewirken, gedacht wird. Wir können jedoch nicht unterlassen, zu bemerken, daß wir Seite 351 eine Lücke in der Darstellung eines wichtigen Ereignisses zu finden glauben.

*) Wir gehören zu diesen letztern. Die spätern Ereignisse waren eben Früchte und Folgen der Revolution, die, nach des Dichters Worten, „fortzeugend Böses gebären“ mußte.

Anm. d. Red. d. hist.-polit. Blätter.

Es geschieht nämlich der Erscheinung Ban's Jellachic gegen Mitte Juni in Innsbruck flüchtig Erwähnung, so wie seiner Rückkehr nach Agram am 28. desselben Monats; jedoch vermissen wir nähere Angaben über diese Verhältnisse, die in unseren Augen die höchste Wichtigkeit haben. Der Ban Jellachic war der erste Staatsmann in der ganzen österreichischen Monarchie, der den Muth hatte, gegen die Willkür des Magyarenthums laut die Sprache zu erheben. Ihm verdankt man den ersten Impuls, der von einer Stelle, welche civil- und militärische Gewalt vereinigte, ausgehend, besonders wirksam war. Schwerlich würden ohne diesen, und den großartigen Entschluß, mit einer bewaffneten Heeresmacht die Nationalunterdrückung der Croaten zu bekämpfen, die spätern gelungenen Versuche statt gefunden haben und mit Glück durchgeführt worden seyn: die Anarchie, wo sie sich zeigt, nieder zu werfen.

Die Reihenfolge dieser Begebenheiten, deren nähere Umstände hier in's Gedächtniß zurückgerufen werden sollen, ist in der Kürze folgende:

Am 29. Mai 1848 hatte der Kaiser aus Innsbruck ein Manifest an den Ban erlassen, dessen wesentlicher Inhalt dahin ging: „Seine Majestät erachte, daß der zum 5. Juni angesetzte Provinziallandtag für Croatien, Slavonien und Dalmatien als ungesetzlich zu betrachten sei. — Der Ban habe selbigem keine Folge zu geben und vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieses Befehls im kaiserlichen Hoflager zu erscheinen."

Als der Ban am 10. Juni noch nicht in Innsbruck eingetroffen war, so erließ der Kaiser an jenem Tage zwei Manifeste, welche die Wiener Zeitung vom 19. Juni veröffentlichte. Sie folgen hier im Auszuge:

An die Croaten und Slavonier.

Der Eingang bezeichnet die Wohlthaten, welche die neue Gesetzgebung für Ungarn diesen Völkern verschafft hat, und sucht böswillige und falsche Gerüchte, als wenn von ungari-

scher Seite Uebergriffe gegen diese Völkerschaften statt finden sollten, zu widerlegen. — — In Folge des letzten Landtages seien frühere Regierungsverhältnisse verändert worden. — — Die executive Gewalt sei in die Hände des Palatins gelegt, welche durch das ungarische Ministerium solche auszuüben habe. — — Dieß Ministerium vereinige alle bisherigen Befugnisse der Hofkanzlei, der Statthalterei, der Hofkammer und des Hofkriegsrathes. — Der Ban sei verpflichtet, wenn er nicht einen Hochverrath begehen wolle, diesem Ministerio Folge zu leisten. — Folgen Anklagepunkte, nach welchen der Ban beschuldigt wird, als solle er den Anordnungen des Palatins und des ungarischen Ministeriums nicht gehorcht haben. — Diese Anklagen sind jedoch noch zweifelhaft gestellt. — Der Ban sei bis jetzt den Befehlen vom 19. Mai, am Hoflager zu erscheinen, noch nicht nachgekommen; eben so wenig habe er die zum 5. Juni einberufene Landescongregation, jenem Befehle gemäß, abgesagt. — In Folge dieser Anklagen und Beharren im Ungehorsam werde der getreue F. M. L. Hrabowsky als Commissär zur Untersuchung dieser Vorgänge ernannt und Baron Jellachic bis zu seiner Rechtfertigung der Banatwürde und aller militärischen Bedienstungen enthoben.

Innsbruck, 10. Juni 1848.

(unterz.) Ferdinand.

(Ohne Contrasignatur.)

An die Gränzer.

— In Zukunft werden alle Befehle statt im Wege des Hofkriegsrathes, durch den Palatin und das ungarische Ministerium an die Gränzer gelangen. — F. M. L. Hrabowsky sei als königlicher Kommissär ernannt, um das den Gesetzen zuwiderlaufende Benehmen des Ban's, der bis zu seiner Rechtfertigung allen Bedienstungen enthoben wird, zu untersuchen. — Ihm, dem Hrabowsky, hätten die Gränzer Folge zu leisten.

Innsbruck, 10. Juni 1848.

(Gez.) Ferdinand.

(Ohne Contrasignatur.)

An der Redaction dieser Actenstücke nahm Graf Ludwig Batthyani als ungarischer Premierminister wesentlichen Antheil; er eilte nach deren Vollzug am 10ten Abends nach Pesth, und ließ beide sogleich durch den Druck veröffentlichen. Es geht aus dem Inhalt derselben hervor, daß die darin ausgesprochenen Entschließungen auf zwei Voraussetzungen beruhten, nämlich: daß der Provinziallandtag nicht abgesagt worden sei, und daß der Ban dem hohen Befehle, an den Stufen des Thrones zu erscheinen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Klagen zu rechtfertigen, nicht Folge geleistet habe.

Indeß gab ein officieller Artikel in der Pesther Zeitung vom 29. Juni einen ausführlichen Bericht über die in Innsbruck statt gefundene Gegenwart des Ban's und croatischer Abgeordneten.

Nach diesem, unter den Augen jenes Premierministers bekannt gemachten Berichte, erhielt der Ban bei Sr. Majestät dem Kaiser keine Privataudienz, sondern der Kaiser empfing nur die Abgeordneten als Privatpersonen, wobei der Fürst Esterhazy gegenwärtig war. Der Ban dagegen erschien vor Ihren Majestäten, dem Erzherzog Franz Carl und dessen Gemahlin in einem Abendzirkel. Er wurde von diesen höchsten und hohen Personen gnädig empfangen und machte seine Entschuldigungen, daß er sich nicht früher am Hoflager eingefunden habe. Der Kaiser wiederholte bei dieser Gelegenheit dem Ban und den ebenfalls anwesenden Abgeordneten die ertheilte Zusicherung, daß er ihre Bitten in Betracht nehmen wolle, den Wunsch einer Ausgleichung hege und diese Schlichtung seinem Oheim, dem Erzherzoge Johann, übertragen werde.

Nach ebenfalls authentischen und verbürgten Angaben sollte der Ban zuerst beim Erzherzog Franz Carl eine Privataudienz haben; allein da der ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Anspruch aufstellte, dabei gegenwärtig zu seyn, so ging Ban Jellachic nicht zur Audienz und begründete sein Ausbleiben in seiner Stellung, und damit, daß bei dem Zweck seiner Sendung die Gegenwart jenes Ministers

nicht statt finden könne. Hieraus ergab sich dieselbe Schwierigkeit der Gewährung einer Audienz bei Sr. Maj. dem Kaiser. Sie wurde aber dadurch gelöst, daß Allerhöchstderselbe den Ban an der Spitze der croatisch-slavonischen Deputation in Beiseyn der kaiserlichen Familie, des Hofstaates und der Minister empfing. Nachdem durch den Ban die Beschwerden des Landes öffentlich vorgetragen worden waren, las der Kaiser aus einem beschriebenen Blatte eine Antwort laut herab, in welcher diese Beschwerden als nicht gegründet erklärt und die Verständigung der Croaten und Slavonier mit den Ungarn ernstlich empfohlen wurde. Hiernach erschien der Ban nicht vor Seiner Majestät; man sagt deßhalb nicht, weil der ungarische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürst Esterhazy, darauf bestand, bei dieser Audienz gegenwärtig zu seyn, und der Ban, der das Recht zu haben vermeinte, allein ohne Zeugen vor den Kaiser zu treten, diese Bedingung als eine Weigerung Seiner Majestät betrachtete, ihn zu empfangen. Nach jenem Berichte sprach der Kaiser die Abgeordneten nur als Privatpersonen in Gegenwart des Fürsten Esterhazy. Der Ban dagegen wartete Ihrer Majestät der Kaiserin und dem Erzherzoge Franz Carl auf, und wurde von diesen hohen Personen und von der Erzherzogin Sophie gnädig empfangen; er entschuldigte sich bei ihnen, daß er sich nicht früher am Hoflager eingefunden habe.

Der Kaiser wiederholte jenen Abgeordneten, daß er sie zwar nicht als Deputirte habe empfangen können, allein ihre Bitten (die sie überreichten) in Betracht nehmen wolle, den Wunsch einer Ausgleichung hege und diese Schlichtung seinem Oheim, dem Erzherzog Johann, übertragen werde.

Der Ban verließ hierauf Innsbruck, ohne von den Manifesten vom 10 Juni unterrichtet worden zu seyn, und sollen selbige erst auf seiner Rückreise nach Agram zu Lienz in Tirol durch eine Zeitung zu seiner Kenntniß gelangt seyn. Der Eindruck, welchen die beiden Manifeste auf die zu Agram versammelten croatisch-slavonischen Stände hervorgebracht haben,

wird von Augenzeugen als ein für die Monarchie die höchste Gefahr drohender geschildert: denn bei der Abwesenheit des vom Hoflager noch nicht zurückgekehrten Bans knüpfte sich an die Verlautbarung jener Manifeste sogleich die Meinung, es sei Jellachic nach Innsbruck gerufen worden, um sich dort zum wenigsten seiner Person zu versichern. Im ersten Augenblicke der Entrüstung wurde beschlossen, sich von der Centralregierung loszusagen, eine eigene provisorische Regierung einzusetzen und alle Kräfte des Landes aufzubieten, um den der magyarischen Perfidie als Opfer verfallenen Ban wo möglich zu befreien. Die edle Art, auf welche Jellachic bei seiner Rückkehr in Agram die erhitzten Gemüther zu beruhigen wußte, scheint dem Schreiber dieses keine geringere Anerkennung zu verdienen, als jene Handlungsweise, welcher unser Autor S. 242 gerechtes Lob gespendet hat. Die damals zu Innsbruck anwesenden verantwortlichen Räthe des Kaisers waren die Minister Doblhoff, Wessenberg und Fürst Paul Esterhazy.

Seite 371 und 372 lesen wir eine Stelle von hinreißender Beredsamkeit, welche aber zugleich die aus den Umständen hervorgegangene Nothwendigkeit in die Erinnerung zurückruft, daß die, den Ungarn von Seiner Majestät dem Kaiser, in Mitwissenschaft seines Bruders des präsumtiven Thronerben, ertheilten Zugeständnisse diese höchsten und hohen Personen späterhin, nach den October-Ereignissen, dem Gefechte an der Schwechat und der Unterwerfung Wiens unbedingt nöthigten, ihren Kronen zu entsagen!

Das Werk, mit dessen Analyse wir uns beschäftigt haben, wird im Abschnitt VII, Schluß betitelt, beendigt.

Wir können uns nicht enthalten, einige darin aufgestellte große politische Wahrheiten für uns selbst und für die Leser dieser Kritik, die das Buch nicht kennen, auszuheben.

Die Distinction, welche der Verfasser macht, daß die Revolution nicht w e g e n, sondern u n e r a c h t e t der Beharrlichkeit der Regierung in Verfolgung ihres Systemes, zum Aus-

bruch gekommen sei, scheint uns vollkommen richtig, und rechtfertigt bis auf einen gewissen Grad die vormärzliche Regierung.

Wenn ferner unter den Ursachen, die den Ausbruch der Revolution in ganz Deutschland nach dem 24. Februar 1848 beschleunigten, mehrere aufgeführt werden, so heben wir darunter besonders den Mangel an Einverständniß unter den Fürsten, und das Streben derselben nach Popularität aus, sind aber nicht der Meinung, daß Vernachlässigung der Volksinteressen irgendwo in Deutschland aufzufinden gewesen wäre.

Seite 379 sehen wir die Quellen angeführt, aus welchen die Unterlassungssünden, — wie der Verfasser sie nennt, — der österreichischen Regierung entsprangen. Die Richtigkeit dieser Angaben setzen wir nicht in Zweifel; eben so wahr ist aber, daß es nicht in der Macht irgend eines einzelnen Trägers der Regierung lag, diese Quellen zu verstopfen.

Und wenn es Seite 378 heißt, der Kaiser Franz, überzeugt, daß die anomalen Theile, aus welchen sein Reich gestaltet war, durch kein anderes Regierungssystem, als das rein monarchische, — welches beiläufig gesagt, wir ungern absolutistisch nennen hören, — zusammengehalten werden könnten, so müssen wir, unserer Ueberzeugung nach, dieser sehr verbreiteten Ansicht beistimmen.

Die Ereignisse des Jahres 1848 und 1849, welche die Ueberwältigung des Aufstandes in Italien und Ungarn durch Gewalt der Waffen herbeiführten, haben die constitutionelle Monarchie genöthigt, auf einem andern Wege zu versuchen, die Einigung jener heterogenen Bestandtheile zu erreichen.

Möge es dem jungen Kaiser von Oesterreich von Gottes Gnaden durch die Gnade Gottes und die von Ihm allein ausströmende Weisheit, mit welcher er des Monarchen Rathgeber ausrüstet, gelingen, vier Hauptstämme so verschiedenartiger Nationen unter einem Scepter zu regieren und, so weit es der menschlichen Unvollkommenheit erreichbar ist, diese Völker glücklich zu machen!

XI.

Gerhoch von Reichersperg.

Unsere an Glauben arme Zeit ist auch in gleichem Maße unproductiv an großen Charakteren, die unabhängig von einer sie belebenden religiösen Ueberzeugung überhaupt kaum gedacht werden können. Selbst heidnische Größe wurzelt meistens in der Basis einer wenn auch falschen Religion; dieß war der Quell, aus welchem die Weisen des Alterthums ihre Lehren schöpften, dieß die Richtschnur, nach welcher die größten Fürsten jenes Zeitalters ihre Völker lenkten, dieß der begeisternde Antrieb, welcher den Helden der Vorzeit Muth und Ausdauer im Kampfe verlieh. Um wie viel mehr mußte während des Mittelalters der Sinn der Menschen durch die Religion erleuchtet seyn, da das Licht der christlichen Wahrheit ungehindert seine Strahlen ausgießen konnte. Daher auch die Erscheinung, daß dieses als finster vielgeschmähte Zeitalter in jedem seiner Jahrhunderte, ja in jedem Lande, des abendländischen Europa's wenigstens, eine Menge großer Charaktere aufzuweisen hat, so zwar, daß man bei der Durchforschung seiner Geschichte solchen überall begegnen muß. Gerade dieser Umstand, daß der hervorragenden Persönlichkeiten in dem mittleren Zeitalter so viele, und diese wiederum in

ihren Eigenthümlichkeiten so verschieden sind, macht das Studium der Geschichte desselben eben so anziehend, als es durch die nähere Erforschung der Lebensverhältnisse jener großen Männer selbst für die Gegenwart belehrend ist. Nicht, als ob etwa der Geschichte überhaupt nur ein didaktischer Charakter beigelegt werden sollte, sondern weil in der That in dem Leben jener Zeit, wo die Persönlichkeiten viel schärfer ausgeprägt sind, als in der Gegenwart, diese doch in gewisser Weise ihren Spiegel hat, in welchem man manche Dinge bei weitem klarer schaut, als in dem schnell dahinfließenden und bewegten Strome der Tagesereignisse.

Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist in der angedeuteten Hinsicht der Briefwechsel, welcher sich von vielen ausgezeichneten Männern des Mittelalters erhalten hat; derselbe besteht nicht aus solchen Papierschnitzeln, wie sie in neuerer Zeit nur zu oft als Buchhändlerspeculation das Licht der Oeffentlichkeit erblickt, und wahrlich in vielen Fällen gar sehr dazu gedient haben, den Ruhm und das Ansehen Derjenigen zu schmälern, auf deren Verherrlichung es abgesehen war. In jenen Briefen lernt man die Zeit kennen und die Menschen, und wenn davon freilich so Manches, trotz der größern Erweiterung der politischen Verhältnisse auf die Gegenwart nur im verkleinerten Maßstabe angewendet werden kann, so gewinnt man doch daraus die Ueberzeugung: daß neben der großen Mannigfaltigkeit der Thatsachen, es dennoch, wenn auch relativ verschieden, stets dieselben Triebfedern sind, welche die Menschen zum Handeln treiben, und wie es doch stets dieselbe göttliche Vorsehung ist, welche die Dinge ganz anders leitet, als die Menschen es gewollt. Ein für die Geschichte in dieser Hinsicht höchst beklagenswerther, ja unersetzlicher Verlust ist es, daß der in zwei Bänden gesammelte Briefwechsel eines großen, von Wenigen genügend gekannten Mannes, des Propstes Gerhoch von Reichersperg, des bedeutendsten deutschen Schriftstellers seiner Zeit, trotz aller Emsigkeit des Nachforschens, nicht mehr hat aufgefunden werden können. Gerhoch, der Zeitgenosse des heiligen

Bernhard, darf mit Recht, wie man ihn aus seinen zahlreichen Werken kennt, als Mensch, als Gelehrter, Priester und Ordensmann, den größten Charakteren jener Zeit beigezählt werden, und es ist daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen, daß der regulirte Chorherr und kaiserliche Historiograph, Jodok Stülz, das Leben jenes Mannes zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung gemacht hat, und es wird diese von der Akademie der Wissenschaften veröffentlichte Biographie eine Zierde der Annalen derselben bleiben. Die nachfolgenden Zeilen schöpfen ihr Material fast ausschließlich aus diesem Werke.

Zu Polling in Oberbayern im Jahre 1093 geboren, gehörte Gerhoch bis zu seinem Lebensende, welches er in seinem sechs und siebenzigsten Jahre als Propst der am Inn in der Diöcese Passau belegenen Abtei Reichersperg erreichte, nach dem ihm zunächst und unmittelbar angewiesenen Wirkungskreise, seinem Vaterlande Bayern an. Aber er stand mit Päpsten und Kaisern, mit Bischöfen und Fürsten in vielfachem persönlichen Verkehr; weit wurden seine gelehrten Schriften verbreitet und sein eifriges Bemühen, um die Wiederherstellung der Kirchenzucht, insbesondere um die Sittenreform des Clerus war von dem glücklichsten Erfolge begleitet. Den Verfall der kirchlichen Disciplin hatte er frühzeitig Gelegenheit, gründlich kennen zu lernen, als er, bisher Lehrer an der Domschule, ein Canonicat bei der bischöflichen Kirche zu Augsburg erhielt. Dieß geschah im Jahre 1119, wohl um die Zeit, als Heinrich V. von Papst Calixtus II. auf dem Concilium von Rheims wegen seines Beharrens auf der Investitur mit Ring und Stab und wegen seiner Treulosigkeit für abgesetzt erklärt wurde. Gerhoch gehörte zu Denen, die sich zu dem Papste hielten und sah sich veranlaßt, da seinetwegen der Kirche von Augsburg ein Sturm zu drohen schien, auf einige Zeit von dort sich zu entfernen. Da indessen der Friede zwischen Papst und Kaiser wiederhergestellt ward, so wurde er gar bald von dem Bischofe zurückberufen und verwaltete nun das Amt eines Scho-

lasticus so lange, bis er die Ueberzeugung gewann, daß für sein persönliches Heil es nothwendig sei, sich einer strengen Regel zu unterwerfen. Der Entschluß dazu wurde in ihm durch einen Eremiten hervorgerufen, den er in dieser Beziehung befragt hatte, und so trat er in den Orden der regulirten Chorherren in das Kloster Raitenbuch ein (1124). Zugleich wußte er drei seiner Brüder, ja auch seine Eltern dazu zu bewegen, daß sie der Welt entsagten und ihre Tage im klösterlichen Leben beschlossen. Zwei seiner Brüder, welche nachmals wegen ihrer Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Papst Alexander III. den Zorn Friedrichs I. auf sich luden, blieben als Canoniker zu Augsburg zurück. Für eine Zeit lang von dem Bischofe Cuno nach Regensburg berufen, um daselbst für den Zweck der kirchlichen Disciplin zu wirken, und von jenem im Jahre 1117 zum Priester geweiht, wurde er einige Jahre darauf (1132) Propst in dem Kloster Reichersperg, dem er eifrig und segensreich für das Seelenheil der ihm Untergebenen, und für das Wohl der Anstalt überhaupt arbeitend, bis zu seinem Tode († 27. Juni 1169) vorstand.

Diese schwach gezogenen Linien können zwar keineswegs als Umrisse des vielbewegten Lebens Gerhochs, und noch weniger als Charakteristik seiner Persönlichkeit dienen, sie weisen ihm jedoch im Allgemeinen seine Stellung an und bezeichnen den Boden, auf welchem stehend er seine große Wirksamkeit erlangt hat. Diese hatte stets die Reinheit der katholischen Lehre und die Befreiung der Kirche von den Anmaßungen der weltlichen Gewalt zu ihrem Ziele. — Die Liebe zu dem göttlichen Heilande nöthigte ihn, die Feder zu dessen Vertheidigung gegen die Verunglimpfung zu ergreifen, welche die Schule Abälards dem Gottmenschen durch die Behauptung zufügte, daß er nach seiner menschlichen Natur ein natürlicher Menschensohn und nur ein Adoptivsohn Gottes sei. Die Veranlassung zu der ersten, zu jenem Zwecke von Gerhoch verfaßten Schrift gab ein französischer Magister Liutold, den er bei seiner Anwesenheit in Rom im Jahre 1123 angetroffen hatte.

Eine Reihe von gelehrten und auf gründlichem Studium der Kirchenväter beruhenden Werken, welche Gerhoch in dem Verlaufe des über die menschliche Natur Christi entsponnenen Streites ausarbeitete, beziehen sich auf diesen sublimen Gegenstand.

Ueberhaupt war Gerhoch nicht bloß einer der ausgezeichnetsten, sondern zugleich auch der fruchtbarsten Schriftsteller seines Zeitalters; Stülz (S. 51 u. ff.) gibt ein wohlgeordnetes Verzeichniß seiner Schriften, welche sich, mit Einschluß seiner Briefsammlung, auf drei und zwanzig Werke belaufen, von denen nur neun gedruckt sind. Unter ihnen allen ist der Commentar zu dem Psalterium sein Hauptwerk*), an keinem andern hat er mit gleicher Liebe gearbeitet. Das unselige Schisma, welches Friedrich I. in die Kirche brachte, hat auch dieses Werk unterbrochen, so daß Gerhoch einen Theil desselben (vom 79. bis 128. Psalm), das neunte Buch, nicht vollständig hat ausarbeiten können. Das Werk fand vielfache Verbreitung, und man darf mit Stülz (S. 53) annehmen, daß es nicht die Gesinnung eines Einzelnen war, „wenn ihm ein Bruder F. schreibt, daß ihn der zweite Theil mit höherer Freude erfüllt habe, als ihm alle Schätze des Crösus zu gewähren im Stande gewesen seyn würden. Im Weiterlesen habe er sich der Thränen nicht enthalten können. Wie glücklich würde er sich fühlen, nur einmal Gelegenheit zur mündlichen Unterhaltung zu finden. Gerne wolle er auf den Händen hinkriechen und seinen Platz unter dem Tische nehmen, um einige herabfallende Brosamen zu erhaschen."

Es begreift sich von selbst, daß nur ein Mann von hohem Berufe und großer Demuth es wagen durfte, sich auf den schwierigsten theologischen Fragen einzulassen, die den menschlichen Geist

---

*) Die hiesige königl. Hof- und Staatsbibliothek besitzt ebenfalls eine Handschrift dieses Werkes (Cod. S. Nicol. 12), ferner eine von dem Buche de aedificio Dei (Cod. zz. 538), die vielleicht ein Autographum ist; Emm. Cod. D. LXXIII enthält die Praef. in serm. d. assumt. S. Mariae Virg. (ined.).

zu einer schwindelnden Höhe hinaufführten. Auch blieben für Gerhoch manche Verfolgungen und Beschimpfungen, die er wegen seiner Ansichten erdulden mußte, nicht aus, wobei es ihm andererseits zum wohlthuenden Troste gereichen mußte, daß die Päpste, von Honorius II. angefangen bis auf Alexander III., insbesondere Eugen III., ihm mit größter Hochachtung und Liebe begegneten, seinen Eifer belobten, ihn öfters um Rath fragten und, indem sie ihn zum Begleiter ihrer Legaten in Deutschland ausersahen, ihn mit mancherlei wichtigen Geschäften betrauten.

Zu den theologischen Fragen, welche damals ventilirt wurden, gehört auch eine, welche zugleich kirchenrechtlicher Natur ist, die Frage nämlich in Betreff der Wirksamkeit der von excommunicirten Priestern gespendeten Sacramente. Für den regen Geist Gerhochs und für sein der Kirche treu ergebenes Herz enthielt diese Frage eine dringende Aufforderung, sich an ihrer Lösung zu versuchen. Es läßt sich nicht läugnen, daß die betreffende Stelle, an welcher Gerhoch seine letzte Entscheidung über diesen Gegenstand abgibt, nicht völlig frei von Dunkelheit ist; indessen sie scheint doch Dasjenige zu enthalten, worauf Theorie und Praxis in der Kirche sich in dieser Hinsicht geeinigt haben. Gerhoch sagt nämlich: „die nach kirchlichem Ritus sowohl innerhalb als außerhalb der Kirche celebrirten Sacramente seien unverletzlich *), es wirke aber in den Sacramenten außerhalb der Kirche der Geist Christi nicht mehr, als in den Wunderwerken der ägyptischen Zauberer der Finger Gottes wirksam gewesen sei." Dieser letztere Zusatz möchte aber wohl nicht anders zu verstehen seyn, als ähnliche, aber noch

*) . . . . „quibus evidenter enituit sacramenta ritu ecclesiastico (— oder wie man sich späterhin gewöhnlich ausdrückt: in forma Ecclesiae —) celebrata tam foris quam intus inviolabilia." Stülz (S. 18) hat den Sinn gewiß ganz richtig gefaßt, wenn er inviolabilia durch „vollständig" wieder gibt, doch möchte die wörtliche Uebersetzung vorzuziehen seyn.

viel grellere Aeußerungen der Canones, welche von den durch schismatische Bischöfe vollzogenen Consecrationen sagen: daß sie vielmehr Exsecrationen seien und daß, wer sie ertheile, die Verdammung ertheile, und wer sie empfange, sein Haupt verwunde. Der Hauptsache nach, obschon dergleichen Weihen als irritae bezeichnet werden, ist doch in Betreff der Administration der Sacramente durch excommunicirte Priester der große Unterschied zwischen der Wirksamkeit (validitas), die Gerhoch trotz jenem Zusatze jedenfalls anerkennt, und der völligen Unrechtmäßigkeit und Unerlaubtheit festzuhalten. Ist nämlich, wie Gerhoch sagt, das außerhalb der Kirche in forma Ecclesiae celebrirte Sacrament inviolabel, so kann offenbar ein von einem schismatischen Bischofe geweihter Priester nicht zum zweiten Male geweiht, und es muß das Altarssacrament, trotz seiner Administration durch einen excommunicirten Priester, den Gläubigen verehrungswürdig seyn.

Mit der Freimüthigkeit, welche Gerhoch selbst Päpsten und Bischöfen gegenüber mit dem heiligen Bernhard gemein hatte, trat derselbe auch für die Unabhängigkeit der Kirche in die Schranken. Wie er in dem kleinen Kreise, in welchem er sich als Propst seines Stiftes zu bewegen hatte, die Uebergriffe der Kirchenvögte zurückwies, so hinderte ihn weder die Scheu vor dem Zorne Heinrichs V., noch die Furcht vor der Rache Friedrichs I, überall die Ueberzeugung von dem großen Unrechte, welches Beide gegen die Kirche verübten, offen durch Wort und That auszusprechen. Das Schisma, welches zur Zeit Innocenz II. ausbrach, indem diesem sich in der Person des Petrus Leonis ein Gegenpapst gegenüberstellte, bereitete allerdings der Kirche eine große Gefahr, allein die Trübsale, welche es brachte, waren gering anzuschlagen gegen diejenigen, welche aus der unseligen Spaltung hervorging, die Friedrich I. dadurch veranlaßte, daß er den rechtmäßig gewählten Papst Alexander III. nicht anerkannte, sondern zuerst auf die Seite Octavian's, nachmals Guido's sich stellte. In dieser Zeit verfaßte Gerhoch eine seiner letzten Schriften, welcher

Gretser den Namen: Syntagma de statu ecclesiae sub Henricis IV. et V. imperatoribus et Gregorio VII. nonnullisque sequentibus pontificibus gegeben, Pez aber unter dem Namen: de investigatione Antichristi et de schismate libri duo aufführt. Sie ist geschrieben nach dem Concilium von Toulouse, um 1162, und beide vorhin genannte Gelehrten hatten nicht Unrecht, ihr den von ihnen gewählten Namen beizulegen. Der Streit, welchen Heinrich IV. in seinem Leichtsinn und Uebermuth gegen die Kirche entzündet hatte, förderte Antichristliches genug zu Tage, um aufmerksame Beobachter an die furchtbare Zukunft des allgemeinen Abfalls von der Kirche und an die Ankunft des Antichrist zu mahnen; die Schrift hatte aber in sofern eine unmittelbare Beziehung auf die Gegenwart, als sie hinreichend Stoff enthielt, um das neu ausgebrochene Schisma und das Benehmen Friedrichs in seinem wahren Lichte erscheinen zu lassen; leider ist nur der kleinere Theil dieser Schrift gedruckt.

Friedrich I. gehört unstreitig zu denjenigen Kaisern, die wegen mancher sie vortheilhaft auszeichnender Eigenschaften zwar allerdings Anerkennung verdienen, die aber von der Nachwelt gerade für ihre verwerflichsten Thaten nur zu oft gepriesen worden sind und noch gepriesen werden. Die Rücksicht auf diesen Umstand war es wohl, welche Stülz (S. 35) dazu bewogen hat, das Urtheil Ludens (Gesch. d. deutschen Volkes, Bd. 10, S. 296 u. ff.) über diesen Kaiser in seine Schrift aufzunehmen. Dasselbe möge, als von einem in dieser Hinsicht gewiß unverdächtigen Autor herrührend, auch hier um so lieber eine Stelle finden, als dadurch in der That das Urtheil mehrerer bedeutender Zeitgenossen Friedrichs I. vollkommene Bestätigung findet. Luden sagt nämlich von diesem: „wenn nach dem Edelsten in der menschlichen Brust gefragt wird, nach dem Sittlichen", so ist es, „auf dieser Bahn kaum möglich, neben Friedrich befreundet einherzugehen. Er mag immerhin gegen seine Freunde und Vertrauten, gegen seine Diener und Untergebenen viele menschliche Tugenden bewiesen

haben, aber er war nicht Herr seiner Leidenschaften, und bewies in Befolgung derselben eine Beharrlichkeit, eine Stärke des Willens, die Schauder und Angst erregt. Am furchtbarsten war er in seinem Hasse, und seinen Haß erregte, wer sich ihm zu widersetzen wagte. Verzeihung kannte er nicht, Milde war ihm fremd; und wie soll man an Großmuth und Edelsinn bei einem Manne glauben, der in seinem Zorne schonungslos Schuldige und Unschuldige, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, bis zur Vernichtung verfolgt?" — In keinem Verhältnisse hat sich dieß aber mehr gezeigt, als in dem zu dem Oberhaupte der Kirche und zu allen Denen, welche demselben treu anhingen. Interessant ist es, zu vernehmen, wie ausländische, namentlich englische Schriftsteller diese Verhältnisse auffassen. Johannes von Salisbury, welcher den Kaiser, nachdem dieser den Papst für den Feind der Kirche und des Reiches erklärt hatte, gar oft den Tyrannus Teutonicus nennt, findet darin einen Trost für das von Friedrich der Kirche bereitete Ungemach, „daß das Anstürmen der Deutschen gegen die Römische Kirche dieser zur Läuterung und Prüfung bis zum Ende der Zeiten gegeben sei, damit sie zu ihrer Besserung stets in Unruhe erhalten werde, und nach dem Triumphe über den besiegten Feind selbst kräftiger, anmuthiger und ruhmvoller den Umarmungen ihres Bräutigams wiedergegeben werde." Es ist in der That eine traurige Wahrnehmung, wie schon in jenen Zeiten die kurzsichtige Politik der Deutschen der Gegenstand nicht nur des Tadels, sondern auch des Spottes des Auslandes wurde. Man lese nur, was jener geistvolle Engländer über den Wahlact in Rom und von dem Reichstage zu Pavia (1160) sagt*), auf welchem Friedrich I. seinen Papst feierlich anerkannte; man lese nur die Berichte, welche Arnulf von Lisieux über die Persönlichkeit jener beiden Cardinäle gibt, die unter der kaiserlichen Aegide sich für berechtigt

---

*) *Joh. Saresb.* Ep. 59. p. 63 sqq.

und für mächtig genug hielten, um dem gesammten Collegium und der ganzen Kirche mit ihrem Afterpapste entgegenzutreten. Man lese dieses und vieles Andere, was Arnulf, allerdings ein eifriger Anhänger des rechtmäßigen Papstes, der Nachwelt aufbehalten hat*); und man muß staunen, wie Friedrich I. so völlig verblendet seyn konnte, das Wohl der Kirche, seines Volkes und zuletzt sein eignes, seiner Leidenschaftlichkeit zum Opfer zu bringen. Aber er schien in der That sich für berufen zu halten, in die Fußstapfen seines Vorfahren, Heinrichs IV., einzutreten**), und den Kampf wider die Kirche als ein Erbtheil mit den Gütern des fränkischen Kaiserhauses zu übernehmen.

Gerade für das Verhältniß Friedrichs zu Alexander III. würden die beiden verloren gegangenen Bände des Briefwechsels Gerhochs gewiß die allerwichtigsten Aufschlüsse gegeben haben, und man hat für die Geschichte Deutschlands jener Zeit wohl kaum einen größeren Verlust zu beklagen. Gerhoch war dem Kaiser persönlich bekannt, und wurde, wenn er zu ihm kam, von ihm nicht gerade unfreundlich empfangen, dennoch aber mußte sein Stift und seine Familie die ganze Schwere des kaiserlichen Zornes fühlen. Da nämlich Gerhoch unwandelbar an dem Erzbischof Conrad von Salzburg festhielt, der, obschon ein Hohenstaufe, wie mit einer von seinem gleichnamigen Vorgänger ererbten Entschiedenheit gegen den Kaiser die Sache des Rechts vertrat, so wurde mit der Erzdiöcese auch das Stift zu einer Stätte der Verwüstung gemacht. Dabei blieb es nicht aus, daß nicht von allen Seiten her Vögte und Ministerialen die günstige Gelegenheit ergriffen hätten, sich auf Kosten der Kirche zu bereichern, und was sie auf dem Wege des Rechtsganges durch frivole Klagen nicht hatten erreichen können, jetzt mit der Gewalt des Schwertes sich zu verschaffen. Durch

*) *Arnulf. Lexov.* Epist. 18. p. 103. Ep. 21. p. 108. Ep. 23. p. 116 sqq. Ep. 24 p. 123 sqq.

**) Auch *Arn. Lexov.* Epist. 23. p. 118 bemerkt in dieser Hinsicht: quod de proavorum exemplo conceperat.

diese Dinge wurden die letzten Lebensjahre Gerhochs allerdings getrübt, doch aber seine geistige Kraft nicht gebeugt, vielmehr behielt er bis zum letzten Athemzuge das erhabene Ziel der kirchlichen Freiheit in all seinem Wirken stets unverrückt im Auge. In welchem Maße dieß der Fall war, ersieht man vorzüglich aus dem rastlosen Eifer, mit welchem er an der Reform des Clerus durch Wort, Schrift und Beispiel arbeitete.

Trieb schon die Liebe zu seinen Mitarbeitern im Weinberge Christi den eifrigen Ordensmann dazu an, nach Kräften für deren Seelenheil durch Besserung ihrer Sitte durch Wiederherstellung der damals noch verfallenen Disciplin und Ordnung zu wirken, so lag diesem Bestreben zugleich auch die Erkenntniß unter, daß die Reinheit der Lehre und die Freiheit der Kirche nur auf diesem Wege und durch dieses Mittel erreicht werden könne. Ein nicht in Sittenreinheit und nicht in kirchlicher Zucht wandelnder Clerus ist nur zu sehr der Gefahr ausgesetzt, daß sich auch das Licht des Glaubens in ihm verdunkle, während in einem solchen Clerus die Kirche am meisten mit der Knechtschaft durch die weltliche Gewalt bedroht wird. Gerhoch sah wohl ein, und die Erfahrung bestätigte dieß mehr als zur Genüge, daß gerade schlechte Cleriker, die selbst auf keiner sittlichen Basis standen, am wenigsten den Muth hatten, den Anmaßungen derer, die zum Schutze der Kirche berufen waren, zu widerstehen, und daß sie nur zu leicht die Kirche der Gefangenschaft überlieferten, ja selbst entweder zu willenlosen oder freiwillig sich darbietenden wohldienerischen Werkzeugen wurden, um die Fesseln zu schmieden und die Kirche immer fester in dieselben zu schlagen. Von solchen Clerikern, die es den Zwingherren an den Augen absehen wollten, womit sie sich ihnen dienstfertig zu erweisen vermöchten, konnte gelten, was Shakespeare dem König Johann in den Mund legt:

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu seyn, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Und — zu errathen die Gesinnung

Der droh'nden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Ueberlegung zürnt."

Um nun Gerhoch in seinem Verhalten solchen Geistlichen gegenüber richtig zu verstehen, muß man sich durchaus in seine Zeit versetzen, und muß den damaligen Gegensatz zwischen Regular- und Weltclerus in's Auge fassen. Dieser Gegensatz besteht, was Sitte und Lebenswandel betrifft, heute zu Tage nicht mehr; es passen daher die selbst für jene Zeit hin und wieder wohl etwas zu starken Aeußerungen Gerhoch's durchaus nicht auf die Gegenwart, die weder im Guten wie im Schlimmen als Maßstab an jene vergangenen Jahrhunderte angelegt werden darf.

Gerhoch's Wirken fällt in eine Zeit, in welcher sich die Zweifel zu lösen begannen, die manche Wohlgesinnte daran haben mochten, ob Gregor's VII. energisches Einschreiten gegen die Investituren, gegen die Simonie und für die Aufrechthaltung der alten Kirchengesetze in Betreff der Disciplin, für die Kirche heilbringend gewesen sei oder nicht. Gerhoch selbst erwähnt (Stülz S. 25), „daß sich der rechtliche Zustand der Kirche merklich gebessert habe, und daß eine vortheilhafte Veränderung in den Gemüthern der Menschen sich wahrnehmen lasse. Er weist hin auf die freie Wahl der Bischöfe, Aebte u. s. w., welche durch so viele Jahre in den Händen der weltlichen Gewalt gelegen. Auch das sei die Frucht der Bewegung, zu welcher Gregor VII. den Anstoß gab, daß jetzt in die Wette Klöster und Hospitäler gegründet werden und das Lob Gottes aus Vieler Mund erschalle. In den Klöstern werden seit den Zeiten dieses Papstes die Tagzeiten der heiligen Jungfrau gesungen, und selbst aus dem Munde der weltlichen Miliz Christi mehrt sich das Lob Gottes, da in der gegenwärtigen Zeit im gesammten Reiche des Herrn Keiner mehr gefunden wird, welcher öffentlich schändliche Lieder zu singen wagte. Jedes Land jubelt auf im Preise Christi, selbst in Liedern, welche in der Volkssprache gedichtet sind. Das gilt

insbesondere von den Deutschen, deren Sprache vorzüglich hiezu geeignet ist."

Trotz diesen allerdings sehr günstigen Zeichen war aber damals die von Gregor VII. beabsichtigte Reformation des Clerus noch keineswegs in ihrem ganzen Umfange durchgeführt, und Gerhoch sah ein ganz besonderes Hinderniß in der Auflösung der alten canonischen Lebensweise. Eben diese Wahrnehmung gab ihm den Antrieb, als ein eifriger Beförderer des gemeinschaftlichen Lebens der Cleriker nach der Regel des heiligen Augustinus aufzutreten.

Betrachtet man das Verhältniß, wie es sich in den ersten Jahrhunderten in den einzelnen Diöcesen zwischen dem Bischof und seinem Clerus gestaltet hatte, so läßt sich nicht verkennen, daß dasselbe gerade durch das gemeinschaftliche Leben, welches allgemein Statt fand, ein überaus inniges war. Hatte der Bischof dadurch Gelegenheit, seinen Clerus stets genau zu betrachten, so wandelte andererseits auch er unmittelbar unter den Augen Solcher, deren Liebe und Ehrfurcht er zu bewahren eifrigst bemüht seyn mußte. Gab es ehedem unter den ältesten Christen kein besonderes Eigenthum, hatte vielmehr die christliche Liebe das Gut gemeinschaftlich gemacht, so war in späterer Zeit, nachdem diese Gemeinschaft aufgehört hatte, wenigstens für den Clerus nach der Regel, welche nach dem heiligen Augustinus den Namen trägt, das besondere Eigenthum ausgeschlossen geblieben, und man hatte mit dieser Regel gewiß nicht erst eine Neuerung eingeführt, sondern nur an die alte Uebung sich gehalten.

Es ist bekannt, wie bei dem zunehmenden Verfall der Disciplin in der merowingischen Zeit die Klöster nach der Regel des heiligen Benedict in ihrer Ordnung und Disciplin dem Clerus als ein nachahmenswerthes Beispiel gegenübergestellt wurden, und wie in dem fränkischen Reiche zuerst der heilige Bischof Chrodegang von Metz, selbst ein Mitglied der neuen karolingischen Herrscherdynastie, auf den Gedanken kam, durch Wiedereinführung des gemeinsamen Lebens die nothwendige Reform der Sitten

des Clerus in's Werk zu setzen. Diese neue Ordnung fand indessen keine weite Verbreitung, wogegen die vom Diacon der Kirche von Metz, Amalar, im Auftrage Ludwigs des Frommen entworfene und auf dem Reichstage zu Achen im Jahre 816 publicirte Regel im Frankenreiche allgemein angenommen wurde. Es ging dieß von der weltlichen Gewalt aus, welche den Clerikern keine Wahl ließ; sie mußten entweder in ein Kloster eintreten, oder sich der Vita canonica unterwerfen. Dennoch war auch diese neue Einrichtung nicht von gar langem Bestande, wovon, nach dem Vorgange des heiligen Petrus Damiani, Gerhoch den Grund darin findet, daß sie den Canonikern das Eigenthum belassen habe, und ihren Ursprung der weltlichen Gewalt verdanke.

Mit dem Ausgange des zehnten Jahrhunderts war ziemlich allgemein die Auflösung des gemeinschaftlichen Lebens erfolgt, und damit dem abermaligen Verfall der kirchlichen Disciplin ein weites Thor geöffnet worden. Jeder Cleriker ging seinen eigenen Gang, und Viele, unbeachtet von den wachsamen Augen der Genossen, kamen auf dem ungewohnten Wege zu Fall. Die Gemeinsamkeit des Tisches und der täglichen Andachten verschwand, dafür theilte eine große Zahl von Clerikern Tisch und Bett mit Concubinen, welche eine schlechte Gesellschaft zu dem Gebete waren. In gleichem Maße aber, als in dieser Hinsicht die Sitte verfiel, stieg die Habsucht; daher das Rennen nach den Beneficien, das Kaufen und Verkaufen von Pfründen, wodurch recht eigentlich die Kirche an die weltliche Gewalt überliefert wurde. Bis zu einem höheren Grade der Schamlosigkeit hätte das Verbrechen der Simonie und die gänzliche Verläugnung der Würde des geistlichen Standes nicht getrieben werden können, als zur Zeit der fränkischen Kaiser; damals aber bestieg der Mann den päpstlichen Stuhl, den Gott dazu ausersehen hatte, die Sklavenketten, in welche die Laster ihrer Diener die Kirche geschmiedet hatten, zu zerbrechen und die Wiederherstellung der kirchlichen Disciplin zu begründen. Hieran mußten aber nach ihm mehrere

Menschenalter arbeiten und es lag nahe genug, daß man sich auch darüber klar wurde, wie die Sittenverderbniß hauptsächlich durch die Aufhebung der gemeinschaftlichen Lebensweise des Clerus befördert worden war.

Diese Wahrnehmung hatte zur Zeit Gerhochs bereits in mehreren Diöcesen zur Wiederherstellung der Vita canonica nach der Regel des heiligen Augustinus geführt. Oft kostete es Mühe, die erforderliche Anzahl von Clerikern, die sich in diese neue Ordnung der Dinge fügen wollten, zusammenzubringen. So klagte der Bischof Gerald von Cahors (1090), daß er, weil er in seiner Gegend so wenig Beispiele der canonischen Regulardisciplin gefunden habe, solche Cleriker von überall her habe zusammenkommen lassen müssen*). — Auch die Päpste widmeten diesem Gegenstande ihre ganz besondere Aufmerksamkeit, namentlich ließ sich Innocenz II. die Wiederbegründung der Vita canonica sehr ernstlich angelegen seyn; ihn rühmt deßhalb Arnulf von Lisieux in einem Briefe an seinen Nachfolger Cölestin II. **). Welche Liebe er dem Ordensgeiste zugewendet habe, „das zeige", sagt Jener, „sowohl der Fortschritt der Regulardisciplin, als des Klosterlebens, da theils Städte und Schlösser anstatt des Säcularclerus Regularen erhalten, theils Wüsteneien jetzt mehr Mönche zu Bewohnern hätten, als ehedem wilde Thiere." Als ein besonderes Beispiel führt der erwähnte Bischof bei einer andern Gelegenheit ***) die Kirche von Seez in der Normandie an, bei wel-

*) Test. *Geraldi* Cadurc. Episc. ann. 1090. (bei *D'Achery*, Spicil. Tom. III. p. 415): Cujus rei cum rara vel nulla pene in partibus nostris invenirem exempla, undecunque non sine labore Clericos bonae opinionis in unum aggregavi, canonicalis vitae statum et ordinem regulariter professos. — Vgl. Carta *Bened.* Episc. Namnet. ann. 1105. (bei *Martene*, Nov. Thes. Anecd. Tom. I. col. 315).

**) *Arnulf. Lexov.* Episc. Ep. 2. p. 81.

***) *Arnulf. Lexov.* Episc. Ep. 42. ad Domin. Pap. Alexandr. p. 178.

cher Innocenz II. alle Fürsorge getroffen habe, daß die saecularitas nicht wieder zurückkehre. Ueberhaupt faßte man die Sache von dem Standpunkte auf, daß die Auflösung der gemeinschaftlichen Lebensweise ein Act wider die Religion gewesen sei, und daher auch durch kein Privilegium geschützt werden könne *).

Aus dem Verfalle, in welchen damals der Säcularclerus gerathen war, erklärt sich auch die Art und Weise, wie Gerhoch sich über denselben aussprach: „Nur die regulirte Geistlichkeit", sagte er, „sei der gute Same, die weltliche aber das Unkraut auf dem Acker Gottes." Eine solche Aeußerung kann lediglich und allein durch die damaligen Zeitverhältnisse und durch die Erfahrung entschuldigt werden, daß in den Schismen jener Zeit, sowohl in dem des Petrus Leonis als Octavians der Regularclerus insgesammt, der Säcularclerus aber nur zum geringsten Theile zu dem rechtmäßigen Papste gehalten hatte. Mit Beziehung darauf wollte Gerhoch den auch von andern Schriftstellern **) für die weltlichen Canoniker gebrauchten Ausdruck Acephali verstehen; sie erscheinen ihm als Diejenigen, welche sich nicht auf die Seite des Kephas, d. i. Petrus gestellt haben. Dazu kam, daß diejenigen Diöcesen, in welchen die Regel des heil. Augustinus eingeführt worden war, sich in jeder Beziehung durch große und auferbauliche Ordnung auszeichneten. Von dem Clerus der Erzdiöcese Salzburg sagt deßhalb Gerhoch (Stülz S. 8): „Die Priester des ganzen Sprengels ragen rühmlich hervor durch Enthaltsamkeit und

---

*) *Arnulf. Lexov.* Episc. Ep. 30. ad Dom. Pap. Alexandr. p. 141: In praejudicium siquidem religionis nihil agendum est, cui quicquid adversatur divinae constat contrarium esse voluntati. Qua nimirum ratione saeculares Canonicos, quos appellant, pro regularibus inducendis vidimus amoveri, licet Ecclesiae eorum in eo statu aliqua sedis Apostolicae privilegia meruissent.

**) *Joh. Saresb.* Epist. 32. p. 34.

Gastfreundschaft; sie sind ausgezeichnet durch Wandel und Sitten, so wie durch Anstand in der Kleidung.“ Dieß wurde auch anderweitig anerkannt, namentlich von König Konrad III., der, als er im Jahre 1149 zu Salzburg das Pfingstfest feierte, öffentlich erklärte: „Er habe nie eine Geistlichkeit gefunden, welche durch Tonsur, Betragen und Geberde auf das Auge des Beobachters einen so wohlthuenden Eindruck mache; es sei ihm noch nie eine Stadt vorgekommen, welche so fromme Menschen umschließe, wie Salzburg. Selbst ohne bekannt zu seyn mit den Gränzen der Diöcesen, erkennte man die Salzburger an dem guten Stande der Kirchengebäude.“

Es bedarf nicht der Wiederholung, daß jene Vorwürfe, welche Gerhoch dem Weltclerus macht, nur auf seine Zeit passen, daß diese aber den Eifer, mit welchem der ausgezeichnete Mann auf die Einführung des gemeinsamen Lebens drang, vollkommen rechtfertigt. Er, der durch Strenge an sich selbst, Allen mit seinem Beispiele belehrend voranging, war daher auch die geeignetste Person, deren sich diejenigen Bischöfe, denen die Reformation der Disciplin ernst am Herzen lag, auf's Erfolgreichste zu diesem Zwecke bedienen konnten, und trotz mancher trüben Erfahrung, die Gerhoch hatte machen müssen, konnte er am Ende seiner Tage mit dem frohen Bewußtseyn entschlafen, daß er sein Talent nicht vergraben, sondern für das Reich Gottes damit gewuchert habe.

Schließlich sei auch seinem neuesten Biographen nochmals für die Arbeit gedankt, mit welcher er die Wissenschaft bereichert hat. Sollte es ihm nicht gefallen, Gerhoch und seine Zeit in einem umfassenderen Werke darzustellen? Denn mag es auch „noch achtzig Jahre dauern, ehe die Welt wieder in Ordnung kommt“, so sind doch noch viele Ohren da, die begierig lauschen auf das Wort, welches der Mund der Kundigen von der Deutschen Vorzeit spricht.

XII.

Der Kammer-Rumor und der todte Cid Campeador.

Vor nicht langer Zeit ereignete sich in der französischen Nationalversammlung der folgende tragische Vorfall. Ein ehrenwerther Redner hatte mit einer endlosen Rede voll Abgeschmacktheiten die hohe Versammlung auf's Aeußerste gelangweilt. Endlich schien der Augenblick der Erlösung gekommen; die Stimme des Redners wurde matter und heißer; seine Kraft versagte ihm; die ermüdete Versammlung athmete wieder frisch auf, denn der Schwätzer brach seinen Vortrag ab und — schwieg, o nein, er schwieg nicht, er forderte vielmehr ein Glas Wasser! um mit frischer Kraft in seiner Rede fortzufahren. Da rief eine Stimme aus der Mitte der verzweifelnden Versammlung: „Reicht ihm ums Himmelswillen kein Wasser!" und diese Stimme fand allgemeine Zustimmung, weil sie dem Entsetzen Aller Worte verlieh.

Auch in unsern deutschen Kammern, wo die bodenlose Phantasterei, das fruchtlose Hin- und Herreden, das trostlose Parteigezänk so oft kein Ende nehmen will, auch hier wird man gar oft zu dem Wunsche versucht, daß den Schwätzern doch endlich der Athem ausgehen möchte, oder wie O'Connell einst einem hungrigen Irländer in einer Versammlung zurief,

dessen unvernünftiges Geschrei ihn unterbrach: „So wollte ich, daß eine Kartoffel vom Himmel fiele, und dir den Mund stopfte.“

Allein wenden wir von den Kammern und den Volksschmarozern, von den Bänken der Schreier und der Schreiber unsern Blick hin nach den Stühlen der Fürsten und der Machthaber: so ist auch hier wenig Tröstliches wahrzunehmen, als sei das Geschlecht wahrer Regenten dem Erlöschen nahe. Es sind nur leblose Schattengestalten, die auf mehr denn einem dieser Throne sitzen, und man wird bei dem äußeren Gepränge an den todten Cid erinnert, an die edle Heldenleiche, die sie mit der Tizona auf das treue Roß gebunden, wie die alte spanische Ballade singt *):

Als es war um Mitternacht,
Nahmen sie die Heldenleiche,
Setzen sie auf den Babieca,
Fest gebunden wohl mit Fleiß.
Reich in Locken fällt sein Bart,
Hell die offnen Augen gleißen,
Nicht erscheint er als ein Todter,
Als ein Lebender erscheint er.
Sitzt da aufrecht, sonder Wanken,
Ganz lebend'gen Rittern gleichend.
Weiß und schwarz die Hosen
Liegen straff ihm an den Beinen,
Und sie glichen ganz den Schienen,
Die er trug in jedem Streite.
In die rechte Hand Tizona
Binden sie, das Schwert das feine,
Wunderbar, wie wenn erhoben
Er es schwingen wollt' im Kreise! —

*) Der Cid, ein Romanzenkranz. Erste vollständige Uebertragung von F. M. Duttenhofer. Leipzig 1842. S. 385.

XIII.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 6. Januar 1850.

Der Verlauf und Ausgang des Waldeck-Ohm'schen Processes in Berlin ist von tieferer Bedeutung und größerer Tragweite, als der erste Anblick zu verrathen scheint.

Unsere Leser begreifen leicht, daß wir uns mit manchen ausgesprochenen und unausgesprochenen, spezifisch preußischen Absichten und Meinungen der neuen preußischen Zeitung unmöglich einverstanden erklären können. Dennoch ist dieses Blatt, von dergleichen Divergenzpunkten abgesehen, an Geist, Muth und Talent das einzig achtbare, politische Organ im heutigen Berlin. Keine andere deutsche Zeitung tritt, wie diese, mit so viel Kraft und Folgerichtigkeit gegen die meisten Grundlehren der Revolution auf den Kampfplatz. Die Partei, deren Gesinnung die Kreuzzeitung ausdrückt, war die einzige, der sich König Friedrich Wilhelm IV. in die Arme werfen konnte, wollte er sich jemals von der regierenden „richtigen Mitte" seines Ministeriums lossagen, und sich, zum Heile Deutschlands, mit Oesterreich versöhnen. Diesen Umstand muß man im Auge behalten, wenn man den Waldeck'schen Proceß und dessen eigentliche Bedeutung verstehen will.

Die Kreuzzeitung kann, bei aller Loyalität ihrer Gesinnung, im vorliegenden Falle von Mangel an Vorsicht und Weltläufigkeit nicht freigesprochen werden. Ihr Hauptfehler lag darin, daß sie gleichzeitig Partei seyn, und einem ihr in innerster Seele feindlichen Ministerium helfen wollte, Polizei zu machen.

Ohm, ein ganz gewöhnlicher, eitler, charakterloser, unwissender Judenbursche, drängte sich an beide kämpfende Parteien. Wahrscheinlich hat er beide gleichmäßig, Zug um Zug, angelogen. Daß er von der Kreuzzeitung, die ungeübt und unvorsichtig genug war dieses Pech anzugreifen, mit sechszig Thalern monatlich besoldet wurde, hat der Proceß unwiderleglich herausgestellt. Gödsche, der Agent der Kreuzzeitung, scheint zu der gefährlichen Gattung der ehrlichen, aber kurzsichtigen und übereifrigen preußischen Patrioten zu gehören, welche durch vordringliches Machenwollen ihrer eigenen Sache nicht selten mehr geschadet haben, als die gefährlichsten Feinde es je vermocht hätten.

Die beiden gefährlichen Mißgriffe: daß die Partei der Kreuzzeitung sich durch einen Agenten, den sie weder desavouiren wollte noch konnte, mit einem Subject wie Ohm einließ, und dessen, theilweise wenigstens, ganz absurden Mittheilungen in dem Grade Glauben schenkte, daß sie dieselben in ihrem Blatte abdrucken ließ, diese Mißgriffe wurden durch einen noch größeren und schwereren überboten. Sie ließ die nämlichen Mittheilungen durch denselben Agenten in der Form von Denunciationen an die Regierungsbehörden gelangen. Hiermit war die Kreuzzeitung und die Partei, welche hinter ihr steht, wehrlos in die Hand der ihr, und dem Princip des Königthums feindlichen bureaukratischen Faction geliefert. Was weiter in dieser Sache geschah, war nichts, als daß eine, gegen die streng-royalistische Partei gerichtete, liberale Beamtenintrigue sich in den Formen des französisch-rheinischen Verfahrens abspann. Der Proceß gegen Waldeck, auf dem Grunde eingeleitet und in den Formen geführt, wie er eingeleitet und geführt wurde,

konnte nur einen Ausgang haben: Waldeck's Freisprechung und den Triumphzug mit vorgespannter Demokratie, aus dem Gefängnisse bis in die Wohnung des radikalen Häuptlings. Zu glauben, daß der gesammte Proceß nicht von vornherein auf dieses Ziel und Ende angelegt und berechnet gewesen, ist schwer, und wenn man die Richtung in Erwägung zieht, in welcher augenscheinlich die Assisenverhandlungen geleitet wurden, geradezu unmöglich. Die Lügen und Fälschungen des Ohm wurden gebraucht die unläugbaren, den Angeklagten schwer gravirenden Anzeigen zuzudecken und in den Schatten zu drängen. Das Benehmen des Assisenpräsidenten, eines geheimen Justizrath Teddel oder Taddel gegen die, den Angeschuldigten belastenden Zeugen und insbesondere gegen den Chef der Berliner Polizei, der von unbefangenen Gewährsmännern allgemein als ein Ehrenmann geschildert wird, hat, wie sich der französische Sprachgebrauch in dergleichen Fällen auszudrücken pflegt, wo das bezeichnende Wort zu unhöflich klingen würde, keinen Namen. Der Freund der ehemaligen preußischen Justiz, des gerechten Stolzes aller patriotischen Preußen, kann, solchen Thatsachen gegenüber, nur sein Haupt verhüllen und trauren! Die Geschwornen dagegen trifft unsers Erachtens in diesem Falle kein Vorwurf. Wir wollen hier nur einen, unsers Wissens noch gar nicht oder nicht genugsam gewürdigten Gesichtspunkt hervorheben. Die Anklage gegen Waldeck lautete auf Mitwissenschaft an einem Hochverrath. — War ein solcher wirklich begangen? Begreiflicherweise hängt die Antwort auf diese Frage von dem Urtheil gegen die Hauptthäter ab; gegen diese aber war noch gar keine Anklage erhoben, geschweige denn irgend ein, ihre Schuld feststellender, das Maß derselben würdigender Rechtsspruch erfolgt. Man hatte, in verkehrter Ordnung, die Mitwissenschaft zuerst angeklagt, ohne daß vorher die Thatsache irgend wie festgestellt worden wäre, um welche gewußt zu haben, Waldeck's Verbrechen seyn sollte. Die Geschwornen mußten, als gewissenhafte Männer, sich sagen: wenn wir Waldeck heute der Mitwissenschaft an einem begangenen oder

beabsichtigten Hochverrathe schuldig sprechen, so kann es morgen geschehen, daß d'Ester z. B. glänzend nachweist, es sei gar kein Verbrechen, zum wenigsten kein Hochverrath begangen worden. — Die Anklage war somit in ihrer Wurzel schon ein referens sine relato. Anzunehmen, daß dieser grobe Verstoß gegen die Logik bloß in der Naivität der preußischen Juristen wurzelte, setzt einen Glauben an die Kindesunschuld des dortigen Beamtenliberalismus voraus, den wir uns anzueignen bis jetzt noch nicht im Stande gewesen sind. Ob aber jene Bureaukratie sich über den Schlag, den sie der Sache des Königthums in Preußen versetzt, über den Triumph, den sie der anarchistischen Partei bereitet hat, bereits getröstet habe, wissen wir nicht. Vorläufig hat sie durch ihr Manöver gegen die Kreuzzeitung so viel erreicht, daß wenn der König sich in einem Augenblicke der Krisis von der Politik lossagen wollte, welche die jetzigen Minister repräsentiren, er ein Ministerium Gerlach-Stahl nicht, ohne Gefahr zu laufen, wählen kann. War es das, was man fürchtete und welchem man vorbauen wollte?

Den 11. Januar 1850.

Ein Zustand, wie er heute auf dem romanischen und germanischen Continent von Europa, und namentlich in Deutschland statt findet, ist, selbst in der Zeit der Völkerwanderung noch nicht da gewesen, mit der unsere Gegenwart sonst häufig und nicht ganz mit Unrecht verglichen wird. Früher gab es Aufstände, Parteikämpfe und Umwälzungen, für diesen oder jenen bestimmten Zweck, um dieser oder jener wirklichen oder eingebildeten Beschwerde willen. Heute gilt es Seyn oder Nichtseyn der menschlichen Gesellschaft; die innersten Principien der Ordnung und der Revolution liegen mit einander im Kampfe. Ordnung heißt Gehorsam gegen die Autorität; Revolution (im heutigen Sinne) ist principmäßige Aufkündigung jedes

Gehorsams, Krieg gegen jede Autorität. Kraft dessen soll, was in der Natur der menschlichen Dinge eben nicht möglich ist, Jeder über Alle herrschen. Daher die absurde und despotische Forderung der Gleichheit, die den entschiedensten Widerspruch gegen die Idee der Freiheit in sich schließt. Dieses, jede Regierung unmöglich machende, allgemeine Mitregierungsgelüst ist das unterscheidende Merkmal aller heutigen gebildeten Völker romanischen und germanischen Stammes.

Das Jahr 1848 war der Anfang einer längst vorbereiteten Katastrophe, die nicht ausbleiben konnte; sie brach herein zu der Stunde, als der Finsterniß Gewalt gegeben war über Europa. Die Kraft des Widerstandes gegen die Anarchie, an deren äußerstem Rande die europäische Gesellschaft schwebte, lag allein und einzig in den stehenden Heeren. Diese haben durch eine Reihe von Erfolgen, die sie über die gewaltsame und wilde Revolution erfochten, den provisorischen Zustand von Scheinruhe geschaffen, dessen sich Deutschland in diesem Augenblicke erfreut. Ueber die gefährlichere, zahme, legale, doctrinäre Revolution hatte, wie der Erfolg bewiesen, Pulver und Blei keine Gewalt.

Im Augenblicke ihres Sieges hatten die deutschen Regierungen zweier Dinge die Wahl. Es galt entweder offenen, ehrlichen, ernstlich gemeinten Krieg mit der Revolution, um Seyn oder Nichtseyn, auf Leben oder Tod; oder einen Versuch, sich mit ihr zu versöhnen, eine Art von neutraler Stellung zu ihr zu nehmen, wenn es möglich wäre, Frieden mit ihr zu schließen, ihr ein Bündniß abzulisten oder abzuschmeicheln. Beide Wege lagen vor ihnen; wir wissen heute, welchen sie eingeschlagen haben.

Es wäre augenscheinliche Ungerechtigkeit und lieblose Härte, die Gründe zu verkennen, durch welche die Ministerien mit sanfter Gewalt und beinahe unmerklich auf die Straße geschoben wurden, die sie heute wandeln. Mit des Dichters Worten können sie ausrufen: ach! es war nicht meine Wahl! Mit

leichtem Herzen wenigstens haben sie sie schwerlich getroffen. Was hier folgt, soll daher auch keine Anklage und keine bittere Kritik seyn. Es ist nichts als ein Versuch, den Punkt zu bezeichnen, wo wir stehen, und die Richtung, in welcher Deutschland der Erfüllung seines Schicksals rettungslos entgegen geht.

Ein Vertilgungskrieg gegen die Revolution hätte unabweislich einen Bruch mit der „öffentlichen Meinung" und ihren Organen nach sich gezogen. Nun ist allerdings diese „Popularität" eine feile Dirne, die den, der ihr schmeichelt, noch immer verrathen hat; dem Starken aber, der sie verachtet und mißhandelt, läuft sie nach. Aber welcher gebildete Deutsche wäre heute noch fähig, den Gedanken zu tragen: daß er „unpopulär" sei und die „gebildete Mehrheit", oder die „Mehrheit der Gebildeten", d. h. die platte Gesinnungslosigkeit und Charakterverwaschenheit des Pöbels gegen sich habe, welcher Frack und Glaçeehandschuh trägt und an die allgemeine Zeitung glaubt! Wir westliche Europäer sind nun einmal Kulturvölker; wir haben die angenehmen, wie die verderblichen Seiten der Ueberfeinerung zu tragen. In Folge dieses Umstandes ist uns die Kunst: einen zu Boden geworfenen Feind zu treffen, daß er nicht wieder aufsteht, bis auf die Erinnerung abhanden gekommen. Den Schrecken als Bundesgenossen zu brauchen, versteht nur noch die Revolution. Sie allein hat die humanen Reminiscenzen von sich zu schleudern, und die Verweichlichung zu überwinden gewußt. Während sie durch ihre öffentlichen Blätter gegen die Todesstrafe protestiren ließ, hat sie selbst als Form der Hinrichtung den Meuchelmord gewählt. War die Macht einmal in ihren Händen, so hat sie sich aller Orten als Meisterin in der Kunst despotischer Gewaltübung bewährt. Zeugniß davon gibt der Radikalismus in der Schweiz. Wir sind wahrlich dessen Freunde nicht, aber was der Anerkennung werth ist, — den bestimmten festen Willen, der sein Ziel kennt und in gerader Linie darauf los geht! — diesen muß man auch an dem Todfeinde ehren. Es ist traurig, daß es so ist,

aber es ist so: den schweizerischen Radikalen war es vorbehalten, in dieser Zeit der mattherzigen Feigheit und des dünkelvollen Unverstandes der diplomatisch-bureaukratischen Welt ein populäres Collegium der Politik mit praktischen Beispielen zu lesen, und durch ihr Exempel darzuthun: wie sich in einem Principienkampfe, der seiner Natur nach jedwede Möglichkeit der Versöhnung ausschließt, die siegreiche Partei gegen den überwundenen Feind zu verhalten habe, damit er, so weit es in unsern Kräften steht, für immer unschädlich werde. Das, was in Deutschland und Italien einzelnen, aus der Mitte der revolutionären Partei sporadisch heraus gegriffenen Opfern geschah, war kein principmäßiger Vernichtungskrieg. Es hat mehr gereizt und erbittert als geschreckt, und ist von der mittelrevolutionären Meuchelpresse trefflich zu Gunsten der Revolution und zum Nachtheil der Autoritäten benutzt worden. Die Folge davon war, daß die „Milde der Regierungen" sich beeilte, mit der einen Hand das obligate Pflaster der Amnestie auf die Striemen zu legen, welche die andere geschlagen hatte. Hadern und rechten wir nicht mit solcher Güte, die sich nun einmal das Schicksal des Hohenpriesters Heli nimmer zur Warnung dienen lassen will. Kann doch Niemand, nach Hegel, von dem Boden wegfliegen, auf dem er steht, Niemand aus seiner Haut schlüpfen und aus freien Stücken ein Anderer werden. In Folge dessen wird die Revolution sich vollenden und ihr Ziel erreichen. Dann erst wird der Vertilgungskrieg kommen, von dem wir sprachen. Dann wird sie der Barbarei des Despotismus und seinen Schrecken erliegen. Aber dieses Gericht wird nicht von den Gewalten ausgehen, welche die Courtoisie des westeuropäischen Sprachgebrauches zur Stunde noch Regierungen zu nennen pflegt. Wir fürchten, daß für diese die Rache Gottes an den radikalen Feinden der menschlichen Gesellschaft in unserm deutschen Vaterlande — eine Rache, die nicht ausbleiben kann! — jedenfalls zu spät kommen wird.

Die Regierungen haben den Weg des Friedens und der Versöhnung gewählt, weil sie den des Krieges gegen das

Princip der Revolution nicht gehen konnten. Noch mehr! Es ist wahr und nicht zu bestreiten, sie hätten auf jenem andern Wege ein gefährliches Spiel um ihre Existenz gespielt. Hiergegen kann höchstens der Grund in die andere Schaale gelegt werden: daß nach dem bisherigen Laufe der Geschichte, und den Erfahrungen der letzten sechszig Jahre insbesondere, noch jeder Versuch eines Bündnisses, eines Pacts oder eines Abkommens mit dem Princip der Revolution in dem völlig rettungslosen Untergange dessen endete, der ihn machte. Beiderlei Wege dürften sich in der thatsächlichen Wirklichkeit fast so verhalten, wie Wahrscheinlichkeit und Gewißheit.

Alles, was seit dem Herbste des Jahres 1848 in Deutschland geschehen, ist nichts weiter, als die Abwickelung einer Reihe von Folgerungen aus dem Axiom des Repräsentativstaates: daß nach dem Willen der (gebildeten) Mehrheit regiert werden müsse. Daß diese „Mehrheit" nicht weiß, was sie will, und daß die angeblichen Dollmetscher ihres vermeintlichen Willens, die wirkliche Mehrheit gegen sich haben, kömmt nicht in Betracht. Man wollte, wie sich ein gewisses ministerielles Blatt vor einiger Zeit mit wahrhaft rührender Kindlichkeit und Naivität ausdrückte, die „unbedingte", die „schrankenlose Volkssouverainetät" beschränken, aber, bei Leibe nicht! der Volkssouverainetät an sich die Anerkennung verweigern. Volkssouverainetät und monarchisches Princip (Negation und Position, Nordpol und Südpol, der streitbare Erzengel und der Drache) sollen neben einander den Thron besteigen, und sich in Güte über eine gemeinschaftliche Ausübung ihrer Herrschaft vergleichen. Die Regierungen, so lautet der Spruch der weisen Mäßigung, hätten ja auf der Welt nichts gegen den Fortschritt; sie huldigten ihm ja selbst, und brächten ihm Alles zum Opfer. Nur die eigene leibliche Existenz und die bisherige fürstliche Firma möchten sie retten; entschlöße sich das souveraine Volk, diese zu dulden, so würde man über alles Andere schon in's Reine kommen. Repräsentativmonar-

chie war die eigentliche technische Bezeichnung für diese Species von geselligem Zustande.

Die praktische Aufgabe für die bestehenden Gewalten ist nach dieser Doctrin: die Revolution im Princip anzuerkennen, um sie zu begütigen oder zu versöhnen, aber ihre groben Excesse nach Thunlichkeit zurückzuweisen. Dieß heißt denn freilich den Dornbusch an seinen äußersten Enden beschneiden, aber die Wurzel begießen.

Der siegreiche Kampf gegen den Aufstand war also nichts weniger als ein Principienkrieg gegen die Revolution. Im Gegentheil: der revolutionären Gesinnung ward bereitwilligst das Recht, nicht nur zu existiren, sondern auch sich ohne die geringste Gefährdung zu äußern eingeräumt. Nur möge sie sich vor gewaltsamen Handlungen hüten! Geschahen diese, so entschlüpften die Verführer; (denn dem fliehenden Feinde muß man goldene Brücken bauen!) den Verführten aber die, nach jedem mißglückten Aufstande regelmäßig geforderte und gewährte Amnestie ausnahmsweise verweigern, hieße die Humanität des Zeitalters mit Füßen treten.

Das Ergebniß dieser Richtung der Gedanken und der Ereignisse ist jene fauligte, jede edle Kraft lähmende, jede bessere Gesinnung auflösende, jede Hoffnung der Genesung abschneidende, jedes Vertrauen selbst auf die nächste Zukunft erstickende Gährung, in der wir heute Deutschland begriffen sehen. Nach dem natürlichen Weltlaufe kann diese zu nichts Anderem, als zu immer auf's Neue wiederkehrenden, immer heftigern Explosionen des socialen Krankheitsstoffes führen. Am Ziele dieser Laufbahn scheint, so weit menschliche Voraussicht reicht, nicht die christlich-germanische Freiheit, sondern ein modernes, oströmisches Weltreich zu stehen.

Zum Schluße können wir nicht umhin, noch eines Symptoms zu gedenken, welches heute schon vorhanden ist, und wahrscheinlich in immer schärfern Umrissen hervortreten wird. Dieß ist der politische Indifferentismus, der sich aus dem tie-

sen Ekel aller bessern Köpfe an dem Mühlengeklapper der Kammerdebatten und aus der täglich wachsenden Einsicht in das innere Wesen des Repräsentativstaates von selbst ergibt, und täglich mächtiger und gewaltiger in die Massen dringt. Der Landmann, weit entfernt in die Fictionen des Konstitutionalismus einzugehen, sieht die Zeit als verloren an, welche ihn das immer wiederkehrende, nutzlose Wahltreiben kostet, und schätzt den Werth der Summen, welche die Volkskammern unter den Titel von Diäten u. dgl. verschlingen, nach einem andern Maßstabe, als Jene ihn zu veranschlagen gewohnt sind, in deren Taschen sie fließen. Diese Stimmung, welche in Deutschland immer weiter um sich greift, bedroht das fictive Räderwerk der constitutionellen Maschinerie mit einer Krisis, die deren innerster Triebkraft gefährlich werden könnte. Die guten wie die übeln Folgen des hierdurch näher gerückten Zustandes, wo dann die republikanischen Klubbs und die doctrinäre Büreaukratie einander allein gegenüber stehen werden, wollen wir hier selbst nicht annäherungsweise würdigen. Aber die Thatsache: daß das friedliche, einfache Volk der ungewohnten, aufgedrungenen, fremden Formen täglich überdrüßiger wird, diese Thatsache ist nicht zu läugnen.

Den 15. Januar 1850.

Die Verhandlungen in der französischen gesetzgebenden Nationalversammlung (im December vorigen Jahrs) über Wiedereinführung oder bleibende Beseitigung der Getränksteuer gehören zum Interessantesten und Lehrreichsten, was auf dem Gebiete der Nationalökonomie seit den letzten zwei Jahren gesprochen oder geschrieben wurde. Besonders liegt in den Reden des Abgeordneten Bastiat und des Grafen Montalembert viel Stoff zum Nachdenken. Beide gehören gewissermaßen zu-

sammen, und troß des Widerspruches der Redner ergänzen und berichtigen sich die Reden, welche sie wechselten.

Graf Montalembert erklärt: daß ihm die fiskalische und ökonomische Seite der Sache ferner liege, daß er darüber nur oberflächlich und unvollständig sprechen könne, daß er aber die politischen und patriotischen Gesichtspunkte der Frage hervorheben werde. Seltsamer Weise finden wir aber gerade das, was er über das Technische des Gegenstandes (zur Vertheidigung der indirecten Steuern, zur Widerlegung der gewöhnlichen Wahnbegriffe von der Gleichheit in der Besteurung, endlich zur Rechtfertigung der Getränkesteuer) anführt, wenn auch nicht neu, so doch wahr und vortrefflich gesagt. Die Erörterungen über die allgemeinen Principien dagegen sind so schwach und ungenügend ausgefallen, daß wir uns diesen Mangel an Tiefe nur aus dem zufälligen Umstande erklären können, daß der edle Graf die Genesis und Geschichte des Steuerwesens im neuern Europa gewiß niemals zum Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht hat. Umgekehrt stellt Herr Bastiat, einer der Gegner der Getränksteuer, einige allgemeine Grundsätze auf, deren Tiefe und schlagende Wahrheit uns, inmitten des Gräuels der Verwüstung, den die moderne despotische Staatslehre angerichtet, wie die Stimme des Rufenden in der Wüste gemahnt. An diese unläugbar richtigen Sätze aber knüpft der Redner praktische Folgerungen, die, wenn sie heute durch menschliche Willkür, zumal ohne Uebergangsstufen und Vorbereitung, in's Leben gerufen würden, Frankreich wie jeden andern Staat im Laufe weniger Wochen rettungslos umstürzen müßten.

Von diesem Standpunkte aus, wo ich bis auf einen gewissen Grad beiden Rednern Recht geben kann, sei es mir erlaubt, ihre Reden mit einigen Bemerkungen zu begleiten.

Herr Bastiat erklärt sich gegen die moderne Lehre, wonach die Staatsgewalt das Volk „beglücken“, und zu diesem Ende jede mögliche und erdenkliche Lebensregung in den Be-

reich ihrer Aufsicht, ihrer Dressur, ihrer Organisation und Regelung ziehen soll. Das koste natürlich ungeheure Summen. Dagegen, sagt der Redner, sei eine Bittschrift der Einwohner seines Departements eingelaufen, worin es heiße: „Von all Dem verlangen wir nichts. Die Regierung lasse uns frei; sie lasse uns machen; sie lasse uns arbeiten. Das ist Alles, was wir von ihr fordern; sie beschütze unsere Freiheit und unsere Sicherheit.“ — Allerdings war dieß „Freiheit“, im Sinne unserer Vorväter. Jeder war in dem Umfange und in dem Kreise frei, wo sich keine höhere Gewalt um ihn auf irgend eine Weise kümmerte. Umgekehrt: die Volksbeglückungstheorie des modernen Staatsthums ist der entschiedene Gegensatz gegen alle und jede Freiheit.

Diese große Wahrheit, die den Augen der meisten Freiheitsfreunde verborgen ist, und selbst nur ausnahmsweise noch im Volke fortlebt, hat Hr. Bastiat allerdings richtig begriffen. Das Heilmittel gegen die Leiden der Zeit ist: daß das Land sich selbst regieren lerne. „Es lerne unterscheiden zwischen den wesentlichen Verrichtungen und Berechtigungen der Staatsregierung, und denen, die sie einem, auf unsere Kosten unternommenen Eingriffe in die Thätigkeit der Einzelnen verdankt. Darin liegt die ganze Aufgabe.“

„Die Zahl der Gegenstände, welche in den Kreis der wesentlichen Rechte der Regierung fallen, ist sehr begränzt: machen, daß die Ordnung und Sicherheit herrsche; Jeden in seinem Rechte schützen, d. h. die Vergehen und die Verbrechen unterdrücken; endlich einige große Arbeiten ausführen, die von öffentlichem, von nationalem Nutzen sind; das dürften, wie mir scheint, alle wesentlichen Rechte und Verrichtungen der Staatsregierungen seyn. Aber wir werden keinen Frieden, wir werden keine Ruhe, wir werden keine geordneten Finanzen haben, wir werden die Hydra der Revolutionen nicht zu Boden schlagen, wenn wir nicht, allenfalls in allmähligen Uebergängen, zu dem eben bezeichneten System zurückkehren. Ich glaube, daß gerade

in der Vielregiererei die Ursache fast aller Unruhen, Bewegungen und Revolutionen liegt, deren traurige Zeugen oder Schlachtopfer wir sind."

„Diese Anmaßung der Regierung, Alles zu machen, Alles zu lenken, Alles zu regieren, diese Anmaßung hat nothwendig einen gefährlichen Gedanken im Lande entstehen lassen müssen; es ist der: daß das niedere Volk Alles von der Regierung erwartet, daß es von der Regierung selbst das Unmögliche verlangt."

„Wenn man der Bevölkerung Anlaß zu dem Glauben gibt, daß alle Uebel, höchstens etwa mit Ausnahme des Hagelschlages, von der Regierung kommen, wenn die Regierung dieß selbst glauben läßt, weil sie die unmäßigen Steuern nur unter der Bedingung empfängt, dafür dem Volke irgend etwas Gutes zu thun, so ist es bei diesem Stande der Dinge augenscheinlich, daß wir unaufhörliche Revolutionen im Lande haben müssen. Wegen des Finanzsystems, von dem ich so eben sprach, ist das Gute, was die Regierung thun kann, nichts in Vergleich mit dem Uebel, welches sie sich selbst durch die Steuern zufügt, die sie einzieht."

„Ist das Volk nicht besser, sondern schlimmer daran, leidet es, so hält es sich an die Regierung. Dann kommen die Männer von der Opposition, — und es gibt deren! — und sagen ihm: da habt ihr die Regierung, die euch dieß versprochen, das versprochen hat, welche die Steuern vermindern, euch diese oder jene Wohlthat erweisen sollte. Da habt ihr die Regierung! Seht jetzt, wie sie ihre Versprechungen hält. Setzt uns an ihre Stelle, dann sollt ihr sehen, wie wir es anders machen werden. — Dann stößt man die Regierung um. Aber die Menschen, die dann zur Gewalt kommen, befinden sich ja genau in derselben Lage, wie ihre Vorgänger. Nach und nach müssen sie auch ihre Versprechungen zurückziehen. Dann sagen sie zu denen, die in sie bringen, daß sie Wort halten: die Zeit ist noch nicht gekommen, aber rechnet darauf, daß eure Lage

verbessert werden wird, rechnet auf die Ausfuhr, rechnet auf dieß, rechnet auf das. Da sie aber in der Wirklichkeit nicht mehr wie ihre Vorgänger thun, so hat man desto mehr Beschwerden gegen sie. Zuletzt werden sie auch gestürzt, und eine Revolution erzeugt die andere. Ich glaube nicht, daß eine Revolution da möglich sei, wo die Regierung keine andern Beziehungen zu den Staatsbürgern hat, als Jedem seine Sicherheit und seine Freiheit zu gewährleisten. Warum lehnt man sich gegen eine Regierung auf? weil sie ihr Wort nicht hält. Habt ihr jemals gehört, daß sich das Volk gegen die Justiz empört hätte?"

Dieß Alles, ich wiederhole es, enthält mehr Wahres und Richtiges, als sonst wohl in ganzen parlamentarischen Sessionen gesagt zu werden pflegt. Aber nun die Anwendung! Herr Bastiat meint: die Einleitung zur Freiheit des Cultus, des Unterrichts, des Handels, der Gemeinde- und Provinzialverwaltung sei die Unterdrückung der betreffenden Spalten des Budgets. Man solle eben damit anfangen, für diese Zwecke nichts mehr an den Staat zu zahlen, dann werde sich die entsprechende Freiheit schon von selbst finden. Allein so richtig es ist, daß das meiste Uebel darin liegt, daß der centralisirende Staatsabsolutismus die natürlichen Träger der Autorität in den einzelnen engern Lebenskreisen verdrängt und sich in deren Stelle gesetzt hat, so wahrscheinlich ist es auf der andern Seite, daß wenn diese Staatseinwirkung plötzlich und auf einen Schlag aufhören sollte, sich in manchen jener Sphären für's erste keine natürliche Aristokratie, sondern die reine Anarchie entwickeln würde. — Gewiß ist es wenigstens, daß auf dem Gebiete der Finanzen, von dem hier zunächst die Rede ist, das unvermeidlich nothwendige, rein naturwüchsige Ergebniß der Einstellung der Steuerzahlungen jene Krisis seyn würde, welche der Sprachgebrauch der Börse Bankerott zu nennen pflegt. Wer diesen aus irgend einem Grunde nicht will, wird sich unmöglich mit der, von Herrn Bastiat vorgeschlagenen Besteurungsmethode befreunden können. Thatsächlich ist

es freilich vollkommen wahr und unzweifelhaft richtig, wenn dieser Redner sagt: „das System der indirecten Abgaben könne sich in Gegenwart des allgemeinen Stimmrechts nicht halten.“ Ohne Zweifel! Auf die Dauer muß eins von beiden zu Grunde gehen. Haben alle, die auf zwei Beinen gehen und ein menschliches Antlitz tragen, das Recht, durch ihre Stimme mitregieren zu helfen, so ist es klar, daß Jene, die nichts oder nur das Nothwendigste haben, unter ihnen die Mehrheit bilden werden. Nun haben aber, so lange die Welt steht, Jene, die über die zu zahlenden Steuern zu entscheiden hatten, sich für ihre Person gerne frei gemacht. Deßhalb wird auf die Dauer die indirecte Steuer vor den Siegen der Demokratie verschwinden, denn ihr Ertrag besteht zur Hauptsache freilich nur aus dem Heller der Wittwe und dem Schärflein des Armen. Dann werden die „Reichen“ allein die Steuer zahlen sollen, und in Folge dessen wird es in unglaublich kurzer Zeit keine Reichen, kein Budget und keinen Staat mehr geben. Ein großer Sumpf der Verwirrung, der Auflösung und der Gesetzlosigkeit wird sie sämmtlich verschlungen haben.

Dasselbe Ergebniß würde eintreten, wenn ein anderer Vorschlag des Herrn Bastiat Anklang fände. In die Stelle der aufgehobenen indirecten, und der meisten andern Steuern sollte eine einzige directe treten. Von Zeit zu Zeit hätte dann, ähnlich wie der Kellner in der Restauration dem Gaste, der seine Schuldigkeit zu erfahren verlangt, der Steuerempfänger jedem Franzosen sein Conto (bulletin de contribution) zu präsentiren: „so viel für die Rechtspflege, so viel für die Polizei, so viel für Algier, so viel für die Expedition nach Rom“ ꝛc. Dann könne Jeder selbst prüfen, wie viel und wofür man es ihm abfordere. Als wenn Urtheil und Verstand jemals in der Masse zu Hause seyn könnten! als wenn die unermeßliche Mehrheit der Menschen jemals ein dringenderes Bedürfniß gehabt hätte, als, ohne daß man sie um ihre Zustimmung fragte, regiert zu werden!

Seltsames Zeitalter, wo auch, wie im eben erwähnten Falle in eines Menschen Kopf, die gescheutesten und die ungereimtesten Gedanken dicht neben einander liegen!

(Fortsetzung folgt.)

XIV.

Auszug aus dem Schreiben eines schlesischen Gutsbesitzers vom 2. Dec. 1849 *).

In der Kreuz-Zeitung vom 29. November 1849 Nr. 278 in der Rundschau lesen wir: „Diese Verfassungsurkunde hat auch zu einem neuen Zerwürfniß des geistlichen Ministeriums mit den römisch-katholischen Bischöfen d[illegible]ußischen Staats — Einen ausgenommen — Ver[illegible]g ge[illegible]en. Wir k[illegible]nen es nur beklagen — und viele ernste Römisch-Katholische beklagen es mit uns — daß die Bischöfe diese Charte, das Product einer an Todeskampf gränzenden Krisis Preußens, benutzen, um auf Kosten der Krone alle möglichen Vortheile für die römische Kirche aus deren vieldeutigen Phrasen herzuleiten, die überall das Gepräge des Sturmes an sich tragen, in dem sie entstanden sind. Es ist ganz leicht, aus ihren radikalen Artikeln — ohne den Wortsinn zu verdrehen, nur indem man ihn rücksichtslos in seine logischen Consequenzen führt

---

*) Obwohl das hier mitgetheilte Schreiben schon zwei Monate alt ist, so wollen wir es dennoch als einen leider! nur allzu bezeichnenden Beitrag zur Charakteristik heutiger preußischer Zustände unsern Lesern nicht vorenthalten.

Die Redaction der hist.-polit. Blätter.

— noch vielmehr herzuleiten, namentlich den Untergang, ja die Unzulässigkeit des Wiederaufbaues des preußischen Thrones und Königthums, und die Pulverisirung des preußischen Volks. Wir hoffen jedoch, daß, wenn erst die Regierung die rechte Stellung entschieden und erkennbar eingenommen haben wird, zu dem was in der Verfassungs-Urkunde revolutionär und widerrechtlich ist, daß dann auch die Bischöfe jenen advokatischen Standpunkt verlassen, und in dem Geiste, den das deutsche Episcopat seit den Märztagen so herrlich bewährt hat, der Regierung die Hand bieten werden zur billigen Regulirung dieser Verhältnisse, so wie überhaupt zur Heilung der Wunden, aus denen nicht bloß Preußen, aus denen die gesammte Christenheit in Staat und Kirche — die römische nicht ausgenommen — man denke an Rom selbst — blutet."

Hiergegen muß ich vor Allem bemerken, daß die Bischöfe nichts „auf Kosten der Krone versuchen." Wenn die Regierung das Verheißene unverkümmert gibt, trägt sie nur eine alte Schuld ab, ohne sich dabei zu verkürzen, vielmehr kann die [illegible] dabei gewinnen. Diese unglücklichen Wah-[illegible]gen angeb[illegible] „[illegible]inetätsrechte" gegen die Kirche sind wohl bitter gestraft, als unsere deutschen Fürsten Krone und Scepter dem Massenpöbel und seinen Führern ohne Noth vor die Füße warfen. Dem Herrn Rundschauer stimme ich in so ferne bei, als auch ich das Zerwürfniß der Bischöfe mit dem geistlichen Minister von Herzen beklage; ich kann aber den Bischöfen durchaus keine Schuld beimessen. Nachdem die katholische Kirche seit vielen Decennien unter einem, nicht auf Recht, sondern auf Uebermacht gestützten Druck einer feindlichen antichristlichen Bureaukratie geseufzt hat, und zum Theil noch seufzt, wurde ihr durch die octroyirte Verfassung vom 5. December Befreiung davon, und ein Recht zugesichert, welches ihr von Alters her, von Gottes und Rechts wegen gehörte. Daß jene Verfassung „ein Product einer an Todeskampf gränzenden Krisis Preußens", ist nicht Fehler der Bischöfe. Daß

diese Charte eine fortgesetzte Revolution, ist von ihnen nicht zu vertreten. Dagegen ist die Zusage, so an die Kirche geschehen, keine revolutionäre, vielleicht das einzige Nichtrevolutionäre in ihr, die Zusage eines lange widerrechtlich und revolutionär vorenthaltenen Rechts. Wenn die protestantischen Bekenntnisse (wenigstens die christlicher Zunge) sich scheuen, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, welches auch bei ihnen in der That keinen ältern Titel haben mag, so kann dieß die katholische Kirche nicht irre machen *). Sie kann die Freiheit

*) Nachdem die protestantischen Bekenntnisse ihr Daseyn von der „Freiheit des Geistes", von der „freien Forschung", im „reinen Evangelium" herleiten, und gerade in den letzten Decennien nicht aufhören konnten, die Katholiken als „Finsterlinge", „Vertreter der geistigen Sklaverei" ꝛc. zu begrüßen; ja, nachdem gerade in Preußen alles antikirchliche, literarische Freischärlerthum Jahre lang in Sold genommen war, um die katholische Kirche rücksichtslos zu mißhandeln und ihr nahes Ende zu verkünden, macht es einen sonderbaren Eindruck, wenn das „freie, reine Evangelium", die „unsichtbare Kirche" diese heillose Angst vor der Freiheit an den Tag legt, und aus dieser Angst vor eigner Befreiung von der Beamtenbevormundung, der „knechtischen" katholischen Kirche (die nach Leo schon vor zwölf Jahren nur noch den Gestank eines todten Cadavers verbreitete, während der der evangelischen Kirche der eines lebendigen Körpers sei) die zugesagte Freiheit wieder entwunden wissen will. Laßt sie ihr doch, und laßt sie durch diese Freiheit untergehen! Welche Angst am Schluß der Rundschau Num. 279 der Kreuzzeitung vor „der compacten Macht der römischen Kirche", der die Regierung durchaus „die Spitze bieten" soll. Wozu die Spitze bieten? Der Herr und Schützer der Kirche könnte diese leicht abbrechen, oder gar umkehren. Wenn die Regierung rechtlich und ehrlich zu Werke geht, ist mit keiner Macht der Welt besser und friedlicher auszukommen, wie mit der katholischen Kirche, in Niemanden ein so mächtiger und gefahrloser Bundesgenosse zu finden, wie in ihr. „Selbst den armen Papst anzugehen fürchtet man." Der heilige Vater war nie mächtiger und reicher, wie seit seiner Verbannung, und nie größer, wie in dem Augenblick, wo er sich den Strick um den Hals

vertragen, sie soll sich frei bewegen. Sie muß sogar den neu geschaffenen Majoritätsgewalten und der dadurch umgewandelten Bureaukratie gegenüber sich ganz besonders vorsehen, weil nur die volle Freiheit gegen die unangenehmsten Conflicte schützen kann. Trotz unserer Minorität existiren wir Katholiken in Preußen auch, und wollen nicht durch Gesetze und Verwaltungskniffe, in denen unser Daseyn ignorirt wird, in unsern Gewissen gedrängt werden. Wenn nun der Minister von Ladenberg in dem Augenblicke, wo unsere braven Heere die Straßenrevolution niedergeschlagen haben, gleich Pharao, der Verheißungen der Regierung vergißt, an denselben in bureaukratischer Weise zu deuteln sucht, so trägt die Regierung die Schuld, nicht die Bischöfe, welche sich dagegen verwahren. Allerdings wird dieß Benehmen nicht nur „von vielen ernsten römisch-Katholischen", sondern von allen gutgesinnten Katholiken Preußens sehr beklagt, und darin der Beweis gefunden, daß die Herren in Berlin nichts gelernt und nichts vergessen zu haben scheinen.

Fassen wir doch das ganze Verhalten des Herrn v. Ladenberg in den Kammern in's Auge, und verargen wir dann den Bischöfen und Katholiken, so wie allen rechtlichen Leuten Preußens nicht, wenn sie zu diesem Manne kein Vertrauen haben. Ist es nicht beklagenswerth, wenn noch jetzt der Cultusminister in den Kammern erklären konnte: in einem constitutionellen Staate müsse dem Volke der Unterricht gegeben werden, dessen es bedürfe, um sich an dem politischen Staats-

---

warf, und den Bußgang verrichtete. Diese Erniedrigung mußte der Läuterung und Verklärung der Kirche vorangehen. Rom, die erste Stadt der Christenheit, muß auch durch Züchtigung und Drangsal zur Erkenntniß und Buße gelangen.

Alle jene Aengstlichkeiten und Besorgnisse erinnern unwillkürlich an die Wachen und Siegel, mit denen das Grab des Herrn versehen werden mußte.

leben betheiligen zu können? Bekanntlich ist bisher in nicht constitutionellen Staaten vielmehr im Schulwesen geleistet, wie in den constitutionellen, also hierdurch ist schon das Fundament der Behauptung Lügen gestraft. Welcher Hohn gegen allen gesunden Menschenverstand, und noch mehr gegen die eigentliche Bestimmung des Menschen liegt in solchen Aeußerungen, die wohl keinen andern Zweck haben sollen, wie dem halbgebildeten constitutionellen Pöbel zu Gehör zu reden. — Was Preußen, ehe es constitutionell war, wenn auch mit viel Lärmmacherei geleistet, hat Oesterreich schon vor hundert Jahren in seinen Gränzprovinzen als Croatien, Slavonien u. s. w. viel vollkommener geliefert. Viel Größeres und Besseres hatten mehrere, auch die von Preußen verschlungenen geistlichen Fürstenthümer geschaffen, und unsere wühlerische Bureaukratie hat die dort vorgefundenen religiös fundirten Bildungsanstalten auf die allerrücksichtsloseste Weise beseitigt, um ihren antikatholischen Staatsanstalten Platz zu machen.

Was sollte also gegen erhobene Bedenklichkeiten von Kammermitgliedern die Phrase des Ministers: „Ueber das Unterrichtswesen in Preußen hat Europa entschieden?" — Wir fürchten, Europa wird über die Märzblüthen von 1848 ein sehr ungünstiges Urtheil fällen. Welche Früchte wird unser von der Kirche getrenntes Staats-Zwangs-Unterrichts-Wesen erst bringen, wenn die Weisheit der revolutionären, atheistischen Literaten und sonstigen Radikalen, die im vorigen Jahre der Regierung, wie allen Gutgesinnten oder Besitzenden das Daseyn rauben wollten, nachdem sie zur Zeit des Kölner Attentats und der Rongeschen Wirren von der Bureaukratie zu ihren Zwecken bezahlt waren, in das Landvolk einbringt? Mit dieser Bundesgenossenschaft will aber, wie jene Phrasen beweisen, der Herr von Ladenberg noch heute nicht brechen, und eben so wenig von den alten Unthaten des despotisch-jacobinischen Beamtenstaates lassen. Die Schließung des Knabenseminars in Gaesdonk in der Münsterschen Diöcese, und ähnlicher

Unfug in der Rheinprovinz stimmt ganz mit dem der radikalen Regierungen in der Schweiz, und die Katholiken könnten, wenn sie die ihnen zugesicherten Verheißungen nicht geltend machten, sich unter einem Cultusministerium, wie das von Ladenberg, auch auf jungschweizerische Plackereien und Verfolgungen gefaßt machen. Welcher Schutz bleibt uns nun gegen ein verantwortliches Ministerium unter einem machtlosen Königthum, gegen eine protestantische, vielleicht eine antichristliche Kammermajorität, deren Mitglieder von Jugend auf diese Tyrannisirung der katholischen Kirche als etwas Wünschenswerthes und Nothwendiges nennen hörten? Von Staats wegen gar keiner!

Bisher hat man alles zu thun vermieden, was den katholischen Provinzen Vertrauen einflößen, was sie an Preußen hätte fesseln können. Der kerntreue Sinn der katholischen Völker hat dennoch ausgehalten, und nun setzt unser Beamtenthum, welches noch heute wenig, und an der Spitze der Provinzen gar keine Katholiken zu Mitglieder zählt und dem nicht vor der Gesinnung der Atheisten, wohl aber der „ultramontanen“, und „jesuitisch-Gesinnten“ u. s. w. graut, alle alten Pfiffe und Bedrückungen fort, und weiß nichts Dringlicheres zu thun, wie alte und neue Verheißungen zu Nichte zu machen! Den menschlichen Widerstand können Bajonette überwinden, aber sie vermögen nichts gegen das Geschrei zu Demjenigen, der aller irdischen Mächte Richter ist. — Möchte der König, möchten die Bessern in Berlin, und unter ihnen der Rundschauer der Kreuzzeitung voran, statt den Sachverhalt in jener Weise umzuwenden, sich bemühen nun endlich den Katholiken Preußens gerecht zu werden, ehe der letzten Plage die Oeffnung des rothen Meeres folgt. — Mögen die weltlichen Gewalten im Kampfe gegen die Kirche sich an die Spitze der Revolution stellen, und wähnen, sich dadurch außer Schuß zu bringen, sie werden bitter enttäuscht werden, und sich den letzten Weg der Buße abschneiden! Die Gläubigen wissen, daß ihre Vertheidi-

XV.

Literatur.

I.

Versuch einer Geschichte der biblischen Offenbarung als Einleitung in's alte und neue Testament. Von Dr. Daniel Haneberg, Professor d. Theol. u. Mitgl. d. k. b. Akad. d. W. in München. Regensburg. Manz 1850. 8. XII. 778 S. 3 fl. 48 kr.

Der Verfasser bezeichneter Schrift will einen Beitrag, oder wie er bescheiden sagt, einen Versuch zur Begründung und Hebung eines fruchtbringenden historischen Bibelstudiums dem theologisch gebildeten Publikum in die Hände geben. Das Bedürfniß eines solchen Buches war anerkannt; denn seit dem seligen Stolberg war dieser Weg unbetreten geblieben, und wenn ihn der Verfasser auf's neue und ganz selbstständig zu ebnen wagte, so ging er daran ausgerüstet mit Kenntnissen und Vorstudien, welche ihn ganz vorzüglich dazu befähigten. Fürchten Sie aber nicht, daß ich die Leser Ihres geschätzten Blattes mit den gewöhnlichen Floskeln und Sprüchen hinhalte, welche man so gern an bloß halb gelesene, oder flüchtig durchblätterte Bücher verschwendet. Ich will Ihnen, wo möglich gedrängt, den Inhalt unserer Schrift darlegen, daß sie selber spreche, und man daran wie am Glockenklange den Metallgehalt erkenne.

Der Plan bezeichneter Schrift ist weiter, als der einer bloß geschichtlichen Darlegung der Offenbarung; er ist zugleich kritischer Natur, und umfaßt das ganze Gebiet der sogenannten Einleitungs-Wissenschaften in einen historischen Rahmen gefaßt. Es kann nach dem gegenwärtigen Standpunkte der negativen, kritischen Bestrebungen Niemand entgehen, daß dieß der einzig mögliche Weg zu einer wahren Begründung der heiligen Bücher ist. Ihre Aechtheit kann nur im Zusammenhange der ganzen Offenbarungswahrheit erwiesen werden, und alle übrigen Versuche sind eine undankbare Danaidenarbeit. Unsere Einleitungsschriften haben bei den ungeheuersten Anstrengungen außerordentlich wenig gefruchtet, es fehlt ihnen die Ueberzeugungskraft, welche nur durch persönliches Hineinleben in den Inhalt der heiligen Bücher als ein Ganzes gewonnen wird. Ganz insbesondere an den Einleitungswissenschaften bewährt sich, was Lessing im allgemeinen von den christlichen Lehren und Geheimnissen sagt: „Einzelangriffe auf sie zu bekämpfen, sei herkulische Arbeit gegen eine lernäische Hydra, an welcher sieben neue Köpfe statt des Einen, abgehauenen hervorgewachsen." Einzeln gleichen die heiligen Bücher den bekannten Stäben im väterlichen Testamente, zusammengebunden trotzen sie jeder Kraft. In dieser ihrer Einheit und wechselseitigen Ergänzung führt sie uns Hr. Haneberg vor, und hat darin ein Argument, wenn auch nur in seinen äußersten Grundlinien dargestellt, das mehr werth ist, als alle Creti und Pleti unsers kritischen Bücherkrames.

Alleranfangs im Gesammtüberblicke, den der Verfasser gibt, hebt er die Thatsache hervor, daß man eine Geschichte, keine bloße Chronik der Offenbarung geben könne, indem die Thatsache der Offenbarung nicht als isolirte Erscheinungen hervortreten, sondern mit dem Gesammtleben und Entwicklungsgänge eines Volkes verwebt seien, das nichts weniger als in einer barbarischen Abgeschlossenheit gelebt habe, sondern mit allen Haupterscheinungen der antiken Menschenbildung in Berührung gekommen sei. Dadurch habe dieses Volk

eine Vielseitigkeit gewonnen, mit der nichts im Alterthume verglichen werden könne. Doch hatte, fährt der Verfasser fort, dieses Wanderleben durch alle Phasen des antiken Geisteslebens nicht die Bestimmung, von allen Seiten Belehrungen zu sammeln, so daß sich Israel gleichsam eklektisch die alten Anschauungen aneignete, sondern den Besitz der Lehre eines einzigen, persönlichen Gottes im mannigfaltigsten Widerspruche zu bewahren, und zur gründlichen Durchbildung im Bewußtseyn zu bringen. Die heidnischen Religionen machten sich in so ferne geltend, als sie überwunden wurden. — So weit wir die heidnische Kultur und Religion zurückverfolgen können, so weit haben wir ein äußeres Maß für den Verlauf der Offenbarung selbst. Der äußerste Punkt, bis zu welchem dieses Maß zurückreicht, ist der Eintritt der Kinder Israels in Aegypten. Von da an beginnt die eigentliche Geschichte der Offenbarung; doch sind damit die Nachrichten der früheren Zeit in einem so engen Zusammenhange, daß sie ihre Kenntniß zur nothwendigen Voraussetzung hat. Diese Vorgeschichte mit eingeschlossen, und die mit dem Einflusse verschiedener Kultursysteme zusammenhängenden Veränderungen im israelitischen Volke als zeitgemäß angenommen, ergeben sich acht Epochen der Offenbarungs-Geschichte (S. 1 bis 10).

I. Schöpfung, Uroffenbarung; Zeitalter der ältesten Patriarchen bis zur Sündfluth. Den historischen Inhalt dieses Abschnittes setzen wir als bekannt voraus. Die Art seiner Auffassung von Seite des Verfassers ist geistreich und klar ohne jene metaphysischen Schwindeleien, deren man sich hier so gerne im häßlichen Contraste mit dem einfachen biblischen Referate hingibt. Auf's neue verlegt er das Paradies *) auf die Hochebenen Centralasiens, indem er Phischon auf den Hyphasis **) (jetzt Setledsch) und Gichon

*) D. i. Hochland: Sanskr. parâ hoch, dêsa Land.

**) Vipâsa im Indischen der Fessellose.

auf den Indus deutet, welcher die Halbinsel Kutsch (Kusch der Bibel) *) bildet. Indeß legt er selbst keinen absoluten Nachdruck darauf, und meint, das Wesentliche sei jene Bestimmung des Menschen an diesem Orte, welche die Urkunde in die Worte „bauen und bewohnen" fasse. Wenn wir aber auch hierin seine theosophische Anschauung nicht theilen **), so scheinen uns folgende Worte um so beachtenswerther: „Es war Aufgabe des Menschen, vom Paradiese aus einen Zustand höchster Lebendigkeit über die ganze Erde zu verbreiten. Die nämliche Lebensfülle, die Gott in Eden hatte hervortreten lassen, sollte der Mensch der ganzen Natur mittheilen. Die Natur des Paradieses war wie ein durch Gott veredelter Baum, die Natur der übrigen Welt noch der Wildling, den der Mensch mit den Pflanzungen aus Eden veredeln sollte" (S. 21). Wir können die Beschaffenheit der paradiesischen Pflanzen- und Thierwelt nicht bestimmen, und wissen vom Menschen selbst nur, daß er leiblich so ausgestattet war, daß er unsterblich bleiben konnte; seine geistige Ausstattung ist also gezeichnet, daß er eine bestimmte Erkenntniß Gottes hatte und mit Gott verkehrte; vollendet aber sollte dieses Verhältniß zu Gott werden durch eine freie Hingabe an Gott. Diese Aufgabe drückte sich in einem Gebote aus, das der Mensch, verführt von der Schlange, nicht hielt. Die Verführung geschah durch eine Irrlehre, die der Mensch hörte und der sich Sinnlichkeit und Selbstsucht befreundeten: die Art, wie sie an ihn kam, knüpfte sich vielleicht an eine Ekstase ***). Der Mensch hatte im Naturgenusse etwas gesucht, was ihm nur Gott geben konnte, darum ist es

---

*) Meerland, Sumpfland.

**) „Im Zustande geistiger Unschuld und leiblicher Erstlingskraft aus Schöpferhand war es eine Erbauung für die Natur, vom Menschen genossen zu werden." S. 19.

***) Der Herr Verfasser spricht Letzteres geradezu nicht aus, scheint es aber anzudeuten.

sein Heil, durch manches Leiden in der Natur von dieser zurückgewiesen zu werden. Bald fing die Sünde außer dem Paradiese an zu wuchern; ihre erste, furchtbare Wirkung zeigte sich im Morde des Abel. Die Mittheilungen der heiligen Urkunde über die Entwicklung der Sünde am Anfange des Menschengeschlechtes reichen hin, um die Art der folgenden Führungen der Menschheit zu begreifen. Je näher sie dem Besitze der anfänglichen Naturkraft war, desto gewaltiger mußte das Leben ihrer Sinnlichkeit seyn. Die Menschen theilen sich von nun an in Sethiten und Kainiten; diese wenden sich der Erde zu und treiben die erste Kultur, jene sind mehr priesterlich gesinnt, die Bewahrer der Tradition, besonders in ihren Stammeshäuptern, welche geradezu „Prediger der Gerechtigkeit" heißen. Sie erkannten ihre Mission zur „Predigt", zur Verkündigung des göttlichen Namens gegenüber einem gottvergessenen Geschlechte. Aus dieser Urzeit der Welt werden uns acht Herolde, oder wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, acht Apostel des Glaubens genannt, nämlich die Patriarchen von Enos (*κήρυξ δικαιοσύνης*) II Petr. II, 5) bis auf Noe, (S. 11 bis 31.)

II. und III. Sündfluth; patriarchalische Offenbarung. Die biblische Urkunde belehrt uns, daß bis auf Noah hin lange Zeit hindurch die göttliche Lehre nicht nur verkündet, sondern mit Nachdruck vertheidigt und verbreitet, aber von den Hörern verschmäht wurde. Darum leitet Gott den Entschluß, die Menschheit durch eine Sündfluth zu vertilgen, mit den Worten ein: „Nicht ewig soll mein Geist rechten mit dem Menschen, denn er ist eben Fleisch." Der fleischlichen Züchtigung ist also vorangegangen ein Rechten und Prozessiren des Geistes Gottes mit dem Menschen. Eine geistige Führung war für die Mehrheit der Menschen nicht mehr möglich; sollte nicht die ganze Zukunft aufgegeben werden, so mußte der kleine, noch unverdorbene Zweig vom Baume gelöst und eine neue Pflanzung des Menschengeschlechts begonnen werden

— in Noe. Das neue Menschengeschlecht schlug seine ersten Wurzeln am Ararat, und alle Kultur der jetzigen Menschheit geht von den Quellen des Euphrat und Tigris aus. Noe erscheint nach der Sündfluth nicht bloß als Prediger des göttlichen Wortes, sondern zugleich als Gesetzgeber *) und Prophet. In den Gesetzen zeigt sich schon eine bedeutende Beschränkung des Gebrauches der Natur — die Speisegesetze, in der Prophetie Noe's ein trauriger Blick in die wuchernde Fruchtbarkeit der Sünde. Ihr wesentlicher Inhalt läßt sich also geben: „Seit der ersten Sünde liegt eine Neigung zur Verwilderung in der menschlichen Natur, welche ihre Vollendung in weite, weite Ferne rückt. Etwas vor ihr zeigt sich in allen Menschen und Stämmen, doch wucherte sie in einzelnen Gliedern des Menschengeschlechts üppiger als in andern. Als Repräsentant der Letztern steht Cham da."

Im Großen zeigte sich die Verkehrtheit des menschlichen Strebens zuerst als Herrschsucht und Unterwerfung der Andern. Nimrod aus dem Stamme Cham gründete das erste Reich, und suchte im Thurmbau von Babel eine falsche, durch Gewalt zusammengehaltene Völkereinheit zu bilden. Die Sprachverwirrung vereitelte dieses Unternehmen. Gott wollte keine Uneinigkeit, aber auch keine tyrannische Einheit, sondern die wahre Vereinigung, gegründet auf die Freiheit und selbstständige Entwicklung der Einzelstämme; auch wurde so allein der Verbreitung des chamitischen Verderbens eine wirksame Schranke entgegengesetzt.

Durch die gleiche Abstammung ist die Gleichberechtigung aller Völker ausgesprochen. Wie kam es aber, daß die göttliche

*) Die sogenannten sieben Noachischen Gebote: 1) nicht ohne Obrigkeit leben, 2) sich der Gotteslästerung und 3) des Götzendienstes enthalten, 4) mit nahen Blutsverwandten keine Ehe eingehen, 5) kein Blut vergießen, 6) nicht rauben, 7) kein Blut, nichts Erstícktes oder vom Wilde Geraubtes essen. S. 36.

Offenbarung von nun an ihren bisherigen universellen Standpunkt verläßt, und sich auf eine Familie und Ein Volk beschränkt? Der Verfasser beantwortet diese Frage als Uebergang zur Geschichte Abrahams. Das Wesentliche davon ist: daß die Erwählung Abrahams keine Verwerfung der Nicht-Abrahamiten sei, und sie selbst, einen universellen Segen zur Entwicklung zu bringen, bestimmt war. Ur-Chasdim verlegt er (nach Euseb.) in die Nähe von Babylon. Ein tyrannischer Einfluß von daher scheint den Vater Abrahams zur Auswanderung nach Charan bewogen zu haben. Die Legende weiß von vielen Glaubensverfolgungen, welche Abraham erlitt. Er selbst aber sollte noch weiter ziehen in das Land, welches ihm Gott zeigen werde. Seit seinem Aufbruche von Mesopotamien (Charan-Carrae) wiederholen sich die Offenbarungen Gottes. Fernere Geschichte bis zur Einwanderung Jakobs nach Aegypten. Den Kampf Jakobs mit dem Gottengel zählt der Verfasser zu den visionären Vorgängen *). S. 32 bis 54.

IV. Die mosaische Offenbarung. Das göttliche Erziehungswerk erweitert sich immer mehr und mehr. Jetzt galt es zunächst, äußerlich Israel heranzubilden; in dieser Hinsicht war ihr Aufenthalt im Lande der Pharaonen von höchster Bedeutung. Wären die Nachkommen Jakobs ihrem natürlichen Entwicklungsgange überlassen worden, so wären aus ihnen Nomaden-Stämme erwachsen, ähnlich den Beduinen, untüchtig zum weltpriesterlichen Berufe, im Kampfe mit allen Elementen der Völkerbildung Bewahrer und Verkündiger der göttlichen Offenbarung zu seyn. Die Periode ihrer Einwanderung war, wie wir mit ziemlicher Sicherheit anneh-

*) Daß visionäre Einflüsse auf den Menschen gerade in der Nacht am stärksten sind, ist einleuchtend und auch den Heiden bekannt. Vergl. Bopp. Ardschuna's Reise:

„In der Stunde des Grauens wisse, sind die Geister erstaunlich stark." S. 51.

men dürfen, die Zeit der Herrschaft der Hyksos. Diese regierten nach Champollion von 2082 bis 1822 v. Chr., und die Ankunft des Joseph gehört ungefähr dem Jahre 1960 an. Die eigentliche Bildung beginnt erst mit der Periode der Unterdrückung Israels durch die achtzehnte Dynastie. Dadurch wurden sie in die Cultur Aegyptens hineingezogen, wo Künste und Wissenschaften in solchem Flore standen, daß dieses Land zum Musterstaate der alten Welt wurde. Ackerbau, Gewerbe, Mechanik, geordnetes Staatsleben, Wissenschaften und alle bildenden Künste waren zu einer ungewohnten Vollendung gediehen. Unser Verfasser spricht andeutungsweise, daß die phonetische Schrift der Aegyptier durch einen Semiten (sei es ein Hebräer oder Nabatäer) auf die einfache Buchstabenschrift reducirt seyn dürfte. So nützlich aber die ägyptische Kultur für den Hebräer war, so gefährlich wurde der Einfluß der ägyptischen Religion. Er mußte um so drohender seyn, da er sich mit allen Reizen des natürlichen Lebens umgeben hatte. Das hebräische Volk hätte die von Abraham ererbten Lehren in einer solchen Umgebung bald vergessen, oder vertauscht, wenn nicht der politische Druck eine glückliche Scheidewand aufgerichtet hätte. Die gewaltsame Art, womit Israel in das ägyptische Leben hineingezogen wurde, war somit gerade das Mittel zur Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit und seiner Religion. Das Nationalgefühl erhob sich. Doch alle Erregung desselben hätte nur zu einem ruhmlosen Untergange in Aegypten geführt, wenn nicht mit Moses ein neues Element zur Weiterbildung in das hebräische Volk gekommen wäre. Gegenüber der ägyptischen Macht tritt eine Offenbarung Gottes auf. Eine neue That Gottes soll verheißen, das israelitische Volk aus Aegypten befreit und in das Land Kanaan geführt werden. Kurze Darstellung des Wesens der Wunder überhaupt und der mosaischen insbesondere. Der Auszug. Geographische Ermittlung des Weges durch die Wüste. Aufenthalt in Aegypten 430 Jahre; dessen Begründung.

In der arabischen Wüste sollte das Volk nicht bloß dem ägyptischen Einflusse entzogen, sondern auch weiter geführt werden. Darauf war der Aufenthalt in der Wüste selbst, welche kein Volk von drei Millionen ernähren konnte, berechnet. Immerfort sollten die Israeliten daselbst an ihre Abhängigkeit von Gott faktisch erinnert, und so ihr Ohr für das göttliche Wort geöffnet werden. Die äußere Entbehrung war zugleich eine Weckung der seelischen Fähigkeiten. Und wirklich — Israel erkannte die gewaltige Hand Gottes, und „sie glaubten an den Ewigen und Moses seinen Diener (Exod. 14, 31.).“ Damit waren die Vorbedingungen zur Offenbarung am Sinai gegeben.

In der Darlegung ihres Gesammtinhaltes hält sich der Verfasser mit sichtlicher Vorliebe auf, gehoben durch seine ganz in's Spezielle gehenden Kenntnisse des Judenthums. Er schickt derselben eine kurze Betrachtung über Prophetie und die prophetischen Gaben des Moses voran, wie er bei den Wundern gethan; dann folgt der Inbegriff der mosaischen Religion als Erweiterung des Dekaloges (in 31 §§.): Alttestamentarische Glaubens- und Sittenlehre; das Zeremonial-Gesetz; der öffentliche Kult; Priester- und Levitenthum; die heiligen Zeiten; die Pflichten gegen den Mitmenschen. In letztern weiset der Verfasser vorzüglich auf die hohe Humanität der mosaischen Bestimmungen hin; ihnen Allen lag das Gebot zu Grunde: „Du sollst den Nächsten lieben, wie dich selbst.“ (Lev. 19, 18.)

Allein so sehr die mosaische Offenbarung einen Vorzug gewährte vor Allem, was andere Nationen als Religion bewahrten, so wenig war sie vollendet. Im Gegentheile, sie trug hinlängliches Zeugniß in sich von einer bloß zeitlichen Bestimmung und von der Nothwendigkeit einer höhern Offenbarung, welche in der Zukunft kommen mußte. Die Hoffnung dieser Zukunft ist schon frühe bei der Berufung Abrahams angeregt worden, sie ist durch Bileam neu belebt, und bildet den glänzendsten Punkt der mosaischen Religion (Deut. 22, 40. 32, 2.) selbst.

Der moralische Zustand des Volkes, welches mit Moses auszog, war zu tief gesunken, um sich sogleich zu einer bleibenden Hingebung an den Willen Gottes erheben zu können. Nicht etwa bloß die mitgezogenen Fremdlinge *), sondern das eigene Volk zeigte sich in solcher Unvollkommenheit. Als eine verkrüppelte Frucht mußte daher diese Generation in der Wüste sterben. Indem die neue Generation den durch die Schuld ihrer Väter unterbrochenen Beruf wieder aufnahm, sollte sie die alten Prüfungen auf's neue bestehen. Es ging nicht ohne manche bittere Erfahrung ab; doch die muthige Bekämpfung der äußern Feinde hob Selbstbewußtseyn und Vertrauen, so wie es die umliegenden Völkerschaften mit Schrecken erfüllte. Sie sahen zu klar die Hand Gottes, daher gleichwie in Aegypten ihr Versuch, der unsichtbaren Macht ähnliche Waffen entgegenzustellen im Magier Bileam. Aber während Israel die Macht der Nationen brach, unterlag es ihrem Götzendienste, und es eröffnete sich dem Moses darin noch kurz vor seinem Tode ein Blick in eine düstere Zukunft, in die Zeit eines fast unabsehbar weit ausgedehnten Kampfes des Fleisches wider den Geist der sinaitischen Offenbarung. Aus dieser trüben Ahnung sind seine Abschiedsworte kurz vor seinem Tode zu würdigen. Es sind die letzten Worte eines sterbenden Vaters für Kinder, deren Zukunft von ihrem unstäten Sinne höchst gefährdet wird. Darum durchweht sie durchaus ein warnender Ton, manchmal bis zur gesteigerten Strafrede neben den zärtlichsten Betheurungen. Die ganze göttliche Institution wird in ihnen wiederholt, so weit sie Alle angeht, so daß wir das Deuteronomium die Laienbibel des alten Testaments nennen könnten. Damit hatte die mosaische Führung und die Grundlegung der mosaischen Institution ihr Ende erreicht; äußerlich findet sie ihren Abschluß im Tode Mosis.

*) Nach Exod. 12, 38 zog ein großer Troß gemischten Volkes mit, und nach Num. 11, 4 gab aufgerafftes Gesindel das Beispiel bösen Gelüstens.

Die Aufgabe Josua's, seines Nachfolgers, das Volk Israel in's Land Kanaan einzuführen, war von höchster, providentieller Bedeutung. Dieses Land ist sicher nicht zufällig zur Heimath der Offenbarung erkoren worden. Wir dürfen seine Eigenthümlichkeit *) nicht übersehen, wenn wir nicht mit Recht den Vorwurf des großen Geographen verdienen sollten (Ritter. Arabien. I. S. 30 ff.). Doch nicht bloß die Beschaffenheit des Landes, sondern auch sein Verhältniß zu den andern Ländern steht im innigsten Zusammenhange mit der Bestimmung des Volkes Israel. Palästina liegt in der Mitte zwischen jenen Ländern, deren Kultur bis auf Christus entscheidende Bedeutung für die Geschichte der Menschheit hatte. Diese Stellung ist auch von Wichtigkeit für Israel's spätere Bestimmung gewesen. Die Zerstreuung jüdischer Colonisten in alle bedeutenden Städte und Staaten war dadurch eben so erleichtert, wie die Verbreitung des Christenthums. Indeß war es nicht leicht, dieses Land zu erobern, weil es dicht bevölkert und durch seine gebirgige Beschaffenheit außerordentlich fest war. Auch konnte der Kampf selber nur dadurch gerechtfertigt erscheinen, daß er im Namen Gottes geführt wurde, der Israel durch große Wunder zum Siege half. Es ward ihm die Executive der göttlichen Strafgerechtigkeit übertragen mit der thatsächlichen Warnung, daß also in gleicher Weise auch ihm geschehen werde, wofern es von seiner Bestimmung abwiche. Darum war es durchaus kein gewöhnlicher Eroberungszug, sondern ein heiliger Krieg, bei dem alle eigennützigen Gelüste wegfielen, oder nicht ohne strenge Rüge befriedigt wer-

*) „Wer nur dem verhältnißmäßig doch kurzen Laufe des Jordans vom todten Meere an, dann am Tiberias- und Meromssee vorüber bis zu den obersten Quellen am Antilibanon folgt, der durchwandert in wenig Tagen klimatische Zonen und mit ihnen zugleich verschiedenartige Hauptformen des Gewächsreiches, wie sie in andern Gegenden der Erde um Hunderte der Meilen auseinander liegen." Schubert, Reise in's Morgenland.

den konnten. Nach siebenjährigen Kämpfen war so viel Boden gewonnen, daß die Vertheilung unter die einzelnen Stämme im Allgemeinen vorgenommen werden konnte. Damit schließt das öffentliche Leben Josue's, und mit ihm ein Hauptabschnitt unseres Buches. Den Anhang bildet eine kritische Begründung des Pentateuches und Buches Josue nach ihrem Charakter als heilige Schriften. S. 55 bis 186.

V. Kampf der mosaischen Offenbarung mit der phönizisch-babylonischen Religion. Von Josue bis Cyrus. Es wäre uns unbegreiflich, wie es kam, daß die Israeliten den Sieg über die Heere der Kanaaniter leichter gewannen, als über deren Religion, wenn wir nicht wenigstens theilweise den Zauber würdigen könnten, welchen ihr Cult über die Israeliten übte. Zunächst nämlich war es der Reiz einer reichen Fülle vorgeblicher Geheimwissenschaft, Mysterien, Magie und Astrologie, wodurch der Mensch vermeintlich die Zukunft erforschen und ihre Geschicke nach seinem Willen leiten konnte; dann die Modalität des Cultus, welcher nur am Aeußern hing und dem der Begriff der Heiligkeit ganz fremd blieb, während die mosaische Institution mit ihrem strengen: „du sollst nicht" den menschlichen Leidenschaften, überall im Wege stand; endlich selbst seine bluttriefenden Weihungen und Menschenopfer, so wie seine schändlichen Orgien. Durch letztere wurden die wildesten Naturtriebe geheiliget, durch erstere bekam der heidnische Cult den Schein noch größerer Strenge, als selbst der mosaische.

Im Verlaufe der Richterperiode tritt Ein heidnisches System der Religion Israels gegenüber, welches wir das babylonisch-phönizische nennen können. Es ist indeß verschieden je nach der Auffassung bei den einzelnen Nationen, welche zwischen dem Nil und dem Euphrat wohnen. Indem der Reihe nach die bedeutendsten dieser Völkerschaften sich Kanaans zu bemächtigen strebten, versuchte sich nach und nach dieses ganze Heidenthum an Israel, nicht ohne Erfolg. Ja wäre die An-

nahme eines fremden Cultes nicht zugleich mit dem Joche schwerer Fremdherrschaft verbunden gewesen, so würde nach dem Gange rein menschlicher Einflüsse die Offenbarung von Sinai erlegen seyn. So aber lehrte glücklicher Weise der Druck die Israeliten um Erlösung schreien, und war die Hilfe Gottes, die zunächst in der Erweckung der Richter bestand, nicht ohne Mitwirkung des freien Verlangens von Seite des Volkes erfolgt. Die Stellung und Macht dieser Richter war verschieden. Nicht Wahl, nicht Erbfolge führte sie zum Besitze ihrer Gewalt, sondern sie treten selbst auf, getrieben von Vaterlandsliebe und dem Geiste Gottes, zum Theil berufen durch außerordentliche Erscheinungen. Manches in ihrem Leben und Vieles in dieser ganzen Periode (selbst Ruth nicht ausgenommen) scheint mit dem Geiste der Offenbarung nicht zu harmoniren. Allein man darf sich die Ausübung der Religion in diesem eisernen Zeitalter nicht so denken, wie in den Tagen eines Hillel. Das mosaische Gesetz war gegeben; aber es brauchte lange, bis sein Geist ganz in's öffentliche Leben einbringen, und dasselbe nach allen Seiten hin beherrschen konnte. Gerade darin zeigt sich die göttliche Kraft des Mosaismus, daß sein Sieg nach und nach, aber desto vollkommener gewonnen wurde gleich dem Christenthume. Den Uebergang zu einer neuen, glanzvollen Periode aus der Tiefe der trostlosesten Erniedrigung bildete Samuel. Er hatte den Beruf, eine Erlösung von innerem und äußerem Verfalle zu vollbringen, welche das Vorbild der großen Erlösung Christi ist. Zwar konnte es nicht geschehen auf dem Wege, der in dem mosaischen Gesetze angewiesen war durch Concentrirung aller Stämme um das geistige Haupt des Volkes, den Hohepriester, sondern durch Begründung des Königthumes, das übrigens dem Geiste des Mosaismus nicht entgegen war, falls die Wahl von Gott ausging. Weil aber diese Neubegründung Israels so außerordentlich wichtig war, konnte sie bleibend nur von einer Persönlichkeit ausgehen, die sich ganz an Gott ergab. Saul bestand diese Probe nicht, darum wurde er von Gott

verworfen. Seine vierzigjährige Regierung steht ganz parallel zum vierzigjährigen Aufenthalte des Volkes in der Wüste. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, wird seine Verwerfung nicht mehr befremden. Dem neuerwählten König David fehlte es nicht an langjährigen und bitteren Prüfungen. Von seinem dreiundzwanzigsten bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre mußte er vor Saul wie ein gehetztes Wild von Versteck zu Versteck, von Berg zu Berg fliehen, und mehr als einmal schien er rettungslos verloren. Da stählte er und läuterte er seinen Heldenmuth, da zeigte und bewährte sich jenes bewunderungswürdige Gottvertrauen, jener Edelsinn, jene tiefe Religiösität, die ihn seines hohen Berufes so würdig machte, und die Liebe des Volkes immer mehr gewann und sicherte. Seine glorreiche Regierung ist uns bekannt. Salomo trat ein schönes Erbe an, das er in den ersten Jahren seines Königthumes eben so weise als glänzend verwaltete. Er glich einem Kaufmanne, der in einem prunkvollen Haushalte den Reichthum seines sparsamen Vaters zur Schau legt, darin aber auch zugleich den Keim zum Verfalle seines Hauses streut. Das großartigste Werk Salomons, von außerordentlichen Folgen auch für die Heidenwelt, war die Erbauung des Tempels. Sie lenkte die Aufmerksamkeit der ganzen heidnischen Welt auf Jerusalem, das zu einem Hauptherde religiöser Verehrung für ganz Vorderasien wurde. Dadurch und durch die Handelsverbindungen mit Tyrus und Aegypten und eine Flotte, welche bis nach dem indischen Meere segelte, ward der Israelitische Staat ein Tummelplatz fremder Einflüsse; das Volk ward aus seiner Isolirung herausgerissen. Salomo schien allerdings mit solchen Gaben ausgerüstet, daß er stark genug war, nicht bloß diese Gefahr von Seite des Heidenthumes von Israel abzuwenden, sondern im Gegentheile ein Lehrer der Heiden zu werden; aber seinen Gaben lag auch die Versuchung nahe, die Welt um ihretwillen zu lieben, und den Geist ihr unterthänig zu machen; die Naturweisheit ward ihm der Uebergang zur Naturvergötterung. So beginnt der Kampf gegen das syrisch-phönizische

Heidenthum von neuem, jedoch unter ganz andern Umständen, als in der Zeit der Richter. Er wurde von nun an viel großartiger, weil die Berührung mit dem Auslande mannigfacher geworden war. Es scheint, daß ganz Israel diesen Kampf nicht mehr siegreich ausführen konnte; es mußte eine Aussonderung des innerlich und äußerlich mehr gesicherten Juda von den übrigen Stämmen eintreten in der Trennung des Reiches unter Rehabeam. Wie tief das Verderben schon um sich gefressen hatte, zeigt sich in dem reißend schnellen Abfalle des Zehn-Stämme-Reiches zu einem fast vollendeten Heidenthum. Doch erhielt es sich dritthalb hundert Jahre, obgleich unter namenlosen Gräueln, da bei zwanzig (oder achtzehn Königen, weil Zacharias nur sechs, Schallum nur Einen Monat regierten) neun Dynastien gezählt werden. Weniger betrübend ist der Anblick des südlichen Reiches, doch keineswegs tröstlich. Einzelne Könige wirkten dem Götzendienste entgegen, aber mit durchgreifender Energie wenige. Auch dieses Reich würde dem Andrange der vom achten Jahrhundert an sich bildenden asiatischen Weltreiche bald erlegen seyn, wenn es nicht einen mächtigen Stützpunkt in seinen Propheten gehabt hätte, von denen übrigens auch das nördliche Reich keineswegs entblößt war.

Von da nimmt der Verfasser Gelegenheit, auf das Prophetenthum und die reiche Prophetenliteratur, mit Einschluß der heiligen Poesie und Geschichtschreibung (Kap. 3, 4 u. 5), überzugehen. Mit Vorliebe behandelt er darin den Propheten Isaias und Job aus den poetischen Büchern. Er bleibt sich seinem Plane getreu, den Schriftsteller aus seiner Zeit zu erklären, und seinen Einfluß auf sie zu würdigen. Eigenthümliches und Neues wird auch hier Vieles geboten; doch können wir dasselbe nicht, wenn auch noch so gedrängt, hervorheben oder andeuten. Bloß subjective Anschauungen, zu denen jedes bildsame Talent bei den Studien über die prophetische und poetische Literatur der Hebräer hingezogen wird, können nicht leicht Gegenstand bloß allgemein gehaltener kritischer Würdigung seyn. Referent könnte nur wieder seine subjective Mei-

nung geltend machen, und bekanntlich sind hierin die Gelehrten am schwersten zu überzeugen. Man liebt und hegt seine oft mühsam errungene Ansicht, wie die Mutter ihr Erstgeborenes. Der bescheidene Verfasser dieses uns so lieb gewordenen Buches wird gewiß Jedem die Freiheit lassen, die er für sich selbst in Anspruch genommen hat. Um so schmerzlicher berührt Jeden, dem seine Selbstständigkeit lieb ist, die absolute Verachtung Gewisser, womit sie Alles von sich weisen, was nicht ihrer Meinung huldigt. Diese mädchenhaft eitle Exclusive hat das Misere unserer gegenwärtigen theologischen Wissenschaft zum großen Theil herbeigeführt.

So wieder recht in seinem Felde, bewegt sich der Verfasser in der Beschreibung des Exiles, seiner Bedeutung und seiner Folgen. Zunächst wirft er einen Blick auf das assyrische Exil zurück, und sucht dasselbe geographisch sicherer und genauer zu bestimmen, als bisher zu geschehen pflegte. Er verlegt die Exulanten von Ephraim tief nach Asien, von Medien bis an den Hindukusch. Die vielen Quellen, welche er hier außergewöhnlicher Weise anführt, zeigen, mit welcher Sorgfalt Haneberg alle Spuren der geheimnißvollen Verbreitung der heutigen Juden bis tief in die Mongolei hinein verfolgte. Die babylonische Deportation trägt einen andern Charakter; bei ihr blieb die Masse des Volkes innerhalb des Euphrat und Tigris, und concentrirte sich um Babylon, obgleich auch hier einzelne Auswanderungen statt gefunden haben. Ein starker Ableger des Judenthums wurzelte und trieb in Aegypten. So konnte das Judenthum sich an den großen Ereignissen betheiligen, welche das sechste Jahrhundert vor Christus auszeichnen. (S. 187 bis 372.)

(Schluß folgt.)

II.

Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden. Herausgegeben von **Th. v. Mohr.** Erster Band. Erstes und zweites Heft. Chur. 1848. 1850.

Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß zu derselben Zeit, wo die Schweiz wie Deutschland von den Stürmen der Revolution bewegt wird, man dort doch noch mehr Muße für die ernsten Studien der Geschichte erübrigt, als bei uns. Wir haben neulich die Regesten, durch welche Morel und Stetten sich verdient gemacht haben, besprochen, und reihen daran nunmehr einige Worte über das oben erwähnte Archiv. Dasselbe zerfällt seiner Anlage nach in zwei verschiedene Bestandtheile; der eine ist eigentlicher Codex diplomaticus, der andere soll historische Mittheilungen enthalten, welche zugleich für einen größeren Lesekreis, als für den Geschichtsforscher vom Fache, berechnet sind; namentlich: größere und kleinere Geschichtsquellen, die bisher theils nur im Manuscript, theils in lateinischer Sprache, enthalten waren, letztere in deutschen Uebersetzungen; ferner Jahrzeitbücher, Urbarien, je nach ihrer Wichtigkeit, aber im Auszuge, endlich: historische Abhandlungen, Biographien und Beiträge jeder Art, die zur Beleuchtung der älteren und neueren Geschichte des Landes und einzelner Theile desselben, oder zur Charakteristik der Sitten- und Culturzustände einzelner Zeitabschnitte und Gegenden dienen.

Die beiden vorliegenden Hefte enthalten nun bereits mehrere Mittheilungen der Art, die zunächst und unmittelbar zwar nur dem kleinen Ländchen Chur angehörig, dennoch in so fern ein viel allgemeineres Interesse bieten, als mehrere derselben von Personen herrühren, welche nach Schweizer Art als Offiziere in fremden Diensten gestanden haben. Wir zählen dahin die interessanten Briefe des Ritters Florian Sprecher von

Bernegg an seine Frau, die mit den Worten: „Myn eheliche Träv und fründlichen Grus zuvor, myn herzliebe Thurethe" anfangen, und dieser auf eine anmuthige Weise seine Heereszüge, insbesondere die, welche er an der Spitze seines Fähnleins im Dienste des Königs Heinrich III. von Frankreich gegen die Ligue mitmachte, beschreibt. Es gehört dahin ferner das Mémoire sur les Grisons, welches Ulysses von Salis-Marschlins, von 1768 bis 1792 Geschäftsträger Frankreichs, bei der Republik Graubünden im Jahre 1767 dem Herzog von Choiseul überreichte. — Von großem historischen Werthe sind die „Denkwürdigkeiten des Fortunat von Juvalta" (1567 bis 1649). Der Verfasser, reformirter Confession, ist ein Autor, dessen Glaubwürdigkeit hinsichtlich der Thatsachen alle Anerkennung verdient; er erzählt, was er selbst gesehen und erfahren, mit offener Freimüthigkeit. Zu seiner persönlichen Charakteristik mögen einige Worte hier ihre Stelle finden, welche seine Erziehung betreffen: „Von Augsburg (wo Fortunat zwei Jahre auf der St. Anna-Schule zugebracht hatte) in mein Vaterland zurückgerufen, brachte ich volle zwei Jahre, zu großem Nachtheil meiner dadurch gänzlich vernachlässigten Studien, am Hofe Peters, Fürstbischofs von Chur, meines Oheims mütterlicher Seite zu; eine Zeit lang beschäftigt, Lehenbriefe zu schreiben, die übrige der Bedienung des Fürsten widmend. Der Aufenthalt unter den Hofleuten, von welchen die Meisten dem Trunke und anderm müssiggängerischen, eiteln Treiben ergeben waren, war ein schlüpfriger Zeitpunkt für meine Jugend. Es muß Einer zur Nüchternheit und Enthaltsamkeit besonders geschaffen seyn, um mit dem verderblichen Zusammenleben mit Gewohnheiten und Lastern dieser Art nicht angesteckt zu werden. Nach Abfluß von zwei Jahren begab ich mich nach Dillingen und trieb in dem dortigen Jesuitencollegium zwei Jahre hindurch, und nicht ohne befriedigenden Fortschritt, rhetorische, logische und philosophische Studien. Dort ist nicht zu befürchten, daß die Jünglinge vom Pesthauche des Lasters angesteckt und verdorben werden, denn scharfe strenge Zucht hält sie Alle

im Zaum; Keinem wird Geld in Händen gelassen, Keiner darf aus dem Collegium hinausgehen, Keinem wird unnöthiger Aufwand zu treiben gestattet. Köstliche Kleider zu tragen, ist verboten, damit nicht durch dieses Beispiel auch Andere zur Eitelkeit gereizt, und die Eltern durch die Verschwendung der Söhne auf unbillige Art sich einzuschränken genöthigt werden. Die Lehrart, die Emsigkeit und den Fleiß dieser Männer muß ich loben und billigen.“ Aus dem Munde eines Reformirten ist dieses Lob der Jesuiten gewiß kein geringes; ihm darf man es zu Gute halten, wenn er fortfährt: „würde aber dennoch keinem Reformirten rathen, seine Kinder zu ihrer Ausbildung dorthin zu senden, denn stets arbeitet man mit allen Kräften dahin, den Jünglingen papistischen Aberglauben und Irrthümer einzupflanzen, welche bei tiefer geschlagenen Wurzeln nur schwer ausgerottet und vertilgt werden können.“ Auch hierin liegt in Wahrheit ein großes Lob für den Orden, von dessen Anstalt Fortunat sich nur sehr ungern trennte. — Sehr bezeichnend für die Gesinnung des Autors ist der Schluß seiner Chronik; nachdem er erzählt, wie ihm im Leben so manches fehlgeschlagen, bemerkt er: „Später sah ich ein, daß dieß zu meinem größten Vortheile diente, und erkannte die väterliche Fürsorge und den Finger Gottes darin. Wenn mir nämlich die Landeshauptmannsstelle zugefallen, würde ich in der darauf folgenden Zeit des Aufruhrs in tausend Schlingen und Verfolgungen gerathen seyn, und hätte meinen Untergang kaum vermeiden können. Gott wollte, daß ich nach Salomons Wunsch mich mit der Mittelmäßigkeit begnügen, nicht leben im Ueberfluß, und auch nicht bittern Mangel leiden sollte. Wer ausreichen kann, wünsche nichts weiter. So übte mich Gott in Glück und Unglück, Freud und Leid, und erhielt durch seine gränzenlose Güte mich unverletzt bis zum Jahre des Herrn 1649, meines Alters im 82sten, in welchem ich dieß mit vor Alter schwerer und zitternder Hand niederschrieb. Dieser gnädigste Vater und Herr möge mich endlich nach seiner Barmherzigkeit zur ewigen Seligkeit eingehen lassen. Ihm sei Lob, Ehre und

Ruhm in Ewigkeit.“ Wie wenige Menschen denken heute zu Tage so! — Er starb fünf Jahre darnach.

Außer „Linhard Glarner's (des letzten katholischen Bürgers von Chur) gründlicher Erzählung von der Zerstörung des Klosters St. Nicolas in der Stadt Cur Anno 1563“ nimmt den übrigen Raum der beiden Hefte der Codex diplomaticus ein, welcher fünfundachtzig Urkunden von 452 bis 1038 enthält; sind zwar die meisten derselben gedruckt, so sind doch auch manchmal interessante Inedita darunter, so wie auch die sorgfältige Vergleichung von Handschriften Veranlassung zu vielen Berichtigungen der schon bekannten Urkunden geboten hat.

III.

Bartholomäus Holzhauser's Lebensgeschichte und Gesichte, nebst dessen Offenbarung des heiligen Johannes. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und Erläuterungen versehen durch Ludwig Clarus, Verfasser des Cölibates, der Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter, Schweden Sonst und Jetzt ꝛc. Zwei Bände. Regensburg, 1849.

Es ist früher in diesen Blättern (Bd. 22, S. 172) auf die Auslegung der Offenbarung Johannis von Bartholomäus Holzhauser ausführlich Rücksicht genommen worden. Es bietet sich in dem vorliegenden Werke ein neues Mittel dar, nicht nur jene Arbeit des frommen Sehers, sondern den Mann selbst genau und gründlich kennen zu lernen, zugleich aber Jedem sich selbst ein angemessenes Urtheil über derartige Visionen zu bilden. Der Verfasser, welcher sich einer sehr dankenswerthen Aufgabe unterzogen hat, geht zunächst von dem Standpunkte aus, daß, nachdem einmal die große Weissagung von der Erscheinung des Erlösers erfüllt worden war, die spätere Prophezie, wie sie insonderheit in der Apoka-

lypse enthalten ist, einen viel geistigeren Charakter und eine viel bildreichere, symbolischere und allegorischere Form angenommen habe und annehmen konnte, als die frühere, durch welche das künftig erscheinende und unbekannte Reich in klarer und unzweifelhafter Darstellung gefaßt werden mußte. Je mehr aber die Weissagung den wesentlichen Charakter der Apokalyptik verläßt und sich mit den großen Weltgeschicken beschäftigt, desto faßlicher werden die Gesichte, in denen sie sich darstellt, und ein desto größeres Interesse erregen sie bei den Weltmenschen, unter denen auffallender Weise gerade die Religionsgegner und Indifferentisten diejenigen sind, die sich nicht bloß dafür, sondern für alle magischen Vorgänge und Erscheinungen in einem Grade interessiren, welcher alle ruhige Prüfung und Forschung ausschließt. Der Verfasser verweist in dieser Hinsicht namentlich auf Giordano Bruno, der, ein völliger Gottesläugner, blind an Magie, Genien, Dämonen und Seelenwanderung glaubte. Auch die Beispiele Gustav's III., der von Demoiselle Arvidsson, und Napoleons, der von der Lenormand Aufschluß über die Zukunft haben wollte, gehören hieher. Diese sind fast stärkere Zeugen für das Vorhandenseyn einer geheimnißvollen Welt, als der christliche Denker, welcher mit ruhigem Nachdenken vom Vorhandenseyn eines wirklichen Inhaltes der Mystik eine feste Ueberzeugung gewonnen hat. Wenn Mesmer, Cagliostro, Gaßner u. A., die Führer und Lenker der Freigeister eines atheistischen Jahrhunderts wurden, so ist es noch viel weniger zu verwundern, daß in neuester Zeit die unter dem Namen Hermanns von Lehnin verbreiteten Weissagungen ein so großes Ansehen gewonnen haben, daß ein protestantischer Geistlicher in Num. 54 der neuen preußischen Zeitung 1849, der bekannte Dr. Meinhold, den Ausspruch des Mönches: „daß der Papst seine Heerde zurückempfangen und die ganze Welt wieder katholisch werden solle“, für gar nicht so unwahrscheinlich hält, und behauptet, seit den Zeiten der Propheten habe es keinen so wunderbaren Mann gegeben, als Hermann von

Lehnin. Und wahrlich es möchte dem märkischen Propheten, wer er auch immer gewesen seyn mag, schwerlich streitig gemacht werden, daß er ein wunderbar erleuchteter Mann gewesen sei, obschon mit dem Verfasser des vorliegenden Buches gewiß zugestanden werden muß, daß er nicht für wunderbarer zu halten sei, als viele tausend Andere, die, wie er, seit den Propheten, geweissagt haben. Zu diesen gehört unstreitig Bartholomäus Holzhauser, dessen Weissagungen sich von denen Hermanns von Lehnin, wie der Verfasser bemerkt, dadurch unterscheiden: 1) daß man über die Person des Verfassers und seinen Werth als Mensch und Christ ziemlich genaue und vollständige Nachrichten, und daher an der Persönlichkeit einen weit sicherern und zuverlässigeren Halt zur Beurtheilung der Dignität seiner Schauungen hat; 2) daß die Gesichte ausführlicher sind; 3) daß sie eine weit stärker hervortretende kirchliche Bedeutung haben; 4) daß die lehninischen Weissagungen mehr im Geiste und Style der Prophezeiungen des alten Testamentes gehalten sind, die holzhauser'schen dagegen mehr einen apokalyptischen Anstrich haben.

Das vorliegende Werk enthält nun im Einzelnen: „das Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes, Bartholomäus Holzhauser", bearbeitet nach der im Jahre 1784 zu Bamberg erschienenen, in lateinischer Sprache geschriebenen Biographie desselben. Diese Lebensbeschreibung bietet, in den vielen eingetroffenen Voraussagungen Holzhausers in verschiedenen Lebensverhältnissen desselben, dem Verfasser mehrere Anhaltspunkte für seine sehr interessanten Vorbemerkungen, die er in einem Umfange von vierzig Seiten den „Gesichten" voraussendet. Jedes der zehn „Gesichte", so wie das sehr dunkle „Nachgesicht" wird von dem Verfasser mit einem erläuternden Commentar begleitet, in welchem man, ohne daß es auf dem Titel der Schrift bemerkt worden wäre, gewiß sogleich den geistvollen Autor des „Cölibates" und der Schrift „die Tyroler extatischen Jungfrauen" wiedererkannt hätte. Hieran reiht sich sodann in dem zweiten Bande eine neue Uebersetzung der „Erklärung der Offenbarung des heiligen Johannes."

XVI.

Preußische Briefe von einem Protestanten.

Ein Protestant als Mitarbeiter ist in Ihren Blättern gewiß eine seltene wenn nicht einzige Erscheinung. Ebenfalls beweisen Sie, wenn Sie meine Briefe zulassen, daß ein eifriger kirchlicher Glaube mit jener beliebten Eigenschaft, Toleranz genannt, wohl verträglich ist. Wer Ihre Blätter mit Verständniß gelesen hat, wird übrigens nie darüber in Zweifel gewesen seyn, daß Sie die rechte Toleranz in einem weit höhern Grade besitzen und zu üben wissen, als jene Schaaren von lichtfreundlichen deutschkatholischen und atheistischen Volksrednern, deren Mund beständig von dem Worte Toleranz überfließt, die aber in ihrer Beschränktheit und rohen Parteisucht zu irgend einer Art Duldung und Verständniß einer anderen Ansicht als die ihrer Persönlichkeit ganz unfähig sind.

Wie kommt es aber, daß ein protestantischer Preuße sich in die antiprotestantischen und antipreußischen Blätter verirrt. Was den ersten Punkt, die verschiedene Confession anbetrifft, so ist es wohl besser, darüber zu schweigen. Vielleicht habe ich später Gelegenheit und Muth, meine Confessionen über meine Stellung zum Protestantismus — von einer protestantischen Kirche kann überhaupt kaum noch die Rede seyn — offen auszusprechen. Da ich mir vorgenommen habe, über die

wesentlichsten Verhältnisse in Preußen mein Herz in diesen Blättern auszuschütten, so wird sich diese Gelegenheit wahrscheinlich ganz von selbst ergeben, wenn ich in spätern Briefen auf die kirchlichen, oder vielmehr verzweifelt unkirchlichen Zustände Preußens zu sprechen komme. Vorläufig nur die Bemerkung, daß ich mich jedenfalls hochgeehrt fühle, wenn die katholische Redaction in ihren Blättern mich duldet.

Ich bin nicht der einzige Protestant in Norddeutschland, der die historische Organisation der katholischen Kirche und die aus ihr hervorgehenden Heilsmittel anerkennt und verehrt, und dem der Kummer darüber täglich am Herzen nagt, wie kläglich es dagegen mit unsern protestantischen Verhältnissen beschaffen ist. Es gibt gar Viele, die es verschmähen, sich über unsere Armuth und unser Elend selber zu täuschen, und sich trügerische Hoffnungen über eine Zukunft zu machen, der die Bedingungen und die Kräfte fehlen.

Es sind gar Viele, denen es so geht wie mir und deren Blicke mit Nothwendigkeit auf eine Vergleichung der eigenen Zustände mit denen der katholischen Kirche sich richten. Die Erfahrungen der letzten beiden Jahre auf dem politischen Gebiete haben dazu noch mehr beigetragen; auch einzelne Uebertritte haben stattgefunden, und ich vermuthe, daß deren noch mehrere nachfolgen werden. Indessen liegt zwischen der Hoffnungslosigkeit für die eigene Kirche und zwischen dem Glauben an eine andere Kirche doch noch eine weite weite Kluft. Ich will Ihnen nicht verhehlen, wie ich vermuthe, daß einzelne dieser Uebertritte weit mehr ihre Quelle eben in dieser Desperation, oder in einer heißen Sehnsucht nach festem, christlichen Glauben, nach Heilsmitteln und ausreichender Seelsorge haben, als in einem schon vorhandenen Glauben an die katholische Kirche; sie hoffen das erst von der Kirche zu erlangen, was man doch schon haben soll, wenn man sich zu einer andern Kirche feierlich bekennt. Ich für meine Person — da haben Sie gleich meine erste Confession — muß ein solches

vorzeitiges und mehr oder weniger unwahres Bekenntniß für Sünde halten, und zwar für eine sehr schwere Sünde, von der ich fürchte, daß sie sich später noch schwerer rächen werde. Ich verkenne freilich auf der andern Seite nicht, wie schwer es ist, festen Glauben an eine Kirche zu gewinnen, wenn es an allen Hilfsmitteln fehlt, und wenn eben das Leben innerhalb dieser Kirche uns nicht unter die Arme greifen kann. Das hindert aber nicht, daß ich bei dem einfachen Satze stehen bleiben muß: man darf kein unwahres Bekenntniß ablegen, und man kann es mit der subjectiven Wahrhaftigkeit des Bekenntnisses nie scharf und genau genug nehmen. Vielleicht halten Sie es für angemessen, in diesen Blättern einmal die Frage, in welchem Gemüths- und Glaubenszustande ein Combattant seyn müsse, um zum Convertiten werden zu können, gründlicher zu besprechen.

Wie ich aber als Preuße dazu komme, in diesen antipreußischen Blättern meine Zuflucht zu suchen, darüber will ich mich etwas weitläufiger in diesem ersten Briefe aussprechen; wenn ich diese Blätter mit dem Namen „antipreußisch“ bezeichne, so will ich Ihnen nicht den mindesten Vorwurf damit machen. Ich meine damit nicht, daß Sie dem deutschen Staate Preußen nicht alles Liebe und Gute gönnten, oder gar auf dessen Vernichtung ausgingen. Keineswegs, ich glaube vielmehr, daß Sie es mit Preußen ehrlicher meinen, als gar mancher eingefleischte Stockpreuße, und daß Sie die wahren Bedingungen seiner Existenz und seines Wohles, so weit sie mit den Interessen Deutschlands und Europas übereinstimmen, besser erkennen, als mancher am Ruder stehende preußische Staatsmann; aber Sie sind der Gegner der falschen, unpolitischen und antchristlichen Maximen, die in Preußen nur zu sehr überhand genommen haben; Sie sind der Gegner des schlechten, nicht des guten Preußenthums, und in dieser Beziehung stehe ich vollständig mit Ihnen auf ein und demselben Boden. Ich fürchte fast, daß ich noch schwärzer sehe, wie Sie, und daß ich im Verlaufe dieser Briefe so viel

Schlimmes zeigen werde, daß der Leser zuletzt fragen kann: wo bleibt denn nun aber das Gute, um dessentwillen es der Mühe werth wäre, daß Preußen noch ferner existire? Also — mein Verhältniß zu Preußen, d. h. mein inneres Verhältniß, meine äußere Stellung zu diesem Staate kann für die Leser gleichgültig seyn; genug, daß es eine völlig unparteiische ist, daß ich nicht preußischer Staatsdiener bin, nie seyn will, und nie habe seyn wollen — was aber mein inneres Verhältniß zu dem preußischen Staate betrifft, so ist damit im Laufe der Zeit eine vollständige Revolution vorgegangen; wenig Menschen mögen wohl so viel Liebe zu Preußen gehabt, und so große Hoffnungen auf dasselbe gesetzt haben, als ich von früher Jugendzeit an, und ich kann es mit Aufrichtigkeit behaupten, ich habe mich gewehrt wie ein Verzweifelter, ehe ich meine Hoffnungen aufgab und ehe ich zu der Erkenntniß gezwungen wurde, daß von Preußen die deutsche Freiheit nicht zu erwarten sei, daß die Wiedergeburt Deutschlands nicht durch, sondern vielmehr trotz Preußen in's Leben gerufen werden könne.

Ich bin übrigens nicht der Einzige, der sich dieser Illusion von dem künftigen Berufe Preußens hingegeben hat. Seit vierzig Jahren haben viele der besten und einsichtsvollsten Männer Norddeutschlands diese Ansicht getheilt, und ihre besten Lebenskräfte an die Erreichung dieses falschen und unmöglichen Zieles zersplittert. Diese falsche Ansicht von der künftigen Bestimmung Preußens hat viel Unheil und Verwirrung in Deutschland angerichtet. Sie hat namentlich schon auf dem Wiener Congresse eine bessere Gestaltung der deutschen Verhältnisse verhindert. Es ist aber interessant, den Ursachen nachzuforschen, wie der Glaube entstehen konnte, daß eben derjenige Staat der Träger und Wiederhersteller des deutschen Rechtes seyn werde, der seiner ganzen Entstehung und bisherigen Geschichte nach im schroffen Gegensatze zum deutschen Recht und zur deutschen Freiheit gestanden hatte. Diese Untersuchung führt uns auf ein eben so tragisches, als großartiges Phäno-

men, in dem wir entdecken, daß es das Genie eines einzigen großen Mannes war, welches, indem es sich in seinem Gegenstande vergriff, die Mitlebenden auf diese falsche Bahn fortriß. Es war der Freiherr von Stein, der sich dem preußischen Staatsdienste widmete, um das deutsche Reich in all seiner alten Freiheit und Kraft, mit Hülfe Preußens, wieder verjüngt herzustellen. Er war es, der die Institute altdeutscher Freiheit, freie Gemeinden, Reichsstände u. s. w. auf diesen unfruchtbaren, sterilen Boden zu verpflanzen suchte. Er selbst ist an diesem Irrthum als Staatsmann zu Grunde gegangen, an diesem Irrthume, gleich einem zweiten Pygmalion, einer bloßen Maschine Seele und selbstständiges Leben einhauchen zu wollen. Aber die Kraft seines Geistes und die Richtigkeit seiner Ideen (abgesehen von dem Stoffe, mit dem er sie umkleidete) war so groß und bewunderungswürdig, daß die bedeutendsten Geister davon ergriffen wurden, und sich mit und unter ihm zu zu demselben Ziele vereinigten. Auf diese Weise entstand ein künstliches Leben auf einige Zeit in Preußen, welches leicht für den Anfang eines wirklichen genommen werden konnte. Die bald darauf ausbrechenden Freiheitskriege unterstützten noch diese Illusion, indem man die nationale Tapferkeit, womit die Preußen vorangingen und ihr Blut verspritzten, mit den Steinischen Ideen zur Wiederbelebung eines innern Rechtslebens in Verbindung brachte und verwechselte. Wenn nachher der alte willkürliche, recht- und gewissenlose Schreibermechanismus wieder überhand nahm, so trösteten sich die Jünger Steins mit dem Gedanken, daß die Ursache davon nur in einzelnen engherzigen, an der Spitze der Macht stehenden Persönlichkeiten liege, welche weder Neigung noch Beruf hatten, auf der von Stein vorgezeichneten Bahn fortzuschreiten. Grollend und täglich in ihren tiefsten Ueberzeugungen verwundet, gaben sie doch die Hoffnung auf den künftigen Beruf Preußens zur Wiederherstellung deutschen Rechts, deutscher Freiheit und Macht nicht auf Den Torso der Stein'schen Gesetzgebung vertheidigten sie Schritt für Schritt im treuen

Glauben, daß die Hindernisse mit der Zeit schwinden würden, die sich dem Ausbau derselben entgegenstellten. Stein selbst hat in seinen letzten Lebensjahren wohl ziemlich resignirt. Er wandte seine Seele immer mehr einem andern und höhern Vaterlande zu; seine treuesten Freunde und besten Jünger, wie Niebuhr, starben an gebrochenem Herzen; andere, die er mehr mit sich fortgerissen, als innerlich gewonnen hatte, führten nur noch seine Maximen im Munde, während sie sich im Handeln der alten Bureaukratie und alten Willkürherrschaft anschlossen; noch andere verfielen in bitterer Opposition dem gemeinsten Rationalismus; aber Niemand von der Stein'schen Schule kam zu der Erkenntniß und wagte es sich aufrichtig zu gestehen, daß die Stein'sche Gesetzgebung überhaupt für Preußen ein Mißgriff gewesen sei und nie zur praktischen Wahrheit werden könne, indem der Grundgedanke derselben die corporative Selbstbestimmung und Selbstregierung in Gemeinden, Kreisen, Provinzen und Reichsständen mit ständischer Gliederung dem Wesen des Preußenthums überhaupt nicht entspreche. Selbst die vielgerühmte Städteverfassung hat nie wirklichen Gemeinsinn in den Städten erzeugen können, indem der Preuße nach seiner ganzen geschichtlichen Denk- und Sinnesart nur seinem Privatinteresse nachgeht, und weder die historisch entwickelte Befähigung, noch die Lust hat, sich dem Gemeinwesen als freier Bürger zu widmen. Schon der große Kurfürst und nach ihm alle folgenden Regenten, vor allen Friedrich der Große, strebten dahin, die ganze Regierung, bis in die kleinsten Gegenstände, in ihrer Hand zu centralisiren, und jedes freie ständische und corporative Element zu zerstören. Es gelang ihnen vollkommen, da diese Elemente nie so stark im nördlichen Osten gewesen waren, wie in andern Gegenden Deutschlands. Zum Ersatz erhielt Preußen eine wohl disciplinirte wohl controllirte Beamtenschaft, eine rasche Verwaltung und ein kriegerisches Nationalgefühl. Das war kein unbedeutender Ersatz in einer Zeit, wo die corporative Freiheit in den übrigen Theilen Deutschlands erstarb und in Lethargie ausgeartet war, wo sie

zuletzt nur noch in den Formen, nicht aber mehr im Wesen bestand.

In solchen Zeiten der Schlaffheit, der Lethargie und Anarchie bedarf es nur eines kräftigen Willens und eines Talentes, um den Staat zu einem reinen Mechanismus umzuformen und um die Menschen mit der Vertauschung ihres alt hergebrachten Rechtes, was sie doch nicht mehr zu gebrauchen wissen, gegen einen kräftigen, centralisirenden Despotismus auszusöhnen. Aber damit wird denn auch jede höhere sittliche Idee des Staates aufgegeben, und jede Fortentwicklung für die Zukunft. Der Organismus, der einmal zerstört und seit einem Jahrhunderte verwest ist, läßt sich nie wieder in's Leben zurückrufen. Der centralisirte Beamtenstaat hat keine Zukunft; so lange ein tüchtiger Maschinenmeister die Räder stellt und in Ordnung hält, bleibt die Sache in Ordnung. Ein weniger tüchtiger Maschinenmeister bei dieser complicirten Maschine, und Alles steht mit einem Male still und fällt auseinander. Haben sich aber die Räder vollends erst abgenützt, sind die Federn nicht mehr elastisch, greifen die Zacken nicht mehr in einander, so ist das Uhrwerk abgelaufen und Niemand kann es mehr regieren.

So steht es jetzt mit Preußen. Ich athme ordentlich frei auf, seitdem ich durch den Verlauf der letzten zwei Jahre zu dieser betrübenden Erkenntniß gekommen, durch welche es mir mit einem Male wie Schuppen von den Augen fällt, und mein ganzes bisheriges politisches Ringen und Streben wie auf einer falschen Basis erscheint. Denn was ist die schlimmste Wahrheit doch so leicht zu ertragen gegen eine phantastische Illusion, die uns täglich, stündlich mit der Wirklichkeit in Conflict bringt, und immer wieder zu neuen falschen Hoffnungen, falschen Bestrebungen hinreißt, die immer von Neuem getäuscht werden, und uns langsam an solcher Tortur leiden läßt, das ist der Geyer, der die täglich neu wachsende Leber des Prometheus wieder täglich frißt. Die Wahrheit macht nie unglücklich; sie mag uns noch so schwer und erschütternd treffen, sie erhält

uns wieder, wenn wir uns ihr mit Demuth unterwerfen. Aber die Unwahrheit, gleichviel bewußt oder unbewußt, die uns blind macht gegen Gottes Willen und Gottes Ordnung, ist der tägliche Stachel im Herzen, der nothwendig zur Krankheit und Fäulniß des eigenen sittlichen Wesens führen muß, wenn man ihn nicht herausreißt.

Sehen Sie diese Zeilen als eine Einleitung zu einer Reihe von Briefen an, in denen ich die einzelnen preußischen Zustände in Schule, Kirche und Staat u. s. w., so wie meine selbst gemachten Erfahrungen referiren will. Von welchem Standpunkte ich dabei ausgehe, können Sie aus diesen Andeutungen ersehen; ich durfte Sie und Ihre Leser nicht darüber täuschen; es ist der Standpunkt eines Mannes, der mit sehr treuer Liebe an Preußen gehangen, viele Schmerzen darob erduldet; der mit seiner Hoffnung ausgehalten hat, so lange es gehen wollte; der aber jetzt jede Hoffnung für und auf Preußen aufgegeben hat. Aehnliche falsche Hoffnungen durch Aufklärung über die preußischen Zustände in dem Herzen manches deutschen Mitbruders niederzuschlagen, hält er um so mehr für Pflicht, als er dadurch den Irrthum seines früheren Lebens und Webens sühnen kann, und es eben jetzt an der Zeit zu seyn scheint, dasjenige im rechten Lichte erscheinen zu lassen, was Preußen dem übrigen Deutschland gewähren kann, und was das übrige Deutschland von Preußen zu hoffen hat.

XVII.

Rückblicke auf die Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

I.

Merkwürdiges Actenstück aus den Blütetagen der Wiener Märzrevolution von 1848.

Bekanntlich waren jüdische Wühler in den Wiener Märztagen die grimmigsten Schreier und die giftigsten Aufhetzer gewesen. Zum Lohne dessen forderte Jung-Israel, als seine Errungenschaft, die Emancipation. Aber trotz der ungeheuern Gedanken- und Sprachverwirrung, welche in jenen Tagen auf die Kaiserstadt gefallen war, fand dieses Begehren bei den eingebornen Wienern, — die von auswärts zuströmenden Wühler waren zu einem nicht geringen Theile selbst Juden! — eine überaus kühle Aufnahme. Im April 1848 wurde auf den Straßen der Hauptstadt ein Flugblatt feilgeboten, welches als historischer Beitrag zur Schilderung der damaligen Stimmung in Wien nicht untergehen darf. Vielleicht hat es mit dazu beigetragen, daß seitdem die Verfechter der jüdischen Interessen in Oesterreich merklich leiser aufgetreten sind. Uebrigens scheint der Schluß des Pamphlets, der auf ein protestantisches Vaterunser deutet, die Vermuthung zu rechtfertigen, daß der, seinem sonstigen Nationale nach völlig unbekannte Verfasser kein Ultramontaner sei.

Das Actenstück selbst lautet wörtlich wie folgt:

Bittschrift der Christensklaven an die Herren Juden um Christen-Emancipation.

„Wer hat in Händen das Geld der Staaten, das Geld der Könige, das Geld des Volkes? — Die Herren Juden!"

„Wem müssen die Steuern bezahlt werden, wem fließen die Interessen der Staatsanlehen zu, wer macht die Besteurung der Curse auf dem täglichen Landtag der Börsen? — Die Herren Juden!"

„Wer hat die schlechteste Waare im Handel, bei wem kann man sicher darauf rechnen „„angeschmiert"" zu werden, wer leiht nur auf Wucher und Unterdrückung? — Die Herren Juden!"

„Wer will nur die Christen aussaugen, wer will durchaus nichts arbeiten, wer will nur Herr seyn, nur Fabriken besitzen, die Christen nur als Arbeiter benützen? — Die Herren Juden!"

„Wer verdrängt in Handel und Wandel durch Lug und Trug die Christen, — neben wessen Kaufladen kann kein Christ aufkommen, wer macht sich gar kein Gewissen daraus, die Gojim zu beschummeln, je mehr desto besser? — Die Herren Juden!"

„Wer führt das große Wort in der Tagsliteratur, wer lügt am unverschämtesten, wer redet am breitmäuligsten auf dem Markt und in Kaffeehäusern? — Die Herren Juden!"

„Wer verfolgt planweise und am wüthendsten das Christenthum in der Hoffnung, die goldene Zeit der sogenannten Juden-Emancipation, d. h. der völligen Verknechtung der Christen, herbeizuführen? — Die Herren Juden!"

„Wer sind die Directoren der Katzenmusiken, wer die Anführer bei allen Straßenscandalen und nächtlichen Spektakeln, und wer macht sich eilig aus dem Staube, wenn es Prügel gibt, und läßt vorsichtig die dummen Christen sich unter einander selber abprügeln? — Die Herren Juden!"

„Wer wird jetzt stündlich kecker und verwegener, wer rückt mit seinem Vorhaben, „„die Herren zu werden in a poar Johren"" immer unverschämter heraus, wer macht jetzt gar keinen Hehl mehr mit seinen Planen? — Die Herren Juden!"

„Wer sieht es am liebsten, wenn die Christen sich untereinander selber auffressen, wenn die Christen selber ihrer Religion spotten, und wer mischt sich in alle christlichen Religionsangelegenheiten? — Die Herren Juden!"

„Wer übt jetzt schon eine eiserne Herrschaft über die Christen, — wer wird alle Handelsläden, alle Fabriken in kurzer Zeit inne haben, wer wird den Rest des christlichen Industriecapitals in kurzer Zeit in den Händen haben? — Die Herren Juden!"

„Wer hat in Preßburg Jahrelang durch Lug und Betrug, durch Frechheit und Unverschämtheit, durch Wucher und Bedrückung gewirthschaftet, wer hat ausgestreut, daß man zu Wien für die Banknoten nicht die Hälfte mehr bekomme, um dann den Bürgern und Landleuten z. B. einen Fünfer um sechs oder acht Zwanziger abzukaufen? Wer hat also durch Niederträchtigkeit die letzte abscheuliche Verfolgung selber hervorgerufen? — Die Herren Juden!"

„Wer erzählt über diese Preßburgergeschichten nur immer das, was zuletzt die Christen an den Juden gethan haben, und verschweigt dabei weislich, was viele Jahre lang die Juden den Christen anthaten? — Die Herren Juden!"

„Was bedeutet das? Woher kommt das, wohin führt das? Wird die völlige sogenannte Emancipation der Juden ausbleiben? — Ich meine: Nein, — ich meine im Gegentheil, sie wird kommen!"

„Auf den Juden ruht ein Segen und ein Fluch; — ein Segen: es ist ein begabtes, schlaues Volk, sie sehen dem Gojim über den Kopf und drehen ihn über den Daum. Es ruht aber auch auf dem Volke ein Fluch, das ist der Fluch der ewigen Wanderschaft!"

„Der Jude bleibt uns ewig ein Fremdling, er schließt sich keinem Volke an, er vermischt sich mit keinem Volke, er ist der größte Aristokrat! Der Jude ist überall und nirgends zu Hause, der Jude hält in seinem Volke gegen Christen auf der ganzen Welt zusammen wie Pech, während die Christen sich, besonders in neuerer Zeit, in ihre Nationalitäten zersplittern, ihre Kräfte vergeuden! Der Jude bindet sich nirgends an den Boden, denn er ist ein Fremdling, ein Wanderer, er be-

treibt keinen Ackerbau, er lebt nur vom Handel; — sein Element, seine Volksthümlichkeit, sein eigentlicher Charakter ist Wanderschaft und Handelschaft."

„Er hat die Menschenkenntniß des Vielgereis'ten schon mit der Muttermilch eingesogen, er schaut sich seinen Goi an und denkt sich dabei: „„Mit dem kann es geben toffe Massematen, den kann ich beschummeln im ersten, zweiten, dritten oder vierten Grad!""

„Die Juden haben uns, d. h. unser Geld, bereits im Sack und führen das große Wort, sie wollen nun unser noch Uebriges haben und wollen ganz allein das Wort führen, d. h. Emancipation! Nun sind wir fertig mit dem Kapitel von der Pfiffigkeit der Juden; jetzt kommen wir aber auch auf das Kapitel der jüdischen Dummheit."

„Die Juden meinen, wenn sie den Christen durch ihre jüdische, christenthumfeindliche Literatur, dem Volke durch die abscheulichsten Pamphlete (deren Verfasser größtentheils Juden sind) das Christenthum erst weggenommen haben, dann wird es sehr gut gehen, dann wird die Verwischung der Religionsunterschiede und die ersehnte Emancipation kommen."

„Das ist leicht möglich, das kann seyn! Aber das merkt euch ihr Juden! eben so wie jene Juden, die keinen Judenglauben mehr haben, die wüthendsten Feinde der Christen sind, eben so werden jene Christen, die keinen Christenglauben mehr haben, die wüthendsten Feinde der Juden seyn, ihr werdet diese Gojim drücken und aussaugen und ihre Herren werden bis auf einen gewissen Punkt, aber dann schaut euch an, was nachkommt!"

„Dieselben, denen ihr durch eure schmach- und schandvolle Judenliteratur das Christenthum genommen, um ihnen auch ihr Geld um so leichter abzugewinnen, die werden euch am Ende euer Leben nehmen und die Schädel einschlagen! Das wird das Finale eures fein angelegten Planes seyn."

„Das ist ein einfaches Rechenexempel, was Jedem klar einleuchtet, der nur ein wenig darüber nachdenkt, und was nur der in seinen Hoffnungen sanguinische, und zu seinem eigenen Verderben verblendete Jude nicht einsehen will!"

„Die Judenverfolgungen waren gerade immer zu Zeiten, wo das Christenthum mehr aus dem Volke gewichen; zudem sind die Judenverfolgungen unter anderen als christlichen Völkern immer bedeutend grausamer gewesen. Seht z. B. die Judenverfolgungen bei den Türken.“

„Wenn zudem die Engländer der Juden-Emancipation das Wort reden, so muß man wissen, daß sie von der Judenmenge weniger zu fürchten haben, als wir hier in Oesterreich.“

„Nach den neuesten Zählungen kommt in Großbritannien und Irland auf 2076 Menschen Ein Jude, aber in den österreichischen Staaten auf 57 Menschen Ein Jude; wir haben also vierzigmal so viel Juden als in England *). Die werden mit unserem christlichen Handel, mit unsern christlichen Fabriken, mit unsern christlichen Kaufläden in einer kurzen Zeit fertig seyn!“

„Ihr Actienbesitzer, wer hat eure Millionen, um die ihr in letzter Zeit gekommen seid? Wer hat die Börse regiert, wer hat die Actien so hoch steigen lassen? Ist das ein Geheimniß? Nein!“

„Die Spielhöhlen in Baden, Wiesbaden u. s. w. die hebt ihr auf, aber die Börsen mit all ihren Betrügereien laßt ihr bestehen? Dafür gibt es kein Mittel, keine Abhülfe? Das ist keine moralische Depravation?“

„Aber Börse muß seyn! So sagen die Herren Juden, und die Herren Juden sind unsere Herren; — legt für uns arme Teufel von Christen Bittschriften in den Kaffeehäusern auf, daß wir emancipirt werden von dem Druck der Juden!“

„Wenn ein so verlogener, ausgeschämter Jude eine Schmähschrift gegen das Christenthum herausgibt, pflegt er gewöhnlich darunter zu schreiben: z. B. Otto Löppenstein, katholischer Confession, oder Moriz Pferdbeinstein, Katholik u. s. w.“

„Ich bin ein Christ und mache es nicht so wie die Juden, ich schreibe was ich bin: Ein Christ.“

---

*) Auf Einen Juden kommen bei uns 57 Christen; wie viel kommen aber auf Einen jüdischen Arbeiter christliche Arbeiter? wie viel auf Einen armen Juden arme Christen?

„Ich hasse keinen Juden, der ein gläubiger Jude ist und der noch ein Gewissen hat, aber das Gesindel, das uns von allen Seiten beeinträchtiget und unterjochen will, das mag ich nicht leiden! Bei alledem aber will ich nicht, daß eine Judenverfolgung kommt, aber diese wird nicht ausbleiben, wenn die Juden fortfahren, das Christenthum zu verfolgen Nr. 1; — und dann die Christen im Schacher und Bedrückung ganz aussäckeln, Nr. 2."

„Wenn das Christenvolk kein Christenthum und kein Geld mehr hat, und um beides durch eure unabläßige Bemühung gekommen ist, dann, ihr Juden! laßt euch eiserne Schädel machen, mit den beinernen werdet ihr die Geschichte nicht überleben!"

„Ich bin von den Juden um Tausende betrogen worden; — mein Vater verlor binnen sechs Wochen im Jahre 1819 durch das Complot von niederträchtigen Lemberger Juden Einmalhundert zwanzig Tausend Gulden Conv. Münze! und ich soll vielleicht ein Lobredner dieses Gesindels seyn? Ich soll mich für die erlittenen Verluste noch schönstens bedanken? Nein, ihr Herren Juden!"

„So wie die Sachen nun einmal stehen, seid ihr, Herren Juden, die Herren und wir die Sklaven! Darum allen Ernstes eine Bittschrift um Christen-Emancipation. Ihr Herren Juden habt bereits das Reich, die Macht (das Geld) und so wollt ihr nun zum vollständigen Vaterunserschluß auch noch die Herrlichkeit! Amen."

Franz Schmidt.

„In Commission bei Jakob Bader, Buchhändler in Wien, Stadt, Strobelgasse."

XVIII.

Weitere Actenstücke und Zeugenaussagen zur Beurtheilung der neudemokratischen Diplomatie.

VII.

Wie die rothe Demokratie die Gemeindefreiheit versteht.

(Ein Schreiben des „Reichsregenten“ Karl Vogt an Trützschler.)

„Lieber Trützschler! Joseph war schon beauftragt, mit Dir Rücksprache zu nehmen, ob Du wohl ein Commissorium in die Pfalz annehmen würdest. Ehe aber die Antwort kommen konnte, mußten wir uns entschließen, Dich zu kommitiren, in der bestimmten Hoffnung, Dich annehmen zu sehen — trotz Deiner wichtigen Funktionen in Mannheim, da Du dort ersetzlich, in der Pfalz unersetzlich bist. Ich füge Dir gleich noch bei, daß besonders die Pfälzer Westendhall über Deine Ernennung heult, während Herr Simon auf Deine Person besonders hielt. Wesentlich wurde Deine genaue Bekanntschaft mit d'Ester uns vorgehalten, der allerdings eine üble Einwirkung in der Pfalz übt, da er nur desorganisirt, aber nicht organisirt und zu Octroyirungen von Gemeindeordnungen 2c. treibt, die theils unklug sind, theils erbittern. Es gibt nichts Besseres für eine revolutionäre Regierung, als die napoleonische Gemeindeord-

nung, welche alles in die Hand der Regierung legt, und nun geht d'Ester hin, und stellt die reactionärwerdenden Gemeinden frei! So was ist zum Tollwerden. Wir hoffen von Dir, daß Du Ordnung schaffst und besonders all die privilegirten Religionsbuben zur Raison bringst, die jeder nach eigenem Kopf schreien, Niemandem gehorchen wollen, und Alles in Unordnung und Verwirrung bringen. Du bekommst durch dein Commissorium eine Art Dictatur — wir wissen, daß Du sie so gebrauchen wirst, daß sich die Revolution nicht zersplittert, und nicht durch muthwillige Verletzung des gesetzlichen Scheines erbittert, wo keine Noth dazu da ist. Spezielle Nachrichten wünschten wir über General Szaide, ob Du sowohl die Verhältnisse in Baden und der Rheinpfalz als auch den Mann selbst für geeignet hältst, ihn als Oberbefehlshaber an die Spitze der Reichsarmee von unserer Seite zu stellen. Weißt Du einen andern, so bitte ich Dich und die übrigen Regenten um Rath. Ganz speziell möchte ich Dich aufmerksam machen, daß dein erster Schritt die Einberufung einer Landesversammlung seyn muß. Alle Pfälzer sind darüber einig, und der Widerstand gegen die provisorische Regierung stützt sich besonders darauf, daß sie sich nicht mit einer solchen Versammlung umgeben und Geld erhoben habe ohne diese Versammlung. Dieselbe soll aber ja nicht den Titel „„konstituirende"", sondern nur Landesversammlung erhalten. Ferner wird es sehr dringend für Bezahlung des Zwangsanlehens Fristen zu gestatten. Das Drückende der Maßregel liegt nicht in der Taxation, sondern in der Frist von drei Tagen, binnen welcher Leute, wenn sie auch Hunderttausende besitzen, Tausende von Gulden beschaffen sollen. Römer beträgt sich schändlich, aber es bricht unter ihm der Boden. Nur noch ein paar Tage und er sinkt in den Abgrund."

„Sie beginnen schon, wie es heißt, Soldaten standrechtlich zu erschießen."

„Herzlichen Gruß von Deinem Karl Vogt. Stuttgart, 8. Juni 1849."

VIII.

Demokratische Finanzoperationen.

1.

Die pfälzischen Kossuth-Noten.

(Wörtlich aus dem „demokratischen“ Boten für Stadt und Land.)

„Niemand kann die Mammonsseelen mehr hassen, als wir; aber den Haß der Armen gegen alle, auch die aufopfernden Besitzenden zu predigen und dazu noch in dem jetzt so ernsten Momente, ist eine schwere Versündigung am Volke, die nie abzubüßen. Die provisorische Regierung wird wissen, was sie Leuten gegenüber, welche den Geldsack über die heiligsten Interessen des Vaterlandes stellen, zu thun hat. Sie wird sich Ansehen und Geltung zu verschaffen wissen, ohne geradezu den Rathschlägen des „Volksmanns“ ihr Ohr zu leihen. Denkt an Kossuth und seine Banknoten. Der Patriotismus wird im nöthigen Falle mit Begeisterung pfälzische Banknoten als gangbare Münze gelten lassen. Die Bourgoisie, sie muß sie nehmen, und erst, wann sie sie nicht annehme, dann würden wir unser Urtheil fällen in vier Worten: „„Hängt die Vaterlands-Verräther auf.““

2.

Das freiwillige Zwangsanlehen.

(Aus einer Proclamation der provisorischen Regierung, gerichtet an die Begüterten der Rheinpfalz vom 26. Mai 1849.)

„Seht sie“ (die Pfälzer Jugend) „dahinziehen, ob arm, ob reich, begeistert von dem feurigen Drange, bald mit Hoch auf das freie, einige Deutschland die feindlichen Knechte des Despotismus zu zerschmettern. An Euch Bürger, die das Schicksal Euch mit besonderen Glücksgütern ausgestattet hat, an Euch ist es nun, durch Eure Mithülfe dahin zu wirken,

daß aus jenem Feuer die Freiheit des deutschen Volkes und somit auch Eure eigene erstehe!"

„An Euch, Bürger, ist es nun, von Eurem Vermögen denjenigen kleinen Theil dem Vaterlande zu leihen, welcher nothwendig ist, um zu retten, das Blut, die Existenz Eurer Jugend nicht vergeblich in die Schanze zu schlagen. Es ist Eure Pflicht noch um so mehr, da die Helfershelfer des rebellischen Fürsten dem Pfälzer Volke nur leere Kassen zurückgelassen haben und die Bedürfnisse stets steigendere sind."

„Zur Abschätzung der Höhe des Vermögens der betreffenden Bürger ernennt die provisorische Regierung durch Vermittelung der Civilkommissäre in jedem Kantone fünf Taxatoren, welche in Eid und Pflicht genommen werden, nach bestem Wissen die Abschätzung vorzunehmen, und nach den in dem Artikel 3 festgesetzten Sätzen die Höhe der Summe zu bestimmen haben, für welche die Einzelnen heranzuziehen sind. Die Taxatoren haben dabei auf die Familienverhältnisse Rücksicht zu nehmen."

„Gegen diejenigen, welche die ihnen auferlegte Zahlung in der festgesetzten Frist nicht leisten, werden mit aller Strenge die erforderlichen Zwangsmaßregeln zur Eintreibung der ausgeschriebenen Summe angewandt werden."

„Die Rückzahlung geschieht nach Ablauf von fünf Jahren vom heutigen Tage an. Bis zur völligen Rückzahlung haftet das ganze Staatsvermögen der Rheinpfalz."

„Das Anlehen wird mit zwei Prozent jährlich verzinst."

„Ueber die auf Grund dieses Decretes eingezahlten Summen werden Schuldscheine in folgender Form ausgestellt:

„„Die Rheinpfalz schuldet an

Bürger N. N.

in N. N.

für ein baares Darlehen den Betrag von — fl. — kr.

(geschrieben)

verzinslich zu zwei Prozent jährlich, zurückzahlbar in fünf Jah-

ren von heute an, wofür das gesammte Staatsvermögen der Rheinpfalz haftet.

Kaiserslautern, am ... 1849.

Die provisorische Regierung der Rheinpfalz.““

„Kaiserslautern, am 26. Mai 1849.

Die provisorische Regierung der Rheinpfalz.

Greiner. Reichard. Fries. Hepp. Schmitt.“

IX.

General-Katzenjammer post festum.

(Aussage des Pfälzer Abgeordneten Adam Weber in der 29sten öffentlichen Sitzung der bayerischen Kammer der Abgeordneten. Stenographischer Bericht Nr. 29. S. 252.)

„Kein Bürger war im Stande, dieser Anarchie, die durch die provisorische Regierung hervorgerufen wurde, auszuweichen, man mußte Alles genehmigen, man mußte Geld geben, und folglich durch dieses Geldgeben war man auch schon verurtheilt. Die Pfalz hat aber auch Ursache gehabt, zu unterstützen, weil nicht mehr die provisorische Regierung regiert hat, sondern es waren ganz andere Leute, es waren 98 Fremde, die regierten, also nicht die Pfälzer allein. Darunter waren:

44 Preußen, 23 Sachsen, 5 Hessen, 9 Oesterreicher, 5 Polen, 2 Ungarn, 7 Franzosen, 2 Russen, 1 Tscherkesse, 3 Hannoveraner;

folglich hat die Regierung nicht mehr regiert. Denn hätten die Pfälzer nichts gethan, so hätten diese Leute sie heruntergestürzt und die Regierung selbst in die Hand genommen. Wir Pfälzer konnten nur zusehen, Einquartirungen tragen, Geld hergeben und sind nun Alle miteinander gestraft. Ich wüßte Keinen, der nicht gestraft wäre.“

XIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

(Fortsetzung.)

Den 15. Januar 1850.

Ehe wir unsere Leser einladen, die nationalökonomischen Ansichten des Grafen Montalembert ihrer Prüfung zu unterziehen, müssen wir uns erlauben, an einige staatsrechtliche und historische Voraussetzungen zu erinnern, die weder dem Deputirten Bastiat, noch dem edeln Grafen gegenwärtig gewesen zu seyn scheinen.

Eine Verständigung unter den verschiedenen Ansichten über Steuern und Steuerwesen ist nur dann möglich, wenn man die verschiedenen Systeme, das ehemalige, vorrevolutionäre, feudalistische, wie man es gewöhnlich zu schelten pflegt, und das heutige, welches seit der ersten französischen Revolution aller Orten in dessen Stelle getreten ist, rein objectiv auffaßt, und jedes derselben, ohne Haß und ohne Vorliebe, auf sein ursprüngliches Princip zurückführt.

Jemand zahlt nämlich eine Steuer, oder verrichtet, was im Wesentlichen auf dasselbe hinausläuft, eine Naturalleistung, weil er dazu aus irgend einem speziellen Rechtsgrunde verpflichtet ist; oder es wird ihm im Namen des

öffentlichen Besten, des Staatszweckes, des Gemeinwohls, des Staatsbedürfnisses, oder auch des, Fortschritte und Verbesserungen fordernden Zeitgeistes, abverlangt. Hiermit laufen auch die verschiedenen Systeme der Staatshaushaltung parallel. Entweder nämlich richtet sich die Ausgabe nach der feststehenden und gesicherten Einnahme, oder die Einnahme muß sich nach der Ausgabe richten, d. h. mit andern Worten, die sogenannten Staatsbedürfnisse werden letztern Falls nach den „Staatszwecken" ermittelt, und die Mittel zur Befriedigung derselben müssen von den „Staatsangehörigen" aufgebracht werden. Nach dem alten Systeme endlich gab es gar kein allgemeines Staatsbudget, sondern jedes Interesse, jede selbstständige Existenz sorgte auch in ökonomischer Hinsicht für sich selbst. Jedwedes einzelne Institut, welches einem Bedürfnisse der öffentlichen Verwaltung abhalf, hatte seine gesicherte Fundation, die entweder in bestimmten Steuern, Zöllen, nutzbaren Rechten oder liegenden Gründen bestand. Dagegen führt nach dem neuen Systeme der gesammte Staat seinen Haushalt aus einem gemeinschaftlichen Säckel. Dieses Staatsbudget, wozu Alle zahlen, muß auch, so lautet wenigstens die Fiction des Repräsentativstaats, von Allen verwilligt werden. Das erste jener beiden Systeme war allerdings am reinsten in dem sogenannten Feudalstaate verwirklicht; auf dem Boden des zweiten stehen heute alle europäischen Reiche ohne Ausnahme.

Die interessante Geschichte eines jeden dieser Finanzsysteme zu erzählen, ist hier nicht der Ort, und es ist hier auch nicht die Rede davon, durch einen Act menschlicher Willkür auf jenen frühern Zustand zurückzugreifen, oder eine solche „Reaction" als das Eine, was Noth thue, auch nur zu empfehlen. Im Gegentheil halte ich dafür, daß nachdem einmal die Fürsten und Regierungen sich theils durch wirkliche, theils durch eingebildete Bedürfnisse, und mehr noch durch die Lehren ihrer ingrimmigsten Gegner verleiten ließen, den verhängnißvollen Schritt aus der alten in die neue Theorie und Praxis der

Besteurung zu thun, die Rückkehr von dem Boden des (vermeinten) Nutzens auf den des alten Rechts gar nicht mehr in ihrem Belieben steht, und dieß zwar, weil er nicht mehr möglich ist. Nur das Eine behaupte ich: wer ein Princip annimmt, muß sich die Folgerungen gefallen lassen. Ohnedieß kommen diese über Jeden, auch der sie sich nicht gefallen läßt; denn die Logik, die in den Dingen liegt, ist stärker als die Laune der Menschen. Nun steht aber, unseres Dafürhaltens, Europa heute im Begriff, die Früchte aus den Grundsätzen zu ernbten, auf welche das moderne Steuerwesen gegründet worden; eine Ansicht, die keineswegs ausschließt, daß die alten Rechtszustände, wie namentlich in Frankreich, durch maßlos schlechte Wirthschaft der Regierung und eine von oben nach unten gehende, alle Klassen der Gesellschaft durchdringende Entsittlichung zu Grunde gerichtet wurden. Der heutige Zustand, und das, was in nächster Zukunft droht, ist eben die gerechte Züchtigung für die Sünden der Väter, was jedoch beide, Hr. Bastiat und Graf Montalembert nicht einsehen und nicht gelten lassen zu wollen scheinen. Der eine glaubt, mit Beibehaltung der, aus jenen Grundsätzen erwachsenen demokratischen Gleichheit, das falsche Princip abschütteln und zur alten Einfalt und Sparsamkeit zurückkehren zu können. Der Andere schwärmt für das neue System, und billigt von ganzem Herzen den bedenklichen Grundsatz; aber die furchtbar hereinbrechenden Folgen bestreitet er, und glaubt ihnen durch seine glänzende Rednergabe die Spitze abbrechen zu können. Nur bei den Wilden bezahlt man keine Steuern, ruft Graf Montalembert aus. Und er hat Recht. Noch mehr: wir würden, wenn wir urplötzlich Steuern zu zahlen aufhörten, in der kürzesten Frist in jenen Zustand verkommener Culturvölker versunken seyn, den man Wildheit zu nennen pflegt. Wenn er aber hinzufügt: „mir scheint das französische Finanzgebäude eine der schönsten Schöpfungen, welche Frankreich der Welt zur Bewunderung und Nachahmung darbietet"; wenn er in patriotischer Verzückung ausruft: „es gibt eine Sache, die ich

bewundere, das ist unser Finanzsystem, das ist die französische Fiscalität", so würde Angesichts der merkwürdigen Geständnisse und Einräumungen, welche eben diese seine eigene Rede enthält, das gedachte Uebermaß des Patriotismus unsere Verwunderung herausfordern, wenn Graf Montalembert uns nicht selbst den Schlüssel zur Lösung dieser Widersprüche böte. „Meine Herren", sagt er, „ich gestehe es, ich habe erst seit kurzer Zeit über diese Materie nachgedacht; ich bitte sie deßhalb im Voraus um Verzeihung wegen aller der Irrthümer, die mir entschlüpfen könnten." (Mesieurs, il y a très peu de temps, je l'avoue, que je réflechis à ces matières; ainsi je vous demande d'avance pardons des erreurs qui pourront m'échapper.) Daß diese Freimüthigkeit der Anerkennung keinen Eintrag thun dürfe, welche wir der Wirksamkeit dieses Redners in den, die Freiheit der Kirche und des Unterrichts betreffenden Fragen schuldig sind, versteht sich von selbst, eben so wie es umgekehrt ein arger Fehlgriff wäre, die Meinung desselben in rein politischen oder technisch administrativen Dingen als einen, für das Urtheil der katholischen Welt maßgebenden Canon behandeln zu wollen. Wir dürfen es also mit der Dialectik des edlen Grafen im Finanzfache vorläufig noch nicht so genau nehmen, freuen uns aber im Voraus auf die Aufschlüsse über so manche, noch ungelöste Probleme der Volkswirthschaft, welche wir gewiß von ihm erhalten werden, wenn er, bei seinem glänzenden Scharfsinne, dieselben erst zum Gegenstande seiner Studien gemacht haben wird.

Einstweilen spricht er mit desto größerer Entrüstung von dem antediluvianischen Finanzwesen, wie es vor dem Sturme auf die Bastille in Frankreich, wie in allen europäischen Landen bestand. „Vor sechszig Jahren regierten in diesem selben Lande Frankreich" (dessen Finanzwesen jetzt so unübertrefflich sei, daß es von ganz Europa nachgeahmt werde!) „die entsetzlichsten Mißbräuche, die empörendsten Ungleichheiten. Die höheren Klassen, die Reichen waren steuerfrei; die schwersten Lasten drückten auf

den armen Mann; die Verschwendung stand den Ausgaben vor *), die Ungleichheit den Einnahmen. Dieß Alles hat man geändert, man hat in die Stelle dieses abscheulichen Zustandes die regelmäßigsten und billigsten Einrichtungen gesetzt; einen Zustand, wo die Steuer gleichmäßig auf Jedermann lastet, wenigstens in so weit, als die Gleichheit in der Natur des Menschen und der Gesellschaft liegt.“ (Wie aber, wenn die Gleichheit ganz und gar nicht in der Natur des Menschen läge? wenn sie sich auch in der Gesellschaft als unerreichbare Chimäre erwiese? wenn vielmehr gerade die Ungleichheit in der innersten Natur der Menschheit und aller gesellschaftlichen Zustände unter den Menschen begründet wäre?) „Und gegen diesen Stand der Dinge erregt man so viel Declamationen, so viel Geschrei, so viel Umtriebe, daß ich wahrlich nicht weiß, ob es deren gegen die Gabelle, gegen die Frohnden, gegen die verhaßtesten Lasten des alten Systems so viel gegeben hat.“ Merkwürdig! Also die Unzufriedenheit hat sich seit der Einführung jenes bewunderungswürdigen Finanzsystems, welches Frankreich der Revolution verdankt, in so erschreckendem Maße vermehrt? Herr von Montalembert bleibt uns den Aufschluß schuldig, woher das wohl kommen mag. Allerdings waren die Steuern und Abgaben unter dem alten System eben so ungleich, wie das historische Recht, auf dem sie beruhten. Sie waren ungleich, gerade so wie es Weitzenboden und dürre Heide, Eigenthümer und Pächter, Gläubiger und Schuldner, Reiche und Arme gibt. Sie waren ungleich, aber ihr Druck war durch die Macht der Gewohnheit gemildert, die den Neid gegen die Begünstigten lange nicht in dem Maße aufkommen

*) Sie lag allerdings in der Unfähigkeit und in den übeln Gewohnheiten der Menschen, aber nicht, wie heutzutage, in dem Grundgebrechen des Systems, welches Alle glücklich zu machen versprochen hat; ein Ziel, welches kein Finanzsystem der Welt jemals erreichen wird, weil es in sich widersinnig ist.

ließ, wie heute. Jetzt ist dieß anders geworden. In demselben Maße als die alten Standesunterschiede wegfielen, wurde die Kluft, die zwischen Reichen und Armen befestigt ist, immer tiefer und breiter. Sollte die sich täglich steigernde Unzufriedenheit, von welcher der edle Graf Meldung thut, und die in der That das Eigenthum, als die Quelle der drückendsten Ungleichheit, mit gänzlicher Abschaffung bedroht, sollte diese Unzufriedenheit vielleicht darin ihren Grund haben, daß die Revolution auch dießmal Denen, die ihr glaubten, nicht gehalten hat, was sie versprach?

Das moderne Finanz- und Steuersystem hat nämlich, weit entfernt die Lage des Armen zu verbessern, nicht einmal die (freilich unmögliche) Gleichheit der Besteuerung durchzuführen vermocht, als in welchem Punkte Graf Montalembert, der, wie wir vernommen, „über diese Materie erst seit Kurzem nachgedacht hat", dießmal zum Zeugen gegen sich selbst angerufen werden kann. In dem praktischen Theile seiner Rede, wo es die Vertheidigung der Getränksteuer gilt, sagt er nämlich Folgendes, uneingedenk dessen, was er oben, wo er die patriotische Theorie entwickelte und die Segnungen der Revolution pries, zum Lobe der nunmehrigen Gleichheit behauptet hatte. „Ich weiß, daß die Getränksteuer auf die Massen drückt. Aber es gibt ein Axiom im Finanzfache und in der politischen Oekonomie, daß nämlich jede Besteurung des Handels wie der Consumtion, die nicht bis in die Massen hinuntersteigt, ihrer Natur nach nichts einträgt. Deßhalb bringen eben die Aufwandsgesetze, selbst in England, nichts ein, wo es doch noch eine Aristokratie, und wo es noch Reiche gibt." Sehr schön! und sehr wahr! — Aber dann zahlt ja der Arme mehr Steuer als der Reiche *)! Und wo bleibt da

*) Wenn der Arme, welcher täglich einen Frank, und der Reiche, welcher fünfhundert Frank einnimmt, für eine Flasche Wein einen Sous an indirecter Steuer zahlen, so ist dieß der zwanzigste

die Gleichheit? und haben wir, wenn wir die Revolution preisen, und den Armen predigen: daß sie die „Gleichheit“ eingeführt habe, ein Recht, uns zu wundern, wenn die Massen verlangen, daß selbige Gleichheit endlich eine Wahrheit werde? Die revolutionäre Gleichheit preisen und den Communismus und Socialismus bekriegen, — dieß ist ein sich selbst aufhebender, durch und durch unwahrer Standpunkt, den Niemand auf die Dauer im guten Glauben festhalten kann. In dieser Unehrlichkeit ihrer liberalen Gegner liegt die Stärke der radikalen Communisten. Wir zweifeln nicht, daß Graf Montalembert sich, „bei fortgesetzter Beschäftigung mit diesen Materien“, von dieser sehr einfachen Wahrheit überzeugen werde.

Kehren wir von dieser Abschweifung in die Praxis zu der oben entwickelten Finanztheorie des edeln Grafen zurück. Es sei, meinte er, ganz unbegreiflich, wie das neue, auf Billigkeit und Gleichheit gestützte Finanzsystem so hart und härter noch, als die alte, vorrevolutionäre Ungleichheit angefochten werden könne. „Man fühlt sich versucht, zwei Dinge zu fragen: Erstens, ob man denn diese Steuern dem Auslande oder dem Feinde bezahle? ob es etwa ein Tribut sei, den irgend ein fremder Eroberer in Empfang nimmt? Nun begreife ich, daß man in frühern Zeiten diese Ansichten hätte nähren oder ausbeuten können, damals und in jenem Zustande, den ich so eben schilderte, wo ein großer Theil der Steuer, in der Vorstellung des Armen, dem Könige bezahlt wurde, wo man ihm diese Steuer im Namen des Königs, für die Bedürfnisse des Königs, für den Dienst des Königs abforderte! Ja, wenn dieser sociale Zustand noch fortdauerte, denn würde ich

Theil der Einnahme des Einen, und der zehntausendste der Rente des Andern. Und dennoch ist diese Steuer eine der mildesten, billigsten, am wenigsten drückenden. Nur soll man der Evidenz solcher Thatsachen gegenüber sich der Lüge und Täuschung der Gleichheit enthalten.

diesen Irrthum und diese Täuschung begreifen, eine Täuschung, die übrigens entkräftet ist, seitdem man bei uns die Civilliste geschaffen hat." (Hier folgt eine Verherrlichung dieses Instituts.) „Seit sechszig Jahren haben alle Monarchen, die über uns regiert und die eine Civilliste gehabt haben, sich dieses kleinen Theils der Steuer, der den allgemeinen Staatsbedürfnissen entwendet (dérobée) war, in dem liebreichsten und für das Gemeinwohl vortheilhaftesten Sinne bedient." . . . Man sieht, dem edlen Redner ist noch nicht der leiseste Zweifel an der Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit des Repräsentativsystems aufgestiegen; er hängt daran mit einer Art von religiösen Treue. Der Verdacht, daß dasselbe ein Gewebe von handgreiflichen Täuschungen sei, die ihrer Natur nach nur den unabwendbaren Uebergang in die demokratische Republik und aus dieser in den Communismus, der heute vor der Thüre steht, bilden konnten und können, dieser Verdacht ist noch nicht in diese reine Seele gekommen, für welche „Polen" vielleicht selbst heute „noch nicht verloren ist." Der Redner hat keine Ahnung davon, daß der König, nach dem vorrevolutionären, monarchischen Staatsrecht ein sehr vornehmer, sehr mächtiger, sehr reicher, aus seinem eigenen Vermögen lebender Herr war, der keine Wohlthaten empfing, sondern gewährte, während er durch das, von der Revolution geschaffene Repräsentativsystem seiner Unabhängigkeit, wie seines Vermögens entsetzt, und ein besoldeter Staatsdiener wurde, an dem das souveraine Volk schon im ersten Augenblicke der Verwandlung die Entdeckung machte, daß er ein „Vielfraß" sei, der zwanzig Millionen Franken und darüber verschlinge, ohne daß man die Nothwendigkeit dieser Ausgabe begreifen könne. Für den Grafen Montalembert sind, seltsamer Weise, selbst heute noch! alle diese Thatsachen, wie wenn sie nicht geschehen wären. Diese politische Unbefangenheit muß daher auch an dem allerdings merkwürdigen Factum den höchsten Anstoß nehmen, daß die „Massen" früher dem Könige ihre Steuern und Gaben ruhig und willig zahlten, wie jede andere Schuld, oder wie etwa

der Pächter seinen Zins an den Grundherrn, während die Besteuerung „im Namen des Wohles Aller" Frankreich aus einer Revolution in die andere stürzt, und von Katastrophe zu Katastrophe treibt. Sehr natürlich! Man sträubt sich nicht gegen die Bezahlung einer feststehenden Schuld, und fühlt dieselbe kaum mehr, wenn man ihrer gewohnt worden ist; aber über das, was das Wohl Aller fordert, muß es, nach der Natur des Menschen und der Dinge, fast noch mehr Köpfe als Sinne geben, zumal wenn das Gesammtwohl den Einzelnen wie eine Citrone ausquetscht. Nach der liberalen Doctrin sollte es eigentlich umgekehrt seyn. Daher begreifen wir es nur zu gut, daß Graf Montalembert auf seinem Standpunkte diese Erscheinung, die er abzuläugnen nicht im Stande ist, schlechterdings nicht begreifen kann. Aber es gibt nichts Eigensinnigeres als eine Thatsache, sagte Napoleon.

Einer der mächtigsten Hebel, um die zahllosen französischen Staatsumwälzungen in Scene zu setzen, war die bei jedem Aufstande wiederkehrende Verheißung einer wohlfeilen Regierung. Die Revolution hat dieses Versprechen gehalten, wie alle übrigen, die sie gemacht hat und noch machen wird. In Frankreich haben sich, trotz der Confiscation des königlichen Vermögens, trotz eines ungeheuern Bankerotts, trotz der Beraubung ganzer Klassen, die die Revolution an den Bettelstab brachte, die öffentlichen Lasten seit 1789, nach einem mäßigen Anschlage, ungefähr vervierfacht. Aber es ist interessant zu sehen, wie die Parteigänger der Grundideen der Revolution sich dieses unbequeme, ihren Glauben störende Factum zurechtzulegen bemühen. „Ja, es ist wahr", ruft Graf Montalembert aus, „man verlangt von Frankreich siebenzehn bis achtzehn hundert Millionen. Aber für wen? für Frankreich selbst, für den Staat, das heißt für die Gesellschaft, für das Vaterland, für das Publikum, für dessen persönlichen und materiellen Dienst. Ist unter diesen achtzehnhundert Millionen eine einzige Steuer, die nicht das öffentliche Interesse, das allgemeine Interesse, das Interesse Aller, selbst das Interesse

der Steuerpflichtigen, welche jene Summen bezahlen, ja eines jeden Steuerpflichtigen insbesondere (!!) zum Zwecke hätte? Gilt es eine einzige Steuer, bei der das nicht der Fall wäre? .. Gäbe es eine, so würde die ganze Welt darüber einverstanden seyn, sie vom Budget zu streichen." — Was die unendliche Zahl der öffentlichen Beamten betrifft, so könne man diese in derselben Weise rechtfertigen.

Wahrlich, man könnte den edlen Redner um diese liebenswürdige Schwärmerei beneiden, wenn sich nicht mit Sicherheit vermuthen ließe, daß er „bei längerer Beschäftigung mit dieser Materie" einer schmerzlichen Enttäuschung entgegen gehen werde. Dem von der Revolution geschaffenen Systeme, für welches Herr von Montalembert noch in der eilften Stunde schwärmt, fehlt nur eine Kleinigkeit. Wenn Jeder zur Befriedigung der Bedürfnisse eines Jeden, und noch dazu auf gleichmäßige Weise beisteuern, der „Staat" also eine große Communwirthschaft, eine große Gesammthaushaltung, eine Universalkasse seyn (oder werden) soll, so setzt dieß nothwendig und unerläßlich voraus, daß Alle die nämlichen Bedürfnisse in demselben Maße haben, was bis jetzt notorischermaßen nicht der Fall ist. Gibt es aber verschiedene und besondere Bedürfnisse, so erfordern es die einfachsten und natürlichsten Begriffe von Recht, Billigkeit und Freiheit, daß Jeder seine eigenen Bedürfnisse bezahle. Darin gerade bestand in einfachen und natürlichen Verhältnissen die mögliche und heilsame rechtliche Gleichheit, die mit der Freiheit gleichbedeutend ist. Nur die Sicherheit und der Schutz in seinem Rechte ist ein Bedürfniß, welches Jeder gleichmäßig und in gleichem Maße fühlt. Dagegen hat z. B. derjenige, welcher eine seßhafte Lebensart führt, ganz und gar nicht das nämliche Bedürfniß nach bequemen Straßen, wohlfeilen Eilposten, Eisenbahnen u. s. w., wie es der Commis voyageur und der zu seinem Vergnügen reisende Rentier empfindet. Wer Briefe weder schreibt noch empfängt, und keine Zeitungen liest, trägt keineswegs zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse bei, wenn er genöthigt

wird, durch eine von ihm bezahlte Steuerquote den Zeitungsredactionen, den Banquiers und den politischen Verbrüderungen das Porto zu ersparen. Die Schulpalläste kommen (wenn sie überhaupt Jemanden einen Nutzen gewähren!) wenigstens denen nicht zu Gute, die weder selbst unterrichtet werden, noch ihre Kinder von communistischen Staatsschulmeistern unterrichten lassen wollen. Diese einfachen Thatsachen zu läugnen wird selbst der glänzendsten Beredsamkeit des Grafen Montalembert nicht gelingen, dem ein Zweifel an der Stichhaltigkeit des von ihm verfochtenen Systems bis jetzt noch eben so wenig aufgestiegen ist, wie eine Vermuthung: wohin wohl dieselben Grundsätze, für welche er sich heute noch begeistert zeigt, in kürzester Frist mit mathematischer Sicherheit führen müssen?

Graf Montalembert wendet sich mit wahrem Abscheu von dem, der revolutionären Finanzlehre allerdings im Princip widersprechenden Systeme des Herrn Bastiat. „Wissen Sie, meine Herren! wohin dieses System unmittelbar führen würde? Zur Wiederherstellung des alten Régime, der möglichst ältesten Verfassung, des Mittelalters“ (entsetzlich!), „d. h. zur Feudalmonarchie, zur Aristokratie, die alle öffentlichen Functionen versah, die nichts forderte, weil sie fast Alles hatte.“

Wenn Graf Montalembert bloß der Ansicht wäre: daß kein politisches System jemals durch menschliche Willkür wiederhergestellt worden, und daß es doppelt unmöglich sei, aus den Begriffen und Bedürfnissen des Revolutionszeitalters, wie man die Hand umkehrt, wieder in das Recht und in die Freiheit der Feudalzeit zurückzukehren, — wenn er, sage ich, bloß das behauptete, so wäre zwischen ihm und uns kein Streit. „Sie wollen“, redet er seine Volksvertreter-Collegen an, „keine der Bedingungen, welche das System des ehrenwerthen Herrn Bastiat erklären und rechtfertigen könnten. Sie wollen keinen Clerus, der Eigenthümer ist, wie ehedem? Nun! dann wollen Sie ein Budget der verschiedenen Culte.“ Dasselbe gelte von der Gerechtigkeitspflege und dem Kriegswesen. Graf Monta-

lembert hat dießmal die Logik für sich, wenn er den schlagenden Beweis führt, daß Niemand das Recht habe, den Zweck zu wollen, der die Mittel verwirft. „Ich bin", sagt der edle Redner, „keineswegs ein Bewunderer unsers heutigen gesellschaftlichen Zustandes. Ganz im Gegentheil! Indessen finde ich darin eine Zuflucht, und daran halte ich mich, aus Furcht, daß es noch schlimmer werden könnte." Also stillstehen! Ach, man hat uns diese ziemlich wohlfeile Philosophie zu lange gepredigt, als daß wir sie nicht aus dem Fundament sollten verstehen gelernt haben. Sie läuft ihrem Wesen nach auf den berühmten Satz des Dachdeckers hinaus, der, als er mit immer steigender Geschwindigkeit vom Thurme fiel, vergnüglich ausrief: Cela va bien, pourvû que cela dure! Nur haben wir es bis jetzt noch nicht für möglich gehalten, daß sich ein Staatsmann von dem Talent und der Tiefe dieses Redners mit dieser etwas vulgären Weisheit zufrieden stellen könnte. Noch mehr! Graf Montalembert sagt im Eingange seiner Rede: il y a un chose que *j'admire*, c'est notre système financier, und fast die Hälfte des Inhalts seiner Rede dreht sich um die Herabwürdigung des vorrevolutionären, um die enthusiastische Verherrlichung des modernen Besteuerungssystems. Auf diesem Standpunkte hat man noch weniger als jeder andere Sterbliche ein Recht, zur Minute zu sagen: bleib! sich angstvoll an den Moment der unmittelbarsten Gegenwart zu klammern, und vor der unabwendbaren Zukunft die Augen zu verschließen. Auch scheint es uns eines Talents, wie Graf Montalembert, nicht würdig, sich darüber zu täuschen, daß Stehenbleiben auch in der Politik nicht möglich ist. Wer den Rückweg zum Rechte und zur naturgemäßen Wahrheit nicht antreten will oder kann, der wird in alle, auch die äußersten und letzten Consequenzen des Irrthums hinausgestossen, getrieben, gepeitscht.

Graf Montalembert erklärt es für die Grundbedingung der demokratischen Organisation: „daß die öffentlichen Dienste

Allen zugänglich seien;" (sie sind auch unter der monarchischen Organisation dem wahren Verdienste nie verschlossen gewesen; die demokratische läuft nicht darauf, sondern auf die angebliche Theilnahme Aller an der höchsten Gewalt, also auf die vermeintliche Mitregierung Aller hinaus!) „daß sie aber auch gleichzeitig von Allen bezahlt werden müßten." „Sieht man denn nicht", ruft unmittelbar vorher derselbe Redner aus, „daß das Budget in Frankreich erhoben wird für Frankreich, für dessen Ruhm, für dessen Wohlhabenheit, für dessen Größe, für dessen Interesse, und für das Interesse, für den Ruhm, für den Vortheil **eines jeden seiner Mitbürger**.

Diese wohlklingende Theorie ist eine Doctrin, wie jede andere. Aber dem Scharfsinne des edlen Grafen werden zwei praktische Folgerungen aus seinen interessanten Aufstellungen unmöglich verborgen bleiben können. Sollten sie ihm dennoch entgangen seyn, so werden sie sich in der allernächsten Zukunft fühlbar machen. Erstens nämlich: das Interesse, der Ruhm, der Vortheil Aller haben weder eine natürliche, noch eine rechtliche Gränze; sie, oder wenigstens das Gelüsten darnach, sind einer Steigerung und Erweiterung in's Unendliche fähig. Mit diesen „Bedürfnissen" muß also, so scheint es uns, auch das Budget wachsen, aus welchem dieselben unendlichen Bedürfnisse bestritten werden sollen. Zweitens: wenn jeder Einzelne den directen Anspruch hat, daß der „Staat" ihm aus dem unerschöpflichen Brunnen des Budgets, Wohlseyn und Ruhm und alle sonstigen Annehmlichkeiten des Lebens verschaffe, so hat Jeder, der bei dieser Vertheilung zu kurz gekommen ist, oder neben Andern zurückzustehen glaubt, das nicht zu bezweifelnde Recht: seinen Anspruch geltend zu machen. Daraus folgt, wenn wir nicht aller Logik abschwören wollen, daß Jeder, der im demokratischen Staate Frankreich lebt, das wohlbegründete Recht hat, vom Staate möglichst große Vortheile und Genüße, folglich ein möglichst hohes Budget, an-

dererseits aber auch, in sofern er mit dem Grade des Wohlseyns, den ihm der Staat gewährt, nicht zufrieden ist, möglichst niedrige Leistungen zu verlangen. Auf diesem Wege liegt zunächst das berüchtigte „Recht auf Arbeit“, schauerlichen und verhängnißvollen Andenkens, ein Recht, von dem Jeder weiß, daß es nichts ist als ein Euphemismus für das „Recht“ des Proletariats auf flottes Leben und Müßiggang, ohne alle Arbeit. Zuletzt hat freilich die Entwicklung des Finanzsystems, welches Herr Graf Montalembert bewundert, eine thatsächliche Gränze. Die maßlose Steigerung der „zum Wohlseyn Aller dienenden Bedürfnisse“, und die nothwendige, solcher Steigerung entsprechende Erhöhung des Budgets, kann zuletzt nur zur Confiscation alles und jedes Privateigenthums, d. h. zum baaren Communismus führen. Proudhon und seine Genossen sind in diesem Betracht unendlich viel folgerechter, wie Jene, die das revolutionäre Finanzsystem „bewundern“, aber das letzte Ziel desselben gewiß nicht wollen.

Es ist merkwürdig und lehrreich zu sehen, wie Graf Montalembert im Verlauf seiner Rede so häufig der vollen Wahrheit ungemein nahe kommt, wie ihm auf Augenblicke das Ziel der revolutionären Finanzwirthschaft, wie eine Fata Morgana im Nebel erscheint, um gleich darauf wieder zu verschwinden, und wie er dann wieder im Dunkeln tappt, weil er den prinzipiellen Grundirrthum des revolutionären Systems nicht nur nicht durchschaut hat, sondern „bewundert.“

In der „Feudalmonarchie“ wurden die öffentlichen Functionen nicht von den besoldeten Beamten, sondern von Lehnsträgern, oder von Besitzern kirchlicher Beneficien versehen, die durch ihr festes Einkommen eine gesicherte Stellung im Leben hatten, welche sie der Nothwendigkeit ein für alle Mal überhob, sich die Dienste, die sie der Gesellschaft leisteten, periodisch oder stückweise bezahlen zu lassen. Den Gegensatz unserer Verhältnisse gegen jene Zeiten hebt Graf Montalembert scharf und ungemein geistvoll hervor. „Sie haben nicht einmal, meine

Herren! Pairs von Frankreich gewollt, auch nicht Deputirte, welche ehrenthalber die Gesetze gratis machten, wie ich ehemals. Das kostete Niemanden etwas. Sie haben das nicht mehr gewollt, und haben uns verurtheilt, uns Alle, die wir als Volksvertreter Gesetze machen und Reden halten, eine Besoldung von neuntausend Franken zu erheben, die wir selbst nicht einmal die Freiheit haben im Stiche zu lassen. So sehen Sie also immer, daß die Steuer die natürliche Folge der Entwickelung des demokratischen Systems ist." (Richtig! Aber was ist die natürliche Folge der immer wachsenden Steuer?)

„In der That, unter der kaiserlichen Herrschaft, wo es, wenigstens in der Politik, keine Demokratie gab, betrug das Budget, wenn man es auf die Verhältnisse des heutigen Frankreichs zurückführt, zwischen sieben bis achthundert Millionen*). Da kömmt die Restauration, welche das demokratische Princip durch die Deputirtenkammer und die parlamentarische Regierung einführt, und alsbald hebt sich das Budget auf tausend Millionen. Die Julirevolution folgt der Restauration, mit ihr der Triumpf des demokratischen Princips durch die parlamentarische Regierung. Aber gleichzeitig triumphirt auch das Budget, welches steigt und wieder steigt bis auf fünfzehnhundert Millionen. Zuletzt erreicht das demokratische Princip den allervollständigsten Triumpf durch die Revolution von 1848 und die Republik. Aber am Tage darauf steht das Budget schon auf siebenzehnhundert Millionen, und wenn das Unglück es wollte, daß wir noch eine Revolution erlebten, so würde das Büdget augenblicklich zweitausend Millionen übersteigen." Alles, setzen wir hinzu, in Folge des Axioms: daß der „Staat" für das Wohlleben, den Ruhm und den Comfort jedes Ein-

*) Wir halten diese Ziffer, wenn man das Verhältniß der damaligen Ausdehnung Frankreichs zur heutigen in Anschlag bringt, für zu hoch.

zelnen zu sorgen habe. Und daneben wächst die Verarmung in einem wahrhaft Entsetzen erregenden Maße!

Es macht einen recht betrübenden Eindruck, daß unmittelbar auf diese Lichtblicke des gesunden Menschenverstandes andere Aeußerungen folgen, die so bannal und oberflächlich sind, daß sie uns im Munde liberaler Banquiers nicht in Erstaunen setzen würden. „Ich sage nicht, daß das Land heute mehr bezahlt als unter der alten“ (vorrevolutionären) „Regierung. Damals zahlte es an sechs bis acht Herren, und heute zahlt es nur an Einen, den Staat.“ Der edle Redner meint bei dieser Gelegenheit, daß diese Einrichtung: an den Einen zu bezahlen, sonst noch höchst vortheilhaft für den Steuerpflichtigen sei. — Auf diese Beweisführung ist aber nur zu erwiedern: daß es sich um den in reißender Proportion steigenden Betrag dieses Gesammtbudgets handelt. Die Abschlachtung der „sechs bis acht Herren“, an die früher bezahlt wurde (Grund- und Zehentherren, geistliche Corporationen u. s. w.), war, so dünkt es uns, auch schon unter Bonaparte's Herrschaft vor sich gegangen. Wenn aber damals (nehmen wir den übertriebenen Anschlag des Grafen Montalembert einstweilen an!) siebenhundert Millionen bezahlt wurden, und heute achtzehnhundert, so ist einfach nicht wahr, daß das Land heute nicht mehr bezahlt, wie früher. Es ist ferner nicht wahr, daß heute der Steuerpflichtige nur an den Einen Herrn, den Staat, zahlen müsse. Um nur ein Beispiel anzuführen: drei Viertheile des Capitalwerthes aller ländlichen Grundstücke im Elsaß liegen als Hypothek in den Händen der Juden, die den, in ihre Sklaverei gefallenen Scheineigenthümern unerschwingliche Zinsen abpressen. War die Confiscation des Eigenthums der Adelichen und der Kirche eine rechtmäßige, eine vortheilhafte Finanzmaßregel, was in aller Welt sollte dann das heutige, „souveraine Volk“ abhalten, das Princip der Gleichheit noch einen Schritt weiter durchzuführen, dem Staate sämmtliche Hypothekenschulden

auszusprechen, und die Steuerpflichtigen der lästigen Bemühung zu überheben, daß sie an mindestens „zwei Herren“ zahlen müssen, an den Steuerempfänger und an den Juden!

Graf Montalembert kann sich die Unannehmlichkeit und die Gefahr der Stellung schwerlich abläugnen, in welche das von ihm „bewunderte“ Finanzsystem der Revolution auch die heutige französische Regierung gebracht hat. „Die Staatsmänner einer gewissen Seite dieser Versammlung, welche das Volk gegen die Vermehrung des Budgets aufregen, sind dieselben, welche alle Tage neue Ausgaben fordern. Gestern noch verlangte man drei Millionen, um die gegenseitige Unterstützung unter den Arbeitern aufzumuntern. Morgen wird man, ich weiß nicht wie viel Millionen, für die öffentliche Wohlthätigkeit fordern. Uebermorgen werden es, ich weiß nicht wie viel andere Millionen seyn (oder vielmehr: ich weiß es nur zu gut!), die man für den unentgeltlichen, zwangsmäßigen Elementarunterricht verlangen wird. Und dieß sind dieselben Menschen, die dieß Alles neben einander fordern.“ — Aber warum sollten sie nicht? Sie verlangen ja nicht etwa rechtliche Freiheit und Sicherheit für Jeden (pfui! das wäre Mittelalter!), sondern bloß, daß der Staat jedem Einzelnen Glück und Wohlseyn und Ruhm gewähre, so viel sein Herz verlangt.

Und nun Dein Recept? so könnte man mich nach all Diesem fragen. Die Antwort würde sehr einfach lauten: ich habe kein Geheimmittel, welches die natürlichen Folgen der menschlichen Thorheiten und Verbrechen amortisiren könnte. Beliebige Rückkehr zur Feudalzeit und ihrem Rechte ist allerdings unmöglich. Jetzt schwebt Frankreichs Zukunft nur zwischen der sich fortspinnenden Regierung der Majoritäten und allen sonstigen grauenvollen Täuschungen und Lächerlichkeiten der falschen Staatslehre, oder einem „bras de fer de l'Empéreur.“ Und auch diesen könnte nicht etwa der Menschen Willkür, sondern nur die Erbarmung Gottes schicken. Auf die zwischen beiden

Endpunkten liegende richtige Mitte voll Glück und Frieden und Wohlstand zu rechnen; zu glauben: daß das französische Volk diese plötzlich eines Morgens beim Erwachen, wie eine Weihnachtsbescheerung vor dem Bette finden werde, diese Kindlichkeit kann in der Politik wenig frommen, und muß die schmerzlich Enttäuschten nur um so bitterer stimmen.

Uebrigens verdient es unsere ehrende Anerkennung, daß Graf Montalembert zu Gunsten einer unpopulären Steuer gesprochen hat. Er schließt seine Rede mit einem Satze, den wir, damit er in Deutschland recht verstanden und möglichst tief beherzigt werde, nothwendig im französischen Original mittheilen müssen:

> On n'est pas une assemblée politique, et on n'est pas un homme politique, si ce n'est à la condition de savoir braver l'impopularité. A vrai dire, l'impopularité est presque toujours l'apanage des veritables amis du peuple.

Den 6. Februar 1850.

Am 20. Januar hat Professor Dr. Hirscher in Freiburg sich in einer Form, die glaubwürdigen Nachrichten zufolge nichts zu wünschen übrig lassen soll, der päpstlichen Verdammung der Irrlehren unterworfen, welche er sowohl in seiner jüngsten, als in manchen seiner frühern Schriften zu verbreiten so unglücklich gewesen ist. Hatte er noch kurz vorher in einer Antwort an seine kirchlichen Gegner den Versuch gemacht, seine bisherige widerkirchliche Stellung, dem Urtheile des heiligen Stuhls gegenüber, beschönigen zu wollen, so ist seine nunmehrige, urplötzliche Sinnesänderung, welche sich in dem Widerrufe kund gibt, durch den Herr Hirscher sich selbst geehrt hat, einem Wunder der göttlichen Gnade ähnlich. Hoffen wir, nachdem ihm dieser schwere Sieg über sich selbst gelungen, daß

er den Rest seiner Tage dazu verwenden werde, das Unkraut falscher Lehren auszureuten, welches er so viele Jahre hindurch, gewiß nur aus mangelhafter Kenntniß der Wahrheit, ausgestreut hat. Natürlich kann jetzt, nachdem er sich von seinen Irrthümern losgesagt und sich aus edlem Antriebe seines freien Willens in die moralische Unmöglichkeit versetzt hat, sie noch fernerhin zu vertheidigen, es kann jetzt, sagen wir, von einem Streite gegen die Person nicht mehr die Rede seyn. Die Wirkung einmal ausgesprochener, falscher und verderblicher Grundsätze auf unbewachte Gemüther wird freilich auch durch den redlichsten Widerruf nicht aufgehoben, aber ein solcher hat den jedenfalls hocherfreulichen Erfolg, daß der Kampf gegen die Irrlehre jetzt desto unbefangener geführt werden kann. Wir zweifeln nicht, daß nunmehr Herr Hirscher seine Bemühung in der Widerlegung eigener früherer Verirrungen mit der seiner ehemaligen Gegner vereinigen, und so den schlagendsten Beweis der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung liefern wird.

Während dieses Aergerniß in der deutschen Kirche in solcher Weise sein hoffentlich definitives Ende erreicht hat, thut sich bei Gelegenheit der Mainzer Bischofswahl ein neues hervor. Eine Mehrheit im dortigen Kapitel hat den Professor Dr. Leopold Schmid in Gießen zum Bischof erwählt, — der Papst diesem Candidaten, als untüchtig, seine Bestätigung versagt. Die Form, in der dieß geschah, war Anfangs die schonendste; der Candidat wurde, sicherm Vernehmen nach, mehrmals vertraulich ersucht, seiner formellen Verwerfung durch die Erklärung vorzubeugen: daß er die auf ihn gefallene Wahl nicht annehme. Er hätte durch Befolgung dieser sehr deutlichen Winke seiner, mit Recht oder Unrecht, in Zweifel gezogenen katholischen Gesinnung, nach dem Muster des heiligen Martinus, der sich der Erhebung auf den bischöflichen Stuhl durch die Flucht zu entziehen suchte, das möglichst günstige Zeugniß ausgestellt. Unglücklicherweise aber waltete hier eine Meinungsverschiedenheit ob. Während der heilige Stuhl den

Professor Schmid für unfähig zur Mainzer Bischofswürde hielt, war der Professor Schmid (vielleicht weil er sich selbst doch am besten kennen zu müssen glaubte!) in seiner Seele und in seinem Gewissen von seiner Tüchtigkeit überzeugt; während es der augenscheinliche Wille des Statthalters Christi auf Erden war, daß Herr Schmid den Stuhl des heil. Bonifacius nicht besteigen solle, fühlte der tiefsinnigste aller Philosophen in Gießen sich von der Gewißheit durchbrungen, daß gerade seine Berufung der Wille Gottes sei. — Wer sollte in diesem Dilemma entscheiden? Der Papst hatte begreiflicherweise unter diesen Umständen keine Veranlassung, länger mit seiner formellen und ausdrücklichen Verwerfung zurückzuhalten. Von der entgegengesetzten Seite aber geschahen Schritte, die fast geeignet wären, auf die religiöse Richtung der deutschen Facultätsgelehrsamkeit ein sehr bedenkliches Licht zu werfen. Während nämlich eine Anzahl Professoren „katholischer Confession" in Gießen, dem drohenden Schisma gegenüber, Partei gegen die päpstliche Autorität ergriff, und „zur Wahrung der Ehre ihres allerseits hochgeschätzten Collegen Schmid den in der Bischofsangelegenheit rechtlich durchaus erforderlichen Informativproceß" begehrten, wurde gleichzeitig in dem Conflicte zwischen dem Haupte und den widerstrebenden Gliedern Appellation an die demokratischen Elemente der Mainzer Bevölkerung eingelegt. Vor der, ohne Zweifel höchst competenten höhern Instanz dieses Richters war es, wo Herr Dr. Scharpf, Professor der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen am 28sten Januar im Frankfurter Hofe zu Mainz für „Collegen Schmid" gegen Pius IX. plaidirte. Wer es versäumt, einen prüfenden Blick auf diese „katholische Volksversammlung" zu werfen, welche in dem gewöhnlichen Versammlungslokale der Mainzer Demokraten zusammenkam, der wage nicht zu sagen, daß er Deutschland vollständig kenne oder wisse, wessen der deutsche Professor fähig ist. Ein Augenzeuge beschreibt jenen Convent in einem rheinischen Blatte, wie folgt:

„Nachdem in der „„Mainzer Zeitung““, dem „„Mainzer Tagblatte““ und ähnlichen hiesigen demokratischen Blättern schon seit einigen Tagen die „„Mainzer Katholiken““ auf gestern Abend zu einer Versammlung im großen Saale des Frankfurter Hofes, dem Versammlungslokale des demokratischen Vereines, eingeladen worden waren, um die Mainzer Bischofsangelegenheit zu besprechen, und gegen die päpstliche Verwerfung des Professors Dr. Schmid zu protestiren, wurde im Laufe des gestrigen Tages diese Einladung durch ein nichtunterzeichnetes Placat an den Straßenecken wiederholt, worauf ausdrücklich bemerkt war, daß nur wirklich dem Bisthume Mainz Angehörige sich im Frankfurter Hof einfinden möchten, da die Gallerien des Saales nicht würden geöffnet werden. Die Folge davon war, daß zwischen sieben und acht Uhr Abends viele Menschen, meist den untersten Ständen angehörig, nach dem Frankfurter Hofe strömten, dessen geräumiger Saal bald nach halb acht Uhr ziemlich gefüllt war, so daß man sich genöthigt sah, die Gallerien dem ziemlich ungeduldig andrängenden Publikum zu öffnen. Dieses Publikum bestand, wie schon bemerkt, zumeist aus den gewöhnlichen Bestandtheilen der demokratischen Vereine, aus Arbeitern, die aus ihrer entschieden demokratischen Gesinnung durchaus kein Hehl machten, und von ihrer Bildungsstufe dadurch Zeugniß ablegten, daß sie vom Anfange bis zum Ende der Versammlung die Räume des Saales mit dichten Rauchwolken aus Cigarren und Tabakspfeifen erfüllten, ja die Cigarren sich ganz ungenirt an den Lichtern anbrannten, welche auf der für das Bureau reservirten Tafel brannten. Ferner bildete eine Menge der Schule kaum entlassener Knaben und Lehrlinge einen nicht geringen Theil der Versammlung: am meisten aber fiel es uns auf, neben uns einige jugendliche Israeliten zu bemerken, während zugleich ein Deutschkatholik sich in die Nähe der Tribüne hindurchdrängte, und hier von einigen Freunden als „„Deutschkatholik““ begrüßt wurde, worauf er alsbald begann, seiner nächsten Umgebung seine Glaubenssätze anzupreisen, und die katho-

lische Lehre einer mehr als scharfen Kritik zu unterwerfen, die von den Umstehenden sehr beifällig aufgenommen wurde, bis einer derselben die Meinung äußerte: „„Jetzt sind alle Parteien vertreten und es fehlt nur noch ein Piusbruder!““ Wohl hatten sich auch einige Mitglieder des Piusvereines in der Versammlung eingefunden, sie wurden aber, so bald man sie erkannte, gewaltsam zur Thüre hinausgedrängt, oder wie der demokratische Kunstausdruck lautet: „„Hinausgeschmissen.““ Nicht vergessen dürfen wir endlich, daß auch einzelne Frauen sich eingestellt hatten, aber auffallend wenige. Von geistlichen Herren hatten sich, so viel wir bemerken konnten, nur zwei eingefunden, Herr Caplan Reithmayer von St. Emeran hier und Herr Dr. Scharpf, Professor der Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen. Diese Herren waren vor Eröffnung der Versammlung der Gegenstand einer sehr lebhaften Unterhaltung, und wurden als „„demokratische Pfaffen““ vielfach belobt, während der übrige Clerus von Mainz, ja der gesammten katholischen Kirche als „„schlechte Pfaffen““ u. s. w. dargestellt wurde. Da um acht Uhr die Versammlung noch nicht sogleich eröffnet werden konnte, so fing das Publikum mit den Füßen zu stampfen und in die Hände zu klatschen an, worauf der allgemeine Ruf: Ruhe! Ruhe! ertönte, unterbrochen von Lachen und andern Kundgebungen, wie sie auf der Gallerie eines Schauspielhauses vorzukommen pflegen.“

„Endlich, nachdem die Ungeduld der Versammelten auf eine anscheinend bedenkliche Höhe gestiegen war, und das Rufen und Lärmen in einen Sturm auszuarten drohte, verkündete ein allgemeines Ah! Ah! die Ankunft des provisorischen Bureau's, welchen Interjectionen ein schallendes Gelächter folgte, von dem es zweifelhaft war, ob es den so eben Eingetretenen, oder irgend einem andern Umstande gelte. Doch die Ruhe wurde jetzt bald hergestellt, und Herr Dumont sah sich in den Stand gesetzt, die Versammlung zu eröffnen.“

„Er begann damit, die Anwesenden mit dem Zwecke ihres

Hierseyns, über die Mainzer Bischofsangelegenheit zu berathen und einen Beschluß zu fassen, bekannt zu machen, und forderte zugleich auf, das provisorische Bureau, bestehend aus den Herren Advokat-Anwalt Dumont, Schuhmacher, Lehrer an der Realschule und Redacteur des vor Kurzem eingegangenen „„Demokraten““, Dienst, Handelsgerichtsdiener, wenn wir nicht irren, und Schöppler, Schreiber, durch ein definitives zu ersetzen. Dieß geschah sogleich, indem die Versammelten ein stürmisches „„Bleiben! Bleiben!““ ertönen ließen, dem ein ziemlich allgemeines Handaufheben folgte. Das Bureau war nun constituirt und Herr Dumont als Präsident, die übrigen drei Genannten als Protokollführer bestätigt. Die Geschäftsordnung war bald gemacht und angenommen, und es blieb dem Herrn Präsidenten nichts übrig, als die bezüglichen Anträge zu stellen, nachdem er der Versammlung die große Freude in's Gedächtniß gerufen, welche die „„große Majorität““ der Mainzer Katholiken erfüllt habe, als der hochwürdige Professor, Dr. Leopold Schmid, durch Wahl auf den bischöflichen Stuhl von Mainz erhoben worden sei, eine Freude, die leider durch die päpstliche Verwerfung des Erwählten in die tiefste Betrübniß verwandelt worden sei, von welcher Betrübniß indessen unter den Anwesenden auch nicht die geringste Spur zu entdecken war. Diese Verwerfung sei aber um so schmerzlicher, da der Herr Professor Schmid nicht nur als großer Gelehrter allgemein bekannt und auch in der praktischen Seelsorge bereits sehr segensreich gewirkt habe, sondern ganz besonders auch deßhalb, weil der Verworfene gewiß die in ihn gesetzte Hoffnung erfüllt haben würde, innerhalb der von der Kirche ihm gebotenen Gränzen ein „„Bischof des Fortschrittes““ zu seyn. Ferner sei die päpstliche Verwerfung des Dr. Schmid unrechtmäßig, da ihr kein Informativproceß vorhergegangen“ u. s. w.

Und vor dieser Gesellschaft entwickelte der oben genannte Professor der Kirchengeschichte: wie „College Schmid“ Recht und der Papst Unrecht habe. „Der heilige Vater“, so erklärte der würdige Vertreter der deutschen Wissenschaftlichkeit, „ist

nicht unfehlbar, wie dieß schon Papst Pius II. in einer Bulle erklärte, sondern er ist nur der Bischof der Bischöfe, und wenn wir nun auch nicht den Informationsproceß des Dr. Schmid erwirken, noch seine Verwerfung rückgängig machen können, so dürfen wir uns doch an den heiligen Vater wenden, und diesem unsere Ueberzeugung von der Tüchtigkeit des zum Bischofe von Mainz Erwählten bekannt geben. Der Bischof sitzt nicht deßhalb auf seinem Stuhle, „„um seine Heerde als Despot zu leiten““ (Beifallsbezeugungen), sondern er soll bei dieser Leitung der Stimme seines Herzens Gehör geben, dieß könne er nicht, wenn er nicht die Stimme seiner Heerde zu hören bekomme. Er stelle also den Antrag: ein Gesuch an den heiligen Vater (Murren) zu richten, um denselben zu bitten, einen Informativproceß einzuleiten, mit dieser Bitte aber zugleich den apostolischen Stuhl davon in Kenntniß zu setzen, daß die immense Majorität der Mainzer Katholiken dem hochwürdigen Dr. Leopold Schmid ihr vollkommenstes Vertrauen schenke.“

Der Erfolg war der Beschluß der eben so achtbaren, als competenten Societät: „ein Gesuch an die großherzogliche Staatsregierung und an den Papst nach Rom abgehen zu lassen, um den Informativproceß des verworfenen Dr. Schmid zu veranlassen.“ So stimmen die Professoren „katholischer Confession“ in Gießen, und die Demokraten rother Confession in Mainz in ihrem letzten Zweck und Ziel zusammen: der heilige Stuhl soll gezwungen werden, daß er der Diöcese Mainz einen „Bischof des Fortschritts“ gebe. Auch über das Mittel sind die beiden hohen Alliirten einig: es wird, wie wir gesehen, ein „Informativproceß“ verlangt. Da sich also um dieses Begehren in diesem Augenblicke der etwas in Unordnung gerathene Ideenkreis der würdigen Vertreter der demokratischen, wie der speculativ philosophischen Interessen des Großherzogthums Hessen dreht, so wollen auch wir uns der Rede unterwinden, und gerade über diesen Punkt einige bescheidene Bemerkungen erlauben.

Der Informativproceß in Betreff eines Bisthumscandi-

baten ist ein Verfahren, welches der Papst vornehmen läßt, um sich diejenigen Nachrichten zu verschaffen, welche sein Gewissen zur Bestätigung oder Verwerfung bestimmen sollen. Es beginnt factisch und juristisch mit der Einziehung der nöthigen Erkundigungen, und schließt mit dem verwerfenden oder bestätigenden Bescheide des Kirchenoberhauptes, wofür dieses allein in seinem Gewissen dem Richter der Lebendigen und Todten verantwortlich ist. Demnach hat über die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der eingezogenen Erkundigungen auch allein und lediglich das Gewissen des Papstes zu entscheiden. Zweck des ganzen Verfahrens ist nach dem bekannten Grundsatze: Judici fit probatio, non reo *), die Aufklärung des Papstes über den Bisthumscandidaten, nicht die des Bisthumscandidaten, oder seiner „Collegen", oder der demokratischen Vereine, oder der rothen Presse über die Namen der um Auskunft befragten Personen. Die Partei bedarf jedoch dieser Kunde, um „feurige Kohlen" auf deren Häupter sammeln zu können.

Sind die eingezogenen Nachrichten von der Art, daß sie eine Bestätigung begründen mögen, so schließt das Verfahren mit einer Formalität, die man den Informativproceß (im engern Sinne) zu nennen pflegt, und die in der eidlichen Vernehmung einiger Zeugen besteht, welche die Tüchtigkeit des Candidaten bekunden. Das Decret, welches diese Form anordnet, ist, der Regel nach, Vorläufer und Einleitung des Bestätigungsactes selbst. Begreiflicherweise fällt aber umgekehrt selbige Förmlichkeit weg, wenn das Resultat des Informationsverfahrens die Nothwendigkeit der Verwerfung ist. Ist also Herr Schmid verworfen, so mögen sich die Gießner Gelehrten und die Mainzer Demokraten in Betreff des Informativverfahrens nur beruhigen. Das Resultat desselben war gerade die Verwerfung. — Nach diesem Bescheide noch die, der

*) Der Beweis wird dem Richter geliefert, nicht dem Beklagten.

Bestätigung vorausgehende Feierlichkeit des formellen Processes zu fordern, ist der Gipfel der Naivität der gelehrten Gießner, wie der Mainzer Demokraten, die keine Gelehrten sind, beide aber nicht wenig verwundert seyn mögen, sich als „katholische“ Streitgenossen hier begegnen zu müssen. Wenigstens hätten doch die erstern bedenken sollen, daß der ehrenwerthe Stand der deutschen Professoren schon genug zu tragen hat an der europäischen Reputation praktisch-politischer Anstelligkeit, die er auf allen deutschparlamentarischen Schlachtfeldern seit zwei Jahren zu erwerben leider! nur zu gut benutzte Gelegenheit hatte.

Fragen wir nach diesen factischen Bemerkungen: was wir aus dieser Geschichte zu lernen haben? so ist die Frucht unserer Erkenntniß nichts weniger als eine süße und erquickende.

Viele haben gemeint: der Kirche in Deutschland sei nicht zu helfen, es sei denn durch das, was sie in ihren Schulen katholische Philosophie und deutsche Wissenschaftlichkeit nannten. Die Haltung der katholischen „Collegen“ in Gießen zeigt, was von dieser Verheißung zu halten sei.

Andere haben das Heil von der völlig freien Wahl der Kapitel erwartet. Siehe! die erste völlig freie Wahl der Mehrheit eines Capitels im Herzen von Deutschland entscheidet sich für den Professor Dr. Leopold Schmid.

Noch Andere haben einen Antheil des „katholischen Volkes“ an den Bischofswahlen dringend bevorwortet. Als Antwort zeigt die Vorsehung ihnen die Demokratenversammlung im Frankfurter Hofe zu Mainz; ein Spiegelbild der Zukunft, welcher die Kirche in Deutschland entgegen gehen würde, fiele je die Leitung ihrer Angelegenheiten in diese Hände.

Alle menschlichen Mittel und Verfassungsformen, die an sich weder gut noch schlecht sind, und deren Werth rein von den Umständen und von dem Gebrauche abhängt, der von ihnen gemacht wird, — alle diese Mittel retten die Kirche in Deutschland nicht. Mehr als je gilt heute das Wort: daß alle gute und alle vollkommene Gabe von oben herab, vom

Vater des Lichtes kommen muß. Wenn nicht bald der Geist Gottes die Herzen der Deutschen mit seinem Lichte durchströmt, um sie im Glauben, in der Liebe und im Gehorsame der einen wahren und allgemeinen Kirche Christi zu vereinigen, so kann und wird freilich immer noch eine kleine Schaar von Gläubigen übrig bleiben, und Gott wird jetzt wie zu allen Zeiten die Seinen retten, aber Deutschlands Loos ist solchen Falls für immer geworfen, und sein unwiderrufliches Urtheil in der Geschichte heißt alsdann: gewesen!

XX.

Rückblicke auf die Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

II.

Die Prager Ereignisse in der Pfingstwoche 1848.

Als Nachtrag und Zusatz zu der im eilften Hefte vorigen Jahres und im zweiten Hefte dieses Jahres enthaltenen Darstellung geht uns von einer verehrten Hand nachstehender Aufsatz zu, der ein allzu belehrendes Streiflicht auf die Prager Pfingstereignisse wirft, als daß wir ihn unsern Lesern vorenthalten könnten.

Das böhmische Gubernium hatte kurz vor Ausbruch der Revolution eine Personalveränderung erlitten und den Grafen Rudolph Stadion zum Oberstburggrafen erhalten. Dieser sollte durch die am 6. April erfolgte Wahl des Erzherzogs Franz Joseph (nunmehrigen Kaisers) zum Statthalter in Böhmen, und des Grafen Leo Thun zum Gubernialpräsidenten ersetzt

werden. Bekanntlich verhinderten die eingetretenen Umstände, daß der erlauchte Erzherzog seinen neuen Beruf antrat, und Graf Thun konnte den seinigen erst am 1. Mai übernehmen, weil ihn die Ernennung zu seiner neuen Stelle in Gallizien, und zwar in Tarnopol, aufsuchen mußte.

Eine Prager Deputation, aus dem Comité des Wenzelsbades entstanden, hatte zum zweitenmale eine Petition an Se. Majestät den Kaiser nach Wien gebracht, welche der Oberstburggraf gezwungen worden war zu bestätigen, als enthalte sie den Wunsch der ganzen böhmischen Nation. Die darin ausgesprochenen Verlangen wurden von dem Ministerium am 8. April zugestanden, und erlangten somit ihre Erledigung.

Von nun an wurden weitere Concessionen vom Oberstburggrafen in einzelnen Acten ertheilt, zum Theil ließ auch das Gubernium gewisse Dinge geschehen, ohne solches ausdrücklich zu bewilligen. Dahin gehörte, daß es den Studenten Lehr- und Lernfreiheit gewährte, Vereine zu bilden gestattete, und der Nationalgarde es hingehen ließ, daß abgesonderte Corps errichtet wurden, zu denen unter Anderm die Swornost zu zählen ist. Comités, um die Vorlagen zum Landtage zu bilden, waren schon früher constituirt worden; sie wurden nunmehr mit dem Wenzelsbad-Comité verschmolzen, und beriethen als Nationalausschuß zwar unter Vorsitz des Oberstburggrafen, ohne daß solcher jedoch auf die Versammlung einen Einfluß auszuüben vermocht hätte. Alle diese Schritte waren von dem Ministerium genehmigt worden.

Als daher der neue Gubernialpräsident Graf Leo Thun am 1. Mai in Prag auftrat, so fand er nicht allein die hier in der Kürze erwähnten Verhältnisse vor, sondern das ganze Land so zu sagen in zwei Lager getheilt: in das deutsche und in das böhmische. Waren beide dem Radikalismus ergeben, so stützte sich das erstere auf die Frankfurter Reichsversammlung und die sächsischen Revolutionärs, das letztere aber auf die slavischen Nationalbestrebungen.

Die Stellung des Gubernialpräsidenten wurde durch diese Verwickelungen höchst schwierig; er konnte nur im Landtage einen legalen Boden suchen, während der Einfluß der Centralregierung in Wien immer mehr dahin schwand. Der erwähnte Nationalausschuß beabsichtigte aber die Executivgewalt an sich zu ziehen: dem hatte der Landeschef zu widerstehen. Inzwischen fanden die Ereignisse vom 26. Mai in Wien statt. Die Entwickelung der Dinge schien davon abzuhängen, ob die Provinzen es sich gefallen lassen würden, von der Wiener Aula regiert zu werden.

Als Protest dagegen setzte Graf Thun einen provisorischen Regierungsrath ein, der im Einvernehmen mit den Civil- und Militärautoritäten und der ausdrücklichen Bedingung der allerhöchsten Genehmigung, für eventuelle Fälle constituirt worden war. Diese Genehmigung wurde durch eine nach Innsbruck entsendete Deputation nachgesucht.

Durch diese Maßregel wurde das Bestreben des Nationalausschusses, selbst eine provisorische Regierung zu bilden, vereitelt. Diese Absicht entging keineswegs der Bewegungspartei: sie stimmte demnach gegen den Gubernialpräsidenten, suchte Veranlassung, ihn wo möglich außer Thätigkeit zu setzen, und benutzte die erste günstige Gelegenheit, sich der Person des Grafen Thun zu bemächtigen.

Als daher der Gubernialpräsident Kunde von der ausgebrochenen Bewegung erhalten hatte und zu Fuß von der Kleinseite über die Brücke in der Absicht geeilt war, um sich im Generalcommando mit dem Fürsten Windischgrätz zu vereinigen, so erfolgte auf dem Wege dahin seine Verhaftnahme durch bewaffnete Studenten, die ihn in's Clementinum gefangen abführten. Es wurden während dieser Zeit Versuche keiner Art gespart, politische Concessionen zu erhalten, um hierdurch das zwischen ihm und dem Fürsten Windischgrätz bestehende innige Einverständniß zu stören. Graf Thun stellte allen Anforderungen den einfachen Widerspruch entgegen, daß er,

der Freiheit beraubt, keine rechtsmäßige Geschäftsthätigkeit auszuüben vermöge, und sich daher einer jeden Theilnahme an solcher bis zu seiner Freilassung enthalten müsse. Diese erfolgte am 13. Nachmittags nach mehr als vierundzwanzigstündiger Haft. Kein Zweifel, daß sowohl des Gubernialpräsidenten Festigkeit in Verweigerung aller Zugeständnisse, als die Drohung des Fürsten Windischgrätz, daß wenn dem Grafen irgend ein Leid geschähe, keiner von den Aufrührern, die ihn festhielten, mit dem Leben davon kommen werde, solche bewirkten.

XXI.

Unsere Errungenschaften.

X.

Verkümmerung des Verkehrs.

Ungehemmter Verkehr sammt fruchtbarlicher Gewerbsthätigkeit und gefestigter Wohlstand stehen in einem Lande oder in einer Stadt in Wechselbeziehung, beide sind gleichzeitig Ursache und Wirkung; die Bedingnisse dazu liegen in dem äußern Frieden, der innern Ruhe, der gefestigten Ordnung, insgesammt Güter, zu denen das Wühlen und Revolutioniren, ob nun dasselbe erst noch im Laufe begriffen, oder aber an dem beabsichtigten Ziele bereits angekommen sei, in unbedingtem Widerspruche stehen. Wir sind zwar weit entfernt, zu befürchten, daß das Wühlen und Zerstören in's Unendliche fortdauern werde oder könne. Seine Schwingungen mögen für den Augenblick andauernder, weitgedehnter und rascher seyn als sonst;

einmal müssen dieselben doch aufhören, einem allmählig sich wieder regelnden Zustand, welcher Beschaffenheit nun immer derselbe seyn möge, müssen sie zuletzt doch weichen. Bis dorthin aber wird der Wohlstand im Allgemeinen immer tiefer untergraben, immer heftiger erschüttert, der Verkehr immer mehr verkümmert werden. Es ist möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß er, hat einmal der Orkan ausgetobt, einen neuen Boden finden, frische Wurzeln schlagen werde; wobei jedoch weniger von einer Fortsetzung, von einem Wiederzurechtkommen, als vielmehr von einer neuen Begründung und Gestaltung desselben die Rede wird seyn können.

Das ist unter den düstern Ansichten der Gegenwart und unter den noch düsteren Aussichten in die Zukunft der einzige Hoffnungsstrahl. Sollte aber das Jahr 1848 nicht sowohl eine, die gesammte gesellschaftliche Ordnung tief erschütternde und schwer verwundete Katastrophe, sollte es vielmehr ein Keim seyn, der mit all den zerstörenden Wirkungen, die es bereits durch so viele Verzweigungen auf's empfindlichste bewährt hat, erst im Beginne seiner Entwickelung stünde, dann fiele es nicht schwer, ein Verzeichniß derjenigen Gewerbe oder menschlichen Bethätigungen anzulegen, welche nach einem halben Jahrhundert unter die verlorenen Dinge zu zählen seyn würden. Wird es doch hin und wieder laut angekündigt, daß die seufzende und zugleich harrende Menschheit durch nichts anderes könne zufriedengestellt werden, als durch eine gänzliche Umgestaltung aller bisherigen gesellschaftlichen Verhältnisse. Ließe sich diese bewerkstelligen, dann wäre manche Berufsart zu nennen, welche den Enkeln nur noch von dem Hörensagen bekannt seyn dürfte. Denn so wie die rothen Republikaner in Verbindung mit den Communisten ihre Zwecke verwirklichen könnten, so würden von jenen die Einen rasch verschwinden, Andere langsam in einer Weise verkümmern, wie dieß in kleinen Städten mit verschiedenen Handthierungen in Folge der entstandenen Fabriken geschehen ist; der Unterschied bestünde einzig darin, daß hiebei die Thätigkeit zu ähnlichem Zweck auf einen andern Boden sich

verpflanzt hat, und in anderer Gestalt erscheint, in jenem Fall aber dieselbe unter der angestrebten Gleichheit der Hülflosigkeit und der Verarmung allmählig ganz verschrumpfen müßte.

Wenn wir in flüchtigem Ueberblick ein Register der absterbenden und verendenden Berufsarten aufstellen wollten, so würden wir vor der Hand nachfolgende auf dasselbe eintragen: Bildhauer — Buchbinder — Buchhändler — Edelsteinhändler — Goldarbeiter — Jäger, herrschaftliche — Juweliere — Köche — Kupferdrucker — Kupferstecher — Maler — Paramentenmacher — Siegelstecher — Silberarbeiter — Vergolder. — Diese Gewerbe werden zwar in größeren Städten nicht geradezu insgesammt verschwinden, aber doch so zusammenschmelzen, daß von ihnen, als von Berufsgenossenschaften, nicht mehr die Rede wird seyn können. Denn durch das, was unter den Jetztlebenden eine Partei als höchste Errungenschaft, die aus allen Kräften und durch alle Mittel anzustreben sei, verkündigt, werden nicht Verbesserungen in der Verwaltung, auch nicht größere Garantien in Bezug auf die Personen, die mit dieser betheiligt sind, ja nicht einmal einzig Aenderungen in den Verfassungen, sondern es wird damit ein gänzliches Wegfegen der Gesellschaft beabsichtigt, woran sich Folgen ketten müßten, die lange nicht von Allen, die diesen Bestrebungen sich günstig erweisen, gewollt, vielleicht nicht einmal geahnet werden.

In obigem Verzeichniß haben wir die dritte Stelle den Buchhändlern anweisen zu können geglaubt. Wir müssen bei ihnen, als den Repräsentanten der Literatur, ein wenig verweilen. Befrage man dieselben um das Resultat ihres Geschäftsbetriebes während der letztverflossenen Jahre! Sollte wohl irgend einer im Falle seyn, hierauf eine befriedigende Antwort zu ertheilen? Der Buchhandel darf nicht mit Unrecht der Barometer der Literatur genannt werden. Welches ist jetzt dessen Stand? Doch gewiß kein günstiger, nicht einmal ein solcher, der für die nächste Zukunft eine befriedigendere Aussicht eröffnet. Vergleichen wir, um für die Ver-

gangenheit einen Maßstab zu gewinnen, die Buchhändler-Anzeigen in den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung vom ersten bis siebenten Februar 1848 mit denjenigen in den Blättern der gleichen sieben Tage des Jahres 1849! In jenem finden wir achtundsechszig Werke des mannigfaltigsten Inhalts, entweder in ausführlichen Anzeigen, oder bloß mit Angabe der Titel, angekündigt, daneben bloß drei des Cottaischen Verlags (worunter die eben vollendete Gesammtausgabe von Platens Werke), außer diesem die Ankündigungen von fünf mehr oder minder wissenschaftlichen Zeitschriften, das Ausland, als Cotta'scher Verlag, gar nicht gerechnet. Wie stellen sich nun die ersten sieben Tage des Februars (vielleicht nicht einmal die ungünstigsten) des verflossenen Jahres zu jenen? Da finden wir bloß zweiundzwanzig Bücher des verschiedensten Inhalts (von einer „allgemeinen deutschen Wechselordnung“ bis herab zu einem höchst verdächtigen, weil mit versiegelten Abbildungen angebotenen „Musäum des Witzes und der Laune“), außer diesen zehn Werke, an Zahl von jenen beinahe die Hälfte, an innerem Werthe mehr als deren Doppelzahl aufwiegend, aus Cotta'schem Verlag (d. h. ohne Einrückungsgebühr) aufgenommen, daher gar nicht in Anschlag zu bringen; neben diesen noch zehn größere und kleinere politische Hefte oder Ergehungen über Tagesfragen; dann bloß vier wissenschaftliche Zeitschriften, dagegen aber sechs neue Zeitungen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, die das Jahr vorher ganz fehlen *).

*) Noch magerer erweisen sich die sieben Blätter vom 18. bis 24. Februar die Werke. Die von Zeitfragen unabhängig sind, lassen sich leicht zählen. Es sind deren (selbst wenn wir den unzählige Mal angekündigten Cotta'schen Verlag: Italiens Zukunft von Kölle dazu rechnen) bloß zwölf: drei ascetische Werke, zwei Romane, eine schon oft vorgekommene Beschreibung von Ischl, Buddens, St. Petersburg, ein lateinisches Wörterbuch, eine englische Mustersammlung, eine Erziehungslehre, ein Handbuch der Blumengärtnerei, Sporschil's Geschichte der Deutschen; darüberhin aus Cotta'schen Verlag

Daß ein ungehemmter Fortgang der Bestrebungen der Umsturzpartei aller wissenschaftlichen Pflege, aller Neigung zu den Wissenschaften einen Stoß versetzen würde, von dem sie sobald nicht sich würden erheben können; daß in dieser Beziehung eine neue Barbarei auf das Verzeichniß der „Errungenschaften" würde müssen gesetzt werden, das hat wohl mit uns schon Mancher geahnt; davon ist nur in jener Zusammenstellung bereits ein Vorschmack gegeben. Es läßt sich aber eine zweifache Pflege der Wissenschaft denken, eine verborgene, auf denjenigen, der ihr sich widmet, beschränkte, mit der eigenen Befriedigung sich begnügende, die wir eine empfangende nennen möchten; diese wird sich wesentlich vermindern, schwerlich jemals ganz aufhören. Dann gibt es aber auch eine an's Licht tretende, regsame, thätige, die durch eigene Forschung das Gebiet der Wissenschaft anbauen will, die im Gegensatze zu jener eine zeugende genannt werden darf. Diese muß bei der Fortdauer der jetzigen Constellationen noch mehr verkümmern, als bereits geschehen ist. Zwar wird es an Einzelnen, die auch fortan, in welchem Fache der Wissenschaften es sei, Forschungen anstellen wollen, nicht fehlen, aber die Möglichkeit, dieselben zum Gemeingut machen zu können, wird ihnen immer mehr entzogen werden, es wird immer schwerer fallen, für Werke des wahren Studiums Verleger zu finden, weil diese nicht mehr auf Käufer rechnen können.

Die Zahl derjenigen, für welche neue Werke ein Bedürfniß im strengern Sinne zu nennen sind, ist nicht sehr groß;

---

die längst bekannten Dichtungen von B. Weber und der Freiin von Droste. Hiezu kommen neue Zeitsächelchen, wie zwei Auswanderungsbücher, Lola-Montez, ein Schriftchen über Aufhebung des Cölibats, der Rest meist Scripse über die Begegnisse in Wien. Endlich werden fünf Zeitungen angekündigt, nicht politischen Inhalts, nur die in Leipzig erscheinende Universitäts-Zeitung. Das ist die magere Kost im Vergleich zu der ehemals reich besetzten Tafel.

ungleich größer ist die Zahl derer, welchen neue Werke zur Erweiterung ihres geistigen Besitzes, als Schmuck und Zierde des edlern Daseyns willkommen, selten jedoch ganz unentbehrlich sind. Wird das gesellschaftliche Bestehen erschüttert, werden die Zuflüsse, mittelst deren dasselbe nach freier Lust über das Nothwendige hinausschreiten kann, verkümmert, tritt der Zwang zu Beschränkungen ein, so ist der Ankauf neuer Bücher selten der letzte, was diesen unterliegt. Fehlt aber in der Gewißheit, für eine tüchtige Arbeit einen Verleger zu finden, zu einer solchen Aufmunterung, so muß nothwendig hiemit bei Manchem die Lust sich mindern, dergleichen zu unternehmen, dieß selbst abgesehen von der pecuniären Vergeltung, die für den redlichen Forscher immer nur Nebensache oder Beigabe seyn kann; sondern deßwegen vorzüglich, weil das scire tuum nihil est, nisi te scire sicut et alter, eine natürliche Regung des Menschengeistes ist, ohne daß deßwegen von Eitelkeit zu sprechen wäre. Indem unter solchen Umständen mehr als eine wissenschaftliche Forschung entweder unterbleibt, oder in die Verborgenheit des eigenen Gemachs gebannt wird, läuft bei längerer Dauer eines so gedrückten Zustandes auch die Regsamkeit zu solchen Unternehmungen und die Lust daran Gefahr, immer mehr sich zu verlieren.

Die Welt hat sich auf die Kreuzerliteratur geworfen, begnügt sich mit dieser, erlabt sich an dieser, ersättigt sich mit ihren Zeitungen, Heftchen, die von Tagesereignissen handeln, Flugschriften, welche über Tagesfragen sich ergehen, das sind jetzt größtentheils die Ereignisse der Presse, in welchen die frugal gewordenen Geister schwelgen. Diese endemisch gewordene Liebhaberei versetzt der wahren Wissenschaft und der geistigen Civilisation in zweifacher Weise den Todesstoß. Stellen wir einige Wirkungen dieser immer mehr Alles anfressenden Sucht vor Augen!

Die Consumtion feuert bei allen denkbaren Gegenständen die Production an. Da nun der Bedarf an politischem Geschwätze ein so allgemeiner und gieriger, der Absatz desselben

ein so rascher geworden ist, widmen sich manche Geister, die sonst des Bessern tüchtig und zu Tüchtigerem fähig wären, diesem Gewerbe, dessen Erzeugnisse sich von Tag zu Tag vertreiben lassen, daneben keiner mühsamen Vorbereitung, keiner andauernden Anstrengung, keiner beharrlichen Forschung bedürfen, zu denen der Stoff in ein paar eigenen oder fremden Einfällen leicht sich bietet. Mag man dabei gleich von Anbeginn her eines zusagenden Erfolges sich erfreuen; ist zugleich damit der Geschmack an einem solchen Geschäftsbetrieb geweckt worden; zeigt sich das Talent schmiegsam dafür, dann steht die Gefahr nahe, zu allem Ernstern, Anstrengenden, nur in langdauernder Thätigkeit für die Wissenschaft Ergiebigen, die Lust, den Sinn, die Ausdauer einzubüßen.

Wie bereits bemerkt, war die Zahl derer, welchen der Anbau der Wissenschaft dessen selbst wegen Lebensaufgabe gewesen ist, von jeher die kleinere; die Mehrzahl bestand und besteht aus Solchen, die einen Werth darauf setzten, die Ergebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit Anderer als Zierde, Schmuck und zu würdiger Ausfüllung freier Stunden sich zu eigen machen zu können. Für diese vorzüglich hat der Geschichtschreiber geforscht, der Reisende beobachtet, der Ethnograph oder Statistiker seinen Fleiß verwendet, der Naturforscher in höherem Sinne die Resultate seiner Studien in allgemein ansprechenden Werken niedergelegt. Nun kömmt jene Tages- und Kreuzerliteratur; nun kommen jene Zeitungen, die bereits nicht mehr mit alltäglich einmaligem Erscheinen sich begnügen, die in riesenhafter Ausdehnung wetteifernd sich zu überbieten suchen. Bereits ist das Bedürfniß darnach in eine solche krankhafte Ueberwucherung ausgeartet, daß das Beschränken auf eine einzige, mit banausischen Abweisen einer zeitgemäßen Bildung und Urtheilsberechtigung gleich gehalten wird. Man darf sich nicht mehr an ein einziges Blatt halten; man darf sich nicht mehr damit begnügen, möglichst schleunig zu erfahren, was aller Orts so eben nicht allein sich zugetragen hat, oder verfügt worden ist, sondern man muß eben sowohl darüber Bescheid

zu geben wissen, was ein Jeder, der irgendwo als Mann des Tages augenblicklich und vorübergehend auftaucht, beabsichtigt oder gesprochen hat. Wie ein bornirtes, bemitleidenswerthes Geschöpf ist nicht in unsern Tagen der Mensch, wie muß er nicht vor jedem, auf der wahren Zeithöhe Stehenden mit Scham sich verkriechen, wenn er nicht augenblicklich darüber Bescheid zu geben weiß, wie die „Allgemeine Zeitung" irgend einen Artikel der „Morning-Post", oder der „Times", oder eines tonangebenden Blattes in Paris beurtheile, wie „die preußische Staatszeitung" die Bemerkungen der „Allgemeinen Zeitung" darüber aufnehme, in welche Weise der „österreichische Lloyd" über beide sich auslasse, was über sie alle die „Allgemeine österreichische Zeitung" belfere, in welcher Weise sodann über sämmtliche Vorgänger „die Presse" zu Gericht sitze, wie endlich der „Correspondent" aus Olmütz sich verlauten lasse. Mit Abhören dieses Geträtsches aber gehen die freien Stunden des Tages dahin, glücklich, wenn sie nur zureichen. Wem bliebe sonach die physische Zeit übrig, um auf Anderes zu denken, mit Anderm sich zu beschäftigen? Wen wandelte nach dem mühsamen Durchringen durch solche Tageslast zu Anderem nur noch die mindeste Lust an? In wessen Kopf würde es nach solchem unerquicklichen Herumvagiren nicht wüste, also daß er für alles Gediegenere blasirt sich erwiese? Daß daneben solche Zeittödtung nicht ohne Geldaufwand könne getrieben werden, das weiß Jedermann. Die Tausende aber, welche durch die immer üppiger wuchernde Kreuzer-Literatur verschlungen werden, sind am Ende doch ein Abbruch, welchen die wahre Literatur erleidet; denn in dem Maße, in welchem die Geldverschleuderung für Tagesblätter steigt, in eben diesem vermindern sich für Viele die Mittel zur Anschaffung von Büchern.

Hieran knüpft sich noch ein anderer Nachtheil. Dieses Gezänke über politische Maßnahmen, häufiger bloß über Aeußerungen; diese Splitterrichterei aller getroffenen Verfügungen; dieses Haarspalten der individuellen Meinungen und Ansichten; dieser ganze zeitwüchsige Salmigondis gewährt dem Geist kein

Nahrung, höchstens leicht bewerkstelligten und schnell verfliegenden Kitzel. Wie bei zufälligem Vorübergehen auch ein ernsthafter und seine Zeit weise zu Rath haltender Mann an einem Hahnenkampfe sich vernarren kann, so sehen wir sonst besonnene und für Besseres sich aufsparende Männer in Erörterungen, Angriffen und Widerlegungen, die nur allzuhäufig keine höhere Bedeutung und keine bleibendere Wirkung haben, als förmliche Hahnenkämpfe, sich vernarren, auf Phrasen und Wendungen ein Gewicht legen, als wären dieselben Angeln, auf welchen die ganze Zukunft sich drehte; indeß die Ereignisse gewöhnlich den scharfsinnigsten Conjuncturen ein Schnippchen schlagen. Aber immer mehr findet man an jenen Logomachien, wie an jedem Kitzel, sein Behagen; hieraus entsteht allmählig ein Bedürfniß darnach, und gleichen Schrittes damit tritt gegen Ernsteres und Stoffhaltiges eine Abstumpfung ein. Die Zeit zum Bücherlesen gebricht, das Geld zum Bücherkaufen findet einen andern Abzug, am Ende wird man für die Zeitverwendung in wissenschaftlicher Belehrung gleichgültig, man kennt nur noch das Bedürfniß der Zeitvertreibung. Für gewöhnliche Menschen dient das Durchlaufen einiger Blätter und Broschüren weit besser dazu, zu dem Smal-talk der landesüblichen Conversation sich auszustaffiren, als jedes gründliche Wissen. Dazu findet man in jenen die Gedanken, Urtheile und Phrasen nach erforderlichem Maß, Gestalt und Farbe bereits gehörig zugerichtet und fertig, so daß man nur zu wählen braucht. In solcher Art wird das maßlose Zeitungslesen in mehr als einer Beziehung das Grab der Literatur, und je länger desto mehr dürften die kenntnißreichen Leute den zungenfertigen weichen müssen.

Indem wir aber überzeugungsgemäß dem Buchhandel eine düstere Zukunft in Aussicht stellen, werden wir unwillkürlich zu der Frage gedrängt: ob wohl von allen denkbaren Gewerben irgend eines zu dem unerfreulichen Zustand, worin sich gegenwärtig die Bewohner von Deutschland befinden, so viel beigetragen habe, wie die große Masse gewissenloser und alle

schlechten Erzeugnisse der wirren und wüsten Geister mit besonderm Eifer fördernden Buchhändler; und ob es nicht für eine anerkennenswerthe, natürliche Ordnung der Dinge zeuge, daß von den Folgen der Zerrüttung diejenigen zuerst getroffen werden, die zu deren Beförderung am meisten beigetragen haben? Wir wollen uns an die gewissenhaftern, ehrenwerthern Männer dieser Gewerbe wenden, ob sie nicht selbst bezeugen müssen, daß so viele ihrer Genossen niemals eine Ahnung dessen gehabt hätten, daß ihr Beruf eine weit höhere, als eine bloß merkantile Bedeutung habe; daß es Bedingungen und Verpflichtungen auferlege, denen in der sittlichen Würde des Individuums eine reinere und befriedigendere Bürgschaft gesichert werden müsse, als es den Gesetzen irgend eines Landes möglich wäre. Indem wir die Erzeugnisse des Büchermarktes des letzten Jahrzehends durchgesehen, dürfte es weder ein übereiltes, noch ein hartes Urtheil genannt werden, wenn wir sagen, daß keine Schrift so ruchlos, so empörend, so brandstifterisch, so allem Edlen und Wahren feindselig, so durchweg unsittlich gewesen sei, daß deren Verfasser nicht sicher gewesen wäre, einen Verleger zu finden, vielleicht leichter und sicherer als derjenige, welcher mit Ausdauer und Anstrengung ein wissenschaftliches Werk, oder eine Arbeit zu Stande gebracht hätte, die unbedenklich in Jedermanns Hände zu legen gewesen wäre. So viele Buchhändler sind nicht allein wissentlich, sondern mit unverkennbarer Vorliebe dem Vertrieb allartigen Giftes obgelegen, und haben zugleich noch möglichsten Bedacht darauf genommen, demselben unter der gleissendsten und betrüglichsten Empfehlung Absatz zu verschaffen, gleich als lägen die edelsten Heilkräfte unter dem Dargebotenen eingehüllt. Darf es dann befremden, wenn die Folgen der zerrüttenden Wirkungen denjenigen zuerst sich fühlbar machen, welche so lange sich und Andern das Gegentheil vorzuspiegeln beflißen waren?

XI.

Zunehmende Ruhelosigkeit.

Können wir in Abrede stellen, daß der Gesellschaft, wie der Individuen eine gewisse, fiebernde Ruhelosigkeit sich bemächtigt habe, aufgestachelt durch den unablässig sich drängenden Wechsel von Begegnissen, Umgestaltungen und Zuständen; durch die ununterbrochene Aufregung, Spannung und Erschütterung, womit die beinahe alltäglich zusammenlaufenden Berichte von Aehnlichem aus allen Ländern Europas uns erhalten. Auch das ist eine „Errungenschaft" der neuesten Zeit, ein Besitz, welcher den Vätern unbekannt war. Der ehemalige Morgengruß, die Bewillkommnungsformel für den Nachmittag, das Wort, mit dem wir sonst am Abend von einander geschieden sind, hat sich allgemein in die Frage verwandelt: was gibt's Neues? Mit dieser begegnen wir uns auf der Straße; mit ihr erscheinen wir in der Amtsstube; mit ihr sammeln wir uns zur Berathschlagung; mit ihr treten wir in das Comptoir des Kaufherrn, in das Gewölbe des Geschäftsmannes; mit ihr hängen wir den Hut an den Wandnagel der Gastzimmer und lassen wir uns auf den Sperrsitz im Theater nieder. Was gibt's Neues? schallt es herüber und hinüber. Was gibt's Neues? ist die Banalformel, unter welcher gegenseitige Bekannte und solche, die sich wildfremd sind, zusammentreffen. Der Stand der Witterung und des Befindens, sonst die bedeutungsvollen Prologen oder Achsen der Conversation sind vor der Frage: was gibt's Neues? in Staub und Asche verwandelt. Dem Greise, der mit dem einen Fuße im Grabe steht, dem Manne, der über Wichtiges mit dem Manne zu verkehren hat, der Dame, welche der Dame einen Höflichkeitsbesuch abstattet; dem Schüler, der auf dem Wege nach dem Gymnasium dem Mitschüler begegnet, ihnen insgesammt schwebt allstäts die große, durch den Welttheil erschallende Frage auf

den Lippen: was gibt's Neues? Und es sollte uns nicht wundern, wenn, selbst nach langer Trennung, Bräutigam und Braut mit der Frage sich bewillkommten: was gibt's Neues?

Wir begnügen uns nicht mehr mit dem, worin sonst der ordentliche Weltlauf sich abzuspinnen pflegte; wir bedürfen einer kräftigeren Aufregung, einer drastischen Erschütterung, zum mindesten einer stäten Spannung; wir sind jenen Weinsäufern gleich geworden, welche selbst für das stärkste Getränk noch eine Zuthat von Gebranntem verlangen, damit es nicht wie Brunnenwasser die Gurgel hinabrinne. Wir möchten alltäglich von ausgebrochenen Empörungen, von zusammenbrechenden Thronen, von blutigen Straßenkämpfen, von schauerlichen Meuchelmorden hören; und in Ermangelung dessen laben wir uns wenigstens an Kammerscandalen, an frechen oder insipiden Interpellationen, an schamlosen Bekenntnissen sittlicher Zerfahrenheit, wovon sämmtlichen Neuigkeitsbedürftigen der frische Vorrath nur selten und niemals auf lange Zeit ausgeht. Aber eben dieses nie zu ersättigende Lechzen nach Neuem drückt so vielen Jetztlebenden, selbst denjenigen, die sich nicht berufen fühlen, durch lange Reden, geheime Entwürfe, sogenannte kühne Griffe, oder stürmisches Handeln, den Vorrath daran zur Befriedigung Andrer zu vermehren, dennoch eine Ungenügsamkeit, eine Unstätigkeit, jene wenigstens an die Oberfläche tretende Ruhelosigkeit auf, die wir eher für das Symptom eines krankhaften Zustandes, als für die Signatur kernfester Gesundheit erklären möchten.

Dieß bei den Bessern. Andere, leichtern Sinnes und durch größere Beweglichkeit dahin gerissen, finden nur dann sich behaglich, wenn dieser Gier nach Wahrem oder Falschem, nach Möglichem oder Unmöglichem tagtäglich der Fraß vorgeworfen wird. Deßwegen sehen wir in den Zeiten so allgemeiner Aufregung und sieghaften Kampfes der Wühlerei gegen die bestehende Ordnung, gegen die Grundlagen, wie gegen die berufenen Vorkämpfer der Gesellschaft, nicht allein an der Wahl-

stätte, sondern in weitgedehntem Kreise von Manchen das Gewerbe hintangesetzt, die Familien verlassen, den Hausstand vernachlässigt; dort schlagen sie ihr Lager auf, wo unter dem Zusammentreffen Vieler entweder in gemeinsamem Jauchzen über das Gelungene, oder in hadernder Erörterung darin die Spannung immerfort neue Nahrung erhält. Immer Mehrern aber stellt es sich als würdigste Lebensaufgabe dar, handelnd, und wäre es nur als Bruchtheil des Sturmhaufens, an der Bewegung Theil zu nehmen und nach bester Kraft mitzuwirken, daß dieselbe nimmer mehr zurückkehre in das geordnete Bette.

Das Wort Bewegung gehört aber ebenfalls zu denjenigen, welche in neuester Zeit einen ganz andern Sinn gewonnen haben, als ursprünglich damit verknüpft war. Wie dadurch sonst eine nothwendige und ersprießliche Lebensthätigkeit sei bezeichnet worden, das kennt Jedermann. Sonst ist dadurch bloß nebst der Manifestation innerer Kraft, zugleich das Mittel angedeutet worden, um zu irgend einem wirklich nützlichen, oder doch in aufrichtiger Ueberzeugung hiefür gehaltenen Zweck zu gelangen. Nun aber hat man sich durch den Verlauf der letzt abgewichenen Jahre dergestalt an eine umgewandelte Bedeutung dieses Wortes gewöhnt, daß es beinahe den Anschein gewinnen will, als sollte mit dem Worte „Bewegung" die alleinige Lebensbedingung ausgedrückt, als müßte in derselben ein Gut an sich, ohne Rücksicht auf Folge und Zweck anerkannt werden. Deßwegen genügt, was zunächst durch sie erzweckt worden, nur selten; man bemüht sich, dieselbe ununterbrochen fortzusetzen, so lange noch irgend etwas vorhanden geglaubt wird, was durch sie bis dahin noch nicht wäre erreicht worden. Damit soll nicht gesagt seyn, daß das Bemühen jederzeit die beabsichtigte Folge habe, sondern bloß, daß es an Solchen nicht fehle, welche zu diesem Zwecke eben sowohl eng unter einander sich verbinden, als zu dessen Erreichung alle möglichen Mittel in Anwendung bringen. Es sind dieß diejeni-

gen, von welchen das Menschengeschlecht am meisten Ursache hat, auf seiner Hut zu seyn; dieweil ihre Unternehmungen unablässig und in jeglicher Weise gegen alles dasjenige gerichtet sind, was demselben ein geordnetes und zuträgliches Bestehen zu verbürgen noch im Stande wäre.

Einerseits diese Ruhelosigkeit, welche der Gesellschaft ihrer Mehrzahl nach sich bemächtigt; andererseits dann bei Vielen das endlose Treiben in solcher Bewegung, bloß um des Bewegens willen, hat einen Widerspruchsgeist hervorgerufen, von welchem oft in blankem Ernst behauptet wird, er sei zum Gedeihen der Völker und zum Heil der Staaten unerläßlich, ja die Achse, von der beide getragen würden, auf welcher beide sich drehen müßten. Der Widerspruch (die Opposition) nach vernünftiger Anschauung setzt aber etwas voraus, was nicht ist, wie es seyn sollte; was, sei es nun als Person, sei es als Einrichtung seiner Aufgabe oder seiner Bestimmung nicht genüge, demnach belehrt, aufgehellt, zurechtgewiesen, als wirkend an jene gemahnt, als bestimmend und maßgebend derselben müsse entgegengeführt werden.

Wer wollte die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des besonnenen und wahrhaft klaren und zugleich aus edlen Motiven hervorgehenden Widerspruches innerhalb jener Schranken in Abrede stellen? In diese aber soll er sich nach den Anforderungen derjenigen, die als eigentliche Bewegungsmänner gelten wollen, nicht sich einengen lassen; derselbe soll weder durch erwiesene und einleuchtende Mangelhaftigkeit veranlaßt, noch ausschließlich zu redlichen und anerkennenswerthen Absichten hervorgerufen werden. Beides kann zwar zufällige Beigabe des Widerspruchs werden, indeß es als preiswürdige Eigenschaft an sich gelten, unbedingte Anerkennung aber demjenigen zu Theil werden soll, welcher denselben am vielfältigsten, am lautesten, am ungestümsten erhebt, als Fahnenträger sich aufstellt, welcher Andere um sich zu schaaren das Geschick oder

die Redefertigkeit besitzt. Ein solcher muß sich zu der Höhe zu erheben wissen, von der er Alles, was von den Vertretern eines immer markloser werdenden öffentlichen Ansehens ausgeht, herabzuwürdigen, mit Tadel zu übergießen sich vornimmt. Es liegt etwas Diabolisches in dieser Sucht; wo aber finden wir nicht Solche, die von ihr befallen wären, Andere, die laut das Lob derselben verkündigten? Wie Manchen, die ihr Beifall zujauchzen, würde sie nicht um so theurer, je klarer sie deren ausgeprägte Negation zu durchschauen vermöchten! Es ist nicht mehr der mögliche Unwerth des Beantragten, es ist nicht mehr die denkbare Unzweckmäßigkeit des Verfügten, es ist entweder die Stelle, von welcher Antrag und Verfügung ausgehen, oder schon das allein genügt, daß Etwas als Antrag, als Verfügung sich kund gibt, was den Widerspruch in den Lauf setzt; das Unerträgliche kommt so wenig mehr in Betracht, als das augenfällige Gegentheil jenen in Zaum zu halten vermöchte.

Und so krankhaft ist die Zeit geworden, und so verschiefst haben sich alle Begriffe und so umdunkelt ist das Geistesauge mancher Menschen, daß es an Solchen keineswegs fehlt, welche es laut bekennen: die wahre Bürgschaft für das ersprießliche Bestehen der Staaten sei an diejenigen geknüpft, bei welchen der Mund zum prädominirenden Organ geworden zu seyn scheint. Mögen sie selbst, bei welchen dieses der Fall ist, hieran nicht jedesmal denken, an Andern, welche darauf aufmerksam machen, fehlt es nicht. Ihrer Meinung nach müßte in dem Drange, sowohl gegen Alles, was von oben ausgeht, obligaten Widerspruch zu erheben, als mit demselben Alles, was seitwärts kömmt, wenigstens zu besprengen, müßte in dem Drange, alles anders haben, alles berichtigen zu wollen, die sicherndste Gewährleistung für vollkommen tüchtige Leitung der wichtigsten Angelegenheiten sich kund geben. Haben wir ja in öffentlichen Blättern mehr als einmal die Hindeutung gelesen, wie Oesterreich mit einem Ministerium, aus den unermüdlichsten Kremsierer-Mäulern zusammengesetzt, ohne alle Frage am

besten fahren würde. Gehört es doch unbestreitbar zu den lächerlichsten Meinungen, daß die Tüchtigkeit zu einer Ministerstelle am unzweifelhaftesten durch das erfolgreiche Niederschwatzen (und wer wäre so ein Neuling, um nicht zu wissen, wie mancherlei Zufälligkeiten dabei zum Gelingen mithelfen?) irgend eines ministeriellen Antrages sich bewähre; und hat zugleich die neuere Zeit für das Königthum nichts Herabwürdigenderes ersonnen, als die zum Brauch gewordene Nöthigung, die Organe seines scheinbaren Handelns aus den Reihen derjenigen herauszusuchen zu müssen, welche in oft mehr hitzigen, als redlich gemeinten Widerspruch gegen bisherige Minister vorübergehend sich eines, nicht immer ruhmwidrigen Sieges erfreuen mochten. Die Vergangenheit trug in sich die Ueberzeugung, daß die oberste Geschichtsführung am zuversichtlichsten Männern anvertraut werde, die mittelst Uebung und Erfahrung einen praktischen, vermöge ihrer Stellung und ihrer Verhältnisse einen weiten und freien Blick gewonnen hätten; die Gegenwart legt mehreres Gewicht auf den barschen Widerspruch, auf die nimmer rastende Zunge. Das ist Zopf und Schwanz; so scheiden sich die Zeiten. Welche richtiger geurtheilt habe, darüber dürfte die nächste Zukunft entscheiden, wenn wir anders annehmen dürfen, daß dieselbe zur Besinnung zurückkehren, zu unbefangener Ueberlegung und richtigem Urtheile die erforderliche Ruhe wieder gewinnen werde.

XXII.

Literatur.

Phillips, über den Ursprung der Katzenmusiken (Charivari, Cravall, Carneval und Haberfeld), eine canonistisch-mythologische Abhandlung. Freiburg, 1849.

Ein Excurs über Katzenmusiken! Wer hätte dieß vom Herrn Verfasser erwartet, und wer möchte überhaupt viele Aufschlüsse von einem solchen Gegenstande sich hoffen? Aber es trifft sich bei wissenschaftlichen Arbeiten häufig, daß die Materialien zu mancher Untersuchung nur eben Einem Forscher zu Handen stehen, so wie daß gelehrte Aufschlüsse von einer Seite sich bieten, wo man es am allerwenigsten voraussieht. So ist der Verfasser des Obigen bei Ausarbeitung seines Buches über die kirchlichen Synoden auf diese Episode verfallen. In den Concilienakten schlummert noch manches historische Geheimniß, und der Fortschritt in der Sprachvergleichung wird uns noch viele Räthsel lösen.

Der Verfasser hätte noch weiter ausholen und seine Schrift betiteln können: „Ueber den Ursprung der Fackelzüge und deren Gegentheil." Das Anzünden der Fackeln bestand von Seite der Alten als symbolischer Akt bei gewissen Feierlichkeiten, um das Leuchten der Lebensfackel, der Sonnenfackel darzu-

stellen. Es war im Lichtbilde ausgedrückt, was der Ruf vivas! crescas! floreas! dem Gefeierten mündlich sagte. Das verkündet die Fackel Hymens, aber auch die Mysterienfackel, die zuerst in den Händen der Ceres Demeter geflammt, oder die Fackelzüge, die noch immer bei jeder vornehmen Begräbnißfeier statt finden, und die lebendige Hoffnung leuchten lassen, daß auch im Dunkel des Grabes das Licht des ewigen Lebens nicht erlöschen werde. Auf Mithrasdenkmälern erhebt der Lebensengel die Fackel, wenn die Sonne im Aufsteigen begriffen ist, der Todesengel aber senkt sie, so wie das Licht des Himmels in der Winternacht zu Grabe geht. Die Musik, welche bei solchen Huldigungen für Lebende und Verstorbene ertönt, sollte die Sphärenharmonie nachahmen, unter deren Klängen der Gefeierte seinen Weg nach oben wandle.

Das Gegentheil drückt nun jene unharmonische Musik im Dunkel der Nacht aus, die nach dem Thiere der Diana, der Nachtgöttin, benannt wird. Während dort der Becher des Lebens zum Wunscheszeichen der florirenden Gesundheit erhoben wird, wird hier der Glückstopf in Stücke und Scherben zerbrochen. Glück und Unglück, Leben und Tod, Tag und Nacht, Sommer und Winter werden auf diese Weise figurirt, Cultur und Uncultur durch solche Festivitäten dargestellt. War es nicht Prometheus, der das erste Licht vom Himmel brachte, und den Thongebilden den geistigen Funken mittheilte? hatte nicht Orpheus (Oberon) mit der Leyer aus wilden Thieren gesittete Menschen gemacht, und durch die Einführung der Religion und die Einsetzung der Ehe alle soziale Wohlordnung begründet? So hängt alle Cultur vom Himmelslichte ab, mit jedem Winter aber kehrte die Erinnerung an die alte Barbarei wieder, und an die Stelle der solaren Solemnitäten traten dann infernale Aufzüge, thierische Vermummungen, bestialische Lätitien, die, weil sie bei allen Nationen sich vorfinden, nothwendig auch bis in das höchste Alterthum sich zurückdatiren. Hat die Finsterniß dem Lichte die Herrschaft abgenommen, hat der Winterdrache das helle Sonnenleben physisch verdunkelt, und die Gesetzlosigkeit scheinbar in der Natur eingerissen, dann tritt auch eine moralische Anarchie in den gesellschaftlichen Zuständen ein, es greift die Erinnerung an jene

erste allgemeine religiöse und politische Empörung Platz, welche die Sprachverwirrung und Völkertrennung zur Folge hatte. Dann folgen Auftritte, die in jährlicher Wiederholung jenes erste Nachtwandeln der Völker uns allenthalben vorführen; es hört alle Gesetzlichkeit, aller Standesunterschied auf, es herrscht wieder die rohe Masse; alles ist barbarisch umgewandelt, und das Wort für diesen Zustand der Confusion ist selber ein solches, das eher der babylonischen Verwirrung, als einer organischen Sprache anzugehören scheint. Es ist Charivari, Cravall oder Carneval, offenbar in der Wurzel identisch, und bezeichnend für dasselbe Wesen oder Unwesen, der Bildung nach aber, wie Barbar oder Balbel, Tartarus, Wirrwarr, Purpur, Turtur, Ararat (d. h. Berg der Berge) u. s. w. als Superlativ eines Substantives sich aussprechend, der nun nach eigenmächtiger Umbildung in jeder Sprache seine eigenthümliche Erklärung und spätere engere Beziehung finden mag.

Daß dieser koboldische Rummel und Tummel in die Saturnische Zeit hinaufreicht, spricht schon der Name der Saturnalien aus; daß er darum universale Ausbreitung gefunden, bezeugt das altpersische Sackenfest, wobei die Sklaven sich verkleideten, und in die Rolle der Herren versetzten, diese aber die Diener zu spielen hatten; daß diese Festaufzüge überall in Wintersmitte fallen, bestätigt endlich, daß hier zugleich eine solare und mythologische Vorstellung mitunterläuft. In Wintersmitte war es auch, wo nach Herodots Bericht die nordischen Völker, wie die Neueren, zu Werwölfen (vargus) sich umwandelten. Die Tage, welche den Unterschied zwischen dem alten Mond- und späterem Sonnenjahre ausmachten, und bei den Aegyptern zu fünf, bei den Nordvölkern zu zwölf gerechnet waren, gehörten eigentlich keiner Zeit an, bei ihnen hörte die calendarische und soziale Ordnung auf, das war die Vorzeit jedes geordneten Jahres, die an die Vorzeit der Völker erinnerte, bevor die bürgerliche Ordnung zugleich mit der Jahrrechnung hergestellt ward. Alsdann ergab sich Jeder der ausgelassensten Freiheit, und die Herrschaft der Gesetze schien ein Ende zu haben. Männer verkleideten sich in Frauengewande, Frauen in Männertracht, denn die Natur schien selber weiblich geworden; Jedermann putzte sich,

alle Unterordnung hat aufgehört, Jeder spielt den Herren, oder stellt koboldisch als Wald- und Feldteufel vermummt das anfängliche, uncivilisirte Leben vor. Von diesem jährlichen Freiheitsfest gilt das Horazische Age libertate Decembri *). In den christlichen Jahrhunderten eifert bereits St. Eligius († 659) gegen die Mummereien am Neujahrstage, namentlich gegen das cervulum seu vitulam facere, indem man sich nämlich in Kühe, Hirschkühe und andere Popanze (jocticos) verhüllte, und gleichsam das thierische Prinzip vorherrschen ließ. Auch Alkuin klagt im Traktate über den Gottesdienst: „Einige verwandeln sich am Neujahrstage in abenteuerliche Gestalten, und werfen Thierfelle um sich, andere verkleiden sich als Weiber.“ Die kirchlichen Narrenfeste während des ganzen Mittelalters, so wie das sogenannte Ostergelächter sind bekannt, und reihen sich ebenfalls hier an. In Frankreich beginnt dieser Veitstanz, oder die Zeit des Carneval am unschuldigen Kindleinstag, den 28. December, oder auch mit Neujahr, in Deutschland mit dem 6. Januar. Der Tumult auf Erden entspricht aber nach der Anschauung des Volkes nur dem Aufruhr im Himmel, daher endet die Zeit der Tollheit erst nach dem „unsinnigen Pfinstag“ (dem noch der russige Freitag und feiste Samstag mit der eigentlichen Fastnacht folgt), d. h. nachdem Satan durch Michael vom Himmel gestürzt ist. Dieser Sturz des Fürsten der Hölle, der den winterlichen Tod und die Nacht des Grabes in die Welt gebracht hat, wofür er auch fortan figurirt, wird als Rest früherer Cultushandlungen noch nach unfürdenklichem Brauche überall vom Volke begangen. Der gälische Carneval z. B. wurde durch einen Aufzug in den Straßen beschlossen, bei welcher Gelegenheit ein Strohmann, das Bild des alten abgestorbenen Jahres, umhergeführt und in den Fluß geworfen wurde. Dabei fanden auch Verkleidungen in Thiergestalten statt Am folgenden Sonntag (Dimanche de Brandons) wurden des Abends die Carnfeuer angezündet **). Das ist der gälische Carneval oder Carnfahrt,

*) Satyr. II. 7, 4.
**) Eckermann Religionsgesch. III. 2, S. 549.

Carn heißt aber der Opferaltar, der Feuerbrand. Die heutigen Römer blasen am letzten Tag des Carneval die moccoli oder Lichter aus, und rufen sia ammazzato, chi non porta moccolo! Sprachkünstler wollen zwar, der Carneval habe davon den Namen, weil man darin dem Fleische Lebewohl sage; aber dann müßte ja vielmehr die Faste, und nicht die Zeit des üppigsten Lebensgenusses so heißen; denn wo der Carneval aus ist, fängt das carne vale erst an. Der Anfang des alten Jahres oder Wintersende machte auch diesen Ausgelassenheiten ein Ende. Der erste April bildete den Schluß, und gab den Alten noch als Täuschefest, wobei es bis zur Stunde bei allen Völkern geblieben. Dann hatte das Sommerjahr vollkommen wieder den Sieg errungen, die Erde das Winterkleid abgeworfen, und das Gewand des Frühlings dafür angelegt, und das neuerwachte Leben machte allem weiteren Sinnentruge ein Ende.

Weil aber bei den Deutschen der Frühling später begann, „ging es auch länger um." In den zwölf Nächten, welche die Loosnächte (Rauchnächte) heißen, und nicht zum alten Normaljahre gehören, zieht Wodan und Holle mit dem wilden Heere aus, und Bertha fährt mit den Heimchen durch's Land. In den zwölf Tagen von Walburgis bis zum eigentlichen Frühlingsanfang, der nach den sogenannten drei kalten Tagen (11. bis 13. Mai) angeht, tanzt der Teufel mit den Hexen den Schnee von den Bergen weg. Am Tage nach Walburgis hielt man Umzüge durch die Felder, weil die Maifröste den Hexen zur Last gelegt wurden. Nach dieser Grundanschauung liegt es im Charakter dieser Zeit, daß alle Magie und Zauberei — Caruni *) — alsdann Gewalt hat; und unser Fasching hängt ja auch mit fascinum, Verzauberung zusammen. Die fränkischen Annalisten berichten, es seien die abtrünnigen Sachsen in seltsamer Vermummung nach dem Blocksberg gewallfahrtet, um dort ihren alten heidnischen Dienst zu begehen, dem Satan zu opfern, oder dessen Hochzeit zu feiern und an seinem Bundesmale

*) Rotker Psalm XIII, 3.

Theil zu nehmen. Der fränkische Name für Hexenmänner ist Heriburgi, wie er in der Ueberschrift des 67sten Titels der lex Salica steht, oder Cherioburgi, was im §. 1 desselben Titels mit strioportius, d. h. der die Hexe zur Versammlung führt, oder der mannweiblich sich trägt, übersetzt wird, indem es heißt: Si quis alterum cherioburgum, i. e. strioportium clamaverit, aut illum, qui ineum dicitur portasse. Incus ist der eherne Kessel, worin die Hexen kochen; der Name Kesselträger aber galt für eine arge Beschimpfung. Charivari könnte füglich auch aus Cheriburgi erklärt werden.

Allenthalben waltet hier die Idee eines ursprünglichen heidnischen Gottesdienstes, einer infernalen Begehung, einer satanischen Hochzeit vor, der um diese Zeit statt gegeben wird. Der Inder hegt ähnliche Vorstellungen von Himalaya. Dort thront Schiva Hara, der darum *Girisvaras*, der Berggott zubenannt wird, und auch zu ihm, dem Herrn des Todes, finden entsprechende Prozessionen statt. Es gibt aber eine Menge Zauberberge, von welchen dieselbe Feier ausgesagt wird. Wir nehmen die Sagen eben auf, wo wir sie finden. Vom Hermon, z. B. dem syrischen Blocksberg, ging der Glaube: er sei es, auf den die Kinder Gottes herabgestiegen, um mit den Töchtern der Erde sich zu verbinden, mit andern Worten: dort seien die Engel vom Himmel gestürzt worden. Die Vorstellung von den Böcken der Wüste bei Isaias XIII. 21. hängt damit zusammen. Die wahre Religion ist eine Ehe mit Gott, das Heidenthum ist eine andere Ehe, ein thierisches Bündniß, eine Wechselbalgerei mit dem Satan, es knüpft sich hier direkt an den ersten Abfall der Geister. Der Paganismus erhält sich an abgelegenen Orten (auf der Haide), und feiert in der dunkeln Jahreshälfte nach der Volksmeinung noch immer seine Orgien in nächtlichen Zusammenkünften. Welche tiefe sittliche Wahrheit in diesem Glauben liege, lehrt die Geschichte der Ketzereien, indem jede erklärte Abtrünnigkeit von einem diabolischen Bunde nicht fern bleibt: dieß zeigt gleich zu Anfang der christlichen Zeit Simon von Samaria, im Mittelalter am sprechendsten die Geschichte der Waldenser. Homines agrestes oder

pagani sind es also, die sich dieser Superstition ergeben, und die Ueberbleibsel des ältesten Heidenthums forterbten. Es ist ein Herabsteigen in den ersten halb historischen Zustand, eine Nachfeier der Prozessionen in der ungesetzlichen, chronischen Zeit, die in den Saturnalien und ihrer Fortsetzung, dem jährlichen Carneval begangen wird. Nur in der Zeit der Unkultur, im Winter, wird diesen Bacchanalien nachgegeben. Alsdann herrscht das Fleisch über den Geist, die niederen thierischen Elemente über die höheren, unsinnlichen vor. Die Kirche läßt zwar dem jährlichen Volksfeste freien Spielraum, aber nur, weil die dämonische Fratze einen komischen Charakter angenommen hat.

Was jetzt in leere Aeußerlichkeit aufgeht, hatte ursprünglich vielmehr mysteriöse Bedeutung. Es war die in den Mysterien vorgetragene Lehre von der Metempsychose oder Seelenwanderung, welche die Eingeweihten veranlaßte, in den künstlichen Höhlen und Tempeln, wo die Ceremonie statt fand, Thiergestalt anzunehmen. Dieser Gebrauch herrschte eben so im Geheimdienst der Dionysien, wie bei den Druiden. Im Weihedienst des Bacchus gab es drei Grade oder Wandlungen, den der Satyren, der Silenen und des bärtigen Hebon. Alle drei Grade hatten ihre charakteristischen Masken. Der Tanz der Satyr-Masken auf etrurischen Vasen, die man in Gräbern findet, bezeichnet diesen Cult, es ist ein Todtentanz. Sathar bedeutet im Semitischen verbergen, Verhüllen des Gesichtes, und diese Vorstellung hat eben den Satyren den Namen gegeben. Vielleicht ist *τίτυρος*, der Bock, hiemit verwandt. Im Sanskrit heißt mashja oder maskja der Mensch. In der Ehe werden die Maschen dieses Lebens angeknüpft und die Seele zieht das Kleid der thierischen Leiblichkeit an, darum dreht sich die Vorstellung des Charivari eben um die Ehe. Die Maskenvorstellung soll die *Avantaras* (Aventüren) oder Wanderungen und Verwandlungen, denen die Seele in der Verkörperung dieser Zeitwelt unterliegt, sinnbildlich ausdrücken. *Μῦμος ὁ βιός*, sagten darum die Alten, „das Leben ist eine Maskerade.“ Die ganze materielle Welt ist Maja, der Spielraum der Magie oder

sinnlichen Täuschung, und das bunte Treiben hieniede wird durch das bunte Kleid vorgestellt. Wie de Jahrgott, die Sonne, durch die Himmelsräume wan delt, und in jedem Zeichen eine andere Gestalt an nimmt, als Gott in anderem Bilde erscheint, so hatte nach d ursprünglichen Seelenlehre auch der incorporirte Geist de ganzen Thierkreis zu durchlaufen, bis er wieder zur Un sterblichkeit und Reinheit des Himmels zurückkehrte; und dies Kreislauf wurde im Mysteriencult begangen. Es war ursprüngli Pan, der ein geflecktes Hirschfell als Mantel trug, νεβρίδα τῆς τοῦ παντὸς ποικιλίας, wie Eusebius *) erklärt. Es wa Bacchus, der selbst den Namen αἰλόμορφος, der Bunt führte, weil die Sinnenwelt wegen des ewigen Formen wechsels eben die Bunte ist (φύσις παναίολος πάντω μητήρ). Das ist der Anfang aller irdischen Tragödie; und was d Gott vorstellt, bildet der Zeitmensch nach. Als Herakles den Jup ter Ammon zu sehen begehrt, erscheint ihm dieser in der Vo stellung mit aufgesetzten Widderhörnern. Der ikarisch und böotische Zeus heißt davon Καραιός, der Gehörnte, un Apollon Κάρνειος, wobei ihm als Frühlingswidder zu Ehre die Carnea eingeführt und festlich begangen waren. Τὰ κάρνει waren ein apollinisches Fest, das in Sparta in dem Augustmo nat gefeiert wurde und neun Tage dauerte. Die Priester wurde die Carneaten genannt, und durften als Geweihte des Gott während ihrer vierjährigen Dienstzeit sich nicht vermählen. B kanntlich heißt auch Hermes Κριοφόρος, der Widderträge Eben so wurde Dionysos als Widder, zugleich aber, neb Zeus, als Stier verehrt, wie Here Isis mit dem Kuhg weih vorgestellt; Vulkan wird wie Chiron der Centaur m dem Pferdefuß gedacht; Sirius Toth erscheint als hunder köpfiger Argus oder Cerberus. Odin führt die Wölfe m sich, und ist selber der Lichtwolf, während Freyr gleich Mar unter dem Bilde des Ebers erscheint; und der Gebrauch, da man bei uns jährlich in der Fastenzeit Eber, Hirschlein und Hase bäckt, bewahrt noch das Andenken an die früheren Opferbrod

*) Praepar. evgl. III, 11.

pagani sind es also, die sich dieser Superstition ergeben, und die Ueberbleibsel des ältesten Heidenthums forterbten. Es ist ein Herabsteigen in den ersten halb historischen Zustand, eine Nachfeier der Prozessionen in der ungesetzlichen, chronischen Zeit, die in den Saturnalien und ihrer Fortsetzung, dem jährlichen Carneval begangen wird. Nur in der Zeit der Unkultur, im Winter, wird diesen Bacchanalien nachgegeben. Alsdann herrscht das Fleisch über den Geist, die niederen thierischen Elemente über die höheren, unsinnlichen vor. Die Kirche läßt zwar dem jährlichen Volksfeste freien Spielraum, aber nur, weil die dämonische Fratze einen komischen Charakter angenommen hat.

Was jetzt in leere Aeußerlichkeit aufgeht, hatte ursprünglich vielmehr mysteriöse Bedeutung. Es war die in den Mysterien vorgetragene Lehre von der Metempsychose oder Seelenwanderung, welche die Eingeweihten veranlaßte, in den künstlichen Höhlen und Tempeln, wo die Ceremonie statt fand, Thiergestalt anzunehmen. Dieser Gebrauch herrschte eben so im Geheimdienst der Dionysien, wie bei den Druiden. Im Weihedienst des Bacchus gab es drei Grade oder Wandlungen, den der Satyren, der Silenen und des bärtigen Hebon. Alle drei Grade hatten ihre charakteristischen Masken. Der Tanz der Satyr-Masken auf etrurischen Vasen, die man in Gräbern findet, bezeichnet diesen Cult, es ist ein Todtentanz. Sathar bedeutet im Semitischen verbergen, Verhüllen des Gesichtes, und diese Vorstellung hat eben den Satyren den Namen gegeben. Vielleicht ist *τίτυρος*, der Bock, hiemit verwandt. Im Sanskrit heißt mashja oder maskja der Mensch. In der Ehe werden die Maschen dieses Lebens angeknüpft und die Seele zieht das Kleid der thierischen Leiblichkeit an, darum dreht sich die Vorstellung des Charivari eben um die Ehe. Die Maskenvorstellung soll die *Avantaras* (Aventüren) oder Wanderungen und Verwandlungen, denen die Seele in der Verkörperung dieser Zeitwelt unterliegt, sinnbildlich ausdrücken. *Μῦμος ὁ βιός*, sagten darum die Alten, „das Leben ist eine Maskerade.“ Die ganze materielle Welt ist Maja, der Spielraum der Magie oder

sinnlichen Täuschung, und das bunte Treiben hienieden wird durch das bunte Kleid vorgestellt. Wie der Jahrgott, die Sonne, durch die Himmelsräume wandelt, und in jedem Zeichen eine andere Gestalt annimmt, als Gott in anderem Bilde erscheint, so hatte nach der ursprünglichen Seelenlehre auch der incorporirte Geist den ganzen Thierkreis zu durchlaufen, bis er wieder zur Unsterblichkeit und Reinheit des Himmels zurückkehrte; und dieser Kreislauf wurde im Mysteriencult begangen. Es war urbildlich Pan, der ein geflecktes Hirschfell als Mantel trug, νεβρίδα, τῆς τοῦ παντὸς ποικιλίας, wie Eusebius *) erklärt. Es war Bacchus, der selbst den Namen αἰλόμορφος, der Bunte, führte, weil die Sinnenwelt wegen des ewigen Formenwechsels eben die Bunte ist (φύσις παναίολος πάντων μητήρ). Das ist der Anfang aller irdischen Tragödie; und was der Gott vorstellt, bildet der Zeitmensch nach. Als Herakles den Jupiter Ammon zu sehen begehrt, erscheint ihm dieser in der Vorstellung mit aufgesetzten Widderhörnern. Der ikarische und böotische Zeus heißt davon Καραιός, der Gehörnte, und Apollon Κάρνειος, wobei ihm als Frühlingswidder zu Ehren die Carnea eingeführt und festlich begangen waren. Τὰ κάρνεια waren ein apollinisches Fest, das in Sparta in dem Augustmonate gefeiert wurde und neun Tage dauerte. Die Priester wurden die Carneaten genannt, und durften als Geweihte des Gottes während ihrer vierjährigen Dienstzeit sich nicht vermählen. Bekanntlich heißt auch Hermes Κριοφόρος, der Widderträger. Eben so wurde Dionysos als Widder, zugleich aber, nebst Zeus, als Stier verehrt, wie Here Isis mit dem Kuhgeweih vorgestellt; Vulkan wird wie Chiron der Centaur mit dem Pferdefuß gedacht; Sirius Toth erscheint als hundertköpfiger Argus oder Cerberus. Odin führt die Wölfe mit sich, und ist selber der Lichtwolf, während Freyr gleich Mars unter dem Bilde des Ebers erscheint; und der Gebrauch, daß man bei uns jährlich in der Fastenzeit Eber, Hirschlein und Hasen bäckt, bewahrt noch das Andenken an die früheren Opferbrode.

---

*) Praepar. evgl. III, 11.

das Charivari, an ein Larivari. Sagt doch selbst ein mittelalterlicher Kanon: Larvaria, Gallice Charivari; ein anderer Carvas facere seu carivaria. Und mit Recht; denn die alten Deutschen nicht bloß, sondern auch die übrigen Völker des Heidenthums begingen in der Winterhälfte ihr Todtenfest, die Römer ihre Larenfeier, und glaubten, daß namentlich in den „zwölf Nächten" von der Mutternacht oder unserer Weihnacht an den abgeschiedenen Geistern gestattet sei, als Larven (von λάϱω verbergen) wieder auf der Oberwelt zu erscheinen. In diesen Tagen sollten die Seelen deren, welche im neuen Jahre zur Geburt kamen, hervortreten, und man pflegte die Seelen der Verstorbenen zu sühnen oder zu beschwören (Lares fari oder affari). Alsdann ging der Todtentanz, der nach der Beerdigung von den Lebenden über den Gräbern gehalten wurde, wie ich selber noch in fernen Landen Zeuge war, um die Beinhäuser (charniers) vor sich; denn die Geister der Abgeschiedenen gingen um. In Wintersmitte fand nach dem Glauben der mythologischen Völker auch die jährliche Abrechnung statt; alsdann hielt nach den Rabbinen nicht bloß Jehova im Himmel das Gericht über die Sünden des Jahres, sondern auch der Gott der Germanen seinen Umzug auf Erden, um zu belohnen oder zu bestrafen. An seine Stelle ist in der christlichen Zeit St. Nikolaus getreten, den der schwarze Knecht Ruprecht, als kinderfressender Saturn, begleitet. Es ist der Poltergeist, der am Polterabend sich anmeldet, und nun die bösen Kinder bestraft, während die guten von Sanct Nikolaus belohnt werden. Also gehört nicht bloß das Berchtenlaufen im Zillerthal, und das früher in Nürnberg übliche Schönbartlaufen, sondern auch der Nikolausumzug im bayerischen Gebirge als bildliche Vorstellung hieher. In Wintersmitte fiel das Fest der Larenmutter Acca Laurentia, die unter dem Symbol der Wölfin (lupa) auftritt. Alsdann sollten nicht bloß die Seelen des folgenden Jahres sich incorporiren, sondern gleichzeitig stehen auch die Todten auf, um Gericht über die Lebenden zu halten. Die Geister haben zu der Zeit Gewalt.

Auch die Masken, welche von diesem Zeitpunkte an umziehen, üben ihren geißelnden Spott, und namentlich ist es die

engere Fastnacht, wo die lokale Satyre über alle im Laufe des Jahres vorgefallenen Verkehrtheiten durch die modernen Satyren geübt wird. Auch die ältesten Komödien und Tragödien oder Bocksfeste fielen ursprünglich in diese Jahresperiode; der Carneval oder die Wintershälfte war zugleich die Zeit der Bauernspiele. Die ältesten histriones oder ludiores, ad tibicinis modos saltantes, kamen aus Etrurien nach Rom. Der antike histrio bringt aber bereits den Centuculus oder die hundertfleckige Jacke des Arlequino und Pulcinello mit sich, und Hanswurst macht als Mime unter den seltsamsten Vermummungen seine Streiche. Der alte Name für Possenreißer war copria, was an Caper oder die Bockshörner und die gespielten Capriolen erinnert. An die Erscheinung der Histrionen knüpfte sich die Sage, sie seien zur Pestzeit berufen worden oder aufgekommen, daher auch ihre Abbildung auf allen etrurischen Vasen oder Grabesurnen, wo sie den Todtentanz aufführen. Die Bedeutung liegt aber tiefer; es sind, wie gesagt, die in's Publikum getretenen mysteriösen Aufzüge, um den Lebenswandel der Sterblichen darzustellen. Zugleich verknüpft sich mit diesen mythologischen Vorstellungen bei allen Völkern die entfernte Erinnerung an die erste Pest, welche die Menschheit eben betroffen, als sie in der Ebene von Euphrat zusammengedrängt ihren saturnischen Orgien lebte, an die Pest, deren Schrecken nicht minder, wie die Sprachwirrniß die Völker veranlaßte, sich flüchtigen Fußes über die ganze Erde zu zerstreuen. Auch manches Andere, wie z. B. die Sage vom Thurmbau und dem mit dem Bösen verbündeten Baumeister, der ein trauriges Ende genommen und sein stolzes Unternehmen unvollendet stehen gelassen, hat sich aus jener Kindheitszeit noch im Gedächtnisse der Menschheit erhalten, und es ist darum kaum ein gothischer Münsterthurm oder sonstiger unfertiger Riesenbau, wo sie nicht wiederkehrt.

Eben die Verbreitung solcher Ansichten und Gebräuche aber liefert den Beweis für uranfängliche Herkommen. In Bayern z. B. besteht ein Rest jenes Frühlingsfestreigens, nachdem der alte Winter dahingegangen, noch in dem allsiebenjährigen Brauche des

Schäfflertanzes. Die rothe Jacke ist bezeichnend für die Frühlingsjugend, und auch hier geht Bacchus seinen Jüngern mit der Farbe des Gewandes voran. Daran schließt sich von Seite der Fleischerinnung der landesübliche Gebrauch des Metzgersprunges, mit welcher Aufführung der Carneval zu Ende geht. Auch hier ist das Thierfell oder die Verhüllung in die buntgeschwänzte Kalbshaut charakteristisch, und mahnt an ähnliche Vorstellungen des Alterthums, namentlich an die zahlreichen Priapen, welche die Histrionen der Alten sich an die Lenden hingen. Auch die Bacchanten liefen auf ähnliche Weise in gefleckten Panter- und Tiegerfellen umher. Der Gebrauch ist also wieder eben so allgemein als unvordenklich. So herrschte nach Olaus Magnus in Schweden die Sitte, daß Jeder sich bei Maskeraden nach seinem Stande vermummte, die Metzger aber setzten sich Ochsenhäupter und Ziegenköpfe auf, und ahmten dabei zugleich die Laute dieser Thiere nach. Hierher gehört auch der jährliche Umzug des Fastnachtochsen in Paris. Es gemahnt uns dieses an die Zeit, wo die Geschlechter der Menschen zuerst in Thierhäute sich kleideten, oder wo der Fleischesgenuß die reine Pfanzenkost verdrängte, also wieder an die Periode des Uebergangs zum besonderen Völkerleben. So hatte nach Pausanias u. a. Bericht (I, 28) auch in Attika, so wie auf Tenedos ein ähnlicher Festgebrauch, jährlich um die Zeit, wo der Frühlingsstier oder der Sonnenwidder zum Jahresopfer geschlachtet wurde, sich erhalten. Es hieß das Fest der Buphonien. Die Legende ging, ein Stier habe einst, zur Zeit des Erechteus, des ersten Königes in Athen, die Opferbrode auf dem Altare des Zeus Polieus gefressen, und sei darum von Taulon erschlagen worden. Der Stierschläger flüchtet, weil er sich am Lebendigen vergriffen, aber der Fresser selber hat das Leben verwirkt und muß nun zur Speise werden. Der Akt wiederholt sich alljährlich, die Wasserträger tragen das Wasser, um das Beil zu schärfen, das Geschlachtete wird unter das Volk ausgetheilt. Die That des Schlächters aber wird durch Richterspruch vor dem Prytanäum gesühnt. Der Schlächter schiebt die Schuld auf die Wasserträger, diese auf das Beil, der Thäter wird frei gesprochen, das Beil aber sofort genommen und in's Meer versenkt. Die

Wein- und Wassertaufe beim Freisprechen der Fleischerzunft hatte ursprünglich sicher ähnliche Beziehung und Bedeutung. Der Brunnensprung und Wasserguß auf die versammelte Menge mag die Lustration oder jährliche Frühlingstaufe nach der Sitte des Alterthums vertreten, so wie das Ausschütten von Früchten: Aepfeln und Nüssen, auf den neuen Jahressegen hinzielt.

Es wird Niemanden entgehen, daß all diese Gebräuche mit dem Carneval als solchen zusammenhängen, und sein Leben und Wesen in der Ordnung des Jahres ausmachen. Bezeichnend ist es auch, daß die Wälschen um Lüttich das, was wir Charivari nennen, unter dem Namen Pailteg kennen, was auf Bel (Baelbaeg) oder uralten gallischen Sonnenkult zurückweist.

Wir führten dieses nur aus, um zu beweisen, daß Carneval und Charivari derselben Stammwurzel angehören, und nur dialektisch verschieden sind, wie denn der Schweizer z. B. auch Hospental statt Hospital spricht; oder es bestätigt sich aus der Gleichheit und Aehnlichkeit der Aufzüge die ursprüngliche Identität, bis später jedes Volk den Ursprung dieses Herkommens in seiner eigenen Geschichte suchte, ihn an den winterlichen Tod oder eine bestimmte Pest knüpfte, und den barbarischen Namen, wie jetzt der Italiener gekünstelt genug versucht, aus seiner Sprache erklärte. Aeußerst interessant ist nun die Zusammenstellung der siebenundzwanzig verschiedenen Namensformen, die der Herr Verfasser trifft, und unter denen allen er zuletzt der Form Caravarie von cara variare, „das Gesicht verändern", den Vorzug gibt. Dieß ist eben bei den Maskeraden oder Faschingsaufzügen am meisten hergebrachte Sitte, während der Gebrauch des Hörneraufsetzens eben wieder an Carn (Horn) und *Carneval* oder zu deutsch Hornung erinnert. Charivari ist eigentlich nur ein partieller, zu beliebiger Zeit und gegen eine beliebige Person gehaltener Carneval.

Die altbayerische Sitte des Haberfeldtreibens umfaßt nun alle Züge des so vielseitigen Charivari. Es findet zuvörderst eine Verkleidung in Thiergestalten statt, um den zu äffen, welcher in irgend einer Weise (das Jahr hindurch oder vor längerer

Zeit) gefehlt, oder „einen Bock gemacht hat“, und über den darum ein öffentliches Sittengericht, wie über einen dem bürgerlichen Tod verfallenen, und aus der Zahl der ehrlichen Leute abgestorbenen Menschen gehalten werden soll. Es wird Abrechnung gehalten, und der, dem das Sündenregister gelesen wird, gleichsam bei lebendigem Leibe begraben. Der Aufzug bildet Wodans Aufzug in den Loosnächten, oder die wilde Jagd nach, und die Tumultuanten, welche mit Geblöck, mit Kuhschellen und allen möglichen Instrumenten einen gräulichen Lärm vollführen, als käme der jüngste Tag, erklären zum Abschied auch wirklich, zu Karl dem Großen in den Untersberg hineinzuziehen. Sie stellen eine Schaar Böcke, oder die Mächte und Gestalten der finsteren, heidnischen Zeit, der abgestorbenen Welt dar, und erklären den, dem die ominöse Huldigung gilt, ihrem Kreise verfallen. Es trifft besonders Personen, die sich vergangen haben (Caprimaritum), oder die in eine zweite mißliebige Ehe treten. Die Klage um die Jungfrauschaft ist hier in Spott ausgeartet. Daß sie sich ihres Standes, ihrer früheren Natur entkleidet, daß sie der Wechselbalgerei der Sinnlichkeit verfallen; überhaupt daß Zeugung und Tod Hand an Hand gehen und das Leben nur ein Larvenzustand sei, soll ihnen hier bedeutet seyn. Es mahnt der Gebrauch oder Mißbrauch in so weit wieder an Vorgänge, welche bei Hochzeitsbegehungen selbst im Mysteriencult der Ceridwen u. s. w. statt fanden. Die zweite Ehe wird für ein Verbrechen der Untreue erklärt, an das gleichsam der Rachezug der Furien sich hängt. Wer sie eingeht, wird zu Bacchus Dienern gezählt, und muß den Satyrenaufzug sich gefallen lassen. Sie gilt für eine Buhlerei mit dem Bösen, und um die junge oder alte Braut als Hexe darzustellen, die sich dem Teufel als geilem Bocke verbindet, wird das Paar eingeladen, dem Blocksbergsaufzug (der Cherioburgi) zuzusehen, der unter ihren Fenstern vor sich geht. Es ist Satans Hochzeit mit seiner Großmutter, die hier nachgefeiert wird. Die zweite Ehe wird gleichsam für eine Abtrünnigkeit von der wahren Religion, für einen Rückfall in's Heidenthum erklärt. Die rechte Ehe ist ein Sinnbild der Ordnung, der Anfang des gesellschaftlichen oder staatlichen Lebens, die Ueber-

tretung aber führt eine Disharmonie, den Zustand der alten gesetzlosen Barbarei zurück, und verdient darum Ahndung. Es ist eine Empörung gegen die gesetzliche Ordnung, die deshalb auch den Cravall nach sich zieht. Die solches thun, mit ihnen muß alles Verständniß aufhören. Hourvari oder Haribarit, das Heergeschrei der wilden Jagd, der Hohn der Menge wird ihnen zu Theil. Caria bedeutet im Latein für sich Lärm und Aufstand, Carava noch im Spanischen eine lärmhafte Versammlung; im Deutschen kömmt aber zunächst das Wort heri in Betracht, während var, lateinisch varius gleich vir, Wehre, das in der Zusammensetzung so vielen Stammformen, und besonders Volksnamen, wie Baju — varier, Chattuarier wiederkehrt, die Wortbildung vollendet, so daß *heriveri* oder *charivari* die wilden Heergesellen bezeichnete. Vielleicht daß das obige Cheriburgi nur eine andere Auffassung ist. Sie erscheinen in Gestalt von Wehrwölfen (Loup garou), dazu in finsterer Nacht, um den Charakter der Wildheit und das schreckliche ungesellige Wesen recht hervortreten zu lassen.

Stellen wir aber diesen Charivari noch einmal mit der Festbegehung am Carneval zusammen, so ist der letzte Tag dieser tollen Zeit gerade dadurch ausgezeichnet, daß der Mummenschanz eine Art Fetisch, als Carneval begraben wird. Wer wird hiebei nicht an das Todaustragen erinnert, welches noch so vielfältig in den Landesgebräuchen sich erhalten hat. Im südlichen Europa wird statt des in Deutschland, Böhmen und Schlesien üblichen Todaustreibens eine alte Frau bildlich zersägt. La vecchia, la velha segare heißt es der Spanier und Portugiese. In England und Irland wird die Alte, nämlich Hel, die Todesgöttin unter dem Bilde eines Eichenklotzes verbrannt. In Hochschottland findet derselbe Aufzug mit der Calluch nollic oder alten Weihnachtsfrau statt, die um diese Zeit in effigie in's Feuer geworfen wird. Auch der Römer könnte bei seinem Carneval füglicher an Charon vale, als an Carne vale denken; denn es gilt den Charon, den Figuranten des winterlichen Todes, in's Wasser zu werfen. Die Slaven bezeichnen den Tod und die Pest als altes Weib, und nennen sie Baba, Groß-

mutter (d. i. ihre Hela); auch sie wird am Todtensonntag vor Ostern unter jämmerlicher Katzenmusik hinausgetragen und in's Wasser geworfen. Der Strohmann dient aber auch zum Bilde des verworfenen Heiden- und Judenthums, das vor dem aufgehenden Frühlingslicht des Christenthums weichen, und vor dem Glanze der Sonne des neuen Weltalters in den Schatten der Finsterniß und alten Winternacht zurücktreten muß. Darauf lautete die Begleitung der Lieder so wohl bei uns Deutschen (Juche, wir tragen den Tod hinaus, dem alten Juden in das Haus u. s. w.), als namentlich bei den Neugriechen, welche in diesem Augenblicke für jene mißverstandene Volksfeier als Beleidiger der jüdischen Nationalehre an einen Schützling Englands schweren Tribut erlegen sollen.

Damit fällt das geeignete Licht auf jene, durch die kirchlichen Canones vielfach verpönten Charivari bei einer zweiten Ehe oder sonstigen Mißheurath. Katzen zogen Freya's Wagen, und waren der germanischen Nachtgöttin aus eben dem Grunde, wie der Diana heilig, weil sie nämlich in ihrem Auge alle Mondwechsel abspiegeln, und entsprechend der Zahl der Wochentage, gleichzeitig sieben Junge werfen sollen. Das laute Dreschen wie bei leerem Stroh, das Räutern und Mahlen mit der leeren Windmühle ist bezeichnend genug für den Ehemann oder die alte Braut, der die Ehre gilt. Die unharmonische Musik ladet zum Hexentanze ein, und soll jene unheimlichen Thiere nachahmen, mit welchen die bösen Geister ihre wilde Nachtmusik auf dem Blocksberg aufführen. Wie die alte Zeit oder der winterliche Tod soll auch das vermählte Paar hinausgetragen, oder als Strohpuppe verbrannt werden. Der Ausdruck in's Haberfeld oder auf die Haberhalm treiben, bezeichnet die letzte Weide, die man bei der Einheimsung auf dem Acker stehen gelassen, das letzte Opfer, das man den alten Göttern bietet. Ehemals muß der Gebrauch viel allgemeiner gewesen seyn, wir entnehmen dergleichen noch aus dem Rößlein oder Blindekuhspielen der Kinder; in Kinderspielen hat sich unter andern ja auch das altdeutsche Volksgericht noch erhalten. Karl der Große scheint dieß Herkommen bei den Sachsen bekämpft zu haben. Die Bockshörner sinnbilden den Teufel, der bei allem losen Scherz, bei aller Sa-

ihre feinen Fuß hineinstreckt, und der Spötter von Anbeginn war, auch die erste Rebellion, den ersten Crawall erregte. Ruhm genug für die jüngsten Crawallanten.

Das Todaustragen, der Gegensatz zum Fackelzuge, welcher das frische Lebensfeuer symbolisirt, führt uns noch auf einen andern, bisher unerklärten Namen in unserer Volksheimath, nämlich an die kalten Herbergen, im Englischen cold harbour, deren es in Bayern viele, außer Bayern und England aber nirgend mehr welche gibt, ein neuer Beweis für die alte Verwandtschaft der Bajuvarier und der Angeln. Wir berühren jene Bezeichnung, nicht weil wir darin ein Pendant zu dem vorgenannten Heriburgi suchen, vielmehr weil wir sie mit dem in Niederdeutschland vorkömmlichen Nobiskrug und Ovelgumme für gleichbedeutend halten, und glauben, daß an solchen Stätten, die meistentheils Grenzwirthschaften und mit Sagen von Tod und Leichen begleitet sind, von unseren Voreltern einst in Gegenwart der Leiche oder nach deren Beerdigung die regelmäßigen Todtenmahlzeiten eingenommen wurden, daher in Nobiskrug fahren, oder zur kalten Herberge gehen gleichviel wie sterben bedeutete. Selbst den Namen der Wirthschaft zum Koch in der Höll, die in München nicht ferne vom Himmelschäfler liegt, können wir nicht ganz umgehen, weil wir glauben, daß hier am Kirchhofwege, weiland dem ersten Hause vor dem alten Stadtthor, man einst das herkömmliche Leichenmahl hielt oder den Todten verspeiste.

So viel von Charivari, Crawall und Carneval zur Begründung ihrer Wechselbeziehung und fraglichen Identität, weil der Verfasser der hier besprochenen, äußerst interessanten Brochüre über ein Thema, worüber kein Mensch sich eine reiche Ausbeute, geschweige eine kanonistisch-mythologische Abhandlung versprochen hat, noch im Zweifel blieb, ob es angehe, auch Carneval mit den beiden andern räthselhaften Worten zusammenzustellen.

XXIII.

Eine politische Anekdote aus dem Jahre 1849.

Es war zur Zeit des Ungarkrieges; ich befand mich in der Urschweiz, der die heutige Schweiz ihre alte Freiheit verdankt. Ich ging spazieren; da gesellte sich ein alter Bauer der vormärzlichen Zeit zu mir. Als wir etwas vertrauter geworden, da hub der Alte, dem die radikalen Glückseligkeiten das Herz gebrochen, also an: „Aber, ich hoffe zu Gott, es soll jetzt bald anders werden und wir unsere alte Freiheit wieder bekommen; denn der Russe ist ja im Anmarsch, und wie ich höre, macht sich der Türke, Gott Lob! auch schon auf die Beine, um dieser radikalen Zwingherrschaft ein Ende zu machen. Sagt mir doch, Herr! wißt Ihr nichts Näheres aus den Zeitungen, wie lange es noch anstehen wird, bis sie da sein werden? ach! ich kann es kaum mehr erwarten!" — So sprach der alte Bauer aus der unglücklichen Urschweiz, und seine Worte, so bezeichnend für unsere Zeit, klangen mir noch lange nach. Dahin haben es die Häuptlinge der Freischaaren, die Helden des Sonderbundkrieges, die europäischen Großrevolutionäre gebracht, daß das arme unterdrückte Volk eines Landes, das seit Jahrhunderten einer unschuldvollen Freiheit genossen, sich heute mit ringenden Händen nach den Russen und Türken als seinen Befreiern aus härtester Knechtschaft sehnt! Das sind die Früchte der Saaten, die Ochsenbein, Steiger, Drouey und ihre Genossen im Bunde mit dem revolutionären Auswurf Deutschlands gesäet! Mit welcher Befriedigung wird nicht Europa's schwarzer Genius, aller Wühler Oberwühler, aller Brutalen Brutalster, Lord Palmerston auf dieß seine Meister lobende Werk blicken. Kein Wunder,* wenn er gerade jetzt die Schweiz, dieß Brutnest der Revolution, in seine besondere Protection nimmt, und für sie andere Gesetze und andere völkerrechtliche Grundsätze gelten läßt, als die erbarmungslosen, blutigen, die England an den unglücklichen Griechen der jonischen Inseln in Vollziehung setzte. Das Schlimmste bei all diesem ist nur, daß jenes Wort des alten Bauern aus der Urschweiz kein vereinzeltes ist. Auch manchen andern, der die sittliche Fäulniß und Verkommenheit unserer Zustände bedenkt, diesen gottlosen Hochmuth und diese geistige Elendigkeit und Ohnmacht, will es bedünken, als sei die Zeit reif für die Knute des Kosaken und die Zuchtpeitsche eines neuen Attila. Kömmt sie aber, die rächende Nemesis, dann werden wir sehen, daß gerade jene, die heute, als die Wüthigsten der Wüthigen, die schrankenloseste Freiheit im Munde führen, sich am niederträchtigsten unter den eisernen Fuß der Despoten-Gewalt schmiegen werden. Unter Napoleon haben wir dieß erbauliche Schauspiel der kriechenden Revolution schon einmal erlebt. Und die erste Revolution war doch eine Löwin im Vergleich zu dem Ratten- und Katzengezücht unserer Zeit!

XXIV.

Blicke auf das revolutionirte Italien.

Nach englischen Berichten *).

Erster Artikel.

Es wäre in der That ein seltsames Spiel des Zufalls, wenn ein Jude, der noch obenein den Namen Don Pacifico führt, die unmittelbare Veranlassung zu einem Kriege bieten sollte, dessen Ende und Folgen für menschliche Blicke unerreichbar sind. Don Pacifico hat sein Gegenstück in jenem französischen Friseur zu Neapel, der, herzlich froh, wenn er täglich etliche Grani für Haarschneiden erwerben konnte, dem Admiral Baudin die Veranlassung gab, die ganze Macht seiner Armada in dem Golf von Neapel zu entfalten, um eine Entschädigung von mehreren tausend Franken für die Verlüste zu erzwingen,

*) S. *Charles Mac Farlane*, A glance at revolutionized Italy: a visit to Messina and a tour through the Kingdom of Naples, the Abruzzi, the Marches of Ancona, Rome, the States of the Church, Tuscany, Genoa, Piedmont etc. etc. in the Summer of 1848. 2 Voll. Lond. 1849. — *Quaterly Review.* 1849. N. CLXIX. p. 225 sqq. N. CLXX. p. 563 sqq.

die jener am 15. Mai 1848, als der König siegreich die Revolution unterdrückte, erlitten haben wollte. Admiral Baudin hatte Ursache genug, nach solchen Heldenthaten, auf seinen Lorbeeren in den milden Lüften von Ischia auszuruhen, und seiner republikanischen, an spartanische Einfachheit und sittliche Zucht gewöhnten Umgebung junger Offiziere die Gelegenheit zu geben, doch einmal wenigstens im Leben sich einer gewissen Ungebundenheit in Genüssen aller Art hinzugeben. Sicherlich hat Sir William Parker, der damals ebenfalls mit seinen sieben Linienschiffen, darunter auch das jetzt vor Athen berühmt gewordene: The Queen und etlichen Fregatten und Kriegsdampfern vor Neapel lag, bedauert, daß seine daselbst wohnenden Landsleute, trotz sorgfältiger Nachfrage der englischen Gesandtschaftsfunctionäre, den kleinen Beschädigungen, die auch sie an jenem Tage erlitten hatten, gar keinen solchen Werth beilegten, um eine großartige Flottendemonstration zu veranlassen.

Welch Unheil die Politik Englands und Frankreichs noch über Italien bringen wird, weiß Gott allein; was sie aber in diesem Stücke schon geleistet haben, liegt als Thatsache vor Jedermanns Augen. Es ist aber nützlich, das Bild davon sich öfters auch in seinen einzelnen Zügen zu vergegenwärtigen. Erinnert man sich daran, wie der Befehlshaber des englischen Schiffes Bulldog sich beeilte, die Flagge der revolutionären Regierung zu Palermo beim ersten Grauen des Tages feierlich zu salutiren und die Franzosen, davon überrascht, mit demselben Gruße erst vier Stunden nachfolgten, so scheint die Förderung der Revolution in Italien durch jene beiden Mächte außer in andern Motiven, auch noch darin ihren Grund zu haben, daß sie durch gegenseitige Eifersucht angetrieben werden, und jede der andern es auf dieser heilbringenden, völkerbeglückenden Bahn zuvorthun will. Neben der Beleuchtung des Verfahrens der Engländer und Franzosen in Italien kommt es uns aber insbesondere darauf an, dieß Land, welches seit den letzten dreißig Jahren zu einem kaum geahnten Wohlstande emporgeblüht war, in seinem tiefsten Unglücke: der Schauplatz nicht eines, sondern

mehrerer furchtbarer Revolutionsdramen zu seyn, zu betrachten, und einige Blicke auf seine Geschichte während der letzten drei Jahre zu werfen.

Um hiebei einen möglichst unparteiischen Standpunkt einzunehmen, bedienen wir uns vorzugsweise englischer Quellen, denen wenigstens keine Vorliebe weder für die katholische Kirche, noch für die Person des gegenwärtigen Papstes zum Vorwurfe gemacht werden kann. Unsere Ehrfurcht vor dem Oberhaupte der Kirche verbietet uns, irgend welche Aeußerungen zu wiederholen, in denen englische Schriftsteller ihr Urtheil über Pius IX., den sie für den eigentlichen Urheber der ganzen italienischen Bewegung erklären, abgeben; wir lassen dieß auf sich beruhen. Was jene aber über das „abergläubische" und „papistische" Volk Italiens sagen, läßt einen nicht ganz unerfreulichen, ja tröstlichen Blick in die Zustände der Halbinsel thun, durch welchen man sich überzeugt, daß es neben dem Jung-Italien doch immer noch ein Alt-Italien gibt, welches der conservativen Elemente genug enthielte, die, wenn man sie richtig würdigen wollte, gegen die Revolution, so lange sie nicht von außen geschürt würde, zu einem kräftigen Damme dienen könnten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in Italien Brennstoff genug vorhanden war, um Revolutionen zum Ausbruche zu bringen; allein eben so gewiß ist es, daß den eigentlichen Muth dazu, die Fahne der Empörung aufzustecken, den Italienern nur durch die Hoffnung eingeflößt wurde, daß sie sicher auf den Beistand Englands und Frankreichs rechnen dürften. Diese Hoffnung war aber eine nur zu gegründete, denn von beiden Mächten war alles Erdenkliche geschehen, um sie zu nähren, insbesondere mußte es seit der Februarrevolution in Paris sich wie von selbst verstehen, daß die große Nation Alles aufbieten werde, um Italien des ihr gewordenen Glückes ebenfalls theilhaftig zu machen. Hatte das souveraine Volk in

Paris einen Bourbonen vertrieben, schien es — mit Dante zu reden — immer mehr wahr werden zu wollen

> Che gli antichi Regi cadder e venner meno
> Tutti,

was lag näher, als den König Ferdinand, dem man kurz zuvor an der bella giornata der Constitution als adoratissimo Sovrano und Salvatore del Regno unter Umarmungen und Küssen zugejauchzt hatte, ebenfalls als einen Tyrannen seiner Herrschaft zu berauben? Und das wäre auch geschehen, denn schon war die „L'Anarchie des singes" in vollem Gange, wenn nicht die Treue der Truppen und die Liebe des neapolitanischen Volkes mit einander gewetteifert hätten, die Krone einem Fürsten zu erhalten, welcher — mochten ihn auch die flammensprühenden Genueser Escremento di Nerone nennen — sich einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit seines Landes erworben hatte. Ferdinando nostro e la santa fede! war die Losung, und es sprach sich hierin nicht bloß die Gesinnung der vermeintlichen, längst entschwundenen Lazzaroni, nicht bloß die des Napoli senza Sole aus, sondern dieß war das allgemeine Gefühl des Volkes. Ermüdet durch die Segnungen einer ihm von vermeintlichen Volksbeglückern aufgeschwätzten und aufgedrungenen Constitution, ermüdet von dem Drucke etlicher, vom Palazzo Gravina aus den Aufstand organisirender Deputirten, die, wie alle solche Helden, zuerst davonliefen, machte sich der Unmuth des neapolitanischen Volkes endlich am 15. Mai Luft und befreite sich und das Land von der Herrschaft eines Haufens von Banditen und fremden Gesindels. „Ach", sagte ein trostloser Demagoge, „könnten wir nur Herr werden über die Truppen und das gemeine Volk und all die Krämer, dann würden wir den Tyrannen fortjagen und die Lehre von der Volkssouverainetät ausbreiten, und eine wahrhaft demokratische Republik machen; aber das Unglück ist, daß das ganze Volk dagegen ist."

Die siegreiche Zerstörung der Barrikaden zu „Neapel wirkte wie ein Rasirmesser auf die ungeheuern demokratischen Bärte";

sie und alle sonstigen Abzeichen der Revolution waren im Nu verschwunden. Der wahrhaft große Vortheil jenes Sieges war aber der, daß nunmehr die Ordnung in Neapel völlig hergestellt war und der König ernstlich daran denken konnte, das aufrührerische Sicilien zum Gehorsam zurückzuführen. Mit Recht durfte aber nach dem von England und Frankreich bisher eingehaltenen Verfahren daran gezweifelt werden, ob diese Mächte nicht der Wiedereroberung Siciliens Hindernisse in den Weg legen würden. So wenig England oder Frankreich irgend einer Macht gestatten würden, ihren etwa im Aufstande begriffenen Unterthanen eine Unterstützung zu gewähren, so wenig hatten sie Bedenken getragen, dieses im Verhältnisse Siciliens zu Neapel zu thun. Wider alles Erwarten ließ die englische und französische Flotte die neapolitanische Expedition, die sich zunächst gegen Messina wendete, auslaufen. War dieß etwa ein Einlenken in bessere Principien, war es ein erwachtes Rechtsgefühl, welches dieß Verfahren veranlaßte? Es scheint nicht, als ob man berechtigt sey, die Sache so zu erklären; das Benehmen beider Mächte nach der Eroberung von Messina bietet einen andern Schlüssel. Sobald nämlich diese Stadt gefallen war, intervenirten sie und hemmten das weitere Vorschreiten der Neapolitaner. Warum nicht zuvor? Der leitende Gesichtspunkt für sie war wohl kein anderer, als die Hoffnung, der König würde gar nicht im Stande seyn, Messina zu nehmen. Dießmal hatten sie sich getäuscht, sie hatten aber auch zugleich die Sicilianer getäuscht, die jetzt eine ihrer schönsten Städte allen Schrecken eines Bombardements ausgesetzt sahen. Auf diesem Wege haben jene Großmächte, insbesondere England, es erreicht, sich bei allen Parteien gleich verhaßt und La perfida Albione in ganz Italien sprüchwörtlich zu machen. Ganz vorzüglich trug dazu auch noch die persönliche Ungeschicktheit, ja man möchte sagen die Rohheit einzelner englischen Agenten bei. Es zeigt sich dieß sowohl in ihrem Handeln in Italien, als auch in ihren Berichten an Lord Palmerston; überall Nichts als Lei-

denschaftlichkeit, durch welche sich namentlich Lord Napier in Neapel auszeichnete. Dieser war naiv genug, als Capt. Codrington in einer offiziellen Depesche ans Ministerium des Königs beider Sicilien, denselben gegenüber alle Rücksicht vergessen und ihn nur „König von Neapel“ genannt hatte, diese Beleidigung für ein „Uebersehen“ zu erklären. Jede Lüge, so unwahrscheinlich sie auch an sich war und so sehr sie auch bei glaubwürdigen Personen Widerspruch fand, wurde von den englischen Agenten nach London berichtet und manche auch über ihren ephemeren Bestand hinaus von Lord Palmerston als eine Thatsache benützt, aus welcher sich für sein System Vortheile ziehen ließen. Ja, „das Haus Lord Napiers in Neapel war stets der Sammelplatz für alle Brauseköpfe der höheren Gesellschaft und er selbst bildete den Mittelpunkt einer politischen Faction. Aus diesen Quellen schöpfte er seine Nachrichten, an Niemanden anders wollte er sich wenden und vermied alle Leute, die nur zur gemäßigten Partei gehörten. Männern, mit denen er zuvor genauer bekannt gewesen war wendete er den Rücken bloß deshalb, weil sie des Königs constitutionelle Minister geworden waren. Und wenn er nicht selbst sich in einer ungeziemenden Sprache gegen diese Minister und den König gefiel, so gestattete er doch eine solche Sprache in seiner Gegenwart. „La bestia“ war eines der mildesten Epitheta, deren sich die Gesellschaft Lord Napier's in Betreff des Königs bediente.“

Unglücklicher Weise trat der jugendlichen Indiscretion dieses Repräsentanten Ihrer Majestät der Königin Victoria, die Gesellschaft und der Rath des alten Lord Minto zur Seite. Dieser Mann hat offenbar die verderblichste Rolle gespielt, die nur jemals ein englischer Diplomat übernommen hat. Schwerlich kann man von ihm sagen, daß er bei einem der Souveraine Italiens accreditirt war, wohl aber bei den Männern der Revolution, deren Banner er fast jedem königlichen Palaste gegenüber aufpflanzte. Wir wollen nur an die Balkon-Scene zu Rom erinnern, wo Lord Minto vor dem revolutionären Pöbel sich verbeugte und Viva l'independenza d' Italia rief.

Daß sein Publikum ihn nicht für einen Abgesandten Lord Palmerstons, sondern für einen Boten des Himmels hielt, war Alles und es war den Leuten wenigstens nicht zu verdenken, wenn sie meinten: „England habe sich ganz für ihre Revolution erklärt und wünsche selbst Nichts mehr als seinen alten Bundesgenossen Oesterreich aus der Lombardei vertrieben zu sehen."

Doch kehren wir noch einmal nach Neapel zurück. Der Engländer Mac Farlane, welcher durch einen früheren vieljährigen Aufenthalt sich eine sehr genaue Kenntniß Italiens und insbesondere Neapels verschafft hatte und das ihm werth und theuer gewordene Land jetzt in seinem revolutionären Zustande wiedersah, kann nicht umhin fast auf jeder Seite seines Buches die unselige Politik Englands zu beklagen. Er hatte zugleich Gelegenheit sich davon zu überzeugen, einen wie geringen Antheil das Volk in Neapel an dem Neubau des Constitutionalismus nahm; ja die Pairs selbst, so wie die Deputirten schienen nur einen sehr geringen Grad von Thätigkeit auf das Verfassungswerk zu verwenden. Es ist daher begreiflich, daß jener Autor zu dem Schlusse kommt, daß das italienische Volk überhaupt für eine solche moderne Constitution mit Allem, was sie in ihrem Geleite hat, durchaus nicht geeigenschaftet sey. Er theilt ein in dieser Hinsicht merkwürdiges Urtheil eines gebildeten Neapolitaners mit, der „nach jeder andern Seite hin sich eher, als nach der des Absolutismus verirrt hat", und sich über die Jury dahin äußerte: „die große Masse des Volks befindet sich gar nicht in der Lage irgend einen Vortheil aus der Einrichtung zu ziehen, die man in England für eine der größten Segnungen hält. Bei uns würde eine Jury in Civilsachen nur der Mittelpunkt von Intriguen und jeder Art von direkten und indirekten Einflüssen seyn, in Criminalsachen aber wären die Geschwornen dem tödtlichsten Hasse und der wildesten Rache der Familien und der Anhänger des Verbrechers ausgesetzt. In der Hauptstadt würde man solche Geschworne noch allenfalls schützen können, aber in den meisten Provinzen würden sie erschossen oder erdolcht werd

gerade so wie es in Corsica erging, als Lord Minto's Vater, Sir Gilbert Elliot, so voreilig seine Nachbildung einer englischen Verfassung jener rohen Insel gab und als die Franzosen einige Jahre später die Geschwornengerichte wieder einführten. Kann man behaupten, daß Irland für eine solche Einrichtung geeignet ist? Gewiß nicht. Bis jetzt haben wir noch keine Jury und Gott sei dafür gedankt!" —

Es begreift sich, daß jener englische Autor einen der Gründe, warum für die Italiener constitutionelle Verfassungen nicht taugen, in dem „papistischen Aberglauben" des Volkes sucht. Dergleichen Dinge muß man einem protestantischen Engländer zu Gute halten; dieser hier gehört wenigstens nicht zu den kältesten, auch sein Herz wurde weich, als er auf dem neuen Kirchhofe bei Neapel in dem Geläute aller Glocken das Ave Maria vernahm. Das Wort des ihn herumführenden Franziskaners: „Ci stanno malamente i morti", denen die kostbaren Monumente die Seelenmessen aufzehren, blieb ihm freilich in seinem wahren Sinne unverständlich. Bei Gelegenheit jener Bemerkung über die Unfähigkeit der Italiener für liberale Institutionen theilt er jedoch einzelne Züge aus dem neapolitanischen Volksleben mit, die, wenn ihn nicht, so doch jeden aufrichtigen Katholiken nur mit Freude erfüllen können. Nachdem er in üblicher Weise von dem Wunder des heiligen Januarius gesprochen hat, erzählt er von einem Erlasse des Erzbischofes von Neapel wegen des bevorstehenden Festes der Himmelfahrt Mariä. Der Cardinal hatte seine Freude ausgedrückt, daß bei dem letzten Feste der seligsten Jungfrau, das neapolitanische Volk trotz den innern Unruhen und den Gefahren, die von Außen drohten, dennoch jenen Tag mit einem so angemessenen und nachahmungswerthen Eifer begangen habe; „er hoffe daher, daß dieser Eifer für das bevorstehende Fest nur um so wärmer sich aussprechen werde; er lade sie Alle ein zu dem Feste selbst und zu der Vigil desselben und verheiße ihnen bei Erfüllung der erforderlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß." Dieser Einladung entsprach auch der Erfolg; nicht

nur wurden die Straßen in der Nähe der Kathedrale aufs festlichste geschmückt, nicht nur gab sich das Volk mit Frohsinn allen Vorbereitungen zu diesem Feste hin, sondern Frauen und sehr viele Männer — was dem Engländer besonders auffiel — strömten in die Beichtstühle, um da ihren Trost in diesen schweren Zeiten zu holen, wo er allein zu finden ist. „Im Vergleiche zu diesem Feste der Madonna", sagt er, „was ist diesem Volke Parlament, was Constitution? Ein Kartätschenschuß hätte diese und jenes zerschmettern können und man hätte sich kein Jota d'rum gekümmert; wenn aber irgend eine Gewalt, sey es einheimische oder fremde gewagt hätte, die Anstalten für diesen Abend oder die noch größeren für den morgenden Tag zu verkürzen, wenn irgend ein Versuch gemacht worden wäre, im geringsten Grade dieses Fest zu stören, so würden diese Leute bis an die Kniee im Blut gefochten haben." —

Die Revolutionäre waren der Bedeutung solcher kirchlichen Volksfeste völlig inne geworden und glaubten daher an manchen Orten sie zu ihren Gunsten ausbeuten zu können. So wurde z. B. zu Foligno ein Fest zu Ehren des seligen Giacomo Bianconi gefeiert und es gesellten sich zu dem fröhlichen Volke einige Wühler, welche beginnend von dem „brutalen Kriege fremder Horden", der das Land heimsuche, den seligen Giacomo priesen, welcher sich bemüht habe, in Liebe und „Brüderlichkeit" das Volk von Umbrien zu vereinigen, als dasselbe durch den Streit der Guelfen und Ghibellinen entzweit war; allein solche Reden wollten Nichts verfangen, das junge Volk freute sich der Musik und des für den Abend verheißenen Feuerwerks. —

Jenes Muttergottesfest zu Neapel trat aber unserm reisenden Engländer noch auf eine andere Weise hindernd in den Weg. Er hatte einen Platz auf der Courierpost genommen, welche um zehn Uhr Abends abzugehen pflegte. Er stellte sich zu rechter Zeit ein, wartete eine, wartete die zweite Stunde

und nicht einmal eine Vorbereitung zur Abreise ließ sich wahrnehmen. Gewiß wäre eines jeden Reisenden Geduld erschöpft worden und man kann es dem Engländer verzeihen, daß er zu seinem größten Mißfallen vernahm, jetzt um 12 Uhr fange in einer kleinen Kapelle in der Post die Messe an und Don Pepino, der Conducteur, sowohl als der Postillon müßten diese, da es ein Muttergottestag sey, hören; unmittelbar nach derselben würde der Courier abgehen.

Auf der Reise, welche er nunmehr über Ancona nach Rom antrat so wie während seines ferneren Aufenthaltes in Italien, konnte Mac Farlane nur bestätigt finden, was er schon in einem großen Umfange in Neapel wahrgenommen hatte, daß nämlich die Revolution den Wohlstand, dessen sich Italien in den letzten Decennien erfreut hatte, gänzlich zerstört habe. Ueberall Nichts als Klagen: „Stiamo male, Signore“. „Le cose vanno male“ war überall in dem Munde der Leute und das sonst oft mit lächelndem Gesichte von den lustigen Neapolitaner Gassenbuben gehörte: Muoj di fam! war leider für viele Wohlhabende eine Wahrheit geworden. Lauter aber als solche Aeußerungen sprachen die öden Straßen, die leeren Gasthöfe, deren Inhaber die Urheber der Revolution in die Casa del diavolo wünschten, die sonst von Schiffen belebten, jetzt verlassenen Häfen, die geschlossenen Theater, die unbesuchten Messen und Märkte.

Und dennoch — könnte der Revolution noch Einhalt gethan werden — hier wäre eine Besserung der Verhältnisse möglich; Handel und Gewerbe würden wieder aufblühen, Italien wäre wiederum das Land, wohin der Engländer seine Guineen und der Deutsche seine Kreuzer trüge, allein wie ist der Schaden zu ersetzen, den die Revolution den großen Schätzen von Kunst und Wissenschaft zugefügt hat, welche die Halbinsel bewahrte? Auch in dieser Rücksicht hat der roheste Vandalismus sich geltend gemacht; alle Aufsicht über Gebäude und Sammlungen hatte aufgehört. E roba nostra! è roba nazionale war der

wilde Ruf, in welchem sich die rohe Democrazie in dem Palazzo Borbonico in Neapel gütlich that und wer kann jetzt schon die Verlüste zählen, welche die kostbaren Sammlungen des Vatikan erlitten haben, nachdem solche Horden, wie die Garibaldi's und solche Schurken, wie Sterbini und Mazzini dort das Regiment geführt haben. Auch der Dom von S. Peter, aller Sorgfalt für seine Erhaltung entbehrend, ist nicht verschont geblieben; die Statuen beschmiert und bekritzelt, ja den Arm des einen Engels, welcher den Weihbrunnen trägt, hatte ein gegen Oesterreich ausziehender Kämpe dazu benützt, seinen Namen mit tiefeingegrabenen Buchstaben unsterblich zu machen. Auch die Grabmäler waren gleicher Behandlung nicht entgangen; mit der Inschrift: Infami Tiranni wurde das der Stuarts geziert. Indessen was ist das Alles gegen die Execration die S. Peter darin erfuhr, daß Mazzini auf dem Stuhle des Papstes seinen Platz nahm und ein Priester sich fand, vor ihm ein Te Deum zur Verherrlichung der Republik zu singen?!

Aber gerade damit berühren wir eine der für uns schmerzlichsten Seiten der italienischen Revolution: die Theilnahme so vieler Geistlichen an derselben. Leider ist diese nicht einen Augenblick in Abrede zu stellen und sie zeigt uns, wie die Erziehung des Clerus in Italien keineswegs so geleitet wurde, wie sie seinem hohen Berufe entsprechend wäre. Man darf sich auch nicht damit trösten, daß in Italien so Viele das geistliche Kleid tragen ohne wirklich dem Stande, dem es zukommt, anzugehören; die politische Verirrung hat sich auf allen verschiedenen Abstufungen der Hierarchie kund gegeben. Hat ja doch selbst das Mönchskleid nicht vor den größten revolutionären Thorheiten geschützt. Während dort Gioberti, der „italienische Lamartine", sein Wesen trieb, eiferte hier der Barnabite Guavazzi für Umsturz und Anarchie, und selbst ein Mann, dessen Namen wir stets mit der größten Verehrung nannten, der P. Ventura, konnte sich so weit verirren, daß er von der Revolution ein Heil erwartete; doch Gott sei gedankt, er ist

wieder zu sich selbst zurückgekehrt. Auf der andern Seite darf man nicht verkennen, daß eine große Schaar von Priestern namentlich in Rom, treu ihrer Pflicht und ihrem Berufe, selbst mit ihrem Blute für Recht und Wahrheit Zeugniß gegeben haben und wir werden noch unten Gelegenheit finden, diesen Punkt zu berühren.

Es läßt sich nicht läugnen, daß „jene Incarnation von Selbstgefälligkeit und Pedanterie“ wie Mac Farlane Gioberti bezeichnet, mit seinen phantastischen Schriften und Reden wesentlich dazu beigetragen hat, seinen Landsleuten die Köpfe zu verdrehen. Was kann verkehrter seyn, als das Schreien nach der Einheit Italiens, wo das Volk einer solchen Einheit weit mehr widerstrebt, als die Regierungen. Es ist keine zu kühne Behauptung, wenn man sagt: der Congreß zu Wien habe mehr für die Einheit Italiens gethan, als die ganze Revolution. Ihr erster Anfang bestand in nichts Geringerem, als: „Ewige Trennung Siciliens von Neapel“, und so wie der Haß des Volkes in diesen beiden Ländern zu einer hochlodernden Flamme angefacht ist, so hat die Revolution dieß überall bewirkt; der Genuese haßt den Toskaner, der Lombarde den Piemontesen, der Pisaner vom rechten Arno-Ufer den vom linken u. s. w. Es zeigt sich hier der nämliche Erfolg, wie in den einzelnen Städten und Ortschaften, wo eben auch alte Leidenschaften entfesselt und alte Feindschaften der Bewohner unter einander von Neuem aufgeweckt worden sind. Unter der Maske des Patriotismus sucht die Rache ihre Opfer, und überall auf der Halbinsel herrscht die Furcht, wenn nicht ihr, so doch der Habgier zu verfallen. Un sospetto, un tremito, una paura! das sind die Segnungen, die an die Stelle früherer Behaglichkeit getreten sind.

Wäre die Sache nicht so außerordentlich traurig, ja wahrhaft schrecklich, man könnte daneben der italienischen Revolution so manche lächerliche Seite abgewinnen. Neuere Sprachforscher fangen wiederum an, sich der Ansicht zuzuneigen, der

Name der Langobarden sei doch von ihren langen Bärten abzuleiten. Wenn dem so seyn sollte, so ist doch in Italien in dieser Hinsicht Alles geschehen, um jeden Stammesunterschied zu verwischen, denn die Bärte, das trügerische Symbol des Muthes, wachsen auf der Halbinsel, wie in keinem andern Lande. In der That man kann sich wohl kaum etwas Abgeschmackteres denken, als die lächerlichen Radomontaden der päpstlichen, kinnumbuschten Freiwilligen, welche in den albernsten Theatercostümen der verschiedensten Jahrhunderte daherschritten und sangen:

„Dall' Alpi al lido siculo
Fratelli in una speme
Tutti concordi ed intrepidi
Ora stringiamci insieme:
Corriam tutti a combattere
Mossi da un sol desir.

Se i nostri avi divisero
Odio e mortal furore
Oggi noi ricongiungano
Per sempre fede e amore;
E di quei duri secoli
Spegnendo il sovvenir
Giuriam, giuriam l'Italia
Far liberar, o morir!

Ja, wenn „mit Gesängen und Bärten die Oesterreicher hätten geschlagen werden können", sie wären schon längst in wilder Flucht aus dem letzten italienisch redenden Dorfe entwichen!

Es begreift sich leicht, daß bei solchen patriotischen Gesinnungen der Jünglinge auch die Kinder nicht zurückblieben; auch sie, die zehnjährigen Buben, Le Speranze d'Italia, exercirten mit Waffen, klirrten auf den Straßen der Städte mit Schleppsäbeln und dampften Cigarren. Aber auch das schöne Geschlecht wollte nicht zurückbleiben; nicht nur die Fürstin Belgiosa, diese „Corinna des Kreuzzugs gegen die Barbaren"

wußte sich für die Sache des Vaterlandes zu begeistern, sondern auch andere, ruhige Hausfrauen, hielten es für ihre Pflicht — etwa Charpie zu zupfen für die Verwundeten? — nein, zu patriotischen Gastmälern zusammen zu kommen. So hatten z. B. die Frauen von Loretto in einem der dortigen Gasthöfe sich zu einem Bankett versammelt und sich daselbst durch folgende Inschriften verewigt:

ECCITATE PER LO ESEMPIO
DEI MILITI LORETANI
LE LORETANE CITTADINE
IN UN INSIEME CONVITANO
PERCHIÈ L'UNIONE INAUGURATA DA QUELLI
IN QUESTE SI COMPRIA.

Und:

ASPIRANDO A VIRILI PROPOSITI
UNO STUOLO MULIEBRE
IN UNA GIOJA CONVIVALE
FRATERNIZZA!"

Es läßt sich begreifen, daß solche Albernheiten die Frauen von Loretto manchen selbst unanständigen Witzeleien ausgesetzt haben. Alles dieß gilt aber für einen Fortschritt der Civilisation, und man würde sich gar nicht zu wundern nöthig gehabt haben, wenn die Frauen ein Amazonencorps gegen die Barbaren gebildet hätten, und, dem die Zustände Italiens bezeichnenden Worte gemäß: „La civilisazione marcia à suono del tamburro" selbst unter Trommelwirbel in's Feld gezogen wären. So viel ist gewiß, daß wenn die weibliche Erziehung in den letzten Jahren in Italien sich wesentlich verbessert haben sollte, diese Dinge geeignet sind, bald auch den letzten Hauch sittlicher Würde zu verwischen. — Es mag bei dieser Gelegenheit beiläufig bemerkt werden, daß der mehr erwähnte Engländer jene Verbesserung der weiblichen Erziehung vornämlich daraus erklärt, daß die jungen Mädchen dieselbe nicht mehr so allgemein wie früher in den Klöstern genößen. Wir wollen kei-

nen Augenblick in Abrede stellen, daß die klösterliche Erziehung auch ihre Gebrechen haben mag, dessen ungeachtet ist jene Bemerkung gewiß unrichtig; es möchte sich jene Erscheinung vielmehr daraus erklären, daß in den letzten Decennien sich überhaupt mehr Bildung auf der Halbinsel verbreitet hat. Von dem Standpunkte aus, daß in England gerade die guten Tanten, „Sarah and Mary", einen so wohlthuenden Einfluß auf die Gestaltung des häuslichen Lebens äußern, wollen wir jenen zugeben, daß das Familienleben in Italien dadurch um ein sehr angenehmes Ingrediens beraubt werde, daß unverheirathete Frauenzimmer hier meistens in's Kloster gehen.

Jetzt ist indessen in Italien gegen beides gesorgt: die Revolution hat alle Häuslichkeit zerstört und die Nonnen aus den Klöstern gejagt. Nirgend ist dieß auf eine rohere Weise, als in Rom geschehen, wo überhaupt die Schrecken der Revolution auf ihren höchsten Grad gestiegen sind. Dieß war begreiflich, denn wie die Revolution überhaupt ihrer ganzen inneren Bedeutung nach der Kampf gegen die Kirche Christi ist, so mußte sie auch in der Stadt, welche den Mittelpunkt der Christenheit bildet, ihren Hauptsitz aufschlagen. Auf die Dinge, wie sie hier sich gestaltet haben, mögen noch einige Blicke in den folgenden Artikeln geworfen werden.

XXV.

Die Weissagung von Lehnin.

Wir haben bereits mehrere Jahre vor den glorreichen Märztagen unser unparteiisches Gutachten über das Vaticinium des Frater Hermann in diesen Blättern niedergelegt.

Weit entfernt ein übertriebenes Gewicht auf diese prophetische Dichtung zu legen, mußten wir jedoch damals schon gestehen, daß sie unter allen bekannten modernen Prophezeiungen die merkwürdigste sei und daß dieses Urtheil selbst dann nicht umgestoßen werde, wenn auch der literarische Betrug und der spätere Ursprung der Urkunde nachgewiesen werden könnte, was bis jetzt zwar oft versucht, aber noch niemals gelungen ist. — Inzwischen sind, nachdem die Katastrophe von 1848 über das Haus der Hohenzollern und über ganz Deutschland hereingebrochen ist, die Aktien des märkischen Sehers bedeutend gestiegen, und Manchen will es scheinen als ob das alte wunderliche Orakel nicht außer allem Causalnexus mit gewissen Kaisergelüsten und verhängnißvollen Märzentschliessungen stehe. — Nach dieser Version wäre Manches geschehen und gethan, weil Hermann von Lehnin es, wie man meinte, vorausgesagt habe, und um den Geschicken durch freundliches Entgegenkommen gleichsam die hilfreiche Hand der Hebamme zu reichen. — Wenn aber nur die Weissagung nicht so gar dunkel

und nicht schon die Vorfrage ein ungelöstes Räthsel wäre: ob der Prophet dem preußischen Hause seine Erhebung und ein kaiserliches Diadem, oder die Strafgerichte Gottes und einen tragischen Untergang verkündigen wollte? — Inzwischen gehört schon die eine unleugbare Wahrheit zu den merkwürdigsten Thatsachen der historischen Mystik, daß ein Gedicht (zugegeben von zweifelhaftem Alter und unbekanntem Ursprung!) welches aber jedenfalls schon im Jahre 1722 gedruckt war, mithin damals doch existiren mußte, dessen Verfasser also, selbst wenn wir ihn in die spätestmögliche Epoche setzen wollten, weder die Conjuncturen unsrer Zeit noch die Persönlichkeit K. Friedrich Wilhelm's IV., gekannt haben kann, mit Bestimmtheit wenigstens soviel vorausgesagt hat: unter dem eilften Nachfolger Joachim's II. werde ein großer Wendepunkt in der Geschichte des Hohenzollernschen Hauses eintreten, und es bei dieser Zeitenwende sich darum handeln Deutschland wieder einen König zu geben. — Kein Billigdenkender wird es der hausbackenen und afterklugen Albernheit des Rationalismus verdenken, wenn sie dergleichen Invasionen in die Domäne des Unbegreiflichen schlechterdings nicht zu statuiren gesonnen ist. Die Folgerungen wären gar zu bedenklich, und könnten am Ende noch auf die Zulassung einer Möglichkeit der Prophezeihungen des alten Bundes leiten, mit deren Unterwühlung und Wegräumung sich die rationalistische Kritik so viele Jahre durch so treu und redlich abgemüht hat. Principiis obsta! Der bekannte Kirchenhistoriker Dr. Gieseler in Göttingen, ein Rationalist vom reinsten Wasser, hat es daher für nöthig erachtet, seine kritische Lanze gegen die Verse des Cisterzienfermönchs einzulegen, die Hermann von Lehnin-Litteratur zu bereichern, und mit der Leuchte seiner Wissenschaft das auf jenem „Machwerk des Betruges" ruhende Dunkel aufzuhellen. Sein Büchlein führt den Titel: die Lehninsche Weissagung gegen das Haus Hohenzollern u. s. w. Erfurt 1849. 71 S. 8°. Wer es zu lesen Lust und Belieben trägt, mache sich darauf gefaßt nicht viel erheblich Neues zu erfahren. Der dem vulgären, deutschen

Rationalismus beiwohnende Mangel an gesunder Dialectik und selbst an positivem Wissen, der sich auch in diesem Schriftchen zu Tage legt, war lange vorher bekannt. Desto interessanter ist die vor Kurzem erschienene, denselben Gegenstand vom entgegengesetzten Standpunkte aus betrachtende Schrift des Dr. W. Meinhold, evangelischen Pfarrers und Verfassers der Bernsteinhexe. *) Wir können unsers Erachtens über dieses Buch, um es der Aufmerksamkeit unserer Leser zu empfehlen, nicht mehr sagen, als daß es in seiner Art ein fast eben so merkwürdiges Vorzeichen einer wunderbaren, näher als je bevorstehenden Wendung der Geschicke in Deutschland ist, wie die Lehnin'sche Prophezeihung selbst.

Des Verfassers Auslegung läuft einfach auf die Rückkehr des preußischen Königsgeschlechtes zur Einheit der wahren Kirche, und demnächst auf eine friedliche und glorreiche Herrschaft der „katholischen Hohenzollern" über ganz Deutschland hinaus. — Sollen wir mit gegenseitiger Leidenschaft und Erbitterung hierüber streiten? Sollen wir unsererseits der rührenden Anhänglichkeit eines Ehrenmannes an seinen angebornen Landesherrn mit dem kalten Messer der Kritik zu nahe treten? Sollen wir den Schleier von der wohlwollenden Willkühr wegziehen, mit der er das, was jeder Andere bisher noch als die schärfste gegen die brandenburgische Dynastie erhobene Anklage verstand, zu einem Lobgedichte umdeutet, wodurch „der Allwissende selbst das Geschlecht der Hohenzollern verherrlichen wollte"? Das sei ferne von uns! Wir verstehen die Prophezeihung (über deren Sinn, Ursprung und Aechtheit uns

*) Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin um's Jahre 1243 über die Schicksale des Brandenburgischen Regentenhauses, wie über den Beruf Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Könige. Vorausgehend eine religionsphilosophische Einleitung für die gebildeten Leser aller Confessionen, über den Begriff, das Wesen und die Unterschiede aller Weissagung in alter, wie in neuer Zeit. Leipzig 1849.

jeder weitere Streit unnöthig scheint!) in einer andern Weise, achten und ehren aber die Absicht und das Gefühl dieses Auslegers. Geben die Ereignisse, an deren Schwelle wir stehen, ihm Recht, so werden wir, wie leicht begreiflich, nicht das mindeste dagegen einzuwenden haben. Nur möge er umgekehrt uns gestatten, unsere Agitation für die preußische Hegemonie in Deutschland noch so lange zu vertagen, bis jene Conversion sämmtlicher Hohenzollern, die ja auch nach ihm die Grundlage und Vorbedingung der künftigen politischen Stellung dieses Hauses seyn soll, wirklich stattgefunden hat. Stellen wir in Liebe und gegenseitiger Geduld diesen Ausgang Gott anheim!

Bekanntlich suchte bisher der Rationalismus die Meinung zu verbreiten: daß selbst die Existenz eines Cisterziensermönches Hermann aus dem Kloster Lehnin eine Fabel sei. Herr Professor Gieseler zu Göttingen entblödet sich nicht, sogar wörtlich Folgendes drucken zu lassen:

„Die Weissagung kündigt sich selbst als das Werk eines Mönchs Hermann an, welcher kurz vor dem Erlöschen des Ascanischen Stammes in Lehnin gelebt habe. Von einem solchen Hermann ist anderweitig schlechthin nichts bekannt, und es ist nur auf Täuschung der Einfalt abgesehen, wenn neuere Herausgeber bald von ihm berichten, er habe im Rufe der Heiligkeit gelebt, bald, er sei Abt von Lehnin gewesen. Zu seiner Zeit, nämlich 1310 und 1321, wird Theodor als Abt von Lehnin genannt; ein Abt Hermann kommt erst 1335 vor."

Für diese leichtfertige, freche Geringschätzung der Wahrheit, die leider! unsere Zeit charakterisirt, wird der rationalistische Professor denn von Dr. Meinhold, „ihm selber zur Strafe und Andern zum abscheulichen Exempel", nachdem ihm vorher die Hülle eines unverdienten, gelehrten Rufes abgezogen worden, öffentlich mit der kritischen Ruthe nach Maßgabe der Verschuldung gezüchtigt.

„So spricht", ruft M. aus, „ein Professor der Theologie, der an einer der reichsten Bibliotheken der Welt lebt, und wer sollte ihm nicht glauben? Indeß hätte er sich die, von mir in der N. P. Zeitung ausdrücklich citirte Quelle über den Abt Hermann angesehen, so würde er nicht den Schimpf erleben, daß ein Landprediger mit seinen beschränkten literarischen Hilfsmitteln ihn hier öffentlich zurecht setzt und den letzten Ueberrest seines hölzernen Degens mit einem leichten Jagdhiebe durchhaut."

„Der von mir dort citirte Dlugossus sagt nämlich historia Poloniae lib. VI. p. 563: Decimo Calend. Februarii (es ist vom Jahre 1234 die Rede) Dionysius de Godzikowo monasterium fratrum ordinis Cisierciensis fundat — — quos primum de monasterio Lehninensi ejusdem ordinis per Hermannum, ejusdem Lehninensis monasterii tunc Abbatem, mitti obtinuerat. Zu deutsch: am 23. Januar 1234 gründete Dionysius von Godzikowo ein Kloster, mit Cisterzienser-Mönchen, die er zuerst aus dem Kloster Lehnin, desselben Ordens, durch Hermann, damals Abt dieses Klosters, sich hatte schicken lassen."

„Mit diesem Zeugniß stimmt genau zusammen:

Histor. Cisterciensium, seu verius Ecclesiasticorum Auralium, a condito Cistercio. Tom. IV. annus Christi MCCXXXVI cap. VIII. Nr. 3. p. 532, wo es heißt:

Fratres in hoc monosterium (Gosczichovo) de monasterio Lemnin de annuentia Hermanni, Abbatis Lemnensis monasterii, introduxit. Zu deutsch: die Brüder des Klosters Gosczichovo führte er (der obige Dionysius, der hier aber Bronissius genannt wird) aus dem Kloster Lemnin, mit Erlaubniß Hermanns, des Abtes des Lemninschen Klosters, ein."

„Aus beiden Zeugnissen ergibt sich nun unwiderleglich, daß der Bruder Hermann wirklich eine historische Person war. Und halten wir sie beide zusammen, so geht daraus zugleich hervor: daß der zweite Schriftsteller über den Cisterzienserorden den Dlugossus gar nicht gekannt hat, da er den Namen des Stifters und den Ort der Stiftung anders schreibt, auch rücksichtlich der Zeit

der Gründung mit ihm um zwei Jahre auseinanderstimmt. Aber eben um desto glaubwürdiger wird selbstredend dieß gemeinsame Zeugniß jedem wahren Kritiker seyn.

„Bruder Hermann lebte also nicht blos, sondern er lebte auch fast um volle hundert Jahre früher, als man gemeinhin anzunehmen pflegt, und ist es abermals, um mich auch einmal so milde, als möglich, auszudrücken, ein historischer Irrthum, wenn Herr G. an der reichen Quelle der Göttinger Bibliothek die Behauptung aufstellt, in den Jahren 1310 bis 1321 wäre ein gewisser Theodor Abt von Lehnin gewesen! Nein, der damalige Abt hieß Johannes, wie aus einer Urkunde, ausgestellt in der Pfingstwoche des Jahres 1311, hervorgeht. Daß aber 1335 wieder ein Abt Hermann in Lehnin vorkomme, ist von Herrn G. nicht erwiesen, und leugne ich es schlechterdings, indem die Geschichte überall nur zwei Aebte daselbst namhaft macht, nämlich unsern Hermann und den obigen Johannes *).“

Zum Schluße sei es uns erlaubt, eine Stelle aus der in Rede stehenden Schrift eines, was nicht zu übersehen ist, protestantischen Pfarrers mitzutheilen, die unsern obigen Ausspruch rechtfertigen möge, daß diese Auslegung nicht viel weniger merkwürdig sei, als die Prophezeiung selbst.

Bekanntlich lauten die auf Joachim I. sich beziehenden Verse, wie folgt:

Inferet at tristem patriae tum foemina pestem,
Foemina, serpentis tabe contacta recentis,
Hoc et ad undenum durabit stemma venenum.

Zu deutsch:

Doch gar traurige Pest bringt jetzt dem Lande ein Weibsbild,
Sie, von dem Gifte berührt der frischerwachsenen Schlange,
Und wird währen dies Gift bis zum eilften Stamme hinabwärts.

Hierüber sagt die Meinhold'sche Erklärung:

„Unter ihm“ (Joachim I.) „trat die Reformation Luthers

---

*) Doch es ist möglich, daß Herr Geheime-Rath Pertz neuerdings noch die Namen einiger anderer in seinen monumentis Germ. histor. aufgetrieben hat.

ein, welche V. 47 eine „„traurige Pest““ genannt wird, und insonderheit von der Gemahlin des Churfürsten, Elisabeth mit Namen, einer Tochter des Königs Johann von Dänemark, gepflegt wurde, worüber Joachim so entrüstet ward, daß er sie einmauern lassen wollte, und sie nach Sachsen fliehen mußte. Seine beiden Söhne folgten jedoch den Eingebungen der Mutter, obwohl er sie eidlich verpflichtet hatte, den katholischen Glauben nicht zu verlassen, welchem er selbst bis an sein Ende getreu verblieb, und nach einer väterlichen Regierung am 11. Juli 1535 verstarb. Bevor wir nun jenes harte Urtheil über die Reformation in nähere Erwägung ziehen, wollen wir uns erst überzeugen, daß wirklich des jetzt regierenden Königs Majestät den eilften Regentenstamm seit Joachim dem Ersten bildet, und mithin nach unserer Weissagung der letzte protestantische Fürst seyn wird, indem nunmehr der allgemeine Rücktritt zum Katholicismus (V. 54 und 95) erfolgen soll. Es haben nämlich seit jenem regiert, wenn man Joachim II., über welchen gleich das Nähere, nicht mitzählt:

1) Johann Georg,
2) Joachim Friedrich,
3) Johann Sigismund,
4) Georg Wilhelm,
5) Friedrich Wilhelm (der große Kurfürst),
6) Friedrich I.,
7) Friedrich Wilhelm I.,
8) Friedrich II. (der Große),
9) Friedrich Wilhelm II.,
10) Friedrich Wilhelm III.,
11) Friedrich Wilhelm IV.,

welcher, wie wir Alle wissen, kinderlos ist. Freilich können wir uns eine so nahe bevorstehende Katastrophe unmöglich denken, und sie scheint ohne die verheerendsten Kriege, gegen welche der dreißigjährige ein bloßes Reitergefecht war, kaum in Erfüllung gehen zu können. Indeß, sie *scheint* es auch nur. Möglich, daß Holzhauser Recht hat, welcher Seite 89 seiner angezogenen Schrift diese Katastrophe „„*durch eine wunderbare, nach menschlichen Begriffen Jedermann unmöglich scheinende Veränderung*““ eintreten läßt, und eben so möglich, daß der gott-

begnadigte Friedrich Wilhelm IV., dessen vortreffliches Herz ohne Ursache keinen Wurm tödtet, geschweige einen Menschen, der große Monarch ist, welcher mit dem heiligen Papste, nach allen eben angeführten Prophezeihungen, jene große Katastrophè zwar nicht ohne Blutvergießen, wogegen V. 94 spricht, aber mit möglichst liebevoller Schonung herbeiführen wird. Denn, sollen wir katholisch werden, so ist es lächerlich, daß dieß auf dem Wege der Ueberredung, oder gar der Philosophie, wie einige neuen Katholiken meinen, oder endlich, wie Bouverot sich träumen läßt, durch die fromme Beherzigung der Lehninschen Weissagung geschehen wird. Darüber lachen die meisten Protestanten, und wo sie es nicht thun, da steht die Trägheit des menschlichen Herzens, und die Berücksichtigung von tausend Sonderinteressen ihrem Rücktritt entgegen. Nein, nicht bloß ein Außerordentliches, sondern das Außerordentlichste muß geschehen, um nicht allein die protestantischen Völker, sondern auch die protestantischen Fürsten zu diesem Schritte zu vermögen, die, Menschen wie wir, auch an denselben Gebrechen unserer trägen Natur leiden."

„Aber, fragt man hier mit Recht, ist denn jener Rücktritt nothwendig? ist und war denn die Reformation wirklich eine „„Pest""? Diese Frage gründlich zu beantworten, würde nicht den Raum einiger Blätter, sondern ganzer Folianten erfordern. Ich kann daher über diesen Gegenstand nur kurz meine Meinung sagen, und zwar so treu, ehrlich und ohne Vorbehalt, wie es meiner Denkweise eigenthümlich ist, und wie jahrelange, unausgesetzte Geschichtsstudien sie mir aufgedrungen, unbekümmert, welches Geschrei man darüber erheben mag; denn meine Geschichtsstudien sind nicht nach erbärmlichen akademischen Heften, oder nach dem subjectiven Schnickschnack unserer schönredenden Modehistoriker, oder endlich nach der Kirchengeschichte unseres „„uzerwählten Degens"" (Gieseler) gemacht, der sogar Männer erster und unsterblicher Größe, wie Athanasius und Augustin, durchhechelt, sondern nach den Quellen der Geschichte selbst, nach den Chroniken einzelner Provinzen und Städte, nach den Lebensbeschreibungen damaliger Gelehrten, ja, nach den Anmerkungen, welche redselige Pastöre gleich nach der Reformation auf ebenso naive, als charakteristische Weise in die Kirchenbücher jedes Ortes einzutragen pflegten."

„Hiernach muß ich aufrichtig sagen: Eine Reformation war nöthig, aber nur nicht durch den, aller Welt- und Menschenkenntniß baaren, rechthaberischen und leidenschaftlichen Luther *).

„Mag es sich vielleicht bestreiten lassen, daß alle revolutionären Bewegungen unserer Zeit, wie die Katholiken behaupten, ihren letzten und ursprünglichen Grund in der Reformation haben, indem aus der mißverstandenen Freiheitspredigt Luthers zuerst der Bauernkrieg **) entstand, diesem aus ähnlicher religiöser Aufregung die schweizer Bürgerkriege, diesen die schmalkaldischen, diesen die

---

*) Wie leid der ganze Handel Melanchthon war, zeigt insonderheit sein Brief an Christoph von Carlowitz, den er nach Luthers Tode, in Angelegenheit des Augsburger Interims schrieb. Er wälzt darin alle Schuld wiederholt von sich, tadelt ebenso wiederholt seine eigene feige Natur, und klagt, daß er zu Luthers Lebzeiten eine fast garstige Knechtschaft (deformem paene servitutem) erlitten; (der große Reformator ohrfeigte ihn nämlich nicht selten: Ab ipso colaphos acceperim. Mel. ep. ad Theodorum.) denn in Luther wäre eine nicht geringe Zanksucht (φιλονεικία) gewesen, und er hätte oft mehr seine Natur, als seine Person oder den öffentlichen Nutzen im Auge gehabt (quum saepe magis suae naturae, quam vel personae suae, vel utilitati communi serviret). Melanchthon will zugleich in diesem Briefe Vieles, und sogar die Ceremonien der katholischen Kirche, nach Vorschrift des Interims gern beibehalten wissen, denn es sei ihm nicht unbekannt, daß sie ein Theil der Disciplin wären, und er erinnere sich gar wohl, mit welchem besonderen Vergnügen er sie schon als Knabe in den Kirchen mitgemacht hätte. Camerarii Vita Melanchth. ed. Strobel. p. 452.

**) Daß er späterhin genug gegen die Bauern donnerte, und sie wie tolle Hunde aufzuhängen befahl, ist allerdings wahr. Er glich darin aber nur einem unbedachtsamen Schulmeister, der den Kindern zuerst erlaubt, auf's schwache Eis zu gehen, und, wenn sie durchplumpen, nun außer sich geräth über ihre Unvorsichtigkeit, so den armen Kleinen den Fehler aufbürdend, welchen er selbst begangen. — Die protestantische Entschuldigung, daß die brutale Grobheit Luthers in seiner Zeit gelegen, ist aber nur eine Entschuldigung für den großen Haufen, welcher kein wirklicher Kenner jener Zeit beistimmen wird.

französischen und niederländischen, diesen die dreißigjährigen, letzteren wieder die furchtbaren Revolutionskriege in England folgten, wo auch zuerst das deistische und atheistische Gift geboren wurde, und sich über das benachbarte Frankreich verbreitete, bis er vor sechszig Jahren in jener furchtbaren Revolution ausbrach, an deren Folgen wir noch Alle leiden, und daß mithin die Reformation mit dem Wurf eines Steines in ein tiefes Wasser zu vergleichen sei, welches aufgeregt von Moment zu Moment immer größere und weitere Wellenkreise läuft; — mag dieß Alles, sagen wir, noch bestritten werden können, — die großen Mängel in der Lehre und der Verfassung der lutherischen Kirche liegen zu klar in ihren Folgen zu Tage, als daß sie länger beschönigt werden könnten."

„Unter den meisten vorreformatorischen Sectenstiftern war fast kein Einziger, der nicht seine Lehre rund abgeschlossen hätte. Nur Luther wußte nicht, was er wollte. Seine Schriften strotzen von Widersprüchen aller Art, und die Entschuldigungen, welche er dieserhalb vorbringt, können schlechterdings nicht angenommen werden; denn in so wichtigen Dingen, als das Seelenheil der Menschen, sich zu corrigiren, und abermals zu corrigiren, ist eine schlechte Empfehlung für sein Werk. Da begann denn auch gleich nach seinem Tode der Scandal über die reine Lehre auszubrechen."

Nach einer kleinen Skizze der innern Geschichte des Protestantismus fährt unser Autor fort:

„So hat die lutherische Lehre sich, wer weiß wie oft, wie ein Chamäleon gewandelt, während die katholische feststeht, und die Kirche nur hin und wieder ihre unreinen Schlacken ausgeworfen hat. Durch alle diese geistigen Kämpfe aber ist die Zerrissenheit unter uns zum halben Wahnsinne geworden. Niemand lehrt, wie der Andere, und dennoch berufen sich Uhlich wie Hengstenberg, Rupp wie Tholuck, Wislicenus wie Lücke, Alle auf die heilige Schrift. Sollte uns das nicht bei ruhiger Ueberlegung zu der Ueberzeugung bringen, wie wahr die Katholiken schon beim Beginne der Reformation behaupteten, daß die heilige Schrift nur an der Hand der Tradition richtig verstanden werden könne, widrigenfalls sie, wie ein Bischof auf dem Tridentiner Concil

sagte, eine wächserne Nase sei, die Jeder nach Gefallen drehen könne?"

„Unter diesen Wirrsalen aber leidet nun Niemand mehr, als das arme Volk, trotzdem man es von der einen Seite aller Orten mit Bibeln nicht bloß überschütten, sondern, könnte man sagen, geradezu überregnen läßt. Aber mehr noch wirkt von der andern Seite das Ueberhageln mit Zeitungen und Journalen. Dadurch wird jeder höhere Lebenskeim wieder in seinem Aufgehen niedergeschlagen; das arme Volk wirft die Bibel in den Winkel, oder verkeilt sie in dem ersten besten Branntweinladen, und liest dafür fortschrittsselig in der Bibel seiner eigenen Vernunft, an welche seine modernen Priester, die Zeitungsschreiber, es ja immer und ewig verweisen. Doch da es nichts darin findet, noch, wie wir oben gesehen haben, darin finden kann, geht es voll Verzweiflung durch die Stürme des Lebens und voll Entsetzen in den Tod." —

„Und dieser Zustand ist leider nicht blos der des armen Volkes, sondern fast der ganzen protestantischen Kirche, die Geistlichen mit eingerechnet; denn, wo nur zwei Prediger zusammen sind, da zanken sie sich in der Regel zum großen Scandal der Gesellschaft. Wie der zanksüchtige Luther zwar wußte, was er nicht wollte, aber nicht, was er wollte, so wissen wir, seine zanksüchtigen Söhne, bis auf diesen Tag, in der Religion, wie in der Politik, zwar, was wir nicht wollen, aber nicht, was wir wollen. Das ist die Strafe für das Losreißen von der objektiven Erfahrung, das ist die Strafe für den Aberwitz, sich allein für klug zu halten und alle seine Väter für Sklaven der Dummheit und der Unvernunft." —

Nicht günstiger urtheilt er über die Verfassung der protestantischen Kirche.

„Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. suchte umsonst, durch größere Bevorzugung des geistlichen Standes, dem so tief eingerissenen Uebel abzuhelfen. Durch die eingeführte Union beider Kirchen wuchs es nur, und die vor drei Jahren in Berlin abgehaltene General-Synode ist vollends eine unreife Geburt geblieben, und hat nur gezeigt, wie wenig die meisten Vorsteher der protestantischen Kirche ihre Zeit begriffen haben müssen; denn sie war

eben eine Unmöglichkeit in der Zeit, wie ich sie gleich nannte, sobald ich von ihrem unglücklichen Daseyn erfuhr. Und was wird nun geschehen, wo der Staat die Kirche ganz frei geben will und dennoch, trotz dieser verheißenen Freiheit, ihr bereits vorgeschrieben hat, das Laienelement in die Synoden aufzunehmen, ja, dieß durch Urwahlen und zwar in der Weise geschehen zu lassen, daß mehr, als noch einmal so viel Laien, wie Geistliche, am Regiment der Kirche Theil nehmen dürften? — wird da, wenn man die religiöse Unwissenheit, den Hochmuth und den Eigennutz unserer heutigen Gemeinden bedenkt, nicht auch das letzte Heiligthum vor die Hunde, und die letzte Perle vor die Säue geworfen werden? — Von dieser traurigen Zukunft des Protestantismus kann man sich außer den Makulaturarbeiten der General-Synode abermals durch das so eben erschienene „„amtliche Gutachten, die Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen betreffend", herausgegeben von Dr. L. Richter, überzeugen."

„Erkennt", sagt der Verfasser zum Schluße, „der unparteilsche Leser diese Schilderungen nun als Wahrheit an, so wird es ihm auch klar werden, weßhalb die Reformation in unserem Vaticinium eine „„Pest"" genannt wird. Protestanten und Katholiken gleichen zwei Parteien, die einen langen und schweren Proceß führen. Beide Theile glauben Recht zu haben, bis der Richter kommt, und das Urtel spricht. Hier hat er es bereits gesprochen, ehe an die Reformation zu denken war; denn unsere Weissagung ist entweder menschlichen oder dämonischen oder göttlichen Ursprungs; ein Drittes ist nicht möglich. Daß sie aber weder menschlichen, noch dämonischen Ursprungs seyn kann, ist oben auf Grund der Schrift und der Erfahrung erwiesen, mithin muß sie göttlichen Ursprungs seyn, und dann hört alles Raisonnement und Klugreden von selbst auf. Ich schließe deßhalb diese Betrachtung, die ich unten fortsetzen werde, auf erbauliche Weise, indem ich glaube, daß das folgende „„Gebet bei den Wirren der Zeit"" alle meine Leser an diesem Orte in der gewünschten Stimmung finden werde:

Hilf uns, Du dreieinig Wesen,
Denn kein Mensch kann von dem Bösen
Deine Kirche mehr erlösen!

Satan wüthet täglich dreister,
Wirre reden alle Geister:
Hilf uns, großer Herr und Meister!

Die Vernunft ist seine Kirrung,
Ha, und die Ideenirrung
Gleicht schon Babel's Sprachverwirrung!

Nicht mehr Zween sind einmüthig,
Alles schwatzet wild und wüthig:
Hilf uns, großer Meister, gütig!

Nur, wer Dich zumeist geschändet,
Und das Herz uns umgewendet,
Dem wird allwärts Ruhm gespendet.

Herr, Dein Kreuz steht rings umnachtet,
Nimmer warst Du so verachtet,
Nie dein Häuflein so verschmachtet!

Rette, großer König, rette,
Ringsum steh'n an heil'ger Stätte
Der Verwüstung Gräuel, rette!

Komm, o Herr, Du bist wahrhaftig,
Nicht im Geist mehr, komm' leibhaftig,
Alle Bäume steh'n schon saftig!

Komm zu aller Welt Gewahrung
Mit der schrecklichen Umschaarung,
Stürz' das Thier der Offenbarung!

Komme wie der Blitz geflogen,
Im Gebrüll der Meereswogen,
Und im Sturz der Himmelsbogen!

Komme bald, Du bist wahrhaftig,
Nicht im Geist mehr, komm leibhaftig!
Alle Bäume steh'n schon saftig!

Täglich schreit man uns betäubter,
Täglich heben wir die Häupter,
Täglich seufzen wir: Wo bleibt Er?

Darum komm, Du bist wahrhaftig,
Nicht im Geist mehr, komm leibhaftig,
Alle Bäume steh'n schon saftig!

Sagen wir Alle einmüthig und aufrichtig Gott dem Herrn Dank, daß es inmitten der Verkommenheit und Entartung des heutigen deutschen Charakters noch so grundehrliche und kerngesunde, ursprüngliche Naturen gibt, wie deren eine der protestantische Pastor zu Rehwinkel in Pommern ist. So lange dieser Stoff noch nicht ausgegangen, ist auch Deutschland noch nicht „endgültig" verloren.

XXVI.

Literatur.

Versuch einer Geschichte der biblischen Offenbarung. Von Dr. Daniel Haneberg. Regensburg. 1850.

(Schluß.)

IV. Das Volk Israel unter persischem und griechischem Einflusse. Die Proph. Baruch und Daniel vergegenwärtigen uns das Leben der Juden im chald. Exile, der Letztere spricht auch zugleich die Sehnsucht nach der Aufhebung der Verbannung mit ausdrücklicher Berufung auf die Verheißungen des Jeremias aus. Die bekannten 70 Jahre der Gefangenschaft rechnet unser Verfasser von der Schlacht von Karkemisch bis zur Eroberung Babylons durch Cyrus (605 bis 535). Daniel hatte diese Ankündigung so gefaßt, daß er von der Zerstörung des Tempels bis zu seiner Wiedererbauung rechnete — ein Termin, welcher ihm in einer eigenen Vision (Kap. 9) neu und sehr erweitert abgegränzt wurde. Die erste Rückkehr war eine ganz partiale; durch anderthalb Jahrhunderte, von Daniel bis Esra ziehen sich die Versuche

hin, die volle Rückkehr und die Herstellung der Stadt und des Tempels zu Stande zu bringen. An der Spitze der ersten Karawane der Heimkehrenden standen Jesus (Josue) und Serubabel; ihr erstes Werk war die Errichtung eines Altares; zum Tempel wurde der Grund gelegt; seine Vollendung aber fällt erst mit dem sechsten Jahre des Darius zusammen, nach Haneberg Darius Nothus, so daß in der heiligen Urkunde eine Lücke von mehr als hundert Jahren gelassen wird. Mit der Erbauung des Tempels war aber das geistige Volksleben noch nicht erneuert; es mußte ein neuer Stamm der Lehre gesetzt werden. Das geschah nicht mehr durch die productive Kraft des Prophetenthums, sondern durch die reproductive Thätigkeit des Studiums der vorhandenen heiligen Bücher. Als ihr Hauptträger erscheint Esra (398) und nach außen hin als Restaurator Israels Nehemias (372). Die Wiederherstellung des Kultus und überhaupt des israelischen Lebens war indeß keine lediglich Rückkehr zum Alten. Vieles wurde anders: An der Spitze der Verwaltung stand ein hoher Rath, von Esra bis auf Simon den Gerechten die „große Versammlung", dann „Rath, Senat", im Evangelium „Schriftgelehrte und Aelteste", endlich allgemein „Sanhedrin"*) genannt, mit 71 Mitgliedern, dem Hohepriester als gewöhnlichen Präsidenten an der Spitze. Ihm waren die Gerichtshöfe von 23 Mitgliedern und endlich die Schiedsgerichte der niedersten Instanz von 3 Mitgliedern untergeordnet (vergl. Matth. 5, 22). Das Synedrium ließen selbst die Römer bestehen, obgleich sie seine Macht beschränkten; wie groß aber immer noch sein Ansehen war, sehen wir an der Verurtheilung Christi und in der Apostelgeschichte an vielen Stellen. Vorzüglich wohlthuend aus dieser Periode ist die Ausbildung und Pflege des Gebetes und der Vorträge aus der heiligen Schrift. Seit dem Exile wurde die Verrichtung täglicher Gebete nicht bloß allgemeines Gesetz für die Juden, sondern wir können auch zwei wichtige,

*) Vom griechischen συνέδριον.

noch bestehende Gebetsformeln aus dieser Zeit nachweisen *). Daran schloß sich die Recitation von Psalmen je nach den verschiedenen Gelegenheiten. Noch bedeutender wurde die Errichtung von Synagogen mit den dort zu haltenden Vorträgen. Bereits Esra gibt uns ein Beispiel solcher Festvorträge; später bildete sich ein eigener Stand von Schriftgelehrten, der sich nicht bloß aus Priestern ergänzte.

Es ist allgemein anerkannt, daß die Perser nur einen geringen politischen Einfluß auf die Juden ausübten, und sie in ihrer Entwicklung und Consolidirung nicht hemmten; um so störender wirkten die aus den Trümmern der macedonischen Weltherrschaft gebildeten Reiche der Ptolemäer und Seleuciden. Anfangs befanden sich die Juden unter ägyptischem Einflusse; bei einer Expedition gegen Jerusalem hatte der erste Ptolemäer 200,000 Juden nach Aegypten verpflanzt. Unter manchen Leiden und einzelnen Verfolgungen daselbst wurden sie nach und nach so heimisch, daß sie sich vollständig organisirten, Synagogen errichteten, ein Synedrium hatten, und endlich selbst einen eigenen Tempel (150 v. Chr.) erbauten. Aber diese Freundschaft der Aegyptier ward den Juden in Palästina zum Verderben von dem Tage an, da ihr Land in die Gewalt der Seleuciden kam. Da beginnen die Leidenstage und mit ihnen die glorreichen Kämpfe der Makkabäer (176 bis 140). In dem Maße, als diese kurze Periode für die Juden ruhmreich war, wurde die unmittelbar darauf folgende Herrschaft der Hasmonäer verderblich. Johannes Hyrkanus (135 bis 106), der Nachfolger und zweite Sohn Simon's vergrößerte seine Macht durch Unterwerfung der Edomiter, und zeigte sich auch nach innen als einen kräftigen und geachteten Fürsten, bis er mit den Pharisäern zerfiel und sich den Sadduzäern anschloß. Sein Sohn Judas Aristobulus (106) regierte zum Glück nur ein Jahr. Er hatte seine Gesinnung genugsam geoffenbart, indem er seine Mutter im Gefängniß

*) Nämlich das Gebet: Schma und Schmone-Esre.

verhungern, einen seiner Brüder darin hinrichten ließ. Seine Gemahlin Salome half dem verschont gebliebenen Jannäus (105 bis 78) auf den Thron. Er glich an kriegerischen Tugenden und am Hasse der Pharisäer seinem Vater, an Grausamkeit gab er seinem verstorbenen Bruder nichts nach. Seine Wittwe Alexandra (78 bis 69) sicherte sich durch eine Aussöhnung mit den Pharisäern die Regierung. Von ihren beiden Söhnen hatte sie Hyrkan zum Hohepriester, Aristobul zu ihrem Nachfolger bestimmt; doch konnte dieß einen blutigen Bruderkrieg nach ihrem Tode nicht aufhalten, der mit wechselndem Glücke geführt wurde, bis sich endlich beide Parteien an den Proquästor Scaurus in Damaskus wandten, der für Aristobulus entschied (65). Pompejus aber hatte sich für Hyrkan gewinnen lassen, und da Aristobulus nicht gutwillig auf sein Recht verzichtete, nahm Pompejus Jerusalem im Sturme (63), ließ die Mauern der Stadt zum Theile schleifen, und den Hyrkan als Ethnarchen unter Auferlegung eines Tributes ausrufen. Die Ruhe war damit nur auf kurze Zeit hergestellt. Aristobulus, seiner Haft in Rom entkommen, erneuerte in Vereinigung mit seinen Söhnen Alexander und Antigonus den Kampf, Gabinius schlug sie zwar im Treffen am Tabor (55), das Land aber wurde zuerst von ihm, hernach von Crassus durch unerhörte Contributionen ausgesaugt. Letzterer raubte allein aus dem Tempelschatze bei 10 Millionen Thaler. Unter Cäsar kam ein fremder Fürst, der Edomite Antipater zur Regierung; Hyrkan wurde als Hohepriester bestätigt, und der einzige im Exil lebende Sohn des (49) ermordeten Aristobulus gar nicht berücksichtigt (44). Die Verwaltung des Landes übernahm sein zweitgeborner Sohn, Herodes, der durch seine Vermählung mit der Hasmonäerin Mariamne wenigstens theilweise die jüdischen Antipathien beseitigte. Es kostete aber nicht wenig Mühe, sich den schwankenden Parteien in Rom gegenüber zu erhalten, und im Kampfe gegen Antigonus den Sohn des ermordeten Aristobulus, der sich an die Parther gewendet hatte, war Herodes so unglücklich, daß seine

beiden Bundesgenossen Hyrkan und Phasael in Gefangenschaft geriethen, während er selbst mit Mühe nach Rom entkam. Dort ernannte ihn der Senat durch den Einfluß der Triumvire Oktavian und Antonius feierlich zum Könige von Judäa, und Sosius führte ihn in das eroberte Jerusalem ein (37). Herodes ließ den Antigonus wie einen gemeinen Verbrechen hinrichten, und nach und nach nicht bloß den Bruder seiner geliebten Mariamne, den Hohepriester Aristobulus und den alten Hyrkan, sondern auch seine eigene Gemahlin ermorden. Durch solche Gewaltthätigkeiten und seine Erpressungen, theils um die unersättliche Habsucht eines Antonius, theils seine eigenen Launen besonders in prachtvollen Bauten zu befriedigen, wurde er sehr verhaßt, zumal da in den heidnischen Tempeln, welche er in- und außerhalb Palästinas*) erbaute, eine offenbare Verhöhnung der jüdischen Religion zu Tage trat. Aber Herodes unterdrückte durch eine tyrannische Polizei theils die Mißstimmung des Volkes, theils suchte er sie durch eine großartige Restauration des Tempels zu beschwichtigen. Er begann diesen weltberühmten Bau im 18. Jahre seiner Regierung 23 v. Chr. (731 u. c.). Zu seinen Erpressungen kamen noch die römischen Schatzungen, wodurch die Lasten für das arme Volk fast unerträglich wurden. Von großer Wichtigkeit wurde jene, welche Augustus unter dem Consulate des Censorinus und Asinius (746 u. c.) erheben ließ: denn darnach bestimmt sich die Zeit der Geburt Jesu Christi (747). Herodes konnte indeß seiner Regierung nie recht froh werden; bei all seiner Grausamkeit war er nicht im Stande, die Zwistigkeiten in seiner eigenen Familie nieder zu halten: er mußte sie in Rom schlichten lassen. Hoffnungslos auf das Krankenbett ge-

*) An den Quellen des Jordan erbaute er einen Tempel zu Ehren des Augustus, auf der Insel Rhodus einen prachtvollen Apollotempel, in Antiochien ließ er großartige Anlagen, Arkaden und Straßen errichten; zur Feier der olympischen Spiele schenkte er ungeheure Summen u. s. w.

worfen ließ er 5 Tage vor seinem Tode noch seinen Sohn Antipater hinrichten und folgende testamentarische Anordnung treffen, wornach Archelaus sein eigentlicher Nachfolger sein, Antipas Galiläa und Peräa, Philippus Batanea rc. rc. erhalten sollte. Darauf starb er 750 u. c. kurz vor dem Osterfeste.

Mit dieser geschichtlichen Darstellung verbindet der Verfasser mehrere theils genealogische, theils die Geschichte übersichtlich enthaltende Tabellen; dann folgt eine Nachweisung der jüdischen Colonien im ganzen Gebiete der römischen und griechischen Cultur, welche vorzugsweise geeignet ist, über die erste Ausbreitung des Christenthums Licht zu verbreiten, endlich eine Darstellung des griechischen Einflusses auf das Judenthum. Erörterungen über das Buch der Weisheit, Sirach, Judith u. s. w.; ihnen voran hatte er die letzten Propheten behandelt.

Archelaus wurde wenige Jahre nach seiner Einsetzung in die Verbannung geschickt, und Juda mit Samaria der Provinz Syrien unter einem eigenen Procurator einverleibt (13 v. Chr.); Philippus regierte unangefochten 37 Jahre, ihn überlebte Herodes Antipas, der sich aber zuletzt in Unternehmungen verwickelte, die seinen Untergang zur Folge hatten. Als der erste Procurator unter dem kraftvollen, ausgezeichneten Statthalter von Syrien Quirinius († 21 v. Chr.) wird Coponius genannt; ihm folgten Ambivius, Rufus, Gratus und als der fünfte Pontius Pilatus.

Von ganz besonderer Wichtigkeit in dieser Uebergangsperiode ist das geistige Leben der Juden. Hören wir auch hierüber kurz unsern Verfasser. Der Schulunterricht fand von den Makkabäern an sorgfältige Pflege. Es bestanden neben den Kinderschulen auch höhere, gleichsam Akademien für Jünglinge und Männer zur Ausbildung in der Kenntniß des Gesetzes und der gesammten Lehre. Für's Lehramt wurde eine rechtmäßige Sendung erfordert; sonst ordinirte ein Rabbi den andern. Bald entstanden Schulen mit sehr verschiedener Rich-

tung. Die erste Nachricht hierüber spricht von einem gewissen Antigonus v. Socco, der sich unmittelbar der Zeit Simon des Gerechten anschließt. In seiner Schule entwickelte sich jene Richtung, welche sich später unter dem Namen des Sadduzäismus weiter ausgebildet hat. Zadok nemlich, einer von seinen Schülern wendete den Satz, welcher die bloß eigennützige Hoffnung auf ewige Belohnung beschränken sollte, zur gänzlichen Läugnung des ewigen Lebens an. Ihnen gegenüber mit einem ungleich größern Einflusse entstand die Schule der Pharisäer (d. i. der Frommen). Als ihre vorzüglichsten Lehren erscheinen Jose ben Joeser, Joseph ben Jochanan, Nathan v. Arbela u. s. w., etwa 100 v. Chr., etwas später Schemaja und Abtalion aus Babylon, endlich von eben daher Hillel und Schamai. Soweit aber auch Beider Ansichten auseinandergingen, und so heftig sich ihre Anhänger bekämpften *), sie blieben doch den wesentlichen Grundsätzen des Pharisäismus treu, dessen Aufgabe war, alle nicht hebräischen Einflüsse abzuwehren, und als Repräsentant des rechtgläubigen Judenthums dazustehen. Daher ihr Verbot, die griechische Sprache zu lernen, und ihre Behauptung, daß alles Nichtjüdische, nicht bloß Wein und Brod, sondern auch Boden und Luft der Heiden unrein sei. Sie läugneten Gottes Wirken außerhalb dem Judenthume ganz und gar, und setzten ihm auch innerhalb desselben eine solche Schranke, daß sie jede Erweiterung der Offenbarung negirten; daher sie ihr Bestreben bezeichnend „Zaun des Gesetzes“ nannten. Je mehr hiedurch aber die Religion verkümmert ward, desto mehr wucherten auf dem engbegränzten Gebiete die Schmarozerpflanzen menschlicher Satzungen. Die Mischnah und der Talmud geben uns einen Begriff davon. Darin werden nicht bloß mit scharfsinniger Interpretation aus den Worten der Bibel Consequenzen gezogen, sondern auch Gebräuche der verschiedensten Zeiten und Aussprüche einzelner Rabbinen als normgebende Quellen auf-

*) Es kam mitunter sogar zu blutigen Auftritten.

genommen, und so ein unvermeßliches Labyrinth von Regeln und Cautelen erbaut, überall mit Fußeisen der Verbote und Stacheln der Gebote besät. Da sich die Mehrzahl derselben auf äußere Uebungen bezog, so lag es sehr nahe, daß Heuchelei der mannigfachsten Art sich an den Pharisäismus anschloß. Ihm gegenüber standen die Sadduzäer; sie hatten mehrmal politisch das Uebergewicht, aber bedeutende Lehrer zählten sie nie. Fruchtbarer hierin waren die Essener (Asaja d. i. Aerzte *). Aus ihrem Kreise gingen die jüdischen Gnostiker, wie Ebioniten **) hervor; dadurch wurden ihre Lehrsätze für das Christenthum höchst bedeutsam.

Vergegenwärtigen wir uns die Zerrissenheit, welche durch diese drei Hauptrichtungen in das Judenthum kam, dazu die ungeheuren Kämpfe, die das Morgen- und Abendland gleich erschütterten: da finden wir es wohl begreiflich, daß sich die Sehnsucht nach einem Erlöser immer lebendiger aussprach. Verschieden mochten die Vorstellungen sein, das Verlangen war allgemein und gleich stark Man betete alltäglich im „Schmone-Esre" um die Ankunft des davidischen Sprößlings, und in der Osterhagada kommt ein eigenes Geulla- oder Erlösungsgebet vor. Die Erwartung des Messias, gerade zur Zeit Christi, beurkundet sich ganz überraschend in den Targumim des Onkelos und Jonathan. Ihre Paraphrasen sind nicht die Ansicht einzelner Gelehrten, sondern der Ausdruck der Anschauung ihrer Zeit; und da werden viele Stellen auf den Messias bezogen, bei denen selbst ein christlicher Leser kaum zu solcher Deutung angeregt würde. Dasselbe begegnet uns in der apokryphischen Literatur dieser Zeit (z. B. Buch Henoch). Die Armuth aller heidnischen Religionen konnte nur dazu beitragen, diese Sehnsucht immer mächtiger zu entflammen, bis der Erlöser wirklich

*) Θεραπευταί.

**) Nicht Ebjon „arm", sondern von aba „das grobe Kleid der Anachoreten."

kam — freilich nicht wie ihn Tausende erwartet hatten (S. 374 bis 522).

VII. Christus in seinem Lehren, Wirken und Leben. Die schwache Kunde von der Geburt des Messias mochte schon lange verhallt sein, als Johannes berufen wurde, sie weithin kund zu thun. Bald hatte er Gelegenheit mit dem Verkündeten selbst bekannt zu werden bei der Taufe Jesu, da der heilige Geist herabkam und über ihm blieb. Dieses Bleiben äußerte sich wohl in mächtigen Wirkungen, zu denen auch der 40tägige Aufenthalt in der Wüste gehört *). Als Christus wieder am Jordan erschien — Ende Februar — sammelte er die ersten Jünger um sich. Sie begleiteten ihn nach Galiläa, wo er sein erstes Wunder wirkte, und nach einem kurzen Aufenthalte — Ende März — nach Jerusalem auf das Osterfest ging. Hier und in der Umgegend blieb er bis in den Spätherbst. In diese Zeit fällt die Gefangennehmung des Täufers, sie veranlaßte den Herrn zu seiner zweiten galiläischen Reise durch Samaria. Einen kurzen Aufenthalt in Jerusalem während des Purimfestes ausgenommen, brachte er das ganze Jahr bis wieder in den Herbst in Galiläa zu. Den Abschluß seiner Wirksamkeit daselbst bildet die Verklärung. Mit ihr fällt die Hinrichtung des Täufers zusammen. Das Laubhüttenfest sah ihn zum drittenmale in Jerusalem. Da und in der Umgegend verweilte er bis in den Winter. Nach Galiläa zurückgekehrt, wandte er sich den Jordangegenden zu, bis ihn der Tod des Lazarus nach Bethanien rief, wo er schon im verflossenen Herbste gewohnt hatte. Die Erweckung des Lazarus bringt ihn in so große Gefahr, daß er nur in der Wüste, dem Städtchen Ephrem, Sicherheit findet. Wenige Tage vor Ostern

---

*) Nach unserm Verfasser wurde Christus in die Wüste entrückt; sein Aufenthalt daselbst war ein ekstatischer; gegen das Ende, als Ekstase allmählig verglühte, ward dem Satan die Möglichkeit der Versuchung gegeben.

geht er zurück über Jericho nach Jerusalem. Erneuerte Voraussage seines Leidens, der Zöllner Zachäus; Ankunft in Bethanien; Salbung des Herrn, Einzug in Jerusalem; sein Leiden und Tod. — Von Oktober zu Oktober gerechnet (das bürgerliche Jahr der Juden) bekommen wir folgende übersichtliche Chronologie des Lebens Christi:

Erstes Jahr. Predigt Johannis, Taufe Christi rc. I. Osterfest zu Jerusalem. Aufenthalt in Juda.

Zweites Jahr. Reise nach Galiläa; kurzer Festbesuch in Jerusalem; II. Osterfest in Galiläa; Speisung der 6000; Reise gegen Tyrus, Speisung der 4000; Verklärung; Enthauptung des Täufers.

Drittes Jahr. Jesus auf dem Laubhüttenfest; Aufenthalt in Bethanien, in Jerusalem auf dem Encänienfeste; Rückreise durch Samaria nach Galiläa; Reise an den Jordan; Bethanien, Ephrem; III. Osterfest in Jerusalem, Leiden, Tod rc. Sendung des heiligen Geistes.

In dem folgenden Kapitel beleuchtet der Verfasser einzelne Umstände im Leben Christi näher; nemlich seinen Stammbaum, seine Verwandtschaft; die Frage in Betreff der verschiedenen Marien im Evangelium; das elterliche Haus Jesu; die Art seines öffentlichen Auftretens; seine äußerliche Erscheinung. Er behauptet die Identität der Maria Lazari mit Maria Magdalena (d. i. die mit den Haarflechten, oder die Haarflechterin). Nach dem Stammbaume, den er uns vorlegt, war Jesus (von seiner Mutter her) verwandt mit Jakob min., Joses, Simon, Judas (und Matthäus?) im zweiten, mit Jakob maj. und Johannes evang. im dritten, mit Johannes bapt. endlich im vierten Grade. Der gemeinsame Stamm heißt: Stolanus vermählt mit Emerentia. — Das dritte Kapitel, womit dieser Abschnitt endet, behandelt die dreifache Würde Christi. Den ganzen reichen Inhalt der Evangelien drängte Herr Haneberg auf einen möglichst kurzen Ueberblick zusammen, wahrscheinlich aus Besorgniß den Lesern nur Bekanntes in Erinnerung zu brin-

gen, was freilich im alten Testament bei der Art und Weise seiner Auffassung weniger zu befürchten war (S. 549 bis 560).

VIII. Verbreitung der Lehre und Wirkung Christi durch die Apostel bis zur Zerstörung Jerusalems. Bis zum Tode des Kaisers Tiberius wurde Judäa unmittelbar durch die Römer verwaltet (37). Durch Caligula kam es wieder an einen Herodiaden Agrippa I., Enkel Herodes des Großen und der Mariamne. Philippus war so eben gestorben, Antipas *) ins Exil geschickt worden; dieser Beider Gebiet erhielt Agrippa. Aber erst nach manchen Schwierigkeiten konnte er von seinem Reiche Besitz nehmen. Da suchte er sich die Gunst der Juden durch Verfolgung der Christen und durch die Befestigung Jerusalems zu gewinnen. Er hatte Jakobus den Aeltern (43) hinrichten und Petrus gefangen setzen lassen, aber bald darauf starb er (44) nach dem Osterfeste. Judäa erhielt auf's neue römische Procuratoren: Fadus, Tiberius Alexander (neben ihm Agrippa der Jüngere, der Chalcis am Libanon, 47, und seit 51 Batanea mit dem Königstitel hatte), Ventidius Cumanus (47 bis 52). Felix, Portius Festus (59), Albinus (63, 64), Gessius Florus. Alle hatten mehr oder weniger mit Meutereien unter den Juden zu kämpfen. Gessius brachte durch seine ruchlosen Erpressungen die Empörung zum allgemeinen Ausbruche (66). Vespasian sollte sie dämpfen; da rief ihn der Tod Nero's vom Heere, das von nun an Titus befehligte. Der eigentliche Kampf vor Jerusalem begann 70 gerade zur Osterzeit. Die Belagerung dauerte bis in den Herbst. Am 9. Ab wurde der zweite Tempel niedergebrannt **). Alle spätern Versuche, in Palästina nochmal ein

---

*) Er hatte Johannes Baptista enthaupten, und Christum verspotten lassen.

**) Am selben Tage desselben Monates war auch der erste Tempel abgebrannt.

jüdisches Reich aufzurichten, sind bis zur Stunde fruchtlos geblieben. Die Prophezeiung, welche Christus mit großer Wehmuth vom Falle Jerusalems aussprach, hat sich erfüllt. Freudiger war die von der Fortdauer seiner Kirche, deren Gründung in Mitte der überblickten Zeit, noch kurz zu beschreiben bleibt.

Ungefähr die ersten sieben Jahre nach der Himmelfahrt brachten die Apostel in Palästina zu. Jerusalem war ihr Hauptaufenthalt; da hatte sich die erste Gemeinde gebildet. Ihre Angelegenheiten leitete Petrus. Sie wuchs bald so sehr heran (5000 hatte Petrus gleich nach dem Pfingstfeste aufgenommen), daß für die niederen und äußern Bedürfnisse eigene Diener (die Diakonen) aufgestellt werden mußten. Die erste Verfolgung knüpfte sich an die Steinigung des Stephanus; sie zerstreute die Häupter der christlichen Gemeinde nach allen Seiten — Phönizien, Cypern, Damaskus, Antiochien, vielleicht selbst Rom. Aber die Predigt galt bisher nur den Juden und ausnahmsweise den Proselyten. Erst später machte sich das Princip allgemein geltend, daß das Evangelium eben so gut den Heiden als den Juden gehöre. Die Aufstellung dieses wichtigen Grundsatzes war indeß nicht Folge gegenseitiger Berathung, sondern das Ergebniß göttlicher Eingebung (die Vision des Petrus). Seine Durchführung stieß auf Hindernisse, welche nur die Energie eines Paulus überwinden konnte. Dieses Bestreben, die Kirche über das Judenthum zu erheben, knüpfte sich an die apostolische Thätigkeit, deren Mittelpunkt Antiochien bildete. Von da aus wurden die bekannten drei Missionsreisen des Apostels Paulus unternommen; die erste (44 u. 45) in Begleitung des Barnabas und Markus. Doch verließ ihn der Letztere wieder, wie es scheint aus jüdischer Aengstlichkeit über die unbedingte Zulassung der Heiden. Daß selbst der apostolische Beschluß auf dem Concile zu Jerusalem (50) nicht alle Schwankungen aufhob, sehen wir an dem ersten Auftritte zu Antiochien, wo Paulus mit schar-

sen Worten die falsche Nachgiebigkeit des Petrus tadelte. Und immer noch war der Sieg nur ein halber. Denn die Judenchristen beobachteten das Ceremonialgesetz, die Apostel selbst opferten, wenn sie in Jerusalem waren, Jakobus lebte als Nasiräer. Die Freiheit vom Gesetze sollte auch für sie, nicht bloß für die Heiden erkämpft werden. Dieser Fortschritt war Rom vorbehalten. Die Einleitung dazu bildeten die zweite (53 bis 56) und dritte (56 bis 59) Missionsreise Pauli, die Bestätigung und Erfüllung die Zerstörung Jerusalems.

An die Stelle des zertrümmerten Judenthums trat nun als Widersacherin die römisch-heidnische Weltmacht. Nero verhängte im eilften Jahre seiner Regierung (65) eine Verfolgung der Christen, welche als Vorspiel eines mehr als zweihundertjährigen Kampfes angesehen werden kann. Petrus und Paulus erlitten da den Martertod. Aber das Werk Christi hörte mit ihrem Tode nicht auf. „Christus ist gestern und heute derselbe (Hebr. 13, 8).“ Das neue Jerusalem, dem das jüdische zur Form gedient hatte, war fertig; die Form zerfiel nach glücklich vollendetem Guſſe. Alle wesentlichen Wahrheiten waren ausgesprochen, alle Anstalten gegründet, für die Fortdauer der Gnadenspendungen, wie für die Einheit der Gläubigen Sorge getragen; selbst alle Gegensätze (Verfolgung und Häresie) hatten sich schon im Wesentlichen an der Kirche versucht und den Satz bestätigt, daß sie auf einen Felsen gebaut ist.

Der nächste Beruf der Apostel war die mündliche Verkündigung (die Predigt); darin bestand das Evangelium. Es konnte indeß nicht fehlen, daß der mündlichen Lehre bald schriftliche Mittheilungen zu Hilfe kamen, wo Zweifel entstanden, deren authentische Lösung wegen Abwesenheit der Apostel anders nicht möglich war. So bilden die Briefe die erste und natürlichste Ergänzung der Predigt. Die erfolgreichste Thätigkeit auch hierin entwickelt Paulus, von dem wir vierzehn Briefe

besitzen, die vom Verfasser chronologisch also geordnet werden: 1. während der zweiten Missionsreise die beiden Briefe an die Thessalonizenser von Korinth aus, 2. während der dritten die Briefe an die Galater, erster Brief an die Korinther, an Titus alle drei von Ephesus aus geschrieben, der zweite an die Korinther in Mazedonien von Nikopolis aus, an die Römer von Korinth aus geschrieben; 3. während seiner Gefangenschaft a) in Cäsarea die beiden Briefe an Timotheus, an die Hebräer, b) in Rom die Briefe an die Ephesier, Philipper, Kolosser und Philemon. Zwischen diesen aus der zweimaligen Gefangenschaft stammenden Briefen Pauli liegen der Zeit nach die Sendschreiben des Jakobus 59, aus Jerusalem geschrieben, das erste des Petrus aus Antiochien 62 oder 63, des Judas an die Gemeinde zu Jerusalem aus Babylon nach dem Tode Jakobus des Jüngern 64, endlich der zweite Brief Petri, sich an den des Judas anlehnend. Die große Lücke zwischen diesen Briefen und dem letzten apostolischen Zeugnisse durch Johannes füllen die synoptischen Evangelien mit der Apostelgeschichte: Matthäus zwischen 63 bis 65 in Palästina hebräisch geschrieben, Markus zu Rom noch zu Lebzeiten des Apostels Petrus 65, etwas später Lukas zugleich mit der Apostelgeschichte. Den Schluß endlich bilden die Johanneischen Schriften mit bestimmt ausgeprägter Polemik gegen die Gnostiker, welche theils die Gottheit, theils die wirkliche Menschheit Christi läugneten, theils das Sittengesetz aufhoben; daher ihnen gegenüber der emphatische Satz: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ S. 561 bis 691.

Noch folgen jene Abhandlungen, welche im eigentlichen Sinne der Einleitungswissenschaft angehören und dem letzten Abschnitte (IX) unter dem Titel: Geschichte der Bibel zugewiesen wurden S. 692 bis 788.

Ich habe absichtlich im Referate den geschichtlichen Theil unsers Buches fast ausschließlich berücksichtigt, weil sich von

hier aus am leichtesten ein Ueberblick des Ganzen gewinnen, und zeigen ließ, für welch einen großen Leserkreis dieses Buch eine reiche Quelle des Selbstunterrichtes und der Befestigung im Glauben sein dürfte. Es ist eine nicht minder außerordentlich zeitgemäße, als bedeutende literarische Erscheinung, und wenn wir auch dem Verfasser besonders im neuen Testament, nicht überall folgen, noch seine Ansichten über die Verfassungszeit der Briefe, sowie das gegenseitige Verhältniß der Synoptiker ganz theilen können, und manchmal eine tiefergehende Würdigung bereits gewonnener Resultate gewünscht hätten; so findet man doch auch hier wiederum so vieles überraschend Schöne und Treffende *) und einen solchen Geist des Ernstes und der Wahrheitsliebe, daß der Leser nicht bloß mit Liebe für die evangelische Wahrheit, sondern mit eben so viel Verehrung gegen den Verfasser erfüllt wird. — Der Preis ist so niedrig gestellt, daß wir dem Verleger unsere Anerkennung nicht versagen dürfen; er hat das Möglichste gethan, dem Buche die Verbreitung zu sichern, welche es verdient.

*) Vergleiche insbesondere seine Betrachtungen, über die Geistesgaben, die Verwaltung der apostolischen Kirche, die Apokalypse u. s. w.

XXVII.

Mittheilungen aus Nordamerika.

Wenn es Ihren Lesern lieb und angenehm ist, über den Zustand der Missionen unter den Deutschen in andern Welttheilen Berichte zu erhalten, so müssen diejenigen, welche aus Nordamerika und namentlich aus der Diöcese Cincinnati und ihrer Umgebung kommen, für sie von besonderem Interesse seyn, weil sich vorzüglich hierhin die Strömung der auswandernden Deutschen richtet.

Die Diöcese Cincinnati umfaßt gegenwärtig jenen Theil vom Staate Ohio, welcher zwischen dem Ohiofluß und der 40° 4′ nördlicher Breite liegt, nebst den Städten Newport und Covington, die im Staate Kentuky über dem Ohio, Cincinnati gegenüber, liegen.

Wenn wir auf die Beschaffenheit des Landes selbst vorher einen Blick werfen, den diese Diöcese umfaßt, so dürften folgende statistische Bemerkungen hier vorerst in Betracht kommen. — Der Staat Ohio gilt dem Rufe nach in Hinsicht auf Urbarmachung und Kultur mit Recht als Musterstaat, wie Salzbacher, Löher, Raumer und andere Schriftsteller in ihren Berichten über Nordamerika mit Grund bemerken. — Vor nicht ganz siebenzehn Jahren wohnten daselbst noch Stämme

der wilden Indianer; und jetzt weichen die unabsehbaren Urwälder allmählig den zahllosen Streichen, mit welchen die deutsche Art, mit Fleiß und Ausdauer, diese ehemaligen Wildnisse lichtet. — Kanäle und Eisenbahnen durchziehen das Land nach allen Richtungen, und überall entstehen in nicht weiten Entfernungen Flecken und Städte. Als Bischof Flaget von Louisville, ein Mann von 82 Jahren, nach Cincinnati kam, zählte dasselbe nur drei Häuser; jetzt wohnen daselbst 120,000 Menschen und darunter bei 40,000 deutsche Katholiken. Nächst Cincinnati sind Kolumbus, Chilicothe, Dayton, Kanton, Marietta, Portsmuth, die bedeutendsten Orte.

Breite, regelmäßige Gassen, von eben so breiten und regelmäßigen Quergäßchen, nach Art eines Gitters durchkreuzt, sind der Typus der amerikanischen Städte. Diese erstrecken sich in Cincinnati mehr als eine und eine halbe englische Meile in die Länge, und die ganze Stadt breitet sich, dem Fluße entlang, wohl über sechs englische Meilen aus. Jede dieser Straßen bietet den Ausblick in die umliegenden, mit Weinlaub und sonstigem Grün beschatteten Hügel.

Wohl macht man den Ländern der vereinigten Staaten nicht ohne scheinbaren Grund den Vorwurf der Einförmigkeit in der Natur, und des Mangels an jenen reizenden Ausblicken in das Land, die man in den Ländern des mittleren und südlichen Europas so oft genießt. Der Vorwurf dürfte jedoch mehr scheinbar seyn, und auch dieß nur noch für einige Zeit lang. Allerdings nämlich muß der Umblick eintönig seyn, wenn ein Land noch mit Wald bedeckt ist, wie dieß großen Theils vor wenigen Jahren hier der Fall gewesen. Allein wenn der Wald durch Urbarmachung meilenweit zurückweicht, und Kolonie an Kolonie sich schließt, wie dieß der Fall nunmehr im Staate Ohio an vielen Orten ist — namentlich den Kanal entlang, der Cincinnati mit den Laks oder Seen verbindet — da bietet das Land einen ganz andern, und zwar oft höchst malerischen Anblick dar. Insbesondere ist dieß der Fall im

nordwestlichen Gebiet des Ohios, in Betracht der üppigen, riesenhaften Vegetation dieser mächtigen Waldungen, die, von urbaren Landgütern durchlichtet, in freiem Wuchse himmelan streben.

Von Jahr zu Jahr wird der Fortschritt bemerkbarer, und diese Länder werden sich bald mit den mannigfachsten Reizen der Kultur überziehen. Streckweise glaubt man jetzt schon auf ganz europäischem Boden zu reisen. Wäre Deutschland, wäre Belgien, wäre Italien noch ganz mit Waldung überzogen, fürwahr sie würden das für das Auge nicht seyn, wozu sie ihre Gartenkultur nunmehr macht. — Mir scheinen diese Vorbemerkungen auch noch mit einer wichtigen religiösen Wahrnehmung im innigsten Verbande zu stehen. — Also hat nämlich die Vorsehung den Menschen auf die Erde gestellt, die für ihn in der Zeit erschaffen ward, daß sie ihre Reize nur seiner Anstrengung enthüllt wenn er anders ihrer Weisung folgt, die ihn zur Arbeit führt.

Wer sich einen anschaulichen Begriff von der Beschaffenheit des Landes hier machen will, der stelle sich ein Land vor, in welchem sich große und kleinere Städte, alle nach dem oben angegebenen Typus, Kanäle und Eisenbahnen zwischen den Urwaldungen hineindrängen, die überdieß von unzähligen einzelnen und gruppirten Landhäusern durchsäet sind, so daß die Erzeugnisse industriellen Aufschwunges im größten Maßstabe, mit der Oede einer unbezwungenen Wildniß der Urwälder neben einander sich auf das bunteste durchkreuzen. Bald meint man außer Verkehr mit aller kultivirten Welt zu stehen, bald tritt wieder mit einem Male der Glanz aller Erfindungen neuester Zeit auf höchst imposante Weise dem Wanderer durch Nordamerika entgegen. So wie, wenn man z. B. dem Ohio entlang an den noch ganz einsam und verlassen gelegenen Stappelplätzen vorbeigefahren, die Niemanden ahnen lassen, wie weit Amerika in industriellen Behelfen vorangeschritten, und wenn man nun mit einem Male vor sich St. Louis und Cincinnati mit einem ganzen Wald von Dampfern, gleich schwimmenden

Palästen, staunend erblickt. Und in den Städten der riesige Aufschwung! geschieht es ja oft, daß in einem Jahre acht hundert, ja wohl über 1000 neue Häuser und Bauten sich mitsammen, wie aus der Erde wachsend erheben. — Jeder wird aber auch aus diesem Umstande zugleich nicht unschwer abnehmen, wie gefährdet bei diesem leidenschaftlichen Fabriks- und Gewerbsinn, und bei dem ergiebigen Bemühen es sich hier auf Erden schon recht bequem und behaglich zu machen, der himmlische Sinn, das christliche Streben nach Oben sich befinde, und wie nothwendig ein seeleneifriger priesterliche Beistand den einwandernden Katholiken in diese Länder sei. —

Dieß wird um so klarer, wenn wir nun auch einen Blick auf die Bewohner Nordamerikas selbst werfen. Man hat da erstlich zwischen Eingebornen und Eingewanderten zu unterscheiden. — Wir verstehen unter den Eingebornen der Länder Nordamerikas, von denen wir nun sprechen, nicht die wilden Indianer. Diese sind seit länger her zurückgedrängt nach den Felsengebirgen und den Prärien des Nordens und Nordwestens, sondern unter den Eingebornen verstehen wir die bereits in Amerika seit mehreren Generationen von ehemaligen Ankömmlingen aus Europa abstammenden Amerikaner. Unter diesen nehmen den ersten Platz die von eingewanderten Engländern abstammenden Amerikaner ein; so nennt man sie hier im strengen Sinne des Wortes, wenn von Amerikanern die Rede ist. Es gehören jedoch zu den eingebornen Amerikanern jenen zunächst auch die Abkömmlinge von den ehemals nach Amerika und zwar insbesondere nach Pensylvanien eingewanderten Deutschen; — die sogenannten Pensylvanier oder deutschen Amerikaner. Endlich rechnen wir zu den eingebornen Amerikanern die Abkömmlinge der ehemals eingewanderten Irländer.

In die Kathegorie der eingewanderten Bewohner reihen wir alle die in andern Welttheilen gebornen und nach Amerika kommenden. Es sind dieß zumeist Europäer, nämlich: Deutsche, Irländer, Franzosen, Italiener, Spa-

nier u. s. w. Aus diesen sind die Deutschen bei weitem die zahlreichsten und angesehensten. Nach ihnen kommen die Irländer, dann die Franzosen. — Die übrigen europäischen Nationen haben wohl beinahe alle ihre Sendlinge, allein sie verschwinden im Verhältnisse mit den drei ersteren Nationen. Durch die ungeheure Anzahl der mit jeder Woche ankommenden Ansiedler, ist Nordamerika ein ungeheurer Länderbezirk, der, so groß er ist, und so sehr auch dessen Bewohnerzahl zunimmt, doch eigentlich kein einheitliches Volk besitzt. Es ist eben nur der Sammelplatz von Fremdlingen, deren Abkömmlinge sich erst verschmelzen müssen, um ein Volk im eigentlichen Sinne des Wortes zu bilden. Bis jetzt behält die Mehrzahl der Bewohner die Erinnerung an das verlassene Vaterland noch zu lebendig, um sich hier einheimisch zu fühlen. Man rechnet gegen eine Million solcher in alle Staaten Nordamerikas jährlich Einwandernden.

Bloß im Hafen von Newyork landeten in diesem Jahre seit dem Jänner bis August 140,000 Menschen. Die Haupttriebfeder beinahe aller dieser Ankömmlinge ist, in Amerika ihr zeitliches Glück zu machen. Money! Money! Geld! Geld!! das ist das factotum dieser Wanderer, und sie haben darin ein klassisches Vorbild an den eingebornen Amerikanern englischer Race. Ein solcher vollblütiger Amerikaner ist ganz business, das heißt Geldgeschäft, und ganz mit Leib und Seele in seine Erde, Dampf und Fabrikate versenkt, so daß sich für religiösen Enthusiasmus bei diesem Schlag Leute höchst wenig Empfänglichkeit darbietet. — Der echte Amerikaner ist so beschaffen, daß er in seinem nüchternen weltlichen Sinn den lieben Gott, Gott sein läßt, und der Meinung ist: Gott habe voll auf; somit sei es ganz überflüssig sich um dessen Verherrlichung zu bemühen, sondern jeder sorge nur, daß er sich auch etwas und zwar so viel als möglich zusammenscharre. Man begreift leicht wie ungünstig diese Erdenseligkeit für die Einpflanzung des himmlischen Sinnes sein muß. Das sursum corda, und quae sursum sunt capite, stößt darum bei diesem Krämersinn auf zahllose Klippen. Der Reiz des Geldmachens ist zu

groß. Dazu kommt nun noch Kalifornien mit seinen Sympathien! Und dennoch, man darf es wohl sagen, allen diesen Sekten gegenüber steht die katholische Kirche in geeinter Kraft als die zahlreichste und stärkste Glaubensgenossenschaft da, nimmt man nämlich jede Sekte einzeln. Hingegen wenn man alle Nichtchristen und Sektirer zusammenfaßt, so überbieten dieselben ohne Zweifel die Katholiken noch weit an Zahl und Mitteln *). Indeß die unbesiegbare Kraft der Wahrheit, und der Beistand Christi mit seiner Kirche, geben derselben ein solches Gedeihen, daß ihr Wachsthum mit jedem Jahre wunderbar zunimmt. Sie wird, wie wir hoffen, endlich auch in Nordamerika zum Bekenntnisse der Mehrheit werden, wie dieß in Südamerika und Mexiko seit lange schon der Fall ist.

Trotz des peinlichen Eindruckes, den die Unzahl der verschiedenen Bethäuser in den Städten und Flecken Amerikas auf ein katholisches Herz macht, da hierorts nach neuester Zählung sich bei 600 verschiedene Religionsbekenntnisse herum-

*) Ein im Sonntagsblatt zur Augsburger Postzeitung (Nr. 7. 17. Februar 1850) mitgetheiltes Schreiben des Benediktiners Bonifaz Wimmer aus Mount S. Vincenz äußert sich über diesen Gegensatz von Glauben und Unglauben in Amerika: „Amerika entscheidet die Geschicke der Welt: nos oportet crescere, vos autem minui. Ich bin davon so fest überzeugt, daß es meinen größten Jammer ausmacht zu sehen, daß ihr euch selbst nicht helfen könnet und uns, da ihr könntet, nicht helfen wollet: das macht euer Verderben fertig. Vielleicht kommt die Zeit, wo von hier aus Europa seine Missionäre erhalten muß; und wenn sie nicht kommt, dann seid ihr verloren. Das Christenthum macht die Runde um die Erde: a solis ortu usque ad occasum laudabile nomen meum. Von Asien kam es nach Europa, von da nach Amerika, von da kommt es wieder nach Asien: ehe wenige Jahre vergehen, sind wir euch überlegen zu Wasser und zu Land. Nur zwei Kirchen wachsen hier: die big church, wie es die Amerikaner nennen, d. h. die Zahl der gänzlich Ungläubigen; und die catholic Church: die Secten lösen sich immer mehr auf und verschwinden. Wehe euch, wenn durch eure Schuld die letztere nicht so wächst, um der ersteren gewachsen zu sein!

treiben — so ist es doch hinwieder sehr tröstlich zu gewahren, wie sich unter diesen vielen Häuschen und Kirchlein der Sektierer, die katholischen Gotteshäuser in stattlichster Auszeichnung erheben, und als wirkliche Tempelgebäude gewöhnlich die anderen Bauten in den Städten hoch überragen. In ähnlichem Verhältnisse zeichnet sich die innere Gliederung und Ordnung der katholischen Kirche vor den übrigen Sekten vortheilhaft aus. Während es da zumeist nur improvisirte Prediger gibt, die unter der Woche dem Handel und Wandel oder sonst einem Handwerke nachgehen, erhebt sich der katholische Clerus im Vollglanze seiner hierarchischen Ordnung und Würde.

Man zählt gegenwärtig in Nordamerika 30 Diöcesen darunter drei Erzdiöcesen; nämlich die Erzdiöcesen von Baltimore, St. Louis und Oregon, und die Diöcesen von New-Orleans, Cincinnati, Newyork, Louisville, Boston, Philadelphia, Charleston, Richemond, Mobile, Detroit, Vincennes, Dubuque, Nashville, Natchez, Pittsburg, Little, Rock, Chicago, Hartford, Milwaukie, Nesgualy, Walla-Walla, Fort, Hall, Calotlle, Albany, Galveston, Cleland, Buffalo.

Im letzten diesjährigen Concilium von Baltimore sind jedoch dem römischen Stuhle drei neue Erzbischöfe vorgeschlagen, durch die Erhebung der Diöcesen Newyork, Cincinnati und New-Orleans zu Erzdiöcesen.

Um diese Bischöfe schaart sich ein, wenn auch den Bedürfnissen der Seelenanzahl und Landesbewohner bei weitem nicht genügender, doch immer zunehmender und meistens sehr thätiger und würdiger Clerus. Priester, welche nicht aus ganz reinen Absichten von Europa hieher kommen, bemakeln denselben gewöhnlich nur auf kurze Zeit; denn sie scheiden sich bald aus, und gehen ihre Wege.

Wir beschränken uns diesmal auf die kirchliche Statistik der Diöcese Cincinnati und geben folgende Details über die bedeutendsten Stationen der deutschen Katholikengemeinden in

dieser Diöcese. Es sind dieß: Cincinnati, Kolumbus, Kanton, Chilikote, Dayton, Hamilton, Pigun, Portsmuth, Lankaster, East-Liverpool, West-Liverpool, Münster, Stallotown, Zionsville, St. Lukas, Miamisburg, Marietta, Toledo, Mount-Vernon. Leider kommt auf jedwede dieser Stationen kaum ein Priester mit Ausnahme von Cincinnati, wo deren 15 sich befinden. Allein was ist dieß im Verhältniß mit der Seelenzahl dieser Stadt; und wie viele kleinere Ortschaften mit einigen Hunderten von Deutschen gibt es, wo gar keine Seelsorgerstation noch errichtet ist. Um aber überhaupt die Amtssphäre dieser deutschen Priester in Nordamerika besser zu erkennen und zu ersehen, auf welche Weise sie größtentheils mit Eifer besorgt sind, ihren heiligen Pflichten zu genügen, wollen wir einige Notizen über den Fortschritt und die Ausbreitung des heiligen Glaubens und über den Stand der Katholiken in dieser Diöcese beifügen, und richten dabei unser Augenmerk vorerst auf Cincinnati selbst als den Centralpunkt der katholischen Einwanderung und Ansiedlung, welches dieser Stadt unter allen Städten Amerikas den bezeichnenden Beinamen erworben hat: „das Rom des Westens" zu sein; gleichwie diese Stadt in Hinsicht auf ihre politische Bedeutsamkeit den Beinamen „der Königin des Westens" führt. —

Cincinnati besteht erst seit 60 Jahren. Vor diesen wenigen Jahren war hier noch Alles wilder Urwald; jetzt umgränzt der Wald, der die fernen Thalhügel umschattet, drei Städte, die im mächtigen Aufschwung neben einander aufblühen. Nämlich: Cincinnati am nördlichen Ufer des Ohios, und ihm gegenüber die zwei Städte Newport und Covington am südlichen Ufer des Stromes auf dem Gebiete Kentuky.

Cincinnati hat seinen Namen von dem römischen Feldherrn Cincinnatus, der vom Pfluge zur höchsten Staatswürde postulirt wurde. — Es sollte eine Andeutung darin liegen, zu welcher Höhe des Ansehens und des Wohlstandes diese Stadt i

stimmt sei. Man hatte sich darin auch nicht verrechnet; Cincinnati ist das Handelsemporium der meisten Staaten des Westens. Noch bedeutsamer ward Cincinnati für die katholischen deutschen Einwanderer seines religiösen Charakters wegen. Es ist der Centralpunkt des katholischen Lebens der Deutschen Nordamerikas geworden. Diese Stadt erfreute sich auch einer besonderen Gunst von Seite deutscher Unterstützung aus Europa, namentlich von Seite des Leopoldinen-Vereins. Der Bischofsitz wurde hier im Jahre 1821 von Pius dem VII. errichtet, und Eduard Fenrick war der erste Bischof der denselben einnahm. Er versah sein Amt mit wahrhaft apostolischem Eifer und beschloß sein thatenreiches Leben im Jahre 1832, wo er auf seiner Visitationsreise an der Cholera selig im Herrn verschied. Sein Nachfolger ist der nunmehrige Bischof Purcell, ein geborner Irländer. Von jeher hatte er seine bischöfliche Sorgfalt mit väterlicher Huld den Deutschen zugewendet, und durch große Opfer bewiesen, wie sehr er ohne Rücksicht auf Station mit gleicher Sorge ihr Wohl und Heil wie das der irischen und englischen Katholiken überwache. Er war es, der den Deutschen im Jahre 1833 zu einer eigenen Kirche verhalf. Bis dahin war die Anzahl der deutschen Katholiken in Cincinnati noch so geringe, daß sie in der Kathedrale den Gottesdienst mit den englischen unter einem Dache feierten. Doch nach und nach wuchs ihre Zahl so sehr heran, daß während vor 30 Jahren hier kaum 30 Familien wohnten, im Jahre 1833 die Anzahl derselben schon 5000 Seelen betrug, und gegenwärtig auf mehr denn 5000 Familien heranwuchs, da nunmehr bei 40,000 deutsche Katholiken sich hier befinden.

Diese deutschen Katholiken bilden hier sieben Congregationen, die von Missionspriestern geleitet werden. Eigentliche Pfarreien gibt es in Cincinnati nicht, denn es steht jedem Katholiken frei, die seelsorgliche Hilfe in und von jener Kirche zu verlangen, wo es ihm am besten taugt. Es versteht sich, daß die Mehrzahl sich an die nächste Stationskirche hält.

Diese sind nun schon sieben. Jede dieser Kirchen ist sehr geräumig und sie sind sich an Größe so ziemlich gleich. Wenn sie ganz vollgedrängt sind, kann jede derselben, mit Ausnahme der Michaelskirche, wohl bei 4 bis 5 tausend Menschen fassen. Sie sind alle so gebaut, daß im abgeschlossenen Presbyterium drei Altäre stehen: der Hochaltar mit den beiden Nebenaltären. Die Verschiedenheit dieser Altäre und Presbyterien gibt jeder dieser Kirchen ihren verschiedenen Charakter. Eine vortheilhafte Ausnahme macht jedoch die St. Josephskirche. Das Schiff derselben ruht auf einem doppelten Säulengang und die ganze Kirche ist mit Freskogemälden geziert. Es ist in Hinsicht auf Baukunst und Geschmack wohl die erste der hiesigen deutschen Kirchen. Aber auch für die übrigen Kirchen wurde und wird besonders seit einem Jahre außerordentlich viel geleistet, und es steht mithin in Frage wie lange die St. Josephskirche ihren Vorzug behaupten wird.

Man baut auch gegenwärtig an dem Thurm der Philumena-Kirche, welcher eine Höhe von 268 Fuß erreicht, und der höchste Thurm in den Vereinigten Staaten unseres Wissens ist. Selbst die englischen akatholischen und sonst feindlich gesinnten Blätter lassen diesem Thurm die beifälligste Anerkennung widerfahren. Besonders imposant ist der Anblick vom Ohio aus. Triumphirend strahlt das schöne Thurmkreuz dem Fremden entgegen, der den Ohio hinabfährt, und durch ihn von der einer Seite, und durch die Michaelskirche am westlichen Ende der Stadt, gewinnt Cincinnati für die von der Stromseite Ankommenden das Ansehen einer katholischen Stadt. —

Die in diesen Kirchen sich versammelnden Deutschen sind größeren Theiles Norddeutsche; jedoch leben auch sehr viele Süddeutsche, oder wie man sie hier nennt, Hochdeutsche, hier und in der ganzen Diöcese. Letztere sind zumeist aus Rheinbayern, Baden und aus der Schweiz. In jeder dieser deutschen Kirchen sind Congregationen errichtet von Männern, Jünglingen, Frauen und Jungfrauen, welche sich die Unterhaltung, Vollendung und Verzierung der betreffenden Gi

häuser angelegen sein lassen. — Sie haben dabei natürlich vollauf zu thun, und können den Anforderungen ohne Beihilfe aus Europa noch auf lange hin nicht genügen. Dieß könnte vielleicht manchem unserer Leser gleichsam wie ein Widerspruch scheinen mit dem, was wir so eben von der Ausschmückung der Kirchen gesagt; oder sie könnte, wenn noch für das Nothwendige nicht gehörig gesorgt, als Verschwendung angesehen werden. Doch wenn man unsere Verhältnisse genauer kennt, begreift es sich sehr wohl, woher und wie es komme, daß Armuth und Pracht in unserem kirchlichen Aeußeren eben so bunt sich neben einander bewegen, wie in der amerikanischen Außenwelt. — Die Menge der Katholiken nämlich, die mit jeder Woche zunimmt, verlangt, daß man das, was man gerade für die Kirchen thut, so groß als möglich thut, und dabei auch jedem Dinge sogleich jene Vollendung zu geben trachtet, die es in seiner Art verlangt, damit man dieß nicht späterhin und zwar in kurzer Zeit und mit größeren Kosten, weil zweimal, zu thun genöthigt sei.

Die katholischen Gotteshäuser können in einer so großen Stadt wie Cincinnati ist nicht zurückbleiben, sie müssen die Würde der heiligen Kirche auch nach Außen hin repräsentiren. Liegt ja doch beinahe in jedem Bauernhaus ein Teppich über dem Fußboden; man verlangt, daß wenigstens das Presbyterium ganz mit Teppichen ausgelegt sei. So geschieht es nun, daß während es in der Kirche immer festlich aussieht, andrerseits hinsichtlich des Kirchen-Ornates einige einfache Meßgewande das ganze Jahr dienen müssen, und daß sich sonst auch Armuth und Mangel allenthalben fühlbar macht, weil man zwar das was man thut schön und zweckmäßig zu vollführen trachtet, so wie es die erwähnten Umstände erheischen, allein durchaus nicht Allem dabei genügen kann. Die Katholiken Amerikas thun zwar allerdings ihr Möglichstes, und mehr als in Europa viele Gemeinden für ihre Kirchen thun, allein sie sind und werden noch längere Zeit nicht im Stande sein, ihre Kirchen von der Schuldenlast, welche sie drückt, zu befreien,

wenn ihnen nicht bedeutende Hilfe aus Europa wird; späterhin werden sie sich, so Gott will, schon selbst erhalten und vielleicht den verarmten Kirchen Europas zu Hilfe kommen. Doch für jetzt strecken sie selbst noch ihre Hand nach milden Gaben aus.

Das, was die Schuldenlast der hiesigen Kirchen so groß und drückend macht, ist besonders der Umstand, daß alle auf sehr theuerem Boden, bloß durch milde Gaben erbaut sind, und daß sie keine Stiftung zur Erhaltung des Clerus, und zur Bestreitung der laufenden Ausgaben haben. So kostete der Grund und Boden zur St. Philumenakirche allein 12,000 Thaler; was nun erst der Bau und die innere Verzierung? und doch war ein neues Gotteshaus gerade in jenem Stadttheile nothwendig, und zwar ein geräumiges und würdiges. Man vertraute mithin der göttlichen Vorsehung, und begann das Werk; alle echt katholisch Gesinnten unseres Vaterlandes, werden sich dessen mit uns erfreuen und mit uns die Ansicht theilen, daß man in Amerika dem schönen Beispiel unserer Väter in Deutschland folgen, und zur Verherrlichung Gottes und seiner heiligen Kirche nichts halb thun soll, sondern ganz, wie es des Herrn würdig ist.

Bei jeder dieser Kirchen sind auch Schulgebäude, in welchen ein wohlüberwachter Schulunterricht ertheilt wird. Die Zahl der Schulkinder vertheilt sich übrigens nicht gleichmäßig, da die Eltern ihre Kinder der Nähe wegen oft in die Schule einer anderen Kirche schicken. — Nebstdem besteht in Cincinnati ein Waisenhaus, das durch einen eigenen dazu gestifteten katholischen deutschen Waisenverein unterhalten wird. Gegenwärtig befindet sich so eben der Superior der Schulbrüder vom Institut Mariä aus dem Elsaß hier, um Schulen zu übernehmen. Die Mädchen erhalten überdieß einen vortrefflichen Unterricht bei den Klosterfrauen Notre Dame, jedoch in englischer Sprache, die jedes hier geborne deutsche Mädchen gewiß nicht minder gut als ihre Muttersprache spricht. Auch die Ursulinerinen und barmherzigen Schwestern befassen sich mit Unterricht.

die höheren Studien besteht hier ein Collegium der Jesuiten, welches den Rang einer Universität hat. Es wird der Unterricht in englischer Sprache ertheilt. Mehrere deutsche Knaben besuchen auch die englische Freischule derselben Väter.

Die Katholiken Cincinnatis sind somit allerdings in Hinsicht auf Religion und Erziehung wohl versehen. Wollte Gott es ließe sich ein Gleiches von anderen Stationen, besonders im Lande sagen. — Da fehlt es aber nur zu häufig an Priestern, so wie an Schullehrern. Es ist ein Jammer zu sehen, wie viele Katholiken in kleineren Ortschaften zu 30 bis 40 Familien zusammen leben, und keinen Priester haben, und die denselben nur 1 bis 2mal im Jahre sehen. Andere haben dieses Glück alle Monate, jedoch nur 1 mal, und dieß nicht am Sonntage. Von einer Schule ist keine Rede. Solche Menschen gewöhnen sich dann ohne Gott und Priester zu leben, und ihre Kinder wachsen auf ohne Unterricht und Bildung. Es läßt sich dieser Uebelstand nicht genug beklagen. — Während die Methodisten und andere Sekten überall ihre Prediger und Schulen haben, da beide für selbe leicht improvisirt werden und sich reichlicher Unterstützung von Seite der Propaganda erfreuen, sind die Katholiken, die mitten unter ihnen wohnen, oft, ja leider nur zu oft, beider beraubt. Die Folge ist, daß sie aus Langeweile und Ueberredung am Sonntage sich in protestantische Bethäuser begeben, und ihre Kinder aus einer Art Nothwendigkeit in lutherische oder methodistische Schulen schicken, damit sie lesen und schreiben, nebstbei aber auch Unglaube oder Gleichgiltigkeit in Dingen ihrer Religion lernen und an Leib und Seele zu Grunde gerichtet werden. —

Möchte doch die aufopfernde Barmherzigkeit der Katholiken anderer Länder diesem Uebel steuern helfen, durch eine reichliche Geldunterstützung, die es möglich machte, Schulen und Pfarrhäuser zu bekommen, und endlich Priester in genügender Zahl aus Europa und zunächst aus unserem guten Deutschland. Da und dort sind sie ja nicht selten überzählig, und hier würden wir ihrer so sehr bedürfen. — Noch einmal

sei es gesagt, so sehr auch der Wachsthum unserer heiligen Kirche, durch die zahllose Einwanderung begünstigt, einerseits das Herz erfreut, so sind doch die letzterwähnten Uebelstände schwer zu beklagen.

Um ihnen einiger Maßen abzuhelfen und auch der Gleichgiltigkeit und Lauheit, die bei sonst gut bestellten Gemeinden mitten im Gedränge zeitlicher Sorgen sich einfindet, entgegen zu treten, wurde in jüngster Zeit an mehreren Orten das mächtige und wunderbar gesegnete Heilmittel von Volksmissionen angewendet, und zwar mit höchst erfreulichem Erfolge. —

P. Franz X. Weninger aus der Gesellschaft Jesu, der eigens in dieser Absicht Europa verließ, um durch geordnete Volksmissionen die deutschen Kolonien Amerikas zu bereisen, regte diese nie genug zu empfehlenden Uebungen hier und in den nächst liegenden Staaten von Indiana und Kentuky an. Nur auf diesem Wege können Gemeinden zu einer durchgreifenden allgemeinen und gründlichen Besserung gelangen, besonders da wo die Priesterzahl gering ist, und die Gläubigen öfter für längere Zeit ihrem eigenen Eifer überlassen bleiben.

In Cincinnati selbst wurden sie in zwei deutschen Kirchen vom letztverflossenen Monat Dezember bis März gehalten. Und zwar fand die erste dieser Missionen in Cincinnati in der Johanniskirche Statt. Der in Nordamerika als Organ der katholischen deutschen Presse geachtete „Wahrheitsfreund" äußerte sich darüber in folgender Weise: „Die Volksmission, welche vom letzten Advent-Sonntage bis Neujahr vom Hochw. P. Weninger gehalten wurde, rechtfertigte auf die glänzendste Weise, die so oft ausgesprochene Behauptung: gutgeleitete Volksmissionen seien das wirksamste Mittel, das von der ungläubigen Zeitströmung mehr oder minder angegriffene katholische Volk wieder zum heiligen Selbstbewußtsein und dem tiefreligiösen kirchlichen Leben zurück, und von dem ausschließlichen Welttreiben dem ewig Unwandelbaren wieder zuzuführen; ja sie erprobten, daß im Volke noch gesundes kirchliches Leben auf-

treffen, wenn der vom Weltleben aufgeschichtete Staub sorgsam weggebracht wird. Fast alle Gemeindeglieder scheinen sich an dieser Mission betheiliget zu haben. Ueber 5000 Komunikanten zählte man während der 9½ Tage, und darunter, was besonders bemerkenswerth, über 1500 Ehemänner; der Hochwürdigste Bischof theilte eigenhändig durch beinahe 2 Stunden die heilige Kommunion bloß den Ehemännern bei der General-Kommunion derselben aus, und vergoß Thränen der Freude."

Mit Anfang der Fasten begann eine vom 1. bis 3. Fastensonntag fortgesetzte Volksmission in der St. Philumena-Kirche, welche sich am entgegengesetzten Stadttheile befindet. Dasselbe Blatt gibt über ihren Erfolg folgende Aeußerung ab:

„Am verflossenen Sonntage den 11. Mai hatte der feierliche Schluß der in dieser Kirche von P. Weninger durch 14 Tage abgehaltenen Volksmission statt. — Der Hochwürdigste Bischof celebrirte an diesem Tage das Früh-Hochamt, und es empfingen bei der General-Kommunion der Jünglinge bei 1000 junge Männer das allerheiligste Sakrament aus dessen Händen. Hochderselbe richtete an die Versammlung am Schlusse des Hochamtes Worte der Ermunterung, welche alle Herzen tief erschütterten. Von welchen Gefühlen der Hochwürdigste Oberhirt selbst ergriffen war, dieß gaben seine Worte kund, die er aus den Psalmen auf diesen Tag und diese Gnadenzeit bezog: „haec dies, quam fecit Dominus." Dieß ist der Tag, den Gott gemacht, lasset uns dem Herrn danken, und in Ihm uns erfreuen. — Ich erfahre wohl so Manches", sagte derselbe, „was unser Herz mit Schmerz erfüllt; allein wenn ich heute dieses Beispiel der Erbauung vor mir sehe, da rufe ich dankerfüllt zum Herrn, und vor euch mit dem Apostel aus: gaudeo in omni tribulatione, et superabundo gaudio: ich erfreue mich in aller Trübsal, und mein Herz überströmt vor Freude. —

Ueberraschend war besonders während der ganzen Mission der Eifer der Gläubigen in den Frühstunden, namentlich wenn man die anglikanisirte Lebensweise der Deutschen hier kennt,

wo das zeitliche Aufstehen ganz etwas außergewöhnliches ist. In Amerika steht der gemeine Mann spät genug auf, und der bemittelte reibt sich den Schlaf erst um 8 oder 9 Uhr aus den Augen. Um nun Allen auch den Arbeitenden Gelegenheit zu geben, der Mission beizuwohnen, müssen in den Städten die Morgen- und Abendstunden gewählt werden. Das Volk entsprach der Einladung über alle Erwartung. Schon um 4 Uhr Morgens strömte dasselbe trotz aller zeitweiligen Hindernisse der Witterung in die für Viele weitentlegene Kirche, und wohnte in den vollgedrängten Räumen derselben allen Missionsübungen mit der größten Beharrlichkeit bei. Möge der Herr befestigen, was seine Gnade in so vielen Herzen gewirkt hat, und den Segen vollständiger Volksmissionen allenthalben in den Vereinigten Staaten weithin verbreiten. — Im Monat Mai wurde auch in derselben St. Philumenakirche der „Monat Mariä" in diesem Jahre mit aller Feierlichkeit begangen. Täglich versammelte sich das Volk um halb 8 Uhr Abends und verweilte bis gegen 9 Uhr daselbst; denn täglich hatte nebst Rosenkranz, Litanei und Liedern auch eine Predigt zu Ehren Mariä statt. Auch in der heiligen Mariakirche wurde der Maimonat gehalten.

Gleich erfreulich lauten die Berichte „des Wahrheitsfreundes" über die gesegneten Wirkungen der Volksmissionen in Indiana und Kentuky und in dem Inneren Gebiet von Ohio. Sie zeigen, welch ein Segen es für alle deutschen katholischen Gemeinden in Cincinnati sein werde, wenn die Abhaltung solcher Missionen ausreichend von Seite der wohlthätigen glaubenseifrigen Spendern Europas unterstützt wird, damit die Missionäre nicht nur für das Gewissen der Bußfertigen bei solchen Gelegenheiten sorgen, als welche oft 10, 20 und 30 Jahre nicht gebeichtet haben, sondern auch zur Errichtung von Kirchen, Pfarrhäusern und Schulen der Gläubigen hilfreich zu Handen gehen könnten.

Der hochwürdigste Bischof besuchte auf seiner jüngsten Visitationsreise die ganze katholische Gemeinde von Münster,

bei welcher Gelegenheit das Frohnleichnamsfest mit allem kirchlichen Glanz und Jubel begangen ward; was um so mehr erwähnt zu werden verdient, weil in den amerikanischen Städten sich mit sehr wenig Ausnahmen, die kirchlichen Funktionen nur auf die kirchlichen Mauern beschränken. In diesem ganz katholischen Städtchen hingegen durfte man thun, wie man wollte. Der Bischof celebrirte demnach an einem im Freien aufgerichteten Festaltare. Vorher hielt er eine Predigt in englischer Sprache; worauf ein Priester eine zweite in deutscher Sprache hielt. Alsdann begann der feierliche Zug zu den übrigen Festaltären in wohlgeordneter Prozession. Gebet, Gesang und Freudenschüße wechselten dabei festlich ab. Bei jeder Station wurde eine kurze Anrede in deutscher Sprache vor dem heiligen Segen gehalten, was großen Eindruck machte. So kam der Zug jubelnd und getröstet wieder gegen 2 Uhr Nachmittags in die Kirche zurück. Wohl sah man dabei nicht jenen Glanz sich entfalten, wie bei dieser Festfeier in Wien und München; indeß fühlt das Herz sich doch nicht minder erbaut, wenn es eine solche katholische Jubelprozession unter dem freien Himmel Amerikas, auf einem Boden sich bewegen sieht, den vor 20 Jahren noch die wilden Indianer bewohnten. — Nachmittags ertheilte der Bischof das heilige Sakrament der Firmung nach vorhergegangenem Unterricht.

Die Woche darauf ward der Grundstein zu einer neuen katholischen Kirche in Berlin nächst Münster gelegt, und darauf die Gemeinde von Wapaconetta, die zumeist aus Rheinbayern besteht, mit einer vollständigen Mission beglückt. Dieses Städtchen ist die Hauptstadt des Bezirkes Anglaise, und war vor 17 Jahren noch von den Indianern bewohnt. Noch jetzt sieht man daselbst ihre Blockhäuser und die Grabstätte des berühmten Indianerhäuptlings, von welchem der Ort den Namen hat.

Die Methodisten und Lutheraner haben daselbst auch ihre Bethäuser, allein sie fanden es besser für diesmal ihre Sonntagsfeier zu suspendiren und sich gleichfalls als Zuhörer ein-

zufinden. Gott gebe, daß der vorbeifliegende Same katholischer Wahrheit bei denselben auf nicht ganz unfruchtbaren Boden gefallen! Es steht um so mehr zu hoffen, da ihr letzter Prediger ihnen zumuthete, daß auch sie Ihm in der Ohrenbeichte die Sünden bekennen sollten; worauf sie sich aber kurz äußerten, daß sie in diesem Falle lieber katholisch würden, dann wüßten sie doch warum sie beichteten. Auch nach den Missionspredigten äußerten sie sich: es scheine wohl wahr und wichtig zu sein, was dieser Missionär lehre, aber es sei zu schwer so zu leben, wie er es verlange. Man sieht auch hier, woran es eigentlich den Sektirern fehlt: nicht sowohl am Verstande, um recht zu glauben, als vielmehr an einem festen männlichen Willen, um auch ganz nach dem heiligen Glauben zu leben: Nicht die Wahrheit; sondern die aus ihr entspringenden Pflichten erscheinen drückend und beirren die Ungewohnten. — Am Schlusse der Mission ertheilte der Hochwürdigste Bischof die General-Kommunion den Ehemännern, und den Firmlingen das heilige Sakrament der Firmung. Ein geschmücktes und dort zum ersten Male seit den Tagen des auf Erden gepredigten Evangeliums errichtetes Missionskreuz wurde auf den Friedhof der Kirche zunächst aufgepflanzt und bei den Füßen desselben jedem Stande die betreffenden Standesregeln gedruckt, und mit einem heiligen Bild geziert, übergeben.

Nach dem Schlusse dieser Mission wurde auch der Französischen Gemeinde zu St. Famille eine ähnliche Gnade zu Theil. Alle Bewohner derselben mit wenig Ausnahmen naheten sich den heiligen Sakramenten, und die staunenswerthesten Bekehrungen erfolgten. Zum Anzeichen ihrer Dankbarkeit folgte ein Geleite zu Pferde dem unter Thränen der guten Leute scheidenden Missionär.

So viel für jetzt. Das Umsichgreifen der Cholera eröffnet eine neue, wenn gleich sehr ernste und lebensgefährliche Mission, deren Erfolg wir in unserem nächsten Berichte mit Gottes Beistand angeben wollen.

XXVIII.

Umschau in der Gegenwart.

Gar erfreulich sieht es in der europäischen Welt nicht aus; der Friede nur scheinbar; Alles schwankend und wankend, und daher kein Gedeihen!

Die Rothen im offenen Kampfe besiegt, aber weder vernichtet noch weniger bekehrt, und überall bemüht, durch Presse und Klubbs die Massen zu gründlicherem Umsturz zu bearbeiten.

England und Rußland in drohender Stellung, mit eingelegten Waffen, kampfbereit einander messend; der Leopard hat bereits versuchsweise seine eisernen Krallen in das wehrlose Griechenland eingeschlagen.

Frankreich auf steuerlosem Floß am Rande des Abgrunds dahin treibend, ungewiß ob es Morgen ein legitimes Königreich, ein militärisches Kaiserreich, oder eine blutrothe Sansculotten- und Räuberrepublik sein wird, die Europa aufs Neue in Flammen setzt.

Deutschland endlich in alter Uneinigkeit über Verfassungen hadernd; in Preußen eine Partei, die in rücksichtsloser Vergrößerungssucht mehr und mehr zu einem unheilvollen Bruch mit Oesterreich hintreibt. War sie es, die nächst den Rothen, die meiste Schuld trug, daß das Werk der Reichsversammlung zu nichte wurde, so bereitet sie uns auch jetzt,

wo unser Geschick in die Hände der Regierungen gegeben, nur größere Zerrissenheit und Schwäche, statt Einigung und Macht.

Und nun trotz den Frankfurter Erfahrungen dieser Wahn der Menge: allen Uebeln sei geholfen, wenn Deuschland unter einem Volkeshause stehe, das nach Majorität mit souveräner Allgewalt über Alles entscheide.

Belgien und Holland standen ja auch unter einem Parlament geeinigt; und doch machte Belgien seine Revolution und riß sich los, weil seine Interessen von der holländischen Majorität geopfert wurden.

England und Irland sind auch unter einem Parlament geeinigt; allein wem schreibt Irland sein gränzenloses Elend zu, als eben jener englischen Majorität des vereinigten Parlamentes, von der es mit tyrannischer Selbstsucht ausgebeutet wird. Bei fünfhundert Todesfällen erklärte jüngst die Todtenbeschau: „gestorben an Mangel!" Das ist die Regierung, deren Ruhm ein deutscher Professor, der vom Sultan decorirte Fallmeraier, uns mit byzantinischen Sophisten-Floskeln täglich verkündet!

Und Frankreich — ist es nicht auch ein großes, fest geeinigtes Reich, in dem eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Volksvertretung durch Majorität entscheidet! aber ist es zufrieden? ist es glücklich? ist es auch nur eine Stunde vor einer neuen Umwälzung sicher? Und wird der nächste Umsturz ihm die verlorene Ruhe geben?

Unsere Uebel liegen tiefer, als daß sie durch die Abstimmung einer so oder so zusammengesetzten Volksvertretung, oder durch diese oder jene papierene Verfassung könnten geheilt werden!

Wir Deutsche aber im Süden, würden wir, von Oesterreich getrennt, in einer kleindeutschen Union, unter dem Vorsitze Preußens, nicht genau das Schicksal von Belgien und Irland theilen?

Preußen ist seiner ganzen historischen Stellung nach ein Militär- und Beamtenstaat, ja es ist mehr als man glaubt,

eine Feudalmonarchie. Die Hälfte seiner Einnahmen verschlingt seine Armee; und auf diese gute Hälfte des gesammten Ertrages ist der arme Adel seiner alten Provinzen, aus dem die Mehrzahl der Offiziere hervorgeht, angewiesen. Der Rest fällt guten Theils den Söhnen seiner altländischen Beamten und Pfarrer zu, deren Name Legion ist. Ja auch hier sind es wieder vielfach die ausgedienten Soldaten aus den alten Provinzen, die die ersten Ansprüche namentlich bei den niederen Aemtern haben. Ueberall also altpreußische Offiziere und altpreußische Beamte, das wäre unser erster Gewinn, den wir von einer solchen preußischen Gütergemeinschaft hätten, und dafür könnten wir unsere Steuern zahlen. Aber auch selbst bei diesen Steuern wären wir, wenigstens vor der Hand noch, im Nachtheil; da ja auch hierin die alten Provinzen durch ihre steuerfreien Rittergutsbesitzer weit im Vortheil sind. Mit unserer Freiheit würde es nicht viel besser stehen.

Allein auch abgesehen von all diesen Mißständen, und angenommen, sie würden beseitigt, was wäre ein solches großpreußisches Kleindeutschland ohne Oesterreich? Der kleinste und schwächste der Großstaaten, der zu einem steten unerschwinglichen Militärstand verdammt, sich in willenloser Unterwürfigkeit an Frankreich, England oder Rußland anklammern müßte, sein künstliches Leben von heute auf morgen zu fristen. Und um zu diesem glorreichen Ziel zu gelangen, soll sich Deutschland in seiner finanziellen Noth, Angesichts der Gefahren die ihm von den Rothen drohen, noch einmal in zerrüttendem Kriege zerfleischen! lachende Aussichten für Palmerston! — Seid einig! einig! einig! —

XXIX.

Bruchstücke aus einer Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona.

Im Norden Deutschlands, nicht fern von den Gestaden der Ost- und Nordsee, ragt aus der sie ringsumgebenden protestantischen Wüste eine kleine, aus mehreren katholischen Gemeinden bestehende Inselgruppe hervor. Es sind dies die, einen Theil der sogenannten Dänisch-deutschen Missionen des Nordens bildenden Gemeinden Holsteins, Mecklenburgs und der Hansestädte, die, außerhalb jedes Diöcesanverbandes sich befindend, direct unter dem römischen Stuhle stehen, der mit ihnen durch das Medium eines apostolischen Vikars communicirt. Da die Kenntniß, die das übrige katholische Deutschland von diesen zu ihm gehörenden Enclaven hat, eine sehr beschränkte, die Wissenschaft von der Existenz derselben kaum übersteigende sein dürfte, so ist es vielleicht nicht unangemessen, wenn Schreiber dieses, der es unternommen hat, die geschichtlichen Daten mindestens zweier dieser Gemeinden, der Hamburgischen und der mit ihr engverbundenen Altonaischen, zusammenzustellen, im Nachfolgenden den Lesern der Histor.-polit. Blätter aus seinem in Bälde erscheinenden Werke einige Bruchstücke mitzutheilen sich erlaubt. Er hat zu diesem Zwecke zwei solche Fragmente ausgewählt, deren jedes ein ziemlich abgeschlossenes Bild ist

fert, und zwar I. die den Eingang seines Werkes bildende Geschichte der Losreißung Hamburgs von der Kirche und III. eine, nicht minder auch ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmende Scene aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Beide Episoden sind aber, zur bessern Verständniß der letztern, durch die sub. II. beigegebene kurze Uebersicht der zwischen ihnen liegenden Ereignisse verbunden worden.

I.

Die „Reformation" in Hamburg.

(1521—1530.)

Die Geschichte der Glaubenstrennung in Hamburg beginnt mit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Denn bis zu dieser Zeit scheint sich die erste Spur eines nachhaltigen Zerwürfnisses mit der Geistlichkeit hinaufzuerstrecken, indem man letztere, sei es mit Recht oder Unrecht, in Verdacht gehabt zu haben scheint, daß sie nicht selten ihren Einfluß beim römischen Hofe zum Nachtheil der einheimischen Staatsbehörden geltend gemacht habe, wozu bald auch noch Streitigkeiten über die Grenzen der Jurisdiction und der Privilegien des Domkapitels kamen, die der Cardinal Raymundus, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts als apostolischer Legat den deutschen und scandinavischen Norden bereiste, während seiner Anwesenheit in Hamburg vergebens beizulegen suchte. Diese sich lange fortspinnenden Zwistigkeiten waren daher die Hauptursache, daß bei einem, wenn auch geringen Theil der Bevölkerung bereits eine gereizte Stimmung gegen den Clerus vorhanden war, als im Winter 1517 die erste Kunde von dem Manne, der soeben seine Theses an die Wittenberger Schloßkirche geheftet hatte, nach Hamburg kam, und auch hier bald jene unheilvollen Früchte trug, die der bekannte dortige Canonicus Albertus Krantz prophetisch im Geiste vorhergesehen zu haben scheint, wenn er, schon im Sterben begriffen, dem vermeintlichen Reformator die warnenden Worte zurief: „Abi, frater, in cel-

lam tuam et dic: miserere mei Deus" *). Denn kaum war eine kurze Zeit vergangen, so begann auch schon (1521) ein bereits altersgrauer Domvicarius, Ordo Stemmel den Samen der Lutherischen Irrlehren auszustreuen, der denn auch namentlich bei einem Bürger, Detlev Schuldorp, auf so guten Boden fiel, daß dieser, als bald darauf eins der vielen inficirten Mitglieder des Augustinerordens, ein gewisser Pater Wydenbrügge, als vagabundirender Apostel des neuen Evangeliums nach Hamburg kam, letzteren bereitwillig in sein Haus aufnahm. Dieser „witte Mönnich", wie ihn eine alte Chronik nennt, wollte denn auch sofort nach der beliebten Weise der Irrlehrer, mit den einheimischen „schwarten Mönnick", den Dominikanern, eine Disputation, zu der Schuldorp viele Zuhörer eingeladen hatte, beginnen, allein der schlau berechnete Plan verfehlte seinen Zweck, indem einer der Dominikaner durch die Erklärung „En Dor kan mehr Nein seggen wen alle Doctoren Ja" der Sache sehr bald ein Ende machte. Dennoch aber scheinen die Werbungen zu einem kirchenfeindlichen Heere, trotz eines vom Senate erlassenen Warnungsmandates, schon gut von Statten gegangen zu sein, denn noch im selben Jahre ward der erzbischöfliche Official Wilhelm Delbrügge aus Hamburg vertrieben und schon im folgenden (1522) finden wir eine, wenn auch noch kleine, doch schon compakte Masse beisammen, die dem im Ganzen noch kirchlichen Geiste der Stadt entschieden in den Weg zu treten wagt. Als erwünschte Veranlassung hiezu wurde der Umstand ergriffen, daß der damalige Domscholastikus Henricus Bantschow sich dem Vorhaben einer der vier Standgemeinden (der zu St. Peter) außer den beiden bereits bestehenden Schulen (der Domschule und der zu St. Nicolaus) noch eine dritte zu gründen, auf das Ent-

*) Protestantische Schriftsteller geben zwar diesen Worten durch künstliche Interpretation eine gerade entgegengesetzte Deutung, indem sie dieselben mit Cave (Euchophyl. Eccles. Pag. 330.) folgender Maßen umschreiben: „Vera quidem dicis, bone frater, sed nihil efficies, vade igitur in cellam tuam et dic: miserere mei Deus."

schiedenste widersetzte. In Folge dessen traten zum ersten Male die (von nun an fest zusammenhaltenden) Neuerungssüchtigen aus allen Kirchspielen mit einer Demonstration hervor, die in einer, unter andern dahinlautenden öffentlichen Erklärung bestand, daß man nicht nur gegen den Willen des „Scholasters“ fortan Schulen errichten, sondern sich auch den Inhibitionen und Bannen der Geistlichkeit so wie den Forderungen des Weihbischofs für Consecrationen von Kirchen ꝛc. nicht ferner unterwerfen wolle. Diese noch ziemlich gemäßigt aussehende Opposition bekam jedoch schon im nächsten Jahre (1523) einen Charakter, aus dem sich zur Genüge ergibt, daß die Verschworenen einen bedeutend weiteraussehenden Plan, als die Erreichung obiger Forderungen, verfolgten. Denn als zu Ostern dieses Jahres ein Franziskanermönch aus Rostock, Stephanus Kempe, in Ordensangelegenheiten das in Hamburg befindliche St. Maria-Magdalenenkloster selbigen Ordens besuchte und dort von der Kanzel im Geiste Luthers zu predigen begann, begab sich sofort eine Deputation der kirchenfeindlichen Liga zu dem Guardian des Klosters Joachim Ellerhof mit dem Verlangen, den Kempe bei sich zu behalten. Da nun dieser auf jene Forderung, zumal dem Kempe die baldige Rückkehr nach Rostock vom Pater Minister anbefohlen sei, nicht eingehen zu können erklärte, so hatte die Deputation auf diesen Einwand eine Antwort bereit, die zu charakteristisch ist, als daß sie hier übergangen werden dürfte. Sie lautete: „Der Pater Minister hält Euer (der hamburgischen Franziskaner) Kloster nicht aufrecht, sondern wenn Ihr Fleisch und Mehl haben wollt, so pflegt Ihr mit Euren Säcken zu uns, den hiesigen Bürgern, zu kommen; wir sind also diejenigen, die Euch füttern, und deshalb sagen wir Euch im Ernst: wenn Ihr uns den Mann lasset, so sollen Eure Säcke auch fernerhin gefüllt in's Kloster kommen.“ Daß dieses Argument seine Wirkung nicht verfehlte, ist ein trauriges Zeichen für den Zustand des gedachten Klosters, durch den denn freilich auch die Bereitwilligkeit, mit der dasselbe später, im Gegensatz zu den Do-

minicanern und einem Theil der weiblichen Religiosen, sich der Neulehre in die Arme warf, erklärlich wird. Das Resultat war also, daß Kempe, der „verlopne Mönnicke“, wie ihn ein katholischer Zeitgenosse nennt *), nicht nur blieb, sondern auch durch den Einfluß der Aufrührer zum Prediger an gedachter Klosterkirche ernannt ward, in Besitz welcher Stellung er dann auch nicht ermangelte, nicht blos das von Stemmel (der sich inzwischen, seines hohen Alters wegen, in den Ruhestand begeben) angefangene Werk nach besten Kräften fortzuführen, sondern auch sofort die graue Mönchskutte abzuwerfen und, ungefähr gleichzeitig mit seinem Wittenberger Meister, „ein Marlisjke bei der Hand“ zu nehmen **) das heißt mit einer entsprungenen Nonne eine sacrilegische Ehe einzugehen.

Das waren also die Auspicien, unter denen die „reine Lehre“, das „lautere Evangelium“ ihre ersten Triumphe in der alten, vom heiligen Carl dem Großen erbauten Stadt feierten und nur aus dem auch hier statthabenden Einflusse des allgemeinen Sittenverderbnisses jener Zeit läßt es sich erklären, daß ein Priester, ohne der allgemeinsten Verachtung anheimzufallen, so öffentlich auch das äußere Sittengesetz der Kirche mit Füßen treten durfte. Doch fehlte es auch schon damals nicht an solchen Männern, die zwar anfangs, getrieben von der Sehnsucht nach Heilung mancher nicht zu verkennender Schäden des derzeitigen Clerus, den vermeintlichen Reformatoren gefolgt waren, jedoch als sie mit diesen näher bekannt geworden, mit Schauder den Abgrund gewahrten, an dessen Rand sie sich verirrt hatten. Zu diesen Männern gehörte der Pfarrer der St. Katharinenkirche Joachim Fischbeck. Allein so groß war schon damals die Macht der antikirchlichen Partei, daß

---

*) Joh. Moller: Nachricht von der Religionsveränderung in Hamburg. p. 74.

**) Helvaderus: Sylvae Chron. II. p. 80.

dieser, als er sich von den Irrthümern, an deren Verbreitung er theilgenommen, lossagte und jede Gemeinschaft mit Kempe aufgab, seiner Pfarre entsetzt ward, worauf Kempe dieselbe (1527) erhielt. Vorher aber (1526) legte letzterem die göttliche Gnade noch einmal die Gelegenheit nahe, seine Irrthümer zu erkennen und wieder gut zu machen. Der erste Lector am Dom, Johannes Engelin, war gestorben und ein treuer Diener der Kirche, Dr. Barthold Moller zu Rostock*) ward (und zwar ohne Opposition der Neuerer, die ihn irrthümlich für ihres Gleichen hielten) an dessen Stelle berufen. Dieser ließ Kempe, der zu Rostock sein Schüler gewesen war, sofort zu sich kommen und gab sich, in einem Colloquium mit demselben, alle nur erdenkliche Mühe, den Verirrten zur Wahrheit zurückzuführen. Allein vergeblich! Kempe fuhr auf dem einmal betretenen Wege fort und zog durch die Verkündigung seiner Irrlehren, namentlich durch die von der Nothwendigkeit der communio sub utraque immer mehr Leichtgläubige an sich. Moller, entschiedener und muthiger als die übrige Geistlichkeit, trat diesem Unwesen durch offene Warnung von der Kanzel mit Kraft entgegen, und der übrige Clerus, endlich durch ihn aus dem Schlummer erweckt, folgte seinem Beispiele, worauf sich denn ein, von nun an bis zur endlichen unglücklichen Entscheidung der ganzen Sache ununterbrochen fortdauernder hartnäckiger Kampf zwischen den treugebliebenen Dienern der Kirche und den eidbrüchigen Neuerern entspann. Die Streitkräfte der letztern bedurften hiezu aber nothwendig einer Verstärkung, die (zur Ehre Hamburgs sei es gesagt) wiederum vom Auslande, diesmal aus Magdeburg herbeigeholt werden mußten. Es war dies Johannes Ziegenhagen, ein von dort entlaufener Mönch, seinem Cumpanen Kempe schon dadurch völlig ebenbürtig, daß er, wie berichtet wird, „sick hefft vertruwen laten ener Junckfrouwen, welckere hadde gelavet Junckfrau

*) Ein Bruder des oben citirten Berichterstatters Johannes Moller.

he blivende" *). Dieser ward durch die aufrührerische Partei zum Pfarrer an der St. Catharinenkirche bestellt, und überbot, sowohl durch schamlose Invectiven gegen das kirchliche Dogma, als dadurch alle bisherigen Verkündiger der Neulehre, daß er, während diese die communio sub utraque nur dringend von der Kanzel anempfohlen hatten, mit der Ausspendung derselben den Anfang machte. Dies trieb denn doch endlich den schwachen und indifferenten Senat, der bis dahin dem Treiben der Lutheraner ruhig zugesehen hatte, zum Widerstande an. Dem Ziegenhagen wurde nicht nur die Ausübung jeder priesterlichen Function untersagt, sondern ihm auch die Weisung zugestellt, innerhalb dreier Tage die Stadt zu verlassen **). Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die aufrührerische Partei, die den Gehorsam gegen Gott und die Kirche bereits abgestreift hatte, diesen, der weltlichen Obrigkeit gegenüber, zu bewahren, nicht gesonnen war. Es versammelten sich daher auch sofort 400 Verschworene in der Wohnung ihres Oberhauptes Kempe, von wo aus sie, nach geflogener Berathung dem präsidirenden Bürgermeister Hohusen durch eine Deputation anzeigen ließen: der Senat möge sich andern Tages auf dem Rathhause versammeln, weil sie ihm etwas mitzutheilen hätten. Der Senat war nicht nur schwach genug, dieser Weisung nachzukommen, sondern ließ sich auch durch eine, zu der bestimmten Zeit vor ihm erscheinende verstärkte Deputation, an deren Spitze ein gewisser Johann Wegeborn stand, dermaßen in Schrecken setzen, daß er, da alle Vorstellungen von dem Unheil, was Ziegenhagen über die Stadt bringen würde, nichts fruchteten,

---

*) Moller l. c. p. 70.

**) Ein Hamburgischer Schriftsteller, van Heß, sucht sehr charakteristisch den Senat von dem Verdachte zu reinigen, als habe er sich aus Religiosität anfangs dem Treiben der Neuerer zu widersetzen gesucht. Er sagt in seiner Topographie von Hamburg Bd. 3. p. 111., es habe den Senat „nicht eigentlich Religion" zu der „Partei der Pfaffen" hingezogen, sondern „engherzige Politik

das Ausweisungsdecret zurücknahm, welche Nachricht die Abgesandten triumphirend den versammelten Verschworenen überbrachten.

Von diesem Augenblicke an war der Senat natürlich ein Spielball in den Händen der Aufrührer, und jeder fernere Versuch, den immer höher steigenden Forderungen derselben sich zu widersetzen, mußte, wie das gleich folgende Beispiel zeigen wird, scheitern. Schon zu Anfang des Jahres hatte man, als der Senat die Nothwendigkeit einer neuen Steuer der Bürgerschaft vorstellte, diesen günstigen Moment finanzieller Bedrängniß benutzt und nicht nur verlangt, daß die benöthigten Summen vom Domkapitel und den Klöstern eingetrieben, die Dominikaner aber ganz aus der Stadt verbannt würden, sondern auch die freie Wahl der Pfarrer für die Angehörigen eines jeden Kirchspiels in Anspruch genommen. Ueber letztern Punkt (die beiden erstern scheinen schon mehr nach seinem Sinne gewesen zu seyn) gerieth nun der Senat sogleich wieder mit den Aufständischen in Streit. Letztere hatten nämlich schon im Jahre vorher die vakante Pfarre an der St. Nikolauskirche dem berüchtigten Bugenhagen übertragen wollen; allein der Senat hatte statt offen diesem Vorhaben entgegenzutreten, es vorgezogen, dem Bugenhagen heimlich von der Annahme abzurathen, welche kleinliche List ihm auch gelungen war. Man hatte darauf die Pfarre einem Capellan an derselben Kirche, Henricus Sendhorst, übertragen, diesem aber, da er wider Erwarten der Kirche treu blieb, das Leben also sauer gemacht, daß er sich genöthigt sah, den Staub von seinen Füßen zu schütteln und die Stadt zu verlassen. Jetzt wollte man diesen frühern Fehlgriff wieder gut machen und die Pfarre (die vielleicht einträglicher als die zu St. Katharinen war) dem Ziegenhagen übertragen. Dieser Wahl widersetzte sich jetzt der Senat, nicht sowohl deßwegen, weil sie gegen den Willen der (schon früher unberücksichtigt gelassenen) geistlichen Obrigkeit, als weil sie ohne seine, des Senats, Mitwirkung geschehen war. Allein sein Widerstand war, wie gesagt, ein vergeblicher. Ziegenha-

gen nebst Familie zog in das neue Pfarrhaus ein, wo er auch noch im selben Jahre die Freude erlebte, einen neuen Mitkämpfer in einem Lübeckischen Capellan, Johann Fritze, begrüßen zu können, den man, da er, wegen seiner Verheirathung mit einer Nonne, von dort schimpflich verjagt war, gerade deßwegen, wie es scheint, äußerst würdig fand, eins der letzten, bisher noch von keinem meineidigen Priester verwalteten Pfarrämter, das zu St. Jacobus, zu erhalten. Diesen vom Auslande geflissentlich eingeführten klerikalischen Auswurf vermehrten denn endlich auch zwei einheimische Priester, Servatius Eggerd und Conrad Lüsmann, und alle diese Ehrenmänner, mit Kempe und Ziegenhagen vereint, arbeiteten nun, wie sich ein neuerer hamburgischer Schriftsteller*) ausdrückt, „im schönsten Bunde an der Verbreitung der Wahrheit und ächten Gottseligkeit", welche letztere aber natürlich nicht im katholischen, sondern im Sinne Luthers, nach welchem gute Werke nicht bloß unnütz, sondern schädlich sind, verstanden werden muß.

Aber während die dergestalt rekrutirte Schaar der kirchenfeindlichen Prädikanten ihr gottvergessenes Werk zu fördern strebte, war, wie schon erwähnt, der treu gebliebene Theil des Clerus, den Domherrn Moller an ihrer Spitze, nicht unthätig geblieben. Unverholen hatten sie von der Kanzel vor den Irrlehren gewarnt und so viele Seelen, als möglich, von dem sich über die unglückliche Stadt lagernden Verderben zu retten gesucht. Allein diese Freiheit der Rede, von der sie doch selbst gegen die Kirche den unumschränktesten Gebrauch gemacht hatten, wollte die Partei der Neuerer (gerade wie noch heute) den Vertheidigern des kirchlichen Dogma's nicht mehr zugestehen. Ihr Wahlspruch scheint schon damals gewesen zu seyn: „Redefreiheit für jeden Angriff auf die Kirche, aber Zwang, Censur und Unterdrückung für jedes Wort der Abwehr

---

*) Janssen: Ausführliche Nachrichten rc. p. 8.

und Vertheidigung." Deßhalb riefen sie, wie es noch jetzt zu geschehen pflegt, das weltliche Schwert zum Schutze der Irrlehre und zum Kampfe gegen die göttliche Wahrheit auf. Der Senat suchte jedoch immer noch zum mindesten den Schein der Unparteilichkeit aufrecht zu erhalten. Er beschied daher um Weihnacht selbigen Jahres beide kämpfenden Theile auf's Rathhaus, wo er ihnen sechs Artikel übergab, die man von allen Kanzeln zu verlesen, und denen man beiderseits nachzuleben habe. Diese Artikel sind, falls sie wirklich ehrlich gemeint waren, in ihrem Streben, es mit keiner Partei zu verderben und das Unvereinbarste zu vereinbaren, wahrhaft rührend. Aber die beabsichtigte Wirkung konnten sie schlechterdings nicht haben. Denn welchen Erfolg konnte man sich z. B. von der Vorschrift des ersten Artikels, daß nur das „lautere Gottes-Evangelium" gepredigt werden solle, versprechen, da man sich ja gerade darüber stritt, wo dasselbe, ob auf Seiten der unfehlbaren Kirche, oder bei der subjectiven Willkür und Bibelexegese der Neuerer zu suchen sei. Letztere glaubten sich daher auch, wie natürlich, völlig berechtigt, dasjenige, was sie für das „lautere Evangelium" hielten oder zu halten vorgaben, auch fernerhin zu verkündigen, und es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die treuen Diener der Kirche, unter diesen Umständen, ihrerseits die einzige, ihnen gebliebene Vertheidigungswaffe, die Ermahnung des Volkes von der Kanzel, nicht aus den Händen gaben. Allein die lutherischen Prädikanten scheinen unverschämt genug gewesen zu seyn, von den katholischen Geistlichen zu verlangen, sie sollten keine von ihnen, den Neuerern, bestrittenen Dogmen in ihren Kanzelvorträgen berühren. Denn als dieß am Freitage nach Weihnacht von dem Canonicus Nikolaus Bustorp geschah, wurde an ihn durch Abgesandte die Frage gerichtet: ob er geständig sei, gewisse, von ihnen in Artikel gebrachte Punkte, welche sich namentlich auf die von den Neuerern bestrittenen Lehren von der Eucharistie und der Verdienstlichkeit der guten Werke, dann aber auch auf eine Warnung Bustorp's vor einer, wenige Jahre vorher

erschienenen, höchst fehlerhaften Uebersetzung des neuen Testaments *) bezieht, gepredigt zu haben. Bustorp antwortete ihnen darauf in einem lateinisch geschriebenen Briefe, der so milde abgefaßt ist, und von einer so wahrhaft christlichen Gesinnung zeugt, daß er den Empfängern, falls diese solcher Gefühle noch fähig waren, zur innigsten Beschämung gereicht haben muß. Er läugnet in diesem Briefe keineswegs, einige der fraglichen Punkte, dem Sinne nach, gelehrt zu haben, wenn auch mit andern Worten. Er setzt ihnen sodann ausführlich auseinander, was er sowohl hinsichtlich des Dogmas von der Eucharistie **), als bezüglich der wahnsinnigen Irrlehre, der Opfertod des Erlösers mache jede Enthaltung von der Sünde überflüßig ***), gepredigt habe. Er räumt ferner ein,

---

*) Sie führt den Titel: Dat nyge Testament tho düdske tho Hamburg int Jaar 1523.

**) Er räumt an der betreffenden Stelle des Briefes ein, hinsichtlich dieses Punktes, und Anderer folgendes von der Kanzel gesprochen zu haben: Hic auditur error contra ecclesiasticam constitutionem. Sciatque omnis Christianus, quia sufficit illi sub una specie, sed panis tantum non vini, propter multa inconvenientia. Imo sunt duo signa sive duae species, unum autem Sacramentum. Ubi caro ibi sanguis et totus Christus. Deitas et humanitas. Et ubi sanguis, ibi caro et totus Christus. Unum est Sacramentum, quod heri, hodie est consecratum atque cras consecretur. Quis dubitat Divinam naturam esse invisibilem? .... Verum Apostoli post Christi ascensionem haud dubium.... dederunt communi populo sub utraque specie, sed quia fideles viderunt multa pericula et inconvenientia facti illius, per majores ecclesiae statuerunt, ut sumerent omnes fideles sub una specie. Et sic servat ecclesia et statuit, cui nos oportet conformari. *Extra enim ecclesiam salus non est* .... Haec est mea ad id doctrina, quam puto esse sanam, Catholicam, Christianam.

***) Die betreffenden Worte lauten: Sic locutus sum et de praesenti loquor: Christus peccata mundi pertulit in corpore suo super lignum... tu autem quum ad omnis (annos?) discretionis perveniris,

vor der schon erwähnten sogenannten Uebersetzung des neuen Testaments gewarnt zu haben, weil dieselbe von Fehlern strotze *), bei welcher Gelegenheit er eine Andeutung fallen läßt, die in ihrer Beziehung auf den widerlichen, und in ihrem Treiben so sehr kontrastirenden Mißbrauch, den die Neuerer mit dem Worte „Evangelium" trieben, eben so treffend als schonungsvoll ist **). Selbst über Luther ist sein Urtheil ein mildes, indem er, so entschieden er auch das Treiben desselben perhorrescirt, doch die Fähigkeiten desselben anerkennt ***). — Allein auf die, welche dem Geiste des Evangeliums eben so fern standen, als sie mit dem Namen desselben prahlten, brachte dieser Brief keine andere Wirkung hervor, als daß sie nur

---

et peccas voluntarie et mera voluntate atque malitia spiritus, actualiter, mortaliter: putas, quod Dominus pro tali peccata passus sit et ei velles imponere? minime! Sic dixi, dico de peccatis et hanc doctrinam puto esse sanam, Christianam, Catholicam.

*) Er sagt: Caecior talpa est, qui non videt, quanti defectus sunt in illo, quod Novum Testamentum nunc vocitant. Centum et centum atque iterum centum sunt in eo incorrectae translationis, ut ipsi cernitis, vitia. *Si talia et similia poterint facere fructum salutis in hominibus videat auctor.*

**) Die Stelle lautet: Memini dixisse... quod Christi Evangelium est *supra* nos, virtutes autem debent esse *intra* nos et quod tot mysteria in Evangelio quod verba, imo quod omnia Christi.... miracula sunt et continent. Continet autem Evangelium externam humilitatem, paupertatem, castitatem, patientiam, charitatem, exilium, persecutiones, crucem, martyrium et similia. *Si quis talia potest, glorietur de Evangelio; si non, nihil dicat.*

***) In dieser guten Absicht, auch bei dem entschiedensten Gegner das Anerkennungswerthe hervorzuheben, statt zu verkleinern, läßt er sich sogar zu der enormsten Ueberschätzung hinreißen, wenn er sagt: Certe fuisset maximus Doctor totius Germaniae et Allemanniae habitus et tentus, sed quia tetigit Sanctum et dedit hoc canibus... ideo passus est instantiam et diffaveo illi:

um so eifriger darnach strebten, mit Bustorp zu disputiren. Allein dieser, das völlig Nutzlose einer Disputation mit Leuten, die am Glauben Schiffbruch gelitten und die Autorität der Kirche verwarfen, einsehend, wich ihnen aus, weshalb jene zu Anfang des Jahres 1527 ihn, als dem obrigkeitlichen Befehle, nur das „lautere Evangelium" zu predigen, zuwiderhandelnd, beim Senate denuntiirten. Da sich jedoch die Antwort des letzteren verzögerte, so erscholl, nach vorheriger Verabredung, auf einmal von allen Kanzeln der Neuerer eine solche Hetze gegen Bustorp, daß der Senat, zumal da schon die größten Verwirrungen in den Kirchen selbst entstanden, indem z. B. ein lutherischer Prädikant gleichzeitig von der Kanzel predigte, während ein katholischer Priester am Altare Messe las *), sich endlich zum Einschreiten genöthigt sah. Dieses Einschreiten bestand aber in dem Allerunzweckmäßigsten, was er hätte thun können. Er lud nämlich partes zu einer Disputation auf's Rathhaus, bei der zum ersten Male der Bürgermeister Hohusen die Stelle der geistlichen Obrigkeit vertrat, und theologische Controversen entschied. Es würde, den In-

*) Nach Kempe's eigenem Bericht hat der Prädikant folgende Worte, mit Hindeutung auf den messelesenden Priester, von der Kanzel geschrien: Hir höret her; wadt kere gy juw daranne, dat dar steidt de *ene Düvel und thüt sick mit den anderen bi den Haaren*, welche Worte die grauenhafteste Gotteslästerung enthalten. Dennoch muß aber Kempe selbst gestehen, daß sich das ganze anwesende Volk von der Kanzel weg und zum Altar hin gewandt habe, ein Beweis, wie trotz Allem die katholische Gesinnung noch im Volke vorherrschend war. Einen Beleg dafür liefern auch die vielen damals in Hamburg entstandenen Spottlieder auf die „Reformation", deren eins, gegen die Cölibatsstürmer gerichtet, folgendermaßen beginnt:

„Was han ick dummer mönnich gedaan?
Eyn nonne han ick ghenamen,
Hedde ick de yn dem Kloster laan
Szoe dorft ick mich nicht schamen." etc.

halt dieser Disputation zu charakterisiren, schon die Bemerkung genügen, daß, als Bustorp sich im Eingange seiner Rede darauf berief, wie er während seiner dreißigjährigen Amtsführung sich stets als frommer Mann betragen habe, ihm von den „Evangelischen" die Erwiderung ward: „Es komme gar nicht darauf an, wie fromm er sei (!), sondern darauf, daß er die communio sub utraque verdammt und gelehrt habe: Christi Tod reiche zur Sühnung der Todsünden nicht hin, es bedürfe dazu vielmehr auch der Reue und Buße des Sünders", hinsichtlich welches letztern Punktes sich der Vertheidiger Bustorp's, der schon erwähnte Canonicus Moller, darauf berief, daß dieser Satz „ad pietatem zu deuten sei", um das Volk von Sünden abzuhalten. Allein diesen, dem „pecca fortiter" des Lutherthums gerade entgegengesetzten Zweck wollten die Gegner natürlich eben so wenig gelten lassen, als die Berufung Moller's, hinsichtlich des ersten Punktes, auf die Autorität der Kirche. Es hing daher das Resultat der Verhandlung lediglich davon ab, ob der entscheidende Bürgermeister auf dem kirchlichen oder außerkirchlichen Standpunkte sich befand. Letzteres war jedoch der Fall, und so konnte dann auch die richtige Bemerkung eines anwesenden Juristen, Hermann Langenbeck, daß das Concilium, das die communio sub una beschlossen, nach Matth. 18 den heiligen Geist gehabt, folglich nicht habe irren können, zu nichts helfen, und Bustorp ward zum Widerrufe condemnirt. Wenn letzterer nun auch nicht erfolgte, so war dieser Ausgang doch ein entschiedener Sieg für die kirchenfeindliche Partei, die denn auch schon im nächsten Jahre (1528) den listigsten aller Handstreiche zur gänzlichen Unterdrückung des Katholicismus ausführte. Nachdem sie nämlich durch erneute Denuntiationen, dießmal gegen den Sub-Prior der Dominikaner, Heinrich Rensborg, der die kirchliche Lehre vom Altarsacramente vertheidigt hatte, nichts weiter erlangen konnte, als daß diesem die Kanzel verboten ward, so suchte sie jetzt die Zusammenkünfte einiger katholisch gesinnten Bürger, unter denen sich auch der

um so eifriger darnach strebten, mit Bustorp zu disputiren. Allein dieser, das völlig Nutzlose einer Disputation mit Leuten, die am Glauben Schiffbruch gelitten und die Autorität der Kirche verwarfen, einsehend, wich ihnen aus, weshalb jene zu Anfang des Jahres 1527 ihn, als dem obrigkeitlichen Befehle, nur das „lautere Evangelium" zu predigen, zuwiderhandelnd, beim Senate denuntiirten. Da sich jedoch die Antwort des letzteren verzögerte, so erscholl, nach vorheriger Verabredung, auf einmal von allen Kanzeln der Neuerer eine solche Hetze gegen Bustorp, daß der Senat, zumal da schon die größten Verwirrungen in den Kirchen selbst entstanden, indem z. B. ein lutherischer Prädikant gleichzeitig von der Kanzel predigte, während ein katholischer Priester am Altare Messe las *), sich endlich zum Einschreiten genöthigt sah. Dieses Einschreiten bestand aber in dem Allerunzweckmäßigsten, was er hätte thun können. Er lud nämlich partes zu einer Disputation auf's Rathhaus, bei der zum ersten Male der Bürgermeister Hohusen die Stelle der geistlichen Obrigkeit vertrat, und theologische Controversen entschied. Es würde, den In-

*) Nach Kempe's eigenem Bericht hat der Prädikant folgende Worte, mit Hindeutung auf den messelesenden Priester, von der Kanzel geschrien: Hir höret her; wadt kere gy juw daranne, dat dar steidt de *ene Düvel und thüt sick mit den anderen bi den Haaren*, welche Worte die grauenhafteste Gotteslästerung enthalten. Dennoch muß aber Kempe selbst gestehen, daß sich das ganze anwesende Volk von der Kanzel weg und zum Altar hin gewandt habe, ein Beweis, wie trotz Allem die katholische Gesinnung noch im Volke vorherrschend war. Einen Beleg dafür liefern auch die vielen damals in Hamburg entstandenen Spottlieder auf die „Reformation", deren eins, gegen die Cölibatsstürmer gerichtet, folgendermaßen beginnt:

„Was han ick dummer mönnich gedaan?
Eyn nonne han ick ghenamen,
Hedde ick de yn dem Kloster laan
Szoe dorft ick mich nicht schamen." etc.

mit dem Begehren: er möge doch, da der jetzige Zustand täglich Unruhen herbeiführe, die „kirchliche Einheit" wieder herstellen, worunter aber, nach dem auf den Kopf gestellten Sprachgebrauche, das gerade Gegentheil davon, nämlich die völlige Auflösung derselben durch Unterdrückung des Katholicismus und völlige Emancipation des Irrthums, verstanden ward. Obwohl nun das Gerücht von dem bevorstehenden Blutbade sich dadurch als falsch erwiesen hatte, daß die Nacht, in welcher dasselbe stattfinden sollte, ruhig vorübergegangen war, so hatte doch der Senat, der inzwischen schon in der Mehrzahl seiner Mitglieder sich zum Lutherthum hinneigte, das Wohl der Stadt wenig genug im Auge, um auf den Vorschlag der Neuerer einzugehen, zu welchem Zwecke er nochmals die Comödie einer Disputation vor sich aufführen zu lassen beschloß. Zu diesem Ende mußten am 28. April 1528 sich wiederum beide Parteien auf dem Rathhause einfinden, wo vor einer großen Zuhörerschaar das neuerfundene Inquisitionstribunal, dem sich diesmal der ganze Senat anschloß, wie im vorigen Jahre vom Bürgermeister Hohusen eröffnet ward. Die Verhandlung begann mit der Vorlesung von 21 Artikeln, die Anschuldigungen der Lutheraner gegen die katholische Geistlichkeit enthaltend, die aber, abgesehen von einigen Verdrehungen, in nichts weiterem bestanden, als in dem Vorwurfe daß letztere den Vorschriften der Kirche gemäß gelehrt und gehandelt hätte. Der Canonikus Moller verweigerte darauf, Namens sämmtlicher anwesender Priester, die Einlassung auf gedachte Artikel, verlangte vielmehr eine Abschrift derselben, nach deren Empfang sie bereit sein würden, zwar nicht vor diesen Richtern, gegen welche sie protestiren müßten, wohl aber vor allen „christlichen und unverdächtigen Richtern und Universitäten" sich zu verantworten. Es scheint als ob dieser unverblümte Protest auf den Bürgermeister Hohusen einigen Eindruck gemacht habe, denn er pflichtete nicht nur dem Begehren Moller's bei, sondern that dies auch unter der Bemerkung, daß er nicht in Abrede stellen könne, wie ihm die Sache, in der er Richter

sein solle, doch eigentlich viel zu hoch sei, an welcher lobenswerthen Einsicht nur das Eine zu tadeln bleibt, daß sie ihm nicht früher gekommen. Allein die Protestantischgesinnten unter den Zuhörern säumten nicht, dem Bürgermeister sofort den Rückzug abzuschneiden indem sie erwiederten: es begehre ja auch Niemand, daß er oder der Senat in dieser Sache Richter sein solle, sondern „Gottes Wort“ solle Richter sein, und da würde es sich bald finden, wer diesem treu geblieben sei und wer nicht, welche pfiffige Unterscheidung denn auch, nach gepflogener Privatunterredung mit den Lutherischen unter den anwesenden Bürgern, den Vätern der Stadt einzuleuchten schien, weshalb der Bürgermeister das Interlocut abgab: man solle nunmehr lediglich davon handeln, ob die eingestandener Maßen von der katholischen Geistlichkeit gelehrten Sätze, dem „Göttlichen Worte“ gemäß seien oder nicht. Damit war denn natürlich, wie bei der ersten sogenannten Disputation, zum Voraus der Stab über die der Kirche treugebliebene Geistlichkeit gebrochen. Denn als gleich darauf der Canonikus Moller sich, betreffs der communio sub una, auf die „heilige Kirche, die eine Säule und Grundfeste der Wahrheit sei und vom heiligen Geiste regiert werde“, berief, schrieen ihm sofort die Protestanten entgegen: auf die Kirche komme es nicht an. Wenn daher ferner im Laufe der weitern Verhandlung z. B. ein Priester darüber inquirirt ward, warum er einen Mann, der ohne Beichte communiciren wolle, abgewiesen habe? ob denn in der heiligen Schrift stünde, daß Gott die Beichte zur Bedingung der Absolution gemacht habe? so konnte, nachdem man an die Stelle der lehrenden Kirche die willkürlichste Exegese der von der Tradition isolirten heiligen Schrift gesetzt, die Neuerer daher, wie Moller richtig bemerkt*), zu Klägern und Richtern in einer Person gemacht hatte, die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft sein, ja um so weniger, als die bekannte Manier, den Sieg der begünstigten Partei dadurch zu befördern, daß

*) l. c. p. 78.

man die Reden der mißliebigen mit Gelächter begleitete, schon dem damaligen Auditorio nicht unbekannt war. Das Resultat der sogenannten Disputation (die aber in Wahrheit nichts weiter als eine für einen schon vorher gefaßten Beschluß des Scheines wegen gewählte Formalität war) bestand daher in einem dahin lautenden Erkenntniß des neuen Hamburgischen Vatikans, daß 1) Rensborg mit noch einem anderen Priester, der aber bei der Verhandlung gar nicht zugegen war, die Stadt zu verlassen, 2) Moller und ein gewisser Fabianus zu widerrufen und endlich 3) noch vier andere Geistliche nicht blos zu widerrufen, sondern auch sich alles ferneren Predigens zu enthalten hätten. Allein wie eine Regierung, die einmal mit der Revolution gemeinsame Sache gemacht hat, dieser nie genugthun kann, vielmehr zu immer größeren Zugeständnissen gedrängt wird, so war auch hier den, inzwischen auf dem „Einbeckischen Hause“ versammelten Aufrührern durch diesen Spruch keineswegs Genüge geleistet. Letztere forderten vielmehr Bestrafung aller derjenigen, die bei der Disputation unterlegen seien, da diese sie, als „einfältige Leute“, so lange mit Ablaß und Fegefeuer angeführt und betrogen (!) hätten, wobei sie die Drohung hinzufügten: falls ihnen der Senat nicht willfahre, so würden sie selbst auf's Rathhaus kommen und der Sache (durch Volksjustiz) sehr bald ein Ende machen. Endlich gab man sich jedoch, unter der Bedingung zufrieden, daß auch Bustorp und der schon erwähnte Convertit Fischbeck mit noch einem anderen Priester ebenfalls verbannt würden, wozu der Senat, obwohl die beiden Erstgenannten bei der Disputation gleichfalls nicht zugegen gewesen waren, sofort seine Einwilligung gab. Hier sehen wir also auch den letzten Schimmer eines rechtlichen Verfahrens erloschen und die schrankenloseste Willkür an dessen Stelle treten, kraft welches von der Obrigkeit gegebenen Beispiels sich denn auch der große Haufe, wie nicht anders zu erwarten, sofort zu den brutalsten Gewaltthätigkeiten berechtigt glaubte. Zuvor aber verließen, zur tiefsten Betrübniß aller frommen Bewohner Hamburgs,

nicht nur die fünf Verbannten, sondern auch der Canonikus Moller und der größte Theil der katholischen Geistlichkeit *) die Stadt und statt ihrer hielt, von einer Deputation des Senats empfangen, der „achtbare unde hochgelerde“ Bugenhagen nebst seiner achtbaren und hochschwangeren Ehehälfte seinen Einzug in dieselbe, und erhielt gerade das dem Canonikus Moller gehörige und von diesem erst eben verlassene Haus zur Wohnung angewiesen, wo eine prächtige Mahlzeit und ein Ehrengeschenk der Stadt, nämlich ein fetter Ochse incl. zweier Tonnen Bier, seiner harrte. Indessen nun hier Bugenhagen in bona pace seine „Kirchenordnung“, seine Gattin dagegen einen todtgeborenen Knaben zur Welt brachte, wurde von umherziehenden Rotten, unter Anführung der verworfensten Subjecte (z. B. eines lutherischen Prädikanten Dietrich alias Heinrich Bödecker, eines entsprungenen Mönches, der sich mit einer entlaufenen Nonne aus dem Kloster zu Reinbeck vermählt hatte und einem Joachim Wullenweber, von dem erzählt wird, daß er einst den Voigt auf den Faröerinseln mörderisch überfallen, um ihm eine Geldbuße wieder abzunehmen, die seine — Wullenwebers — Concubine, eines Kindesmordes wegen, hatte bezahlen müssen) ungehindert die abscheulichsten Sacrilegien verübt, Kirchengeräthe und Altäre entweiht und zertrümmert, wobei sich der fanatische Haß gegen alles Heilige in den gottlosesten Verhöhnungen Luft machte, indem man z. B. aus den Altären die Reliquien herausriß und Fledermäuse an die Stelle derselben hineinsetzte, das stupide Volk glauben machend, man habe letztere darin gefunden, es müsse also sicher der Teufel im Altare verborgen gewesen sein. Und alles dieses geschah (wie der, die obigen Gräuelscenen berichtende Zeit-

---

*) Unter den Zurückgebliebenen war unter Andern auch Jobocus Elfried, der es vorzog, durch Leistung des geforderten Widerrufes die Schaar der eidbrüchigen Priester zu vermehren, weil er, eines ehebrecherischen Verhältnisses wegen, sich nicht entschließen konnte, die Stadt zu verlassen.

genosse meldet) „ahne Strafung des ehrsamen Rades, de da leider mede durch de Finger sehn.“ Dieses „er mußte durch die Finger sehen“ bezeichnet genugsam die schmähliche Abhängigkeit, in die der Senat, nachdem er sich einmal der Empörung gegen die Kirche angeschlossen hatte, gerathen war. Und in der That bequemte er sich zu Allem, was die „Kistenleute“ von ihm verlangten. Dieses waren nämlich die aus der Schaar der antikirchlichen Partei gewählten Verwalter der neuerrichteten kirchlichen Armenkassen, denen nebst 24 andern gleichgesinnten Bürgern aus jedem Kirchspiel die Vollmacht gegeben war, mit dem Senate die in Rede stehenden Angelegenheiten zu berathen und dafür zu sorgen, daß „die rechte Ehre Gottes und dieser guten Stadt Bestes“ dadurch befördert werde. Letzteres glaubten die Gedachten nun auch nicht besser in's Werk richten zu können, als wenn sie, wie sie es zu Anfang des nächsten Jahres (1529) thaten, den Senat in zwölf, diesen überreichten Artikeln unter Anderem aufforderten, gegen mehrere „halsstarrige Johannisleute“ (katholisch gebliebene Bürger) gerichtlich zu verfahren, ferner den noch fortbestehenden Gottesdienst in der Domkirche so wie überhaupt alle „Winkelmessen“ zu inhibiren, und endlich auch die Secularisation der Klöster in's Werk zu richten. Letzteres ward sofort, nach erfolgtem Consens des Senates, durch den Receß vom 28. März selbigen Jahres zum Beschluß erhoben und gleich darauf, nachdem inzwischen die Franciskaner bereits, wie Bugenhagen sich in einem Briefe an Luther ausdrückt, zur „göttlichen Wahrheit“ übergetreten waren, am 20. Mai gegen die bei weitem treueren Dominikaner in Ausführung gebracht, die, nach tapferer Gegenwehr ihres Priors, Pater Henricus Wendt, dem nur durch physische Gewalt die Schlüssel des Klosters entrissen werden konnten, aus demselben vertrieben wurden. Von den weiblichen Religiosen ergaben sich die Beghuinen (die nach der Farbe ihrer Kleidung „blaue Süstern“ genannt wurden) geduldig ihrem Schicksal, wogegen die Cistercienserinnen des Klosters Harvestehude, bei denen, trotz aller Bemühungen, ihnen

einen lutherischen Prädikanten aufzubringen, bis zum letzten Augenblicke Messe gelesen ward, nicht eher wichen, als bis im folgenden Jahre (1530) ihr Kloster vom wüthenden Pöbel (Andere sagen: auf Beschluß des Senates) zerstört und dem Erdboden gleich gemacht ward.

Und so erloschen denn nach und nach die letzten Strahlen der katholischen Sonne, die siebenhundert Jahre lange der Stadt ihr erwärmendes Licht gespendet hatte. Allein zum grossen Verdruße der „Evangelischen" schimmerte noch immer ein Flämmchen derselben, die ewige Lampe vor dem Hochaltare des Doms, auf dessen Stufen das Meßglöcklein noch rein und hell, wie zu den Zeiten des heiligen Anscharius, erklang. Allein auch dieser letzte Schimmer sollte erlöschen, dieser letzte Ton einer bessern Vergangenheit verstummen. Als man nämlich in Erfahrung gebracht, daß im Dome noch „lateinisch gesungen" werde, und „etliche alte Leute" (die aber vor Gott vielleicht mehr galten als viele Verkünder der „reinen Lehre") dort noch hineingingen und beteten, so wurden dieselben nicht selten, wie erzählt wird, „von losem Gesindel überfahren", weshalb der Senat die Vorkehrung traf — man sollte denken: daß dem losen Gesindel gesteuert — nein, daß die Kirche gänzlich gesperrt werde. Allein vorher wollte man noch einmal das nur zu oft gelungene Mittel der Verführung bei denjenigen der zurückgebliebenen Domcapitulare versuchen, die noch der Kirche treugeblieben waren. Zu diesem Ende ließ man letztere am 5. Juni selbigen Jahres in die „Doctorie", das heißt in Bugenhagen's obenerwähntes Absteigequartier, einladen, woselbst ihnen dieser (wie Moller sagt: „mit vielen unnützen Worten nach der Ketzer Weise und voll Arglist") auseinandersetzte, wie man „in Freundschaft" die Abstellung der Feste und Verehrung der Heiligen so wie auch der Messe von ihnen verlange. Allein die Vorgeladenen schienen den Werth der offerirten „Freundschaft" richtiger zu schätzen, als man vermuthet hatte; sie wiesen den wohlgemeinten Antrag einfach zurück. In Folge dessen ward natürlich zur Gewalt

schritten, und die Domkirche, wie schon erwähnt, gänzlich geschlossen. Es ist daher der 5. Juni 1529 höchst wahrscheinlich derjenige Tag gewesen, an welchem — für lange Zeit — die letzte Messe in Hamburg gelesen wurde.

XXX.

Blicke auf das revolutionirte Italien.

Nach englischen Berichten.

Zweiter Artikel.

„Uno, due e tre
Ed il Papa non è Re“

war schon längst, ehe Pius IX. zur Flucht nach Gaeta genöthigt wurde, die Devise der Republikaner und des in Rom aus allen Theilen des Kirchenstaates und andern Ländern zusammengeströmten Pöbels gewesen. Niemand hat wohl mehr den schnellen Wechsel der Volksgunst erfahren müssen, als gerade der gegenwärtige Stellvertreter jenes allein Unschuldigen, dem heute das Volk Palmen streute und Hosanna in excelsis zujauchzte, und wenige Tage darauf an's Kreuz forderte. Pius IX., der angebetete Liebling des Volkes, der sich nicht blicken lassen konnte, ohne daß ihm das Evviva Pio Nono entgegengetönt wäre, war nach und nach dem Volke gleichgültig geworden; kaum grüßte ihn Jemand, wenn er durch die Straßen Rom's fuhr, und zuletzt durfte er, auch ehe er Gefangener war, es nicht wagen, das Quirinal zu verlassen.

Es ist auffallend, daß selbst die wegen ihrer Loyalität bekannten Trasteveriner nicht einmal eine Demonstration zu

Gunsten ihres Fürsten gewagt haben, um so mehr, da Jedermann weiß, daß Einer von ihnen es mit Dreien von dießseits der Tiber aufnimmt. Allein diese Erscheinung erklärt sich leicht; die Revolution hatte durch ihre Zuzüge schon dafür gesorgt, daß von dießseits her zehn bis zwölf auf einen Trasteveriner kamen, während man auch bei der Austheilung der Waffen den jenseits belegenen Theil der Stadt sehr schlecht bedacht hatte. Zudem war es leider gelungen, unter den Trasteverinern selbst Zwietracht auszusäen, indem man einige Capi populari für die Revolution gewonnen hatte. So konnte es auch geschehen, daß selbst in Trastevere Schaaren von Freiwilligen aus den Provinzen ihr Quartier aufschlagen durften. Eine Abtheilung derselben hatte in einem Schulgebäude sich niedergelassen, welches früher unter der Obsorge der Jesuiten gestanden war, und gab den ruhigen Bewohnern der Nachbarschaft durch den fürchterlichen Lärmen, den sie machte, Gelegenheit genug über die Aenderung der Dinge nachzudenken. Mac Farlane hat in seinem Buche ebenfalls ein Zeugniß niedergelegt, in welchem sich die Gesinnung des bessern Theils des Volkes in Betreff der Jesuiten ausspricht. „Man mag sagen von den Jesuiten, was man will", vernahm er hier, „sie waren die Freunde der Armen, sie waren die besten Freunde, die wir jemals hatten. Wer nahm unsere Kinder von der Straße auf, wer kleidete und erzog sie? Wer gab uns stets den besten Rath, wenn wir in Besorgnissen waren? Wer besuchte die Kranken und gab ihnen Arzneien, wenn die Hospitäler angefüllt waren und wir Nichts erhalten konnten? Als die Cholera hier war, und unsere Priester und Mönche von Rom davonliefen, oder sich selbst vor Furcht in ihren Wohnungen absperrten, wer blieb auf seinem Posten? wer kam zu uns und stand an dem Bette der Kranken, tröstete die Sterbenden und betete für die Verstorbenen? die Jesuiten — e sieno benedetti, da per tutto dove si trovano." Es versteht sich von selbst, daß es eine Uebertreibung ist, wenn allen andern Priestern und Klostergeistlichen eine so grobe Vernachlässigung ihrer Pflichten, deren Manche

sich schuldig gemacht haben mögen, vorgeworfen werden; wer aber Rom nur einigermaßen kennt, weiß es, daß die Jesuiten die wahren Wohlthäter des römischen Volkes waren, und nichts weniger, als die Behandlung verdient haben, die ihnen zu Theil geworden ist. Denn sie und alle ihre Gebäude wurden dem souverainen Pöbel Preis gegeben, und so weihte denn auch die Horde der sogenannten ersten römischen Legion (— nie gab es eine zweite —) das Collegio Romano, den Sitz gründlicher Wissenschaft, mit Bacchanalien zu ihrem Hauptquartier ein.

Daß unter dem immer mehr zunehmenden Revolutionsspektakel Rom zwar allerdings eine in hohem Grade belebte Stadt wurde, ist der äußern Erscheinung nach richtig, aber innerlich nagte der Wurm der Zerstörung an dem ganzen sozialen Leben. Dem konnte begreiflicher Weise die Komödie eines Parlaments keinen Einhalt thun, denn dieses befand sich gar bald unter dem Einflusse der Pöbelhaufen, die bei verschiedenen Veranlassungen in die Sitzungen der Deputirtenkammer eindrangen, hier ihre Führer als Redner auftreten ließen, und allen denen, die sich nicht unbedingt dem souverainen Volke unterwerfen wollten, als Verräthern, mit dem Tode drohten. Man wird daher die Aeußerung eines angesehenen Römers sehr natürlich finden, wenn er sagte: „Lieber wollte ich in einer Menagerie, in welcher alle wilde Bestien losgelassen sind, mich aufhalten, als Mitglied der Deputirtenkammer seyn.“ Alle diese Dinge mußten jedem ordnungsliebenden Manne herzlich zuwider werden, und man wird es dem allen Fremden in Rom wohlbekannten Mosaikhändler auf der Via Condotti nicht verübeln, wenn er im Verdrusse über die „Menschenrechte“, welche ihn um Hab und Gut zu bringen drohten, ausrief: „Non mi rompete più la testa co'i vostri dritti dell'Uomo! Che dritti! Che fritti!“ Ein gleiches Miserere, wie dieser Mosaikhändler stimmte aber die ganze Schaar von Kaufleuten und Krämern, von Hauseigenthümern und Gastwirthen und tausend Andern

an, die in den früheren Zuständen ihre Wohlfahrt, in den gegenwärtigen ihren Ruin gefunden hatten.

Nur einige Klassen von Gewerbsleuten fanden bei der neuen Gestaltung der Dinge ihre Rechnung, insbesondere die Fabrikanten von Kappen, die wesentlich der Ausdruck der Gesinnungstüchtigkeit wurden, und mehr noch als alle Andern diejenigen Buchhändler, welche sich dazu hergaben, das ansteckende Gift, welches die revolutionäre, sittenlose Presse Frankreichs und die ihr nachäffende Italiens ausspie, zu verbreiten. Dieß waren die Segnungen der Preßfreiheit für Italien, und es ist unbegreiflich, wie der katholische Lord Beaumont (in seinem Buche: Austria and Central Italy) sich selbst so täuschen konnte, von der Preßfreiheit sich Heil für Italien zu versprechen. Er hoffte freilich, daß auf diesem Wege die Werke von Hume, Gibbon und der Lady Morgan sehr viel Gutes auf der Halbinsel wirken würden, und hat an die französische „Bordellliteratur" nicht gedacht; aber welcher Katholik kann auch nur von Hume's Verdrehung der englischen Geschichte eine wahre Aufklärung sich erwarten. Ueberhaupt scheint der edle Lord, der sich obenein sehr von seiner Abneigung gegen Oesterreich leiten läßt, in Betreff Italiens von ganz utopischen Vorstellungen befangen zu seyn, und hat die Dinge alle nur im rosenfarbensten Lichte gesehen; nach ihm schwebte der Papst in keiner Gefahr, und hätte gar nicht nöthig gehabt, zu fliehen. Des Papstes Premier-Minister war in der Kammer ermordet worden, seine Truppen hatten ihn verlassen, sein Palast war von Artillerie umringt, die Thore desselben verbrannt, sein Secretair an seiner Seite getödtet, er aber nachzugeben genöthigt, und die Barrikadenhelden zu empfangen; seine Macht war so gebrochen, daß er, indem er ruhig eine der Kugeln aufnahm, welche auf dem Boden lagen, nur noch mit dem Worte: „Bewahret die Liebe des römischen Volkes gegen Unsere geheiligte Person", gegen alles Dieses Protest einlegen konnte. Und das nennt Lord Beaumont keine Gefahr, und verspricht sich von solchen Zuständen

eine glückliche Zukunft für Italien, wenn nur alle bedeutenden Städte der Halbinsel, Rom mit eingeschlossen, republikanische Verfassungen, wie im Mittelalter, erhalten würden; jede dieser Städte sollte nach diesem Projecte ihre Kammer, Präsidenten, Minister und einen Vollziehungsausschuß haben, über ganz Italien aber der Großherzog von Toskana als Statthalter mit verantwortlichen Ministern und einem „Vorort" gesetzt werden, der abwechselnd zu Bologna, Florenz und Rom seine Sitzungen zu halten hätte.

Kann man sich wohl etwas Abgeschmackteres denken? Mit Recht hält das Quaterly Review dem edlen Lord entgegen: was er wohl dazu sagen würde, wenn irgend ein durch England reisender Florentiner von den Parteikämpfen, wie sie daselbst statt finden, die Veranlassung hernähme, den Engländern vorzuschlagen, sie möchten zu der alten Landestheilung aus der Zeit der Heptarchie zurückkehren, ein Witenagemote, das abwechselnd zu Ipswich, Colchester und London seine Sitzungen zu halten, einführen, und den Herzog von Cambridge zum erblichen Sprecher dieses Hauses erwählen. Aber das Auffallendste an jenen Vorschlägen ist das, daß der katholische Lord so ohne Weiteres mit der weltlichen Herrschaft des Papstes fertig, und in der That von einem protestantischen Recensenten auf eine beschämende Weise zurückgewiesen wird. Bei solchen Ansichten ist es freilich sehr wohl zu verstehen, wenn Jener sich mit allen Maßregeln der päpstlichen Regierung, auch mit denen in der Zeit, wo der Papst gar nicht mehr freie Hand hatte, völlig einverstanden erklärt.

Es wird hier an der Stelle seyn, einen Rückblick auf den Gang dieser verschiedenen Regierungsmaßregeln zu werfen.

Der Cardinal Mastai Ferretti wurde nach dem kürzesten Conclave, welches seit der Zeit Gregor's XIII. (1572) gehalten worden, am 16. Juni 1846 zum Papste erwählt. Einer seiner ersten Acte athmete Liebe und Milde, es war die allgemeine Amnestie der politischen Verbrecher mit Ausschluß von

siebenzig, die sich daneben noch andere Delikte hatten zu Schulden kommen lassen. Es ist bekannt, welch allgemeine Freude diese Maßregel des Papstes in ganz Italien erregte; allein gar bald wurde die Güte des heiligen Vaters gemißbraucht, und die rastlosen Wühler glaubten, es sei für sie die günstige Gelegenheit gekommen, den von ihnen beabsichtigten Umsturz aller socialen Ordnung so vorzubereiten, daß es, so bald das Werk reif sei, nur noch eines kleinen Anstoßes bedürfe, um alle Throne Italiens, als der Freiheit nachtheilig, über den Haufen zu werfen. Es begann die Zeit der politischen Demonstrationen, Processionen, Fahnen, Inschriften, Bänder, Cocarden; dazu kamen Verdächtigungen einzelner Personen, als der Freiheit des Volkes ungünstig, insbesondere auch der Schweizertruppen; der österreichische und russische Consul zu Ancona wurden persönlich auf der Straße insultirt. Am wenigsten aber lohnten die Amnestirten dem Papste die ihnen erwiesene Wohlthat; sie kehrten aus ihrem Exil bloß zu dem Zwecke zurück, um thätig an dem Umsturze mitzuarbeiten. Als die Gefahr immer drohender wurde, und der Papst unstreitig daran dachte, sich nach einer wirksamen Hülfe bei dem natürlichen Beschützer Italiens umzusehen, glaubte man von der andern Seite her — und dieß waren auch die Ansichten des stets mit Lord Palmerston direkt correspondirenden englischen Consuls Freeborn in Rom — durch ein übliches Manöver zuvorkommen zu müssen: durch die Errichtung der Nationalgarde nämlich, was dort eben so viel hieß, als Bewaffnung Derer, denen man, wenn sie Waffen gehabt hätten, sie hätte nehmen sollen. Cardinal Gizzi vermochte keinen Widerstand zu leisten; als man aber die Nationalgarde auch in den Provinzen organisiren wollte und er dieß nicht zu hindern vermochte, dankte er ab.

Von diesem Augenblicke an war der Revolution kein Widerstand mehr entgegenzusetzen; um das Unglück vollständig zu machen, kamen noch die bekannten Vorfälle von Ferrara hinzu. Die englischen Agenten lobten die „Mäßigkeit“ des Cardinal Ciacchi und das „weise und politische“ Benehmen der Populace von

Ferrara, und der arme Papst wurde genöthigt, die Schritte des Delegaten zu genehmigen und — worauf es die Revolution abgesehen hatte — in eine feindliche Stellung zu Oesterreich zu treten.

Daß mit diesen Gange der Dinge bei allen denen eine große Unzufriedenheit herrschte, welche nicht von dem Taumel der Revolution ergriffen waren, versteht sich von selbst. Allein trotz dem, daß diese Personen sich völlig ruhig verhielten, war es schon ein Verbrechen, daß sie nur solche Gedanken hegten. Es ergeht allen solchen Personen gewöhnlich so, wie dem trotz allen Vorwürfen schweigsamen Manne, dem der Berliner Polizei-Commissär zurief: „Er raisonnirt inwendig!“ So wurde auch von den Wühlern, denen die blosse Meinungsverschiedenheit ein Verbrechen war, das Gerücht ausgesprengt, es sey in Rom eine Verschwörung der Reactionäre angezettelt worden. Ob auch nur ein Mensch in Wahrheit daran geglaubt hat, steht sehr dahin, indeß die Lüge erreichte ihren Zweck: eine Menge friedlicher Leute, deren Namen man in öffentlichen Anschlägen dem Pöbel mitgetheilt hatte, sahen sich genöthigt, zur Sicherung ihres Lebens die Stadt zu verlassen.

In Rom selbst sollte bald alle Gewalt in die Hände des Pöbels kommen, dessen Leitung damals noch jener Angelo Brunetti, mehr unter dem Namen Ciceruvacchio bekannt, in den Händen hatte. Dieser Mann, bereits vorgerückt an Jahren, seinem Gewerbe nach ein sogenannter Mercante di campagna, Groß- und zugleich Kleinhändler mit Korn, Erbsen und Heu, hatte sich dadurch, so wie durch Geschäfte mit Bauholz ein ansehnliches Vermögen erworben. Ob er am Anfang schon als Mitglied einer politischen Sekte aufgenommen war oder nicht, ist unbekannt, so viel aber ist gewiß, daß er bald ein vielversprechender Adept und endlich ein thätiger Leiter wurde. „Dick und roh in seiner äussern Erscheinung, in seinen Manieren und Sitten, und ohne alle Erziehung, konnte er mit seinem ungeschickten und rohen Benehmen auch seine eigenen Landsleute nicht täu-

schen, die gar bald seinen rastlosen Ehrgeiz und die unter einem Aeusseren, welches nicht gerade die Laster der Verfeinerung verkündigte, lauernde Treulosigkeit durchschauten. Dieser Mann erschien in seiner bäuerlichen Kleidung und mit aufgestreiften Hemdärmeln in der Versammlung des clericalischen und politischen Verschwörers und sogar an der Tafel des verschwenderischen Edelmannes. Seine unbeschränkte Herrschaft über den Pöbel verlieh ihm eine mächtige Stimme bei jeder Berathung und machte ihn zu einem geeigneten Bundesgenossen der Clubbs", an welche jetzt alle Regierungsgewalt übergegangen war. Diese Clubbs, der Circolo Romano — ehedem eine literarische Gesellschaft — und der noch mehr democratische Circolo Populare nöthigten den Papst, ein Ministerium nach dem andern zu entlassen und schrieben ihm selbst die Mitglieder desselben vor. Auf Gizzi war Ferretti, auf diesen Antonelli gefolgt; ihm hatten die Clubbs die Collegen beigestellt. Unter diesen befand sich namentlich der Prinz von Teano, der so sehr er auch im Uebrigen die für einen Minister erforderlichen Eigenschaften vereinigt haben mag, sich doch selbst sehr bald, nachdem er sich überzeugt hatte, daß unter der Clubbherrschaft keine Regierung möglich sey, in der Lage sah, das Portefeuille wiederum niederzulegen. Seit dieser Zeit wurde eine Concession nach der andern dem Papste abgedrungen und die Herrschaft über Rom stieg in immer tiefere Sphären der Gesellschaft hinab. Es bedarf keiner Erwähnung, daß unter solchen Verhältnissen an eine Verbesserung derjenigen wirklichen Mißstände, an welchen die frühere Verwaltung gelitten haben mochte, in keinerlei Weise die Rede war. Dieß war aber vom Anfange an nicht das Ziel der Bewegung gewesen, sondern die Revolution war der Zweck und das Mittel, welches in Italien mit größerm Erfolg als anderwärts seine Anwendung finden konnte. Denn, die Bemerkung ist gewiß nicht unrichtig: „die Italiener haben weniger als irgend ein anders Volk eine abstracte Liebe zur Gerechtigkeit und selbst die Abneigung gegen die Oesterreicher entsprang weit mehr aus deren Ordnung,

Methode und strenger Unpartheilichkeit als aus irgend einem Mangel ihrer Regierung."

Zu der Kriegserklärung gegen die Oesterreicher war der Papst nicht mehr zu bringen gewesen; man gab dem Volke zu verstehen, die Ursachen davon seyen die Einflüsterungen der Cardinäle, insbesondere Antonelli's, der, ein Mann von vieler Mäßigung und Geschicklichkeit, noch immer an der Spitze des Cabinets ausgeharrt hatte, obgleich man ihm die gefährlichsten Collegen aufgedrungen hatte. Auf den Prinzen von Teano war der unter Gregor XVI. zum Tode verurtheilte und dann mit Gefängniß begnadigte, von Pius IX. amnestirte Galletti getreten, der seinem Herrn für die erwiesene Wohlthat damit dankte, daß er der erste war, welcher nachmals in der Constituante den Antrag auf dessen Absetzung stellte. Jetzt kam es vor Allem darauf an, Antonelli zu stürzen. Ciceruvacchio instruirte den Pöbel, den Papst, wenn er sich sehen lasse, völlig zu ignoriren „damit er lerne, daß er von dem Volke allein abhänge." Hierauf wurde eine große Versammlung des Circolo Populare in dem Cafè delle belle Arti angesetzt, wo jener Volksführer, nachdem mancherlei andere verschiedene zu ergreifende Maßregeln vorgeschlagen worden waren, geradezu sagte: „das sind Alles Worte, aber was nützen sie, während wir von Priestern und alten Weibern geknechtet werden? Ich bin dafür, daß dieser Flecken in ein wenig Blut ausgewaschen werde. Man stelle die Cardinäle vor das Tribunal des Volkes und sie mögen die Strafe derer erleiden, die ihr Vaterland verrathen." Unter einem donnernden Beifallsrufe setzte er sich nieder, worauf ein anderes Mitglied aufstand und sprach: „Ich billige ganz den Antrag des ehrenwerthen Bürgers, aber derselbe hat seine Schwierigkeit in der Ausführung; das Volk ist in politischer Liberalität kaum hinlänglich vorgeschritten, um ihn zu billigen. Ich schlage als eine vorbereitende Maßregel vor, daß die Cardinäle von dieser Versammlung angeklagt und auf ihren Zimmern gefangen gehalten und bewacht werden sollen." Einstimmig wurde dieser Vorschlag angenommen und alsbald jedem Cardinale

eine Wache von Nationalgardisten gegeben; mehreren gelang es zu entkommen. Ciceruvacchio aber trat ans Fenster, und redete den auf dem Corso versammelten Volkshaufen an: „Wollt Ihr Antonelli zu Eurem Minister? Verblüfft gab der Pöbel keine Antwort. „Ich sage, seyd Ihr Willens, daß irgend ein Priester, roth oder schwarz, die Macht behalten solle, Euch zu verrathen?" Einige Römer riefen: „Nein, Nein!" Wen also wollt Ihr? Man rief: „Mammiani!" und die Namen einiger noch unbedeutenderer Personen; das neue Ministerium war somit formirt und wurde alsbald vom Papste bestätigt.

Aber auch dieses Ministerium war von keiner langen Dauer, bald trat ein noch radicaleres an seine Stelle. Die immer größer werdende Anarchie öffnete endlich doch selbst entschiedenen Fortschrittsmännern die Augen und man fing an, sich über die drohenden Gefahren klar zu werden. Dieß gab die Veranlassung zu der Erhebung Rossi's an die Spitze der Verwaltung. Auf ihn setzten alle ordnungsliebenden Leute ihre Hoffnung. Allein man täuschte sich, wenn nicht in seiner Person, so doch in der Möglichkeit die Ordnung wiederherzustellen; es fehlte an den Mitteln. Zwar waren viele unruhige Köpfe auf den „Kreuzzug gegen die Barbaren" ausgezogen, allein auch die Schweizerregimenter hatten mit marschiren müssen, und so sah auch Rossi sich ausser Stande zu helfen. Dessen ungeachtet glaubten die Demokraten, sich seiner entledigen zu müssen und schon bald nach seiner Ernennung zum Minister war sein Tod in den Clubbs beschlossen worden. Am 6. Nov. zog in einem Kaffehaus zu Bologna ein Mann die Uhr aus der Tasche und sprach: Jetzt ist Rossi ermordet!" Und so war's. Drei Banditen, deren Namen in Rom allgemein bekannt sind, hatten ihm aufgelauert. Einer von ihnen wurde von dem Pöbel auf den Schultern herumgetragen, das blutige Messer voran, während die Speranza d'Italia patriotische Lieder sang.

Nachdem der Revolution dieses Opfer gefallen, lechzte sie nach dem Blute des Papstes; das Quirinal wurde belagert,

beschossen, des Papstes Secretär an seiner Seite getödtet, und sicher hätte er selbst sein Leben durch eine meuchlerische Kugel oder vielleicht gar durch einen Act der Justiz des souverainen Volkes eingebüßt, wenn es ihm nicht durch die Beihilfe des bayerischen und französischen Gesandten, gelungen wäre zu entfliehen. Diese Flucht des Papstes gehört zu den interessanten Episoden des italienischen Revolutionsdrama's. Durch den Besuch des französischen Gesandten beim Papste wurde dieser in den Stand gesetzt, unbemerkt und in Verkleidung die einzige unbewachte Pforte des Quirinals zu gewinnen; aber seit zwanzig Jahren war sie verschlossen gewesen, und beinahe eine halbe Stunde brachte man vergeblich damit zu, sie zu öffnen. Unterdessen wartete, die Minuten zählend, Graf Spaur mit einem kleinen Wagen am Colosseum. Endlich kam der Papst, man erreichte Albano, fuhr um die Stadt herum und erwartete jenseits derselben die Gräfin, welche sich zuvor schon dorthin begeben hatte, mit ihrem Wagen. Als sie kam erblickte sie den Papst und ihren Gemahl in der Umgebung von acht Gensdarmen und Alles schien verrathen. Indessen die Gensdarmen hatten keine Ahnung davon, mit wem sie sprachen; sie hatten Auskunft über den Weg nach Velletri gegeben, den man nunmehr antrat. Glücklich wurde die neapolitanische Gränze erreicht und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der den Wagen auf der ersten Poststation umgebenden Menge Einer den Papst erkannte, indem er gar oft mit dem Finger auf ihn wies: Questo, Questo! Vor Molo di Gaeta begegnete man dem Cardinal Antonelli, der mit dem Grafen Spaur den Paß tauschte und während dieser schnell seine Reise nach Neapel fortsetzte, fast die Veranlassung geworden wäre, daß die Polizei zu Molo sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt hätte. Der Polizeipräsident selbst war nämlich ein Schweizer und mußte zu seiner größten Verwunderung wahrnehmen, daß der vermeintliche Graf Spaur kein einziges Wörtchen deutsch sprach. Es ist bekannt, mit welcher Freude König Ferdinand erfüllt wurde, den Papst in seinem Staate in Sicherheit zu wissen und in welcher Eile

er nach Molo di Gaeta sich begab, um dort den heiligen Vater zu begrüßen. —

Unterdessen hatte sich in Rom ein im Namen der Deputirtenkammer unter der Leitung von Sterbini, Mammiani, Sturbinetti und Galletti, als Ministern, ein Regiment etablirt, welches nur den Zusammentritt der Constituante erwartete, um die Republik zu proklamiren. Diese Periode der Geschichte Roms von der Flucht des Papstes bis zur Einahme der ewigen Stadt durch den modernen Brennus wird den Inhalt des nächsten Artikels bilden.

XXXI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 16. Februar 1850.

Der jüngste Abschnitt aus der constitutionellen Geschichte Preußens, welcher mit dem 7. Januar beginnt und mit dem 6. Februar endet, ist eine der lehrreichsten und merkwürdigsten Episoden im Entwickelungsprozesse des modernen Repräsentativsystems überhaupt, und des „preußisch constitutionellen Lebens" insbesondere. Am 5. Dezember 1848 hatte bekanntlich die Krone, bald nachdem sie mit Heeresgewalt den Aufruhr erschreckt und gebändigt hatte, dem Lande Preußen eine nach dem Modell der belgischen Verfassung gegossene Charte verliehen, und diese der constituirenden (wie es dießmal hieß: revidirenden) Versammlung in Berlin vorgelegt, welche nach vielfachen Debatten ihr Werk in der Weise vollendete, daß es dabei im Wesentlichen sein unverändertes Bewenden behielt. Nach dem gewöhnlichen constitutionellen Geschäftsgange hätte nun der König

den herkömmlichen constitutionellen Eidschwur leisten müßen, und die Charte wäre dann, insoweit davon bei modernen Constitutionsurkunden überhaupt die Rede sein kann, auf so lange in's Leben getreten, bis die Natur der Dinge, oder eine neue Revolution, sie wieder von der Bühne verdrängt hätte. In Preußen jedoch traten diesem gewöhnlichen Weltlaufe einige provisorische Hindernisse in den Weg. Seit den ersten Tagen des Jahres begann ein dunkles Gerücht in immer deutlichern Umrissen Gestalt zu gewinnen: der König habe Gewissensbedenklichkeiten. Nachdem er so oft und in so feierlichen Betheuerungen dem modernen Constitutionalismus abgesagt, nachdem er noch auf dem vereinigten Landtage erklärt hatte, wie er nun und nimmer zugeben könne, daß sich ein Papier zwischen ihn und Gott dränge, wolle er jetzt seiner Seelen Seligkeit nicht an die vielleicht unmögliche, und jedenfalls noch nicht versuchte Beobachtung einer Urkunde binden, von der die Kreuzzeitung — (mit welchem Rechte ist uns unbekannt, aber in der Charte vom 5. Dez. lag nichts, was dieser Behauptung widersprochen hätte!) — wovon, sagen wir, die Kreuzzeitung beharrlich die Versicherung wiederholte: sie sei ein Elaborat des bekannten Demokratenhäuptlings Waldeck, desselben, der vor Kurzem noch, nach erfolgter Freisprechung, gezogen von dem Auswurfe der revolutionären Hauptstadt, seinen Triumphzug durch die Straßen Berlins gehalten hatte. Vorbereitet durch solche Erwartungen erfolgte am 7. Januar eine „königliche Botschaft" an die Kammern, in welcher fünfzehn Abänderungen und Ergänzungen der, von der Krone selbst octroyirten, von beiden Kammern nach den Dimensionen der Länge, Breite und Tiefe bereits hinlänglich durchdebattirten Verfassungsurkunde den Volksvertretern zur nochmaligen Discussion vorgelegt wurden. Das Wesentlichste derselben war ein ziemlich matter und schwacher Versuch: außer den bestehenden, die Errichtung neuer Familienfideicommisse zu retten; ein Entwurf: der Ministerverantwortlichkeit des Repräsentativsystems durch die

neue Lesart: „die Minister sind dem Könige und dem Lande verantwortlich *)," unvermerkt einen neuen Sinn unterzuschieben; ferner ein Anlauf zur Gründung einer preußischen Pairie, und endlich der Antrag: daß der Gesetzgebung gestattet sein solle einen besondern, für Hochverrath und andere Verbrechen gegen die innere und äußere Sicherheit des Staates zuständigen Gerichtshof zu schaffen. Daß die Minister mit der Annahme oder Nichtannahme dieser Vorschläge, welche die Königlichgesinnten als Ultimatum der Krone geltend zu machen sich die Mühe gaben, stehen und fallen würden, dieß wurde laut genug zu wiederholten Malen ausgesprochen.

Wir unsererseits haben den Jubel und die Freude der Kreuzzeitung über den eben bezeichneten Schritt, so wie die Erwartungen nicht begreifen können, welche dieses sonst so intelligente Organ an die königlichen Anträge knüpfte, selbst wenn deren unbedingte Annahme zu erwarten gewesen wäre. Dagegen haben wir unsere volle und herzliche Zustimmung einer Veröffentlichung nicht versagen können, in welcher Herr V. A. Huber in dem Theile der Kreuzzeitung, für welchen die Redaction sich nicht verantwortlich erklärt, mithin wie es scheint im Widerspruche mit seiner Partei, seine Ansicht über die Bedeutung der oben erwähnten Propositionen ohne den mindesten Rückhalt aussprach.

„Es liegt, heißt es dort, den Ständen ein königliches Ultimatum in der Verfassungsfrage vor — denn auch nur die Möglichkeit, daß davon wieder etwas abgehandelt, abgeschwindelt und abgetrotzt werden könnte, wollen wir nicht denken — so wenig wir je zu den Verehrern der gegenwärtigen Räthe des Königs ge-

*) Augenscheinlich bietet diese Fassung einen Doppelsinn. Sollten sowohl die Krone als die Kammern, jedes für seinen Theil, eine Ministeranklage erheben können? oder: sollte die Nothwendigkeit begründet werden, daß die Anklage nur aus dem Einverständnisse der Krone und der beiden Kammern hervorgehen dürfe?

hört haben. Wohlan — wenn nun die Stände diese Propositionen annehmen — was dann? Dann haben wir eine Verfassung, welche trotz aller Zusätze und Emendationen im Wesentlichen alle Gebrechen, alle Widersprüche, alle Unmöglichkeiten, alle Unwahrheiten, alle Confusionen, alle unfruchtbaren Reibungen und Spannungen, alle falschen Wehen des französischen Restaurations-Constitutionalismus verbürgt — und damit das unabweisliche Bedürfniß der constitutionellen Corruptionsschmiere, um die Maschine im Gang zu erhalten — so lange es dann geht! Oder meint man z. B. mit einer solchen Pairskammer wäre mehr beschafft und gewahrt, als mit jener der französischen charte non vérité oder vérité? Nicht als wenn es an den materiellen und socialen Elementen zu einer wirklichen Aristokratie fehlte! — Aber was helfen die ohne den wahrhaft aristokratischen Sinn und Geist, ohne das Bewußtsein der Aufgabe, der Pflichten, welche unsere Zeit einer wahren, lebendigen, lebensfähigen Aristokratie auf dem weiten Felde der socialen Fragen anweist? Vergebens aber suchen wir nach den Männern dieses Bewußtseins unter den in vieler Hinsicht ohne Zweifel sehr ehrenwerthen, wohlmeinenden und begabten Notabilitäten des hohen Land- und Hof-Adels, des hohen Staatsdienstes, der hohen Wissenschaft, des grossen Besitzes, die sich bei diesen Schöpfungsarbeiten legislativ betheiligen, oder die man dabei im Auge haben mag."

„Aber ist damit Alles gesagt? Würde das von so vielen ebenso wohlgesinnten als gedankenlosen Patrioten heiß erwünschte Ziel einer Annahme jenes Ultimatums wirklich Preußen nur den Fluch und Schaden einer solchen Verfassung bringen? Gewiß nicht; sondern die bei weitem verderblichste Bedeutung der Sache würde in dem an die Annahme geknüpften Eid auf diese Verfassung liegen. Sie würde darin liegen, daß wir nicht bloß ein die wichtigsten Punkte des Staatslebens in bedenklichster, gefährlichster, verkehrtester Weise feststehendes Gesetz erhalten würden, dem wir zu gehorchen haben würden, wie jedem andern guten oder schlechten einzelnen Gesetze — mit aller Freiheit durch gesetzliche Mittel seine Zurücknahme oder Verbesserung zu betreiben, mit allem bona fide Vorbehalt des ultra posse nemo obligatur; sondern die Beamten, und vor Allem unser theurer König

selbst, würden mit ihrer Seelen Seligkeit an dieses specielle Gesetz und seinen todten Buchstaben, mit Ausschluß aller andern bestehenden Rechte und Rechtsgrundlagen gebunden seyn. Der König schwört aber hier nicht bloß in seinem und seines hohen Hauses, sondern auch in seines Volkes Namen den Eid der Treue, des Gehorsams an und gegen die Revolution — er schwört mit seiner Seelen Seligkeit dafür einzustehen, daß die todtgeborne Frucht der Revolution leben und gedeihen, daß die dürre Stange des constitutionellen Freiheitsbaumes Wurzeln schlagen und gedeihen solle! Es gehört zwar — wir wissen es — wenig Scharfsinn und Gewandtheit dazu, um diese entsetzliche, ruchlose, König und Volk in seinem innersten Seelen- und Gemüthsleben, seiner gegenseitigen freien Treue zerrüttende Bedeutung seines Eides für den bloßen dürren Verstand wegzudeuten, zu verhüllen. Man kann z. B. sagen: der Eid hat für Jeden nur die Kraft und Bedeutung, die er ihm zugesteht, und es kann sich Jeder in diesem Sinne ausdrücklich oder stillschweigend verwahren; man kann sagen . . . . . . aber was man auch sagen mag: wo noch im Volke und bei Einzelnen ein lebendiger Kern der christlichen Treue gegen Gott und gegen den König, ein Rest von Bewußtseyn der Heiligkeit des Eides ist, da wird sich gegen alle diese wohl- oder übel gemeinten Beruhigungen eine ernste Stimme erheben, die laut und deutlich sagt: „„es ist doch nicht so, — es ist doch die Revolution, der wir und der König hier den Huldigungseid schwören sollen! Es ist nicht so, wie ihr es versteht oder glauben machen wollt, eben weil die Revolution, die allein den Eid fordert, ihn anders — ihn gerade so fordert und versteht, wie wir ihn verabscheuen.""

„Wie die Revolution aber die Eide versteht und hält, die sie zu schwören vollkommen und immer bereit ist, das hat das Jahr 1848 auch dem Stumpfsinnigsten gezeigt; wie sie den Eid versteht, und warum sie so großen Werth auf den Eid legt, den sie von dem Könige und seinen Dienern fordert — das ergibt sich handgreiflich genug aus dem Geständniß, welches die sechs Wortführer des „„ächten Constitutionalismus"" jetzt nicht mehr zurückhalten, und womit sie nur bestätigen, was wir seit Jahren bezeugt: das Volk verabscheut (von links oder rechts,

gleichviel!) entweder diesen Constitutionalismus, oder es frägt Nichts darnach; er hat keine Wurzel, keine Stütze im Volk. — Der König ist die einzige wirkliche Macht, von der die Verwirklichung dieser Phrasen und Doctrinen ausgehen kann, und eben deßhalb soll der König ihn auf seine Seele nehmen; er soll sein Volk allmählig in dieses heillose Treiben hineinziehen und hineinzwingen!"

„Aber genug über diese nach allen Erfahrungen der neuen Zeit bei uns und anderwärts und bei der ganzen Lage der Dinge unerhörte Zumuthung eines wahrhaft monströsen Eides!"

„Kein Mensch jedenfalls wird im Ernst die Thatsache leugnen, daß das Volk, was Nichts von dieser Verfassung wissen will, noch viel weniger etwas von einem solchen Eide des Königs oder seiner Diener auf diese Verfassung wissen will."

„Und das Volk hat ein Recht an die Seele des Königs, welche im gewissen Sinne die Seele des Volks ist!"

„Ist dieser Eid nun die schlimmste Frucht, die von dem Annehmen der Stände zu erwarten — und Gott verzeihe es denen, auf deren Rath und Einfluß diese Bedingung gestellt, diese Möglichkeit eröffnet worden! — so wird eben die Entbindung von dieser Bedingung, die Vermeidung dieses Eides eine hoffentlich sichere Frucht des Ablehnens seyn."

„Denn darüber, daß der König dann auch nicht an diese Bedingung gebunden wäre, daß er dann den Eid nicht zu leisten brauchte — wollen wir kein Wort verlieren. Ja, wir sehen das einzige — wenn auch wahrscheinlich absichtlose wahre und unbewußte — politische Verdienst dieses Ultimatums darin, daß es die moderirte Revolution den Hörnern einer unerbittlichen Alternative gegenüberstellt. Entweder sie müssen sich durch Annehmen vollends um allen Credit bringen und an ihren eigenen Phrasen, worin sie sich verfitzt haben, ersticken; oder sie müssen den König der ihm aufgedrungenen Verbindlichkeit des Eides entheben."

„Wir glauben und hoffen, daß der „„ächte Constitutionalismus““ noch genug politischen Stolz, Ehre, Eitelkeit

(in feinem Sinne) und zu wenig politische Klugheit haben wird, um sich nicht für die zweite Alternative zu entscheiden!"

„Also Ablehnen! — Und dann? Nun dann wird im besten Fall der König und das Volk noch eine Frist ernsten Nachdenkens über die Frage gewinnen: wie weit der König überhaupt unter diesen Umständen an dieß Verfassungsgesetz — wie weit an das Recht und die Pflicht einer neuen Revision gebunden seyn kann? Woran sich dann begreiflich auch die Revision der deutschen Frage knüpfen würde."

„Im schlimmsten Fall aber und als geringern, aber doch noch immer unermeßlich großen Vortheil würde sich aus diesem Ablehnen — vorausgesetzt, daß die Räthe des Königs nicht völlig und unverbesserlich bethört und verblendet sind — ergeben: daß der König und das Volk diese Verfassung eben nur als ein schlechtes Gesetz über sich ergehen lassen müßten, wie so manche andere schlechte oder mittelmäßige Gesetze — so lange es denn besteht, so weit es ausführbar und bis ein besseres auf gesetzmäßigem Wege an dessen Stelle getreten ist. Wer den Unterschied zwischen einem solchen Gesetz und einer im Sinne der Revolution beschworenen Verfassung nicht begreift oder leugnet, mit dem haben wir kein Wort zu verlieren. Das Volk begreift oder fühlt ihn jedenfalls sehr gut — und die Revolution auch!"

Wir haben, — der geneigte Leser wird sich dessen wohl noch erinnern! — mit diesem Schriftsteller in vergangenen Tagen mehr als eine scharfe Lanze gebrochen. Wären wir von jener Unversöhnlichkeit durchsäuert, wie sie z. B. in Frankreich unter allen Parteien hergebracht ist, so würden wir wahrlich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ihm herbe Vorhaltungen zu machen. Wir würden vielleicht ihn und seine Partei anschuldigen: durch ein überschwängliches Preußenthum, welches seine Adepten taub gegen alle Warnungen Derer machte, die außerhalb des Zauberkreises ihrer Täuschungen standen, den Sinn des Königs umwölkt, ihm den Blick in die wirkliche Lage der Dinge verbaut, und so die Krisen vorbereitet und näher gerückt zu haben, die jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt

über Preußen hereingebrochen sind. Dergleichen „unliebsame" Vorhaltungen liegen uns jedoch heute wahrlich ferner, als je. Wir sind zufrieden, wenn Herr V. A. H. sich erinnert, daß wir ihm vor vielen Jahren schon ein bedenkliches Horoskop für Preußens Zukunft stellten, und wiederholen heute, nachdem unser Wort eingetroffen, was wir damals sagten: daß nicht, wie er wähnte, blinder Haß gegen Preußen es war, der uns inspirirte. Uebrigens zollen umgekehrt auch wir der, in dem oben mitgetheilten Artikel ausgesprochenen Gesinnung des Herrn V. A. H. gerne diejenige Achtung, welche rückhaltsloser Offenheit und entschiedenem Muthe von Gottes- und Rechtswegen zu allen Zeiten, doppelt aber in einem Augenblicke gebührt, wo feige Gesinnungslosigkeit, schmählicher Eigennutz und Selbstverläugnung aus Niedertracht nahezu die herrschende, politische Religion des Tages geworden sind. Daß wir eine recht kräftig hervortretende Ausnahme von dieser Regel auch an einem Manne zu ehren und anzuerkennen haben, der vor der Revolution in den Reihen unserer bittersten Gegner kämpfte, und heute vielleicht noch lange nicht auf unserer Seite steht, dieß zählen wir mit aufrichtiger Freude zu unsern Errungenschaften.

Kehren wir jedoch zu unserer oben unterbrochenen, neuesten Geschichte des Constitutionalismus zurück. Die königlichen Vorschläge wurden, wenn wir auf den thatsächlichen Erfolg sehen, — in mehreren wesentlichen Punkten nicht angenommen. Insbesondere schlug der Plan, die constitutionelle Ministerverantwortlichkeit umzudeuten, gründlich fehl. Die Errichtung eines besondern Staatsgerichtshofes blieb freilich der künftigen Gesetzgebung vorbehalten, — (es will uns bedünken, daß Krone und beide Kammern dazu nicht einmal der Erlaubniß der gegenwärtigen Constituante bedurft hätten!) — aber, wird hinzugefügt: es dürfe die neue Justizstelle auch nur ein Schwurgericht seyn, dessen unerträglichen Nachtheilen bei der Aburtheilung politischer Verbrecher die Krone ja eben durch

ihre Vorschläge hatte entgehen wollen. Das beschämendste Zeugniß aber: in welchem Maße diesem Geschlechte die einfachsten Begriffe von natürlicher Freiheit der Person und des Eigenthums abhanden gekommen seyn müssen, haben die Berliner Volksvertreter in beiden Kammern dadurch abgelegt: daß sie den despotischen Gesetzeszwang hartnäckig aufrecht erhielten, welcher schlechterdings keine Fideicommisse gestatten will; eine Entscheidung, welche, im Geiste der Revolution, die Gleichheit nicht als Gleichheit der Freiheit, sondern der einzwängenden Beschränkung und Knechtschaft faßt. Dumpfsinniger Haß und Neid gegen den Adel, und Befehdung des stetigen, untheilbaren Bodenreichthums, als Mutter jedes künftigen Adels, servile Nachäfferei der in der ersten französischen Revolution gegebenen Beispiele, und landübliche Gedankenlosigkeit haben wohl zu gleichen Theilen den weisen Spruch zu vertreten. Wie sich daneben die von Revolutions- und Volksgnaden bewilligte Pairie (ohne Fideicommisse) ausnehmen wird, die mit dem 7. August 1852 (gewissermaßen post festum!) in's Leben treten soll, darüber werden die Jahrbücher der künftigen parlamentarischen Geschichte Preußens Aufschluß geben *).

Je kühner die Hoffnungen gewesen waren, welche die Partei der Kreuzzeitung beim Erscheinen der königlichen Botschaft auf ein Sichermannen des Königthums in Preußen gesetzt hatte, desto tiefer war nach dieser Enttäuschung ihre Niedergeschlagenheit.

„Die Schuld dieses kläglichen Ausgangs des kühnen Zuges, sagt dieses Blatt, womit die Krone siegreich in's Feld rückte, wen trifft sie, oder vielmehr, wen trifft sie nicht? Von den streitenden Parteien schreiben zwei sich den Sieg zu: das Ministerium, indem es sich rühmt,

*) Eine königliche Botschaft vom 31. Januar, welche sich mit diesem Ausgange befriedigt erklärt, eröffnet dennoch die Aussicht auf Vorlage eines neuen Gesetzvorschlages in Betreff der Familienfideicommisse.

den Irrlehren der Charte noch vor Thores Schluß gesundere Principien entgegengesetzt zu haben, — die Alt-Constitutionellen, indem sie behaupten, daß ihr Widerspruch die Königliche Botschaft ihres Kerns beraubt und der übel berathenen Krone nur die Schaale gelassen hat. Beide Theile haben in dem, was sie sagen, nicht Unrecht, beide haben, wenn gleich verloren, doch auch gewonnen. Wer aber nicht gewonnen und nur verloren hat, das sind unsere Freunde."

„Das erste Mal, daß die Entscheidung einer großen Frage in die Hand dieser kleinen Minorität gelegt war — und dieses erste Mal hat die kleine Schaar nicht Stand gehalten. Obschon in vielen heißen Kämpfen besiegt, trug sie doch bisher die Wunden auf der Brust, und diesen Ruhm hat sie jetzt im entscheidenden Momente eingebüßt. Sie hat mitgewirkt zu dem furchtbaren Staatsgerichtshof, der durch Beschluß beider Kammern und der Krone, also wie jede andere Institution in Preußen, die nicht etwa schon auf den Grund des Art. 105 geschaffen wird, dermal einst in's Leben gerufen werden kann, mitgewirkt zu der mächtigen Pairie, die Thron und Vaterland gegen die Revolution schützen soll — nur nicht, während die Stürme der Revolution am lautesten brausen, — zu der Pairie, die ohne Fideicommisse das Messer ist ohne Scheide, dem die Klinge fehlt. Sie hat so sich herbeigelassen zu dem Mitpinseln von Grau in Grau, das als schwerer Nebel auf uns lastet und für den Moment noch die Scene der Schmach verhüllt, auf der alle Theile zu Falle gekommen sind. Die Crisis ist nicht gehoben, vielmehr der Krankheitsstoff nach Innen getrieben, am bedrohlichsten für die Glieder, welche die edelsten in unserm Organismus sind."

Nachdem der Feldzug der fünfzehn Propositionen verunglückt war, standen der Krone zwei Wege offen. Sie konnte, bei ihren Anträgen beharrend, die Verhandlungen einstweilen noch weiter und weiter fortzuspinnen suchen, um sie bei einer eclatanten Gelegenheit abzubrechen, oder gleich von vornherein die verstümmelte Annahme für gar keine Annahme erachten, und nun auch ihrerseits die Verfassung vom 5. Dec. zurückneh-

men, wodurch die Dinge in Preußen dem Wesen nach, wenn auch nicht auf den Zeitpunkt vor dem 18. März, so doch auf den 15. Nov. 1848 zurückgekehrt wären. Ohne Zweifel ist es die Rücksicht auf den Reichstag zu Erfurt und die immer noch nicht aufgegebene Hoffnung auf einen politischen Primat in Deutschland gewesen, welche keinen von beiden Wegen einzuschlagen gestattete. Der König erklärte sich durch eine neue Botschaft mit der Annahme (richtiger: Nichtannahme!) seiner Propositionen zufriedengestellt, und bereit: am 6. Februar den Eid auf die Charte zu leisten, welchen die Kreuzzeitung, von ihrem Standpunkte aus mit großem Rechte, noch am 3. Februar für Preußens Grabstein erklärte. „Wir sind gefallen", ruft sie aus, „zu Ehren Deutschlands, und wir werden bald beschwören, nicht wieder aufzustehen; — und vielleicht bleibt Preußen doch noch eine Monarchie!"

Auf dem, nicht indifferenten aber wahrhaft unparteiischen Standpunkte, den wir Preußen gegenüber uns zu allen Zeiten einzunehmen bemüht haben, sind wir, dem Acte gegenüber, der im weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin am 6ten Februar vor sich ging, in einer eigenthümlichen Verlegenheit. Wir können uns einer Menge von Zweifeln und Bedenken nicht erwehren, die sich weniger an den königlichen Eidschwur selbst, als an die Vorbehalte und Bedingungen desselben knüpfen. Und dennoch möchten wir, um alles in der Welt nicht einen Sinn in die Worte des Königs tragen, der, trotz aller Gründe, die für das Gegentheil sprechen, dennoch dem Geiste des Monarchen auch möglicherweise fremd seyn könnte! Versuchen wir daher einstweilen nur die Thatsachen festzustellen. Die Zukunft wird die Räthsel lösen, welche sich heute noch an deren Deutung knüpfen. Alles Nachfolgende kann und soll nur den Werth einer, diesem Zwecke dienenden Conjectur haben.

Fragen wir zunächst: wie ist der königliche Eid von den verschiedenen Parteien verstanden worden?

„Wer wird sich morgen freuen", ruft die Kreuzzeitung am

Vorabende der Eidesleistung, „und wo sind die Parteien, unter denen der Verfassungseid den Abschluß macht? Wer ist befriedigt, und wer hat die Absicht, die Verfassung, so wie sie vom Gegenpart gemeint ist, zu erfüllen? Finster grollend steht die Revolution im Hintergrund und wartet nur des rechten Augenblicks, die Kammern auf die Straße zu verlegen; ihr ist die Verfassung nichts, als feige Lüge, und der Verfassungseid nichts, als ein neuer Strick um den Arm der Obrigkeit und ein erprobtes Mittel, die Krone moralisch zu beflecken. Höhnisch lächelnd begrüßen die Constitutionellen den trüben Tag, sie wissen wohl, daß „„die Verfassung des Mißtrauens““ keinen wahren Frieden duldet, und freuen sich, daß der Verfassungseid nunmehr ihrer selbstsüchtigen „„Ueberzeugungstreue““ einen frommen Schimmer leihen wird. Sie haben, was sie wollten, den ersten gesetzlichen Niederschlag der zahmen Revolution, und bleiben auch im Einzelnen noch manche treue Wünsche, eine feine Interpretation wird weiter helfen. Und wir, wir trauern, wenn wir dem alten Preußen das Grabgeleite geben und auf sein Grab die Trauerweide der Verfassung pflanzen. Wir hören im Westen schon das dumpfe Brausen eines neuen Sturms, wir wissen, daß in unserer Verfassung auch nicht die kleinste der Fragen, welche die Menschen und die Zeit bewegen, ihre Lösung findet, und wir mögen uns nicht mit der Hoffnung täuschen, als könnten wir den Sand, worauf wir unser Haus gebaut, durch unsern Schwur zu einem Felsen machen. Was wir retten wollen ist nicht das Haus, auch nicht sein loses Fundament: es sind die Menschen, die darinnen wohnen, wenn sie sich wollen warnen lassen. Wir gehen mit der Geschichte Hand in Hand, nicht, daß wir die Geschichte machten, nein, daß wir glauben an Den, der zu Gerichte sitzt."

Aber am Tage **nach** dem großen constitutionellen Acte sagt dasselbe Blatt:

„Die Verfassung ist beschworen, und mit freudigem Danke bekennen wir, daß die Worte, mit denen unser Königlicher Herr das neue Gelöbniß Seinen Königlichen Pflichten beigesellt hat, wie frischer Morgenthau auf unsere Herzen gefallen sind. Es ist wahr, das Werk, das gestern feierlich bestätigt worden, es trägt

den Stempel einer trüben schweren Zeit, und niemals, niemals, niemals vermögen wir zu preisen, weder was wir selbst, noch was Andere dabei gethan. Allein wir danken, daß Gottes Gnade größer war, als unsere Schuld, wir ehren die Treue, auch wenn und wo der Rost des Zeitgeistes ihren reinen Glanz getrübt, und wir sind fröhlich in Hoffnung, so lange die dürren Fluren des Vaterlandes dem Strom „„des lauteren Lebenswassers““ nicht verschlossen sind. Und so geloben auch wir, so wahr uns Gott helfe, mit unserm Könige Seinem und unserm Herrn zu dienen, festzuhalten in guten und bösen Tagen an der alten heiligen Unterthanen-Treue, und nichts von der Verfassung abzuthun, als Preußens Sünden. Bis dahin, daß wir dieß erreicht, so wie es uns als Christen zusteht durch treues Bekenntniß und unsträfliches Thun, werden wir auch in dem Menschenwerk Gottes Ordnung nicht verachten, und natürlich sind wir fern davon, gegen ein Gesetz uns aufzulehnen, so lange es die Weihe Dessen trägt, dem wir von Alters her zum Gehorsam eidlich verpflichtet sind. Wir streiten nicht mit der Revolution gegen die Verfassung, sondern mit unserm Könige von Gottes Gnaden wider die Revolution, und wir haben keinen Wunsch und keinen Zweck, als einen guten Kampf zu kämpfen. Niemand aber, der seinen ersten Eid gebrochen, möge mit uns über den zweiten rechten, wir spielen nicht mit unsern Eiden und wären weniger bedenklich gewesen, wenn wir es weniger ernstlich meinten.“

Ueber diese Freude und Zufriedenheit verliert das Berliner junge Israel, — denn bekanntlich fließen die Correspondenzbächlein der Augsburger Allgemeinen Zeitung größtentheils wohl nur noch aus semitischen Quellen! — es verliert die maskirte Politik der demokratischen Linken, die sich auf jener Gemeinwiese zu ergehen pflegt, über diesen plötzlichen Wetterwechsel, der sich im Humor der neuen Preußischen und ihrer Gegner zugetragen, geradezu alle Haltung und Besinnung. „Woher diese Verstimmung, Erbitterung nach dem Act, der uns Friede geben sollte!“ — ruft einer jener Berliner Artikel in der Allgemeinen Zeitung vom 17. Februar: „Weil von einer Königsrede nur die böse Nachrede uns blieb! Weil man sie unablässig und unermüdlich nur

zum Schlimmen auslegt! Weil man nicht psychologisch den, der sie sprach, würdigen, weil man nur diplomatisch und chemisch sein Werk zersetzen will. Weil das Mißtrauen endemisch uns in's Blut gedrungen, und weil alle Parteien wetteifern, es auszubeuten." Dann folgt ein wuthschäumender Ausbruch gegen die Kreuzzeitung, der wir, fiele sie lebendig je in diese Hände, den collegialischen Rath geben möchten, sich mit christlicher Fassung in das Schicksal des Pater Thomas in Beyrut zu ergeben. „Traurig nur, daß sie durch ihre treubündlerischen Vereine einen so großen Anhang politisch Gesinnungsloser (!) mit sich zieht." — Aber auch an den Parteigenossen des Correspondenten wird gerügt, daß nicht sie wenigstens den königlichen Eid „als eine Bürgschaft gelten" lassen (oder gelten zu lassen sich stellen!). „Von den Demokraten fordere ich das nicht; aber die Constitutionellen sind in sich zerrissen, verstimmter als je!" Man scheine zu glauben: „die beschworne Verfassung verlöre ihren Charakter einer ungeheuren Abschlagszahlung" (auf die rothe Republik!), „weil eine mündliche Declaration ihr gefolgt ist." (Falsch: sie ist der Eidesleistung nicht gefolgt, sondern vorausgegangen.) „Wäre man doch gemuthet, sie auf eine Gesetzesstelle des preußischen Landrechts zu verweisen, wonach mündliche Zusätze zu schriftlichen Verträgen keine Gültigkeit haben." — Kapitaler Gedanke!

Also lauten Rede und Gegenrede. Auf welche von beiden Seiten aber auch unser Herz sich neigen möge, dieß Eine ist gewiß, daß zwischen dem 5ten und 7ten Februar etwas geschehen seyn muß, was die Partei der Kreuzzeitung getröstet, die Constitutionellen mit Besorgniß und Mißtrauen erfüllt, Demokraten und Juden zur hellen Wuth entflammt hat.

Dieß kann nur der königliche Eidschwur seyn, und somit stehen wir vor der Aufgabe, streng dialectisch den Inhalt desselben zu ermitteln.

Der König hat dem Schwur: „die Verfassung seines Landes und Reiches fest und unverbrüchlich zu halten, und in

Uebereinstimmung mit ihr und den Gesetzen zu regieren", eine Erklärung vorausgeschickt, welche augenscheinlich den Zweck hat, die Ueberzeugung des Monarchen über den Sinn und die verbindliche Kraft des zu schwörenden Eides auszusprechen.

Der König erklärt nämlich, indem er Gott zum Zeugen nimmt: wie sein Gelöbniß auf die Verfassung treu, wahrhaft und ohne Rückhalt sei, daß Leben und Segen der Verfassung von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen abhängen.

Die Lebensbedingung sei nämlich, daß ihm (dem Könige) **die Regierung mit diesem Gesetze möglich gemacht werde.** Denn in Preußen müsse der König regieren. Der König bestätige also dieß Werk (die Charte vom 5ten December 1848) **„in Hoffnung."**

Regieren nennt Friedrich Wilhelm aber nicht bloß die Ausübung der, in der Urkunde vom 5ten December ihm beigelegten Rechte, sondern er erneuert, „ehe er zur Handlung des Tages" schreitet, zwei frühere „Gelöbnisse" vor den Anwesenden. Dieß sind: 1) die „Gelöbnisse, die er bei den Huldigungen zu Königsberg und Berlin geleistet", Gelöbnisse, welche gleichzeitig und fast mehr noch den Charakter von Erklärungen in Betreff des Umfangs der königlichen Rechte an sich tragen; 2) das am 11. April 1847 ausgesprochene „heilige Gelöbniß": „mit seinem Hause dem Herrn zu dienen." „Dieß Gelöbniß", fügt der König hinzu, „steht über Allen andern, es muß in einem Jeden enthalten seyn, und alle andern Gelöbnisse, sollen sie anders Werth haben, wie lauteres Lebenswasser durchströmen."

Die Verbindlichkeit: nach der Verfassungsurkunde vom 5. December zu regieren, ist also, wenn wir die königlichen Worte recht verstehen, von der Bedingung abhängig gemacht, oder, was dasselbe ist, nur in so weit übernommen: als sie 1) mit dem „Gelübde, dem Herrn zu dienen" (zu dessen Auslegung begreiflicherweise nur das Gewissen des Königs berechtigt erscheint!), und 2) mit den Pflichten und (beziehungs-

weise) Rechten in Einklang gebracht werden kann, die sich der König bei seinem Regierungsantritte im Jahre 1840 ein für alle Mal vorbehielt. Sollte dieß in einem gegebenen Falle nicht möglich seyn, so wäre auch damit die, im Obigen gestellte Bedingung der Wirksamkeit des geleisteten Eides nicht eingetreten, dem Könige somit das Regieren mit diesem Gesetze „nicht möglich gemacht.“ Da nun aber eine Verpflichtung zu einer unmöglichen Handlung nach bekannten Rechten null und nichtig ist, so wäre, wenn je der Fall einer solchen Collision zwischen dem königlichen Verfassungseide und den beiden frühern „Gelöbnissen“ einträte, der erstere genau so anzusehen, als ob er nicht geleistet worden.

Wir wiederholen es: wir wagen nicht mit Sicherheit zu behaupten, daß dieß wirklich der Sinn der königlichen Rede vom 6ften Februar 1850 gewesen sei. Aber so bündig uns auch die eben entwickelte Argumentation erscheint, so gestehen wir dennoch offen: wenn etwa Jemand sagte, er hielte es für eine noch edlere, noch kräftigere, noch königlichere Verwahrung der Rechte der Krone, wenn Friedrich Wilhelm IV. den verhängnißvollen Eid lieber gar nicht geschworen hätte, als mit solchen Clauseln, — wenn Jemand das sagte, so würden wir einer solchen Behauptung sofort und aus ganzem, vollem Herzen beipflichten. Es geht uns in diesem Stücke wie jenem Arzte, der zur Cholerazeit auf geschehene Anfrage: ob es rathsam sei, Gurkensalat zu essen? das Responsum gab: wenn die Gurken ganz reif sind, der Essig vom besten, das Provençeröl nicht ranzig, und der Salat wird gut angemacht, so ist es, wenn man nur noch die Vorsicht beobachtet, ihn ungenossen zum Fenster hinaus zu werfen, gar nicht möglich, daß er eine schädliche Wirkung haben kann. Auch ein, unter Hinzufügung der oben erörterten Vorbehalte geschworner Eid kann gewiß der Seele nicht schaden; nur wäre es noch sicherer gewesen, wenn er nicht geleistet worden wäre. Jedenfalls wäre dann die üble Nachrede, die jetzt nicht ausbleiben wird, gründlich vermieden gewesen.

XXXII.

Literatur.

Ueber das Wachsthum Jesu in der Weisheit. Exegetisch-dogmengeschichtliche Erörterung der Stelle Lucä II. 52. Von Gisbert Lieber, Priester der Diöcese Limburg. Mainz 1850.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir die vorliegende kleine Schrift eine der merkwürdigsten und wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der gesammten katholischen Literatur der letzten drei Jahrzehnte nennen. Nicht bloß des Gegenstandes wegen, sondern hauptsächlich darum, weil der junge Verfasser, — der durch seine jungfräuliche Bescheidenheit dem Herzen seiner Leser bald theuer wird, — ohne sich dessen bewußt und ohne hierauf ausgegangen zu seyn, einen Schuß in's Schwarze gethan und ein Muster der rechten Methode der Behandlung der Theologie in unserer Zeit geliefert hat. Katholische Exegese, Dogmengeschichte und Kritik auf die rechte Weise verbindend, behandelt Herr Gisbert Lieber seinen Stoff, wie in unsern Tagen jeder positive Stoff behandelt werden müßte; er trägt mit Glück und großem Geschick die historisch-genetische Methode auf das Gebiet der Theologie hinüber. Die seltene Gabe der Klarheit bei der Entwicklung des Sachverhaltes und der Meinungen Anderer; das reife, gesunde, nüchterne Urtheil,

welches er selbst an den Tag legt so oft er seine eigene Ueberzeugung aussprechen soll; die zarte Ehrfurcht vor der ventilirten Frage, die ihn durchdringt; die unverkennbar allenthalben durchscheinende, redliche Absicht: der Ehre Gottes und nicht dem eigenen Ruhme gelehrten Wissens zu dienen; der feine Tact, mit dem er große Erudition als Mittel und nicht als Zweck handhabt, das sich Fernhalten, so von jeder speculativen Lieblingsgrille, wie von allem forcirten Genialthun; der einfache, sich kindlich an die Autorität der Kirche haltende Glaube, der aus jedem Worte spricht, — dieß Alles sind Eigenschaften, die allerdings geeignet sind, die katholische Welt, gleich auf diesen ersten Versuch hin, zu den schönsten und glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft des jungen Verfassers zu berechtigen.

Gegenstand der Schrift ist die bekannte Stelle Lucä II. 52: „Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade vor Gott und den Menschen"; eine Stelle, die so oft es sich darum handelte: den Glauben an die Gottheit Christi zu unterwühlen oder offen anzufechten, den häretischen Bestrebungen schon seit den Zeiten zum Vorwande und Deckmantel dienen mußte. Der Verfasser weist nach, wie in unsern Tagen, bei der immer gräulicher hereinbrechenden Unwissenheit in der Kenntniß der Väter und der Scholastik, selbst bei katholischen Schriftstellern Lehren und Auffassungen „des Wachsthums Jesu in der Weisheit" sich hervorwagen durften, welche der Irrlehre des Nestorius in bedenklich nahem Grade verwandt sind. Diese Häresie führt nämlich mit der Läugnung der hypostatischen Vereinigung der Gottheit und Menschheit in der Person Christi, und mit deren Abschwächung zu einer bloß moralischen Einigung nothwendig zu der Vorstellung: sich in Christo eine Entwickelung zu denken, wie sie bei dem gewöhnlichen blossen Menschen statt findet, während doch die menschlichen Geisteskräfte des Heilandes, wie sie niemals gesondert für sich subsistirten, so auch in allen ihren natürlichen Operationen stets durch die höhere Thätigkeit des Logos bedingt und ge-

tragen waren. In Folge dessen mußten, wie das ganze Verhältniß ein außerordentliches, wunderbares, so auch die geistigen Zuständlichkeiten jener heiligen Menschheit außerordentliche sein, d. h. die gewöhnlichen Gesetze des bloß menschlichen Seelenlebens weit überragen.

„Und gerade", so fährt Herr Lieber fort, „„dieses letztere Moment ist in der Auffassungsweise des Progresses, wie wir sie bei Neueren finden, allzusehr außer Acht gelassen worden. Denn wie ist es sonst begreiflich, daß, um nur Ein Beispiel anzuführen, in einer, übrigens vielgepriesenen Schrift eines katholischen Theologen die Rede sein kann, von dem „„Gefühle der Unterrichtsbedürftigkeit"", und von dem „„Durste Jesu nach vollbefriedigendem Aufschlusse über so Manches"", von „„der Lust und dem Bedürfnisse des Knaben zu fragen und zu hören""; daß die Rede sein kann davon, wie der Knabe zu den weisen Männern im Tempel getreten, um „„über dieß und das, worüber sein Geist und Herz zur vollen Klarheit zu kommen sehnte, sich belehren zu lassen""; wie es ihm lieb und theuer war, „„zu den Gesetzeskundigen zu gehen, ihrem Unterrichte zuzuhören, und sie über das, worüber er volleren Aufschluß bedurfte, zu befragen; „„daß endlich die Rede sein kann davon, wie der zwölfjährige Jesus zu Jerusalem zu dem klaren Bewußtsein seiner göttlichen Abkunft und irdischen Bestimmung gekommen sei, und wie es ihn nun drängte „„die Wahrheit, die Offenbarungen seines himmlischen Vaters und diesen Vater selbst aus seinen Offenbarungen u. s. w. zu erkennen""; (vergl. Hirscher Betrachtungen über die Sonntagsevangelien 1 Theil Seite 308 u. d. f.) alles Sätze, die, wir mögen sie betrachten, wie wir wollen, mit der Lehre der katholischen Kirche über die Incarnation und das Verhältniß der beiden Naturen in Christo absolut nicht zu vereinigen sind, sondern im besten Falle eine nestorianische Anschauung bieten."

Begreiflicherweise hat diese Bemerkung heute, nach der eben so plötzlichen als erfreulichen Sinnesänderung des Herrn Domkapitular Hirscher, und seiner rühmlichen Unterwerfung unter das verdammende Urtheil der römischen Kirche hauptsächlich wohl nur noch ein kirchenhistorisches und ein psychologisches Interesse.

XXXIII.

Unsere Errungenschaften.

XII.

Verthierung der Massen.

Ueber eine Errungenschaft können wir uns unmöglich täuschen, über die fortschreitende Verthierung der Menge. Die Vorkehrungen dazu waren in manchartiger Weise längst getroffen, der Impuls manchen Orts gegeben, und überall mit Willfährigkeit aufgenommen worden, die Wirkungen liegen am Tage. Unsere Bewegungsmänner, unter den Weltenverbesserern und Staatenerneuerern die Rückhaltslosesten und Durchgreifendsten, haben, um schneller und sicherer an ihr Ziel zu gelangen, nicht gesäumt, an das Thierische in den Massen zu appelliren, nach Gehülfen und Vollstreckern ihrer Beglückungsplane unter denjenigen sich umgesehen, welche auf die Argumentation mittelst der Fäuste, und was dieselben zu ergreifen wissen, sich verlegen. So viel wenigstens haben sie aus der Geschichte gelernt, daß bei diesen das Thierische am ungezügeltsten in den Lauf sich setzen lasse. In solcher Berechnung oder Erfahrung haben sie sich nicht getäuscht; sie haben gefunden, was sie gesucht oder

erwartet; die Andern haben den Wink verstanden, und als folgsame Satelliten gegen Solche, über welche Jene als Gegner ihres Fortschrittes die Vehme verkünden für gut gefunden, die Hände mit Dolchen, Terzerolen und allartigen Mordwaffen versehen. Damit deren Muth weder wanke noch erlahme, bemühten sich die Dirigenten gleichzeitig, der strafenden Gerechtigkeit unter den herzbrechendsten Diatriben das Richtschwert zu entwinden; um im Hinblick auf eine zu ermeuternde oder zu erkriechende Amnestie auch dem ruchlosesten Unterfangen endliche Straflosigkeit zuzusichern. Sie vergießen Crocodils-Thränen über den Leichnam eines nach Recht und Gerechtigkeit abgeurtheilten und justificirten Verbrechers, und spielen daneben, in manchen Schriften wenigstens, mit Fürstenmord als dem liebreizendsten und ergötzlichsten Dinge der Welt.

Werden Männer, die ihnen verhaßt oder unbequem sind, in der schauerlichsten Weise, und selten bloß zufällig, aus dem Wege geräumt, so bemänteln sie die gräßliche Unthat durch das schauerliche Wort Volksjustiz, und geben heuchlerisch zu, dieselbe sei ein ungewöhnliches und scharfes, dennoch aber bisweilen das einzig heilende Mittel, dem deßwegen, wie schmerzlich es auch falle, der Lauf müsse gelassen werden; zugleich aber fordern sie mit Ungestüm, daß die im Dienste der Gerechtigkeit stehende Strafgewalt das Schwert fortan zur Erde senke, wie solches an dem Denkmal des Kaisers Franz in erschütternder Symbolik dargestellt ist *). Mit der einen Hand bemühen sie sich, das einzige Licht, welches dem um sein tägliches Bestehen ringenden Menschen die Leuchte auf seiner Lebensbahn seyn kann — das Christenthum — auszulöschen, die Nationen von Recht und Sittlichkeit aus dessen Begriffskreis

*) Während bisher überall die Gerechtigkeit mit hoch emporgehaltenem Schwerte abgebildet wurde, läßt sie der Künstler an diesem (ob zufällig, ob mit verstecktem Sinne, ist ungewiß) das Schwert zur Erde senken; ein sprechendes Bild des abhanden gekommenen Strafernstes.

rein auszuspülen, in einer Afterbildung einen Irrwisch vor ihm aufzischen zu lassen, dem er als einzig verläßlichen Wegweiser folge, durch Beispiel und Ansprache eine Phalanx wilder Leidenschaften in ihm aufzustacheln; mit der andern dann durchbrechen sie den letzten Damm, der in der Furcht vor der Strafe liegt, damit die Fluth desto ungebändigter durchbringe. Inmitten unter schleichenden Dolchstichen, unter lautlosen Mordschüssen, unter röchelnden Todesopfern ergehen sie sich, wenn nicht in förmlichen Schutzreden, so doch in sophistischen Entschuldigungsgründen zu Gunsten der Meuchler, der Mörder, der entmenschtesten Verbrecher. Welchen Scharfsinn hat man nicht aufgeboten, um das Wort: „die Obrigkeit trägt das Schwert zur Strafe der Uebelthäter und zum Schutze der Frommen", in den förmlichen Gegensatz umzudrehen.

Frankfurt sah die gräßliche Zerfleischung von Lichnowsky und Auerswald (dieselbe scheusalsartige Verworfenheit bezeichnete es als ein Sterben, wie Blums gerechte Strafe eine Tödtung), Pest die Niedermetzlung des Grafen Lamberg; Wien den grauenvollen Mord Latours; Rom die Ermeuchlung des Grafen Rossi. Es war überall derselbe finstere Geist, der auf die genannten Städte diese Blutschulden bürdete; und dieser finstere Geist kündigt sich mit frecher Stirne für denjenigen an, von welchem endlich die wahre Erleuchtung und die einzig denkbare Beglückung über das Menschengeschlecht aufgehen solle. Dieser finstere Geist ist es, der zu jenen gräßlichen Unthaten aufgestachelt, der unsichtbar die Mordwerkzeuge zu deren Vollstreckung geführt hat. Die intellectuellen Urheber, die moralischen Anstifter, so wie die physischen Vollführer derselben sind überall Leute des gleichen Schlages, solidarisch unter einander verbunden, wenn sie auch persönlich sich nicht kennen, nicht einmal gegenseitig ihre Namen wissen sollten. Wenn dann in Wien schon in dem Augenblick, in welchem des edlen Latours Blut noch aus hundert Wunden troff, für die Scheusale, die ihn gemordet, im öffentlichen Antrag Straflosigkeit gefordert, in Rom aber der

Dolch, welcher Rossi durchbohrte, von Lorbeeren umkränzt, der öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde, so ist das Eine wie das Andere ländlich sittlich, im Grunde aber manifestirt sich in Beiden eine verwandte Gesinnung; und es wäre nicht abzusehen, weßwegen der österreichische Freiherr, der jenes beantragte, den römischen Bravi's, die dieses verfügten, die Hand verweigern sollte, wenn sie kämen, ihm dieselbe als Brüder zu schütteln.

Sollten dergleichen sich mehrende Erscheinungen keine Anzeichen eines höchst bedenklichen Zustandes seyn? zumal sie nicht abgerissene Handlungen, sondern die mit Abscheu und Entsetzen erfüllende Spitze einer aus allartiger sittlicher Verwüstung aufgethürmten Pyramide müssen genannt werden. Diese Handlungen insgesammt sind nicht aus der aufwallenden Leidenschaftlichkeit eines Einzelnen hervorgegangen; sie sind die Ergebnisse der Lehren und der Bestrebungen einer eben so weit verbreiteten, als zahlreichen Partei; denn was die augenblickliche Hitze der materiellen Thäter vollführte, das hatte die kalte Berechnung der intectuellen Urheber längst vorbereitet. Dieselben wissen nur allzugut, daß sie in dem Maße auf die rohe Menge zählen können, in welchem es ihnen gelingt, sie zu bestialisiren. Kann über diejenigen, welche sich brüsten, eine zuträglichere Weltordnung anzubahnen, eine gedeihlichere Einrichtung der Staaten und der ganzen Gesellschaft zusammensetzen zu wollen, irgend etwas ein genügenderes, zugleich aber glühenderes Licht verbreiten, als die Würdigung ihrer Personen von dem Standpunkte der Sittlichkeit, ihrer angewendeten Mittel von dem Standpunkte der Rechtlichkeit, ihres Einflusses auf Andere von dem Standpunkte Beider. Lasen wir dann in öffentlichen Blättern, wie selbst, ja vorzugsweise in jener Stadt, die sonst der Milde ihrer Sitten wegen gepriesen, nicht selten schlaffer Weichheit beschuldigt ward, keine Woche vergehe, in welcher nicht feige Meuchelmorde an schuldlosen Opfern einer verbissenen Wuth der gestörten Hetzer und ihres verthierten Anhanges vorfielen, dann gellt aus den Re-

den über die Nothwendigkeit alsbaldiger Abschaffung der Todesstrafe, das grinsende Hohngelächter der Hölle. Erinnern wir uns aber, wie unter den Förderern des Umsturzes die Hitzigsten nach der Guillotine lechzten, so klingen uns jene Erörterungen der Kühlern und Bedächtlichern unter ihnen wie die barschen Invectiven eines drückenden und wuchersüchtigen Monopolisten gegen denjenigen, welcher in gewissenhafter Redlichkeit bescheidenem Erwerb obliegen möchte. Seltsam! die „Errungenschaft" der Verwilderung, des ungezügelten Rachedurstes, der um sich fressenden Blutgier mit derjenigen der Abschwächung der Strafgewalt vergesellschaften zu wollen!

Recapituliren wir, was wir in einer Reihenfolge von Artikeln als Errungenschaften der Neuzeit bezeichnet haben! Beschränken wir das Inventarium unserer „Errungenschaften" auf ein nacktes Register, so finden wir darin verzeichnet: die angestrebte Beseitigung des Christenthums; — den geförderten Zerfall der Sittlichkeit; — das umsichgreifende Verschwinden der Ehrenhaftigkeit; — die voranschreitende Beseitigung der Wahrhaftigkeit; — den in alle Verhältnisse sich einschleichenden Unfrieden; — die Einbuße der wahren Geselligkeit; — das gänzliche Zerrinnen des Vertrauens; — das immer bedenklicher werdende Einschrumpfen des Wohlstandes; — die durchgreifende Verkümmerung des Verkehrs; — den bevorstehenden Untergang der Wissenschaften; — eine steigende Ruhelosigkeit; — endlich überhandnehmende Verthierung der Massen.

XXXIV.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

Im Mai des vorigen Jahres habe ich die Leser dieser Blätter auf einer Frühlingswanderung nach einer unserer alten Abteien im deutschen Süden, am Fuße der bayerischen Alpen, geführt; an der Hand der Sage sind wir dem Bayerherzog Tassilo in die Wildniß des Urwaldes gefolgt, wo sich das Gotteshaus Wessobrunn am einsamen Waldquell, auf grünem Hügel, Angesichts der silbernen Häupter der alten Bergriesen friedlich erhob, zum Preise Gottes und zum Segen der Menschen. Die zarte Gestalt einer Klosterfrau, die dort vor Jahrhunderten demüthigen Herzens gebetet und gearbeitet, die Diemut, ist mit andern ihrer Strebensgenossen und den Bildern vergangener Tage an unserm Blicke vorübergezogen.

Dießmal möchte ich den Leser nach einem andern jener altehrwürdigen Gotteshäuser führen, die die Frömmigkeit unserer Vorfahren mit aufopferndem Sinne gegründet; aber es steht nicht in den luftigen Hochlanden des Südens, sondern in den waldigen Niederungen des deutschen Nordens; nicht im Gebiete der Bojoarier und ihres alten Herrschergeschlechtes der Agilolfinger; sondern in den Gauen des östlichen Sachsens, wo das Geschlecht des kriegerischen Widukinds mit Macht gebot.

Wir meinen das Stift Gandersheim, das ein Jahrhundert jünger als unser Wessobrunn, zur Zeit seiner Gründung zur Hildesheimer Diöcese gehörte.

Auch seine Gründung, geknüpft an die Ahnen eines unserer ruhmreichsten Kaisergeschlechter, des sächsischen, führt uns eine längst verschwundene Vorzeit wieder lebendig vor die Seele. Und in seiner ersten Aebtissin, der frommen Hathumod, die das Kloster, die Stiftung ihres Vaters, gleichsam mit eigenen Händen aufbaute, erscheint uns eine andere gottbegnadigte Jungfrau; eine heilige Friedenstaube mitten in den Stürmen und wilden Kämpfen der sie umgebenden Welt; ein hohes, ernstes und liebliches Bild demüthiger Andacht, gewissenhafter Pflichterfüllung, fleckenloser Reinheit, liebreicher Sanfmuth und Milde, und unermüdlichen stillen Wohlthuns.

Allein nicht wie bei der Wessobrunner Diemut sind wir bei der Betrachtung des Lebens der Hathumod auf eine kurze Grabschrift, auf einzelne dürftige Nachrichten und die stummen Werke ihres Fleißes, die Pergamentbände, die ihre Hand ohne Beifügung ihres Namens abgeschrieben, beschränkt: wir haben vielmehr von ihrem Leben einen treuen Bericht und über ihr Hinscheiden tröstende Klaggesänge, beide lichte Edelsteine unserer Literatur, nicht nur von einem Zeitgenossen und Augenzeugen verfaßt, sondern von einem ihr innig verbundenen und vertrauten Geiste, der in die Tiefe ihrer klaren Seele geschaut, auf den ihr brechendes Auge geblickt, und der ihr in der letzten Stunde priesterlichen Beistand geleistet.

Die Trauergesänge, welche „Agius, ein unwürdiger Priester durch die Gnade Christi“, wie er sich selbst nennt, nach dem Hinscheiden der heiligen Seele ihren geistlichen Töchtern zum Troste gedichtet, und die Lebensgeschichte, die er den Verwaisten zum Spiegel der Nacheiferung verfaßt, sind gleichsam die letzte Ehre, die er dem Andenken der geliebten Freundin dankbar erwiesen.

In dem Eingange zur Lebensgeschichte sagt er selbst: „Ich erinnere den Leser vor Allem, daß er wisse, daß ich nicht

Falsches oder Zweifelhaftes von ihr sagen werde, sondern Wahres und Gewisses, und meist allen, die sie kennen konnten, Bekanntes; denn ich schreibe nichts Anderes, als was alle Leute insgemein, die Niederen laut verkündigen, die Edleren beglaubigen."

Allein beide Schriften tragen noch ein anderes, inneres Zeugniß ihrer Wahrheit in sich: die Züge, mit denen er die Seelige schildert, sind so lebendig, der Schmerz um ihren Verlust, der seine Worte durchdringt, ist so unmittelbar, daß den Leser dabei ein Gefühl anweht: als sei der Schreiber eben von der theuren Leiche, wo er mit den Schwestern gebetet, aufgestanden, und habe mit thränennassen Augen seine Erinnerungen und Empfindungen in der Zelle für die klagenden Jungfrauen niedergeschrieben. Keine Todte, sondern lebendig steht die Unvergeßliche vor seiner dankbaren, wehmuthvollen Seele in dem lichten Glanze ihrer heiligen Schönheit, denn wie er selbst sagt:

> Mir von Herzen weicht ihr Bild nicht Nacht und Tag,
> Ob ich schlafen, oder ob ich wachen mag.
> Und um sie nicht weinen sollt' ich, die mir pflag
> So viel Huld, als ich zu sagen nicht vermag?
> Die mitleidend um mein Weh, als ihr's, geweint,
> Und mitfreuend auch sich meiner Lust vereint;
> Die das Uebel mir erträglicher gemacht,
> Und das Gute mir zu höherm Glanz gebracht!
> Nur mit ihr, was auch mir mochte kommen ein,
> Konnt' ich völlig reden wie mit mir allein.

Und darum war es auch seine vorzüglichste Absicht bei Abfassung beider Schriften, daß die leiblich ihnen Entrissene, ihrem besseren Theile nach, durch die Erinnerung an ihren heiligen Wandel, vor den geistigen Augen der Jungfrauen fortleben möchte, indem er tröstend zu dem Chor der Jammernden spricht:

> Denn, wiewohl ihr Geist die Ruhe droben fand,
> Hat sie hier doch ganz nicht euch sich abgewandt.

Ihre Tugend lebt bei euch, ihr Leben lebt,
Ihre Red, und alles, was sie fromm gestrebt.
Dieses, weil ihr nicht mehr könnt ihr Antlitz sehn,
Lasset als ihr Bild vor euern Augen stehn.
Also habt ihr, was ihr an ihr liebtet meist,
Stets ihr heil'ges Leben, ihren hohen Geist.

Wenn Agius dann wieder den Schmerzerfüllten vorhält, wie nicht nur sie, sondern auch er so Unersetzliches mit ihr verloren, und sie erinnert, welche Liebe ihm die Seelige im Leben bewiesen, und wie die Kranke so sehnlich nach ihm verlangt und die Sterbende so innig an ihm gehangen: dann ist es natürlich, daß Pertz, der beide Schriften in den sechsten Band der Monumenta Germaniae historica Seite 165 bis 189 aufnahm, die Vermuthung aufgestellt, ihr Verfasser sei jener ihrer Brüder gewesen, der in's Kloster gegangen und dessen Name sich unter dem des Agius verberge, von dem wir aber sonst nichts wissen. Allein entscheidende Gründe, welche diese Annahme ganz außer Zweifel setzen, bieten beide Schriften durchaus nicht dar. Der Verfasser könnte auch sonst ein Verwandter ihres Hauses seyn. Daher der gelehrte Eccard sich für Wicbert, einen mit der ärztlichen Kunst vertrauten Mönch von Corvei, der später Bischof von Hildesheim wurde, einen Angehörigen ihres Geschlechts, erklärte. Mit Gewißheit erfahren wir aus den eigenen Worten des Verfassers nur so viel: daß er ein Priester und Mönch in einem benachbarten Kloster war. Uebrigens ist diese Frage auch nicht von so großem Belang; mag er nun ihr leiblicher Bruder gewesen seyn oder nicht, beide Schriften geben hinlänglich Zeugniß, daß ein heiliges Band lebendiger Seelengemeinschaft beide vereinigte, so innig, wie es nur zwischen Vater und Tochter, oder Bruder und Schwester bestehen kann. Und dieser warme Herzschlag, der in beiden Werken schlägt, war es auch ohne Zweifel, der das Gemüth eines unserer ersten Dichter mit sichtbarer Rührung ergriff, daß er sie, tausend Jahre nach ihrer Abfassung, mit ehrfurchtvoller Scheu aus dem Lateinischen in's

Deutsche übersetzte: „**Das Leben der Hadumod**, erster Aebtissin des Klosters Gandersheim, Tochter des Herzogs Liudolfs von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius, in zwei Theilen, Prosa und Versen, aus dem Lateinischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart, Liesching 1845."

Auch Pertz, gleich Rückert ein Protestant, kann dem Geiste, der in diesen Blättern eines frommen, reinen, liebreichen Gemüthes weht, seine Anerkennung und sein Mitgefühl nicht versagen. Er nennt in der vorausgeschickten Einleitung den Verfasser „hervorragend durch Frömmigkeit, durch Güte und wissenschaftliches Studium" (pietate, caritate litterarumque studio insignis). „Beide Schriften", so fährt er weiter fort, „zeichnen sich aus durch einen Verfasser von bester Glaubwürdigkeit und durch den Inhalt der in ihnen erzählten Begebenheiten. Sie überliefern uns gar Vieles, was uns sonst gänzlich unbekannt wäre, insbesondere über das liudolfische Geschlecht, dessen Reichthum an Religion und wissenschaftlichem Sinne, an tapferen, religiösen Männern, an frommen, wohlwollenden, geistig gebildeten Frauen wir hier kennen lernen. Liudolf selbst, seine ehrwürdige Gemahlin Oda, der ein Lebensalter von hundert und sieben Jahren bestimmt war, die Töchter Hathumod, Gerberga und Christina, alle drei Aebtissinnen, der Priester Agius wandeln im Vordergrunde der Bühne vor unsern Augen vorüber; im Hintergrunde gewahrt unser Blick die Königin Liudgard, Otto und Bruno, die Herzoge, und erscheinen wird zur bestimmten Stunde des Geschlechtes Ruhm, des Vaterlandes Vater, König Heinrich I." *)

Neben Agius gedenken auch die Lebensgeschichten der Bischöfe Bernward und Godehard der Gründung des Klosters Gandersheim. (Pertz Mon. VI. 762.)

Vertritt uns aber insbesondere der Bericht des Agius als Augenzeugen die Stelle der ungeschmückten Geschichte, er, der

---

*) Pertz Mon. VI. 165.

da aufschreibt, was er unmittelbar gesehen und gehört, und was Hohe und Niedere bezeugen können: so hat dagegen in dem Gedichte, welches hundert Jahre später eine Jungfrau des Klosters Gandersheim von dem Ursprunge ihres Gotteshauses geschrieben, die Legende schon ihre blühenden Ranken um die heiligen Mauern gesponnen. Wir meinen den Clamor validus Gandeshemensis, wie sie sich selbst nennt, die Dichterin Hrotsvitha, die unter den Ottonen geblüht, als das Geschlecht der Hathumod mit dem Kaiserthum den höchsten Gipfel irdischer Ehren erstiegen. Es ist dieselbe Nonne, durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit eine Zierde ihres Geschlechts, die, neben diesem Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis, auf Bitten des jungen König Otto's II. die Thaten seines großen kaiserlichen Vaters in einem beiden gewidmeten Dichtwerke verherrlichte. Sie auch ist es, die, die erste aller uns bekannten deutschen Dichter, christliche Schauspiele in lateinischer Sprache dichtete, in der frommen Absicht, den züchtigen Sinn ihrer Klosterschwestern von der anstößigen Lectüre des römischen Komödiendichters Terenz rein zu erhalten.

Agius beginnt seine Lebensbeschreibung zuerst mit dem Preise des Geschlechts der Hathumod, wie es an Adel, an Macht, an zeitlichen Gütern und Ehren überreich geglänzt. Er nennt das Haus Liudolf's einen herrlichen Baum, in der Fülle seiner Kraft, mit geraden Aesten blüthenschwer geneigt:

„Das ist sein erlauchter Stamm und sein Geschlecht,
Vor der Welt erhaben und vor Gott gerecht.
Prangend vor der Welt, stand er im Blütenflor;
Angenehm vor Gott, hob er sich grad empor."

Doch nicht deßhalb gedenkt er dieses vergänglichen Schimmers irdischer Ehren und Güter, um die Demüthige in stolzem Glanze der Welt strahlen zu lassen, sondern, wie er ausdrücklich sagt, „damit erhelle, von woher, wohin sie gelangte, und wie Großes sie für die göttliche Liebe verschmähte, verachtete, von sich warf; denn je mehr ein Mensch für Gott aufgibt, desto größer wird sein Verdienst bei Gott seyn, desto

größeren Lohn wird er empfangen." — Die Voreltern, „die alle so von väterlichem Stamme wie von mütterlichem die berühmtesten waren", mit Stillschweigen übergehend, berichtet er dann, wie ein Bruder von ihr, (Herzog Bruno), eine erlauchte Fürstentochter, (eine Enkelin Ludwigs des Frommen) zur Ehe habe, wie eine Schwester, Liudgarda, einem karolingischen Königssohn und König (dem Sohne Ludwigs des Deutschen, Ludwig dem Jüngeren), angetraut sei. Vier ihrer Schwestern und ein jüngerer Bruder hatten der Welt entsagt und sich dem Dienst des Herrn gewidmet. „Die übrigen" (Herzog Otto und Schwester Eda), „haben innerhalb des Vaterlandes, ihrem Stande gemäß, die ehrenvollsten Verbindungen geschloßen. Ihr Vater selbst, aus erlauchtem sächsischem Geschlecht, war Herzog der östlichen Sachsen; die Mutter, desgleichen vom edelsten Frankenstamm ward noch edler durch die Kinder. Und also erwuchs Hathumod selbst, diese heilige und unvergleichliche Frau, von guter Bäume gutem Samen, zuerst als lieblichste Blüte, sodann zur gereiftesten Frucht."

Wie Agius in diesen allgemeinen Zügen der großen berühmten Vorfahren ihres Hauses, der Kürze halber, nur vorübergehend gedacht, so war ihm andererseits seine glorreiche Zukunft noch verborgen. Er wußte, als er diese Worte schrieb, nicht, daß jener ältere Bruder, Herzog Bruno, der die Königs-Enkelin zur Ehe genommen, im Kampfe gegen die Nordmannen fallen, dagegen der jüngere Bruder, Herzog Otto, der Vater des großen deutschen Städteerbauers, König Heinrichs des Finklers, werden sollte, dem die Ottonen entstammen.

Um dieser Bedeutung willen, welche dieß erlauchte Haus in unserer Geschichte einnehmen sollte, wollen wir Einiges über seine Vorfahren und seine Verwandtschaft hier ergänzend nachholen, was die Uebertragung der Kaiserkrone Karls des Großen an die Enkel Herzog Liudolfs in ein helleres Licht setzt.

Schon die wenigen Angaben des Agius zeigen zur Genüge, wie vielfach in diesem Stamme das edelste sächsische,

und das edelste fränkische Blut, widukindisches und karolingisches, sich mischte. So gehörte Liudolf den sächsischen Häuptlingsgeschlechtern an, seine Gemahlin Oda dagegen war der edelsten fränkischen Abkunft; ein Sohn hatte eine Karolingerin zur Gemahlin, eine Tochter einen Karolinger zum Gemahl. Und dieser Zug geht als charakteristisch noch höher hinauf durch das Geschlecht durch.

In ihm erfüllte sich auf eine glänzende Weise der Wunsch Karls des Großen, der, nach der Besiegung des Sachsenlandes durch seine Waffen, beide Stämme innig zu verbinden und zu verschmelzen trachtete. Daher die Verpflanzung so vieler sächsischen Familien nach dem Frankenlande; daher auch die Begünstigung von Ehen zwischen den edlen Geschlechtern beider Stämme.

So weit uns nun die dürftigen, abgerissenen, zerstreuten Nachrichten zu schließen erlauben, war Liudolfs Großvater Bruno, Fürst der sächsischen Angrarier*), Liudolf selbst aber ein Sohn Ekberts, des Grafen im Dreingau, und der heiligen Ida. Ekbert und Ida sind ihrer Seits wieder, wie Liudolf und Oda, eine Verbindung sächsischen und fränkischen Blutes. Denn Ida war eine Karolingerin **), und Karl der Große war es selbst gewesen, der diese Ehe der Stammutter des sächsischen Kaiserhauses geschlossen. Er auch hatte Ekbert mit fürstlicher Gewalt in Sachsen bekleidet, und die Braut reich mit Gütern ausgestattet.

Leiten uns mehrere Angaben nicht irre, so war diese Ida eine Enkelin Karl Martells, eine Tochter jenes Bernhards, des Onkels Karls des Großen, der die eine Hälfte des fränkischen Heeres bei der Unterwerfung der Lon-

*) Pertz Mon. VI. 165 und II. 569.

**) Vita S. Idae bei Pertz II. 570. Summa inter suos loco nata . . . ex regali scilicet indole sanctarum virginum Odiliae, et Gertrudis filiae sancti Pipini.

gobarden über die Alpen geführt. Adalhard aber und Wala *), die ersten Männer im Rathe Karls des Großen, gleich ausgezeichnet durch Geist, Charakterfestigkeit und heiligen Sinn, die verehrten Stifter der altberühmten Abtei Corvei, sie waren dann auch die Brüder der Ida und mithin die Onkel Herzog Liudolfs.

Also durch ihre Stammmutter, deren Andenken selbst im Rufe der Heiligkeit fortlebte, mit dem großen karolingischen Geschlechte verbunden, hatten die Söhne und Töchter des liudolfischen Hauses zu Vorfahren und Vorbildern nicht nur eine Reihe von Kriegshelden, die die Welt mit scharfem Schwerte besiegt und mit Macht beherrscht, sondern auch eine andere Reihe von Männern und Frauen, deren Name in höchster Verehrung segenwirkend fortlebte, weil sie nicht minder groß und siegreich durch Selbstverläugnung und Selbstüberwindung alle irdische Größe verschmäht, aller Herrlichkeit der Welt entsagt und sich und das Ihrige zum Opfer gebracht hatten, um, aller Bande frei, nur Gott zu dienen und ihren Nebenmenschen mit brüderlicher Hingebung Gutes zu erweisen. Da stand an der Spitze des Geschlechtes, verehrt als der Schutzpatron des Hauses, der heilige Arnulf, der Stammvater der Karolinger von väterlicher Seite her; von mütterlicher aber die ehrwürdige Gestalt Pippins von Landen mit seiner Tochter, der heiligen Gertrud, der Stifterin von Nivelle, zu deren Andenken unter den deutschen Stämmen sich

---

*) Auch diese Brüder sind ein weiteres Beispiel der Vereinigung beider Volksstämme. Denn mehrere Stellen in dem Leben des Wala von Paschasius Radbertus weisen unzweideutig darauf hin, daß sie nicht von einer Mutter stammten. Wala erscheint darin im Gegensatze zu Adalhard als ein Sachse, der unbezweifelhaft eine Sächsin zur Mutter hatte; ob die Mutter Adalhards vielleicht eine Aquitanierin oder eine gallische Fränkin war, wissen wir nicht, da kein Name der Gemahlinnen des Frankenherzogs Bernhard auf uns gekommen ist.

so viele Kirchen erhoben. Da war ferner der große Bischof von Metz, der H. Chrodegang, der, wie so viele andere Geistesgenossen, diesem hervorragenden Geschlechte angehörte. Und wir dürfen nicht zweifeln, daß das Vorbild dieser verehrten Ahnherrn und Ahnfrauen auf empfängliche Gemüther, wie das der Hathumod, die ihren Geist durch Lesen in ernsten Schriften so eifrig zu bereichern strebte, nicht wirkungslos geblieben. Ihr Leben enthält manche Anklänge und Züge, die an das Bild jener heiligen Vorfahren erinnern, und derselbe Geist ist es auch, der die Aufzeichnungen des Agius durchdringt.

Herzog Liudolf, Hathumod's Vater, wird uns als eine edle kriegerische Fürstengestalt geschildert. „An Ehren wie an Tapferkeit", sagt Agius von ihm, „überragte er weit sein Geschlecht; und gesetzt über viele Mannen, stand er, ein Allen gebietender Fürst, auf dem Gipfel seiner Macht." — „Er entsprach", also setzt Roswitha dieß Bild ergänzend fort, „dem hohen Adel seiner Vorfahren und seiner erlauchten Abkunft; ausgezeichnet durch treffliche Sitten und ehrenhaften Charakter wuchs er preiswürdig heran unter allen Sachsen; ein kraftvoller Mann von ausnehmend schöner Wohlgestalt, weise in seinen Reden und besonnen in all seinem Thun; die Hoffnung und die Zierde seines ganzen Geschlechtes. In seiner frühesten Jugend trat er in Kriegsdienste unter Ludwig dem Deutschen; von diesem wurde er nach seinem Verdienst ehrenvoll belohnt, bald zur Grafenwürde in seiner sächsischen Heimath erhoben, und bald mit einer noch höhern Machtgewalt bekleidet, die ihn den Fürsten gleich machte, und den Herzogen nicht ungleich zur Seite stellte. Und also geschah es, daß er, der seine Verwandten alle durch frommen Sinn übertraf, sie nicht minder durch den Glanz der Ehren überstrahlte." *)

Dieser männlichen Heldengestalt des Sachsenfürsten tritt die edle Frankentochter,

„Edita Francorum clara de stirpe potentum"

*) Carm. de prim. Gand. Vers 8 bis 20.

sagt Roswitha, die Gemahlin Oda würdig zur Seite. Eine hohe, ehrfurchtgebietende, fürstliche Frauengestalt, voll milden Ernstes, geschmückt mit den sanfteren weiblichen Tugenden; so waltet sie länger als ein Jahrhundert segensreich wie ein guter stiller Engel in ihrem Geschlechte. Ein frommer, pflichtgetreuer, gottergebener, aufopfernder Sinn, der sich selbst vergaß, um Anderen zu leben, zeichnete sie aus. Bei aller Sanftmuth eines liebevollen Gemüthes besaß sie eine große Seelenstärke, so daß sie, wenn ihr eigenes Herz vom tiefsten Schmerz zerrissen erbebte, mit sanfter Miene die Leiden Anderer stillte und tröstete. Ihre liebreiche Milde bewegte den hochstrebenden Sinn des Fürsten, der im Getriebe weltlicher Sorgen nach Macht und Auszeichnung rang, zu Opfergaben und Werken mildthätiger Barmherzigkeit, oder wie Agius singt:

„Sie ist's, sie, die zu des Heiles Ast ihn wies,
Die Almosen aller Art ihn spenden hieß."

So ward sie auch das Vorbild der Hathumod, die mit ganzer Seele an dieser theueren Mutter hing, „die sie auch als Aebtissin wie ein Kind zu liebkosen, der sie wie eine Magd zu dienen pflegte, und die sie einzig liebte, einzig verehrte, und der sie ihr ganzes Herz erschloß." Während eines vollen Jahrhunderts sah diese Fürstin den Wechsel menschlicher Geschicke an sich vorüberziehen, und Geschlecht um Geschlecht aufwachsen und dahinsinken; den karolingischen Stern sah sie noch auf seiner Höhe strahlen, sie sah ihn seinem Untergange sich zuneigen und erbleichen, und den Stern ihres eigenen Hauses helleren und helleren Glanzes aufleuchten. Der Kreis der Ihrigen lichtete sich vor ihren Augen; sie überlebte ihren Gemahl; von fünfzehn ihrer Kinder starben eine Tochter und drei Söhne in frühester Jugend; auch die übrigen wurden vor ihr in das Grab gesenkt; die hundertsiebenjährige vereinsamte Mutter überlebte alle, mit einziger Ausnahme der Christina, die ihrer Schwester Hathumod als Aebtissin in Gandersheim folgte, und ihre Mutter Oda um sechs Jahre überlebte. So hat „die erhabene glorreiche Frau", wie Agius sie nennt, in ungewöhn-

lichem Maße den Becher menschlicher Freuden und Schmerzen geleert, das ruhige Auge vertrauensvoll zum Himmel gewandt.

Sie war die Tochter eines fränkischen Fürsten Namens Billung, und wie sie sich in ihrer Tochter Hathumod spiegelte, so war sie selbst die Erbin der Frömmigkeit ihrer Mutter Aeda. Ja an diese Großmutter der Hathumod, die vielleicht umgekehrt eine dem Franken angetraute Sächsin war, knüpfte eine Ueberlieferung, welche sich als Stammsage, wie es scheint, in dem sächsischen Hause erhalten hatte, und die uns Roswitha mittheilt, die Verheißung von der kaiserlichen Größe ihres Stammes. Aeda, die gottesfürchtige, so erzählt nämlich diese Legende, hindeutend auf die künftige Stiftung des Klosters, eine hochherzige Frau preiswürdigen Andenkens, pflegte gar häufig sich und ihr Leben dem Herren in inständigem Gebete anheimzustellen, und Gott mit milden Werken zu dienen. Da geschah es einst, es war in den ersten Frühstunden; eben durchbrach das aufglänzende Morgenlicht die nächtliche Finsterniß; sie lag, ihrer Gewohnheit nach, auf ihren Knieen vor dem Altare des Johannes des Täufers, und bestürmte den Himmel mit heißen Gebeten. Da sie ihren Geist durch die frommen Uebungen erleichtert fühlte, da erblickte sie den Fuß einer Gestalt, die vor ihr stand. Verwundert schaute sie auf, spähend, wer es gewagt, sie an der stillen Stätte in so früher Stunde in ihrem geheimen Gebete zu stören. Sie erhob die Stirne von der Erde, und ein wenig den Kopf wendend, sah sie einen Jüngling strahlend in wunderbarem Glanze. Er war angethan mit einem härenen Gewande goldgelber Farbe, als wäre es gewoben aus den Haaren des gekrümmten Kameels. Der blendenden Weiße seines schönen Antlitzes verlieh ein spärlicher Bart, gesellt zu schwarzen Haupthaaren, einen gewissen Ausdruck lichter Glorie. Sie starrte ihn an; kein Sterblicher schien ihr der Strahlende; und von heftigem Schauer, nach der Sitte eines Weibes, überwältigt, sank sie vor ihm zur Erde nieder. Mit sanfter Rede aber die Zitternde beschwichtigend, sprach der Jüngling: „Zittere nicht und fürchte

dich nicht! sondern erfahre beruhigten Herzens, wer ich bin. Großen Trost dir zu bringen, bin ich genaht; denn wisse, Johannes bin ich, dem einst die Gnade zu Theil geworden, Christus mit des Jordans klarer Fluth zu begießen. Weil deine Andacht uns so oft geehrt, so verkünde ich dir: Deines Stammes erlauchte Sprossen sie werden heiligen Jungfrauen ein Kloster, und dem Reiche Frieden und triumphirende Herrlichkeit begründen, so lange nämlich sein heiliger Glaube durch der Könige Eifer in Kraft und Blüthe steht; darum werden deine Enkel einst in den kommenden Jahrhunderten auf dem Gipfel mächtiger Ehre solchen Glanzes strahlen, daß der Erdenkönige keiner in jenen Tagen ihnen an Herrschergewalt mag verglichen worden." Also sprach er, und heimkehrend zu den Himmelshöhen war er plötzlich verschwunden. Die Ahnfrau, die gütige, blieb zurück mit dem süßen Troste, den ihr der himmlische Bote gebracht. „Und diese große Verheißung eines so hochherrlichen Schmuckes", fügt Roswitha hinzu, „drückte insbesondere ihr Siegel der glorreichen Nachkommenschaft der Fürstin Oda auf, deren ruhmvoller Sohn, Herzog Otto, den König Heinrich erzeugte, der des Reiches Scepter so wohl zu führen wußte und der Vater Otto's wurde, jenes glorreichen, hochverehrten Fürsten, der an des Vaters Stelle, gestützt durch die Kraft des ewigen Königs, zuerst die Herrschaft über Sachsen führte, und dann, gesegnet von göttlicher Gnade, den Thron des römischen Reiches mit dem Scepter kaiserlicher Gewalt ein Würdiger empfing, und seinen gleichnamigen, nicht minder gesegneten Sohn, unter des Ewigen mildem Beistande, des gleichen Herrscherstuhles und der gleichen Ehre theilhaftig machte." Dieß die Worte der Sängerin von Gandersheim. *)

So lautete die Stammsage des sächsischen Hauses, und vielleicht lag der Erzählung der Roswitha ein altsächsisches Volkslied über der Aeda wunderbares Gesicht zu Grunde, so wie denn auch die in dem Geschlechte herrschenden Namen

---

*) Carm. de prim. Gandersh. V. 25 — 80.

an den der frommen Stammmutter und ihre Verheißung erinnern; hatte ja Aeda's Tochter Oda wieder eine Tochter Namens Eda oder Aeda, und auch der Name der Ottonen erinnert wieder an Aeda und Oda, denn er wurde zu ihrer Zeit und in ihrer Heimath Oddonen gesprochen und geschrieben.

Eine ganz ähnliche, künftigen Segen verheißende und ihn an aufopfernde, mildthätige Frömmigkeit knüpfende Stammsage, wie das sächsische Haus, hatte übrigens auch das ihm so eng verbundene karolingische. Diese fränkische Ueberlieferung geht zurück auf des Hauses heiligen Stammvater und Beschützer, St. Arnulf, der in seiner Jugend ein tapferer Streitheld und ein weisheitsvoller Machtinhaber, in seinem gereiften Alter ein heiliger Bischof, vor dem Ende seines Lebens aber allen zeitlichen Würden und Gütern entsagte, um in der Waldeinsamkeit der Vogesen, in ungestörtem Dienste Gottes, sich für seinen Hingang in die Ewigkeit vorzubereiten. Und zwar ist es Paulus Warnefrid, genannt der Diacon, der langobardische Geschichtschreiber, — der die wunderbaren Begegnisse aus dem Leben Bischof Arnulfs von Karl dem Großen selbst vernommen hatte, — der uns diese Ueberlieferung erzählt. Nachdem nämlich Paul Warnefrid den Glanz von Arnulfs Ahnen und seine Heiligkeit gepriesen und das wunderbare Wiedererscheinen des Ringes, den der Heilige in die Mosel geworfen, erzählt, fährt er fort: „Dieß habe ich nicht von dem ersten besten geringen Menschen erfahren, sondern aus dem Munde des Bürgen jeder Wahrheit, von dem erhabenen König Karl selbst, der es mir erzählt hat, er, der vom Stamme des seligen Arnulfs entsprossen, sein Enkel im dritten Grade ist. Nun beschied", so erzählt uns Paulus dann weiter, „der ehrwürdige Mann Arnulfus seine beiden Söhne, Ansegis und Clodulf, vor sich; und weil er barmherzig war und stets den Werken frommer Milde oblag, so suchte er beide Brüder zu bewegen, daß sie ihre Zustimmung dazu geben möchten, all seine Habseligkeiten den Armen zu vertheilen.

Da geschah es, daß der ältere von ihnen, Clodulf, ganz und gar nicht sich dazu verstand, daß nämlich der ihm gebührende Erbtheil dem Vater geschenkt seyn sollte; der jüngere Sohn dagegen, Ansegis, des festen Glaubens, daß ihm durch die Barmherzigkeit Christi ein Mehreres würde geschenkt werden, verhieß dem Vater bereitwillig, in allen seinen Wünschen zu gehorsamen. Da dankt der ehrwürdige Vater dem Sohne, und gibt ihm die Verheißung, daß ihm mehr würde werden, als er aufgegeben, und damit segnete er ihn und alle seine künftige Nachkommenschaft. Und sein Wort ist wahr geworden: denn dem Ansegis wurden größere Schätze zu Theil, als die dahingegebenen, und also fest hat sich der väterliche Segen ihm eingepflanzt, daß aus seinem Stamme so kraftvolle und tapfere Männer erwuchsen, daß der Franken Herrschaft mit Recht auf seine Enkel übertragen wurde. Denn merk auf! mit wenigen Worten will ich dir das zeigen: Ansegis wurde der Vater Pippins (von Herstall), eines Helden, den keiner je an Kühnheit übertroffen; dieses Pippin's Sohn war Karl (Martell), den Tapfersten vergleichbar, der unter andern großen Kriegen insonderheit die Sarracenen also niederhämmerte, daß dieß trutzige und treulose Volk bis auf den heutigen Tag die Waffen der Franken fürchtet. Diesem entsproß der Sohn Pippin (der Kurze), nicht minder durch Weisheit, wie durch Tapferkeit ausgezeichnet, der mit wunderbarem Glück die Wasconen, seit lange Rebellen, sammt ihrem Fürsten, Waifarius, im Kampfe überwältigte, und der fränkischen Herrschaft unterwarf. Als Sohn erwuchs ihm der große König Karl, der das Frankenreich, wie nie zuvor, erweiterte. Unter andern großen und staunenswerthen Thaten, die er vollbracht, hat er endlich auch das gesammte Volk der Langobarden, das sein Vater schon zweimal besiegt hatte, — nachdem er vorher seinen einen König, Desiderius, gefangen, den anderen, Namens Adelgis, der mit dem Vater gemeinschaftlich herrschte, nach Constantinopel vertrieben, — ohne eine harte Schlacht seiner Botmäßigkeit unterworfen und,

was selten zu geschehen pflegt, er hat seinen Sieg durch schonende Mäßigung gemildert. Ferner hat er die Römer und des Romulus Stadt selbst, die seit lange nach seiner Gegenwart sich sehnte und damals unter dem Drucke der Langobarden seufzte, aus harten Drangsalen befreit und seinem Scepter beigefügt, ganz Italien nicht minder seiner milden Herrschaft unterthan gemacht — ein Mann, von dem man nicht weiß, was man mehr an ihm bewundern soll: seine Tapferkeit im Krieg, oder seine glänzende Weisheit, oder seine Meisterschaft in allen freien Künsten!" *)

So lautete Warnefrid's Preis karolingischer Größe, dessen Ausspruch den Worten der jungfräulichen sächsischen Dichterin würdig zur Seite steht. Und alle diese Herrlichkeit, diese Siege, diese Macht, diesen Ruhm, diese Fülle großer Männer schrieb jene karolingische Stammsage dem Segen des heiligen Ahnherrn und der milden Opfergabe seines dem Vater gehorsamen Sohnes zu!

Das waren die Vorfahren und die Eltern der Hathumod, das der Geist, der in den glorreichen Herrschergeschlechtern einer demüthigeren und darum größeren Vorzeit lebte.

Sie opferten viel und darum ward ihnen noch mehr geschenkt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Pauli Warnefridi liber de episcopis Mettensibus. Pertz. Mon. II. 264.

XXXV.

Blicke auf das revolutionirte Italien.

Nach englischen Berichten.

Dritter Artikel.

Mit der Flucht des Papstes hatte für Rom eine Schreckensherrschaft begonnen, welche ihre größte Stütze und Förderung in der Presse hatte. Wehe dem, der es wagte, von den Rechten des Papstes zu sprechen und selbst wenn es in den demüthigsten Ausdrücken geschah. So büßte der arme P. Ximenez, welcher die Zeitung Cassandrino redigirte, eine solche Kühnheit mit dem Leben; er ward in der Nähe der Kirche al Gesù eines Morgens von Dolchen ermordet gefunden; gleiches Loos ereilte einen andern Priester, wegen gleichen Vergehens. Ja selbst solchen, die rein wissenschaftlichen Arbeiten nachgingen, die aber den Clubbisten mißfielen z. B. einem Juristen, welcher Documente zur Geschichte einzelner adelichen Familien herausgeben wollte, wurde wegen aristokratischer Tendenzen mit dem Tode gedroht. Eine Mordthat folgte auf die andere, Confiscation auf Confiscation. Durch Androhung aller möglichen Schrecken wurde den friedlichen Bewohnern das Geld abgepreßt, in den Zeitungen aber diese Brandschatzungen als freiwillige Gaben angekündigt. Ja selbst den Verwandten der Ermordeten wurde das Trauern verwehrt; sie konnten, wenn sie es thaten,

ihre Namen am Café delle belle Arti, als zu gleichem Schicksal bestimmt, in öffentlichem Anschlage lesen.

Eine sehr auffallende Erscheinung war hiebei die, daß, je mehr Silber auf die Münze gebracht wurde, desto mehr das Geld verschwand. Silbergeräth von vielen Millionen an Werth wanderten dorthin und es wurde geprägt und geprägt und dennoch war nirgend ein Scudo zu sehen. Man bediente sich des alten Gepräges Gregors XVI. und so konnten die neuen Münzen als solche nicht erkannt werden und um so leichter in den Seckeln der Patrioten verschwinden. Wenn man dabei auch in Anschlag bringt, was auf Kosten der römischen Republik bei andern Revolutionen aufgewendet worden ist, so scheint doch die Angabe nicht ungegründet zu seyn, daß jeder der Hauptdemagogen mindestens seine 100000 Scudi für sich erhalten habe. Garibaldi, der „mit seiner natürlichen Anlage noch die Erfahrung Süd-Amerika's vereinigte,“ soll eine halbe Million sich zugeeignet haben und da er „erst um die eilfte Stunde kam“, so läßt sich daraus ein Schluß auf die reiche Erndte seiner Vorgänger machen. Und zu allen ihren Zwecken der Erpressung und des Mordes, stand den Gewalthabern eine Menge von Beamten, die Financieri zu Diensten. Diese Rotte, die „Zöllner“, von jeher die schlimmsten Beamten in Italien, hatte sich in jener Zeit noch oben ein aus einer Menge von Banditen rekrutirt. —

Keine Classe von Personen hatte aber mehr zu erleiden, als der Clerus und eine so klägliche Rolle auch so mancher dieses Standes in der italienischen Revolution gespielt hat, so ehrenwerth hat sich doch die römische Geistlichkeit in jener Zeit betragen. Der Verfasser des Artikels über Rom im Quaterly Review leitet die nachfolgende Erzählung der an Geistlichen verübten Mordthaten mit folgenden Worten ein: „der Clerus war am Meisten den Verdächtigungen ausgesetzt und zu seiner unsterblichen Ehre sey es gesagt, er bewährte durchaus einen solchen Muth und eine solche Entschlossenheit, wie keine an-

dere Classe darin ein Beispiel gab und worin er keine Nachahmer fand." „Die Hauptscene der Grausamkeiten war St. Calisto, ein Benedictinerconvent in Trastevere, wo, nach Vertreibung seiner Bewohner, Zambianchi, der Anführer der Financieri, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Er war ein Bologneser von Geburt, und aus dem Gefängnisse entlassen, worin er sich wegen sieben Mordthaten befunden hatte. Dankbar gegen die großen Männer, die er als seine Wohlthäter betrachtete und mit großem Vertrauen und Unterstützung von ihnen beehrt, wurde er das brauchbarste Werkzeug für ihre Absichten. Der retrograden Partei, welche jetzt als die Schwarzen und Obscurantisten bezeichnet wurden, mußte Schrecken eingejagt werden, diejenigen die man als solche ansah, wurden ihres Vermögens beraubt und in die Gärten von St. Calisto hineingebracht, die sie nicht mehr lebend verliessen. Zwischen vierzig bis fünfzig Leichname in einem Zustande der verschiedenartigsten Verstümmelung wurden daselbst in einem gegrabenen Loche gefunden und späterhin brachte man, bei Umgrabung des Erdreiches eines in der Nähe befindlichen Feigenbaumes noch sieben andere zum Vorschein. — Ein Verzeichniß aller der Verbrechen zu geben, die während dieser Periode verübt worden, wäre eben so schwierig, als das Gemüth empörend; wir wählen nur einige Beispiele von den bekanntesten oder solche aus, welche mit der größten Oeffentlichkeit begangen wurden. Der Abbate Maccioli, ein Canonicus von St. Johann im Lateran, den vier Financieri, die an ihm in einem offenen Wagen vorüberfuhren, erblickten, wurde von ihnen ergriffen und nach St. Calisto gebracht; hier wurde er nackt ausgezogen, und einer großen Geldsumme, die einer Behörde zustand, beraubt; sein Leben indeß wurde durch die zeitgemäße Fürbitte einiger mächtigen Freunde gerettet. Ein anderer Priester, welcher während der Belagerung in die Nähe der Stadtmauer kam, wurde vor einen höhern Militärbeamten gebracht, der, während er ihn mit geringer Aufmerksamkeit zu behandeln schien, bezeichnende Blicke mit der Wache wechselte; der arme Mann verließ ihn

voll von Hoffnung, wurde aber in der folgenden Minute als ein französischer Spion erschossen. Der Pfarrer von Monte Mario wurde von der Nationalgarde ermordet, weil die Franzosen, gegen die er sich nicht vertheidigen konnte, in seine Wohnung eingedrungen waren. Ein Priester, welcher die Kranken und Sterbenden in dem Spitale von Trinita dei Pellegrini besuchte, wurde, da man bei ihm einen Paß nach Gaeta fand, wohin er wegen eines Prozesses bei der Curie sich zu begeben hatte, auf der Stelle erschossen. Der Pfarrer von S. Maria sopra Minerva wurde mit vier andern Priestern zu S. Calisto erschossen, und zwar ergötzte sich Zambianchi daran daß er, indem er sie nöthigte in die Hallen des Klosters einzutreten, auf sie mit seiner Rotte feuerte. Der Minister Galleti nahm bei Gelegenheit einer militärischen Promenade um die Stadtmauer drei Bauern gefangen, von denen er behauptete, sie seyen verkleidete Jesuiten und indem er sie mit sich in die Stadt nahm, gab er sie der Wuth des Pöbels preis, der sie auf der Engelsbrücke ermordete; ein Augenzeuge versichert, daß er es sah, wie die Mörder die blutigen Messer mit ihren Zungen ableckten. Wir besorgen das Gefühl zu erschrecken, ja vielleicht mit diesem entsetzlichen Bericht die Ungläubigkeit unserer Leser in England hervorzurufen. Wir wünschten auch nur eine schwache Hoffnung zu haben, daß diese Nachrichten übertrieben seyen. Die Wahrheit kann nicht lange verdeckt bleiben, aber sobald die genauere Geschichte dieser traurigen Periode bekannt sein wird, so wird sich zeigen, wie weit das Gemälde, welches wir geben, noch hinter der furchtbaren Wahrheit zurückbleibt.“ —

Die ausgeschriebene Wahl der Constituante fand außerordentlich wenig Theilnahme; von der Nationalgarde Roms, die mehr als 12000 betrug, stellten sich keine Dreihundert zur Wahl ein. Am vierten Februar 1849 wurde jene Versammlung eröffnet und wenige Tage darauf (9. Febr.) proclamirte der Präsident derselben: daß die Gewalt des Papstes faktisch und juristisch aufgehört habe und daß fortan die Republik eingeführt sey. Als executive Gewalt wurden drei Triumvirn bestellt, ne-

den ihnen ein Ministerium. Diese Republik verhieß aber nur kurzen Bestand; der bessere Theil des römischen Volkes mußte ihrer bald satt werden und hätte sich gewiß eines Tages ermannt und dem Dinge ein Ende gemacht. Auch läßt sich nicht verkennen, daß der Clerus gerade in dieser Zeit mit großer Thätigkeit daran arbeitete, eine bessere Gesinnung bei dem Volke zu beleben; selbst Mazzini, der jetzt nach Rom gekommen war, „um den erhabenen, für ihn aufgesparten Sitz einzunehmen" und die Schaar von Fremdlingen, welche sich dorthin gezogen hatten, würden zuletzt doch nicht im Stande gewesen seyn, die Tragödie weiter fortzuspielen, wenn ihnen nicht die Belagerung Roms durch die Franzosen zu Hülfe gekommen wäre. Dieß gab ihrer Sache eine unerwartet günstige Wendung.

Wären die Franzosen mit einer Heeresmacht gekommen, welche jeden Widerstand als Wahnsinn hätte erscheinen lassen, so wären die Häupter der Revolution, nach dem Beispiele Anderer, unstreitig davon gelaufen. Jetzt aber hatte die Schlappe, welche das kleine Corps des General Oudinot erlitt, die Demagogen ermuthigt, und dadurch in den Stand gesetzt, alle Kräfte aufzubieten, um die Vertheidigung möglichst in die Länge zu ziehen. Dazu kam das Benehmen des französischen Agenten Lesseps, welcher, während der französische General vor den Thoren stand, es mit der revolutionären Regierung in Rom hielt. Oudinot's Lage war in der That eine beklagenswerthe; er war in allen seinen Operationen gehemmt, denn die Belagerten hatten ihre besten Bundesgenossen in den französischen Journalen, die jeden Schritt des Generals herabsetzten und an andern Pariser Demagogen, welche eine geheime Correspondenz mit jenen unterhielten und sie zum muthigen Widerstande gegen die französische Armee aufforderten. Unter solchen Umständen konnte Oudinot in der That selbst gar nicht wissen, ob ihm nicht an einem schönen Morgen der Befehl zugehen würde, gemeinschaftliche Sache mit der römischen Republik zu machen. In diesem ganzen Unternehmen der Franzosen trat es nur ge

deutlich hervor, daß die große Nation, die mehr als jede andere einer starken Regierung bedarf, in Folge der revolutionären Zerrüttung, an der sie leidet, nicht mehr recht berufen zu seyn scheint, eine bedeutende politische Rolle zu spielen. Es fehlt an aller Entschiedenheit und Energie und obendrein ist Frankreichs Politik von der ihres größten Nebenbuhlers, Englands in Schlepptau genommen worden. Die Belagerung Roms wird unter allen Umständen, ohne daß man den Truppen oder ihrem Befehlshaber irgend einen Vorwurf machen könnte, keine sehr ehrenvolle Stelle in den Annalen der französischen Kriegsgeschichte einnehmen. Für Rom selbst war sie aber ein höchst beklagenswerthes Ereigniß. Sehr richtig bemerkt das Quaterly Review: „Die Römer, statt daß sie Ursache hätten sich ihrer langen Vertheidigung zu rühmen, sollten darüber vielmehr erröthen, als über die tiefste ihrer Erniedrigungen.“ Sie duldeten es geplündert und getödtet zu werden von Horden fremder Abentheurer — insbesondere von Garibaldi's Schaar — welche ohne ihre Zustimmung in die Stadt gekommen waren und sie mit Drohungen und Schlägen zwangen ihre eigenen Mauern gegen einen Feind zu bemannen, für dessen glückliche Erfolge ihre Herzen im Geheimen schlugen.“ Da Garibaldi in diesem traurigen Drama eine der Hauptrollen spielte, so entnehmen wir aus der nämlichen Quelle noch einige Züge zur Charakteristik dieses Räuberhauptmanns und seiner Rotte.

„Garibaldi erregte, als er das erstemal mit seinem wilden Troß von Banditen, dem Auswurfe aller Nationen in Rom erschien, die Besorgniß der Bewohner und die Eifersucht der Nationalgarde. Er wurde, damit man ihn wenigstens auf einige Zeit los werde, in die Abruzzen gesendet, mit dem Befehl, dort die Gränze gegen den erwarteten Einfall der Neapolitaner zu bewachen. Seither hatte er dort sein Lager aufgeschlagen und er trieb sein Wesen in völliger Ungebundenheit, indem er seinen Genossen jeden Exceß gestattete und seine Streitkräfte durch das Versprechen der zügellosesten Lebensweise recrutirte. Die Furcht vor ihm hatte sich in Rom bei denen, die noch Etwas zu

verlieren hatten, nicht vermindert — allein man konnte seiner nicht länger entbehren. Den Triumvirn war die Mißstimmung der Nationalgarde sehr wohl bekannt; abgesehen von ihrem offen ausgesprochenen Mißbehagen an dem Kampfe, waren sie überhaupt der Republik feindlich gesinnt und es war daher nothwendig, einige Kräfte zu sammeln um diese einzuschüchtern und ihnen zugleich eine Lehre zu geben. Die Linientruppen waren desorganisirt und vielleicht noch mehr als die Nationalgarden dem Gedanken eines bewaffneten Widerstandes entgegen. Garibaldi wurde daher, als der Angriff der Franzosen drohte, nach Rom zurückgerufen und zwar mit einer Streitmacht, deren angebliche Höhe sich nicht über sechshundert belief, deren wirklicher Bestand aber nicht weniger als zweitausend betrug. Es war, als er kam, ein für die damalige Jahreszeit heißer Tag, und die Bewohner der Stadt, welche nach dem Thore hingeströmt waren, wurden von neuem Schrecken erfüllt, als sie ihn und seine vergrößerte Schaar von Banditen erblickten — ein wilder Haufen in dem mannigfaltigsten Costüm, wobei die Zerlumptheit ihres Anzuges im Allgemeinen einen wunderlichen Contrast zu einzelnen reichen Zierathen und Kleidungsstücken bildete, bewaffnet mit jeder Art von Waffen, Weiber in Mannskleidern, bärtige Kehlabschneider und als Weiber maskirt, einige auf gestohlenen Pferden, Andere auf Eseln, die sie von den Weiden sich geholt hatten; einige auf Karren, Wägen und was immer für Fuhrwerk, was nur für den Dienst hatte aufgetrieben werden können; den Schluß bildete die Kutsche des Bischofs von Rieti, mit betrunkenen Freiwilligen angefüllt, welche nach Kräften schrien und die Beine zu den Fenstern hinaushängen ließen. Keinerlei Ordnung wurde auf dem Zuge beobachtet — man gab dem Dinge absichtlich ein Ansehen von Verwirrung und Brutalität, um durch die natürliche Wildheit den schrecklichen Anblick noch zu erhöhen. Viele waren betrunken; Flinten und Pistolen wurden in den Straßen ohne Rücksicht auf die Gefahr abgefeuert und Drohungen und Flüche mischten sich mit gemeinen und blasphemischen Gesängen. I

beabsichtigte hauptsächlich durch dieses Gesindel die Bewohner von Trastevere, denen man immer am Wenigsten traute, in Schrecken zu setzen; wagte aber doch nicht jenes sogleich dorthin marschiren zu lassen. Man überließ der Bande zuerst das Kloster von S. Silvestro in Capite, von wo sie die Nonnen, welche lange obdachlos auf den Straßen herumirrten, vertrieb. Erst später verlegte in stiller Nacht Garibaldi sein Hauptquartier nach Trastevere, wo sich alsbald ein Vorfall ereignete, der dazu bestimmt war, bei der retrograden Partei Schrecken zu verbreiten. Während Garibaldi mit einigen seiner Genossen in einem der Kirche von S. Maria in Trastevere benachbarten Wirthshause saß, wurde ein Geistlicher aus dieser Pfarrei vor ihn gebracht, beschuldigt, die Republik geschmäht zu haben. Garibaldi horchte mit Aufmerksamkeit seiner Vertheidigung zu. Der arme Mann gab an: es sey wahr, daß er ein getreuer Unterthan des Papstes sey, daß er aber, obschon er die Republik nicht liebe, doch keinerlei Meinung hierüber ausgesprochen habe. Garibaldi, mit einer ernsten und feierlichen Miene, die ihn nie verließ, bemerkte: in einer Republik seyen alle Meinungen frei gestattet und sprach seine Freilassung aus. Zwei Reihen Soldaten begleiteten den Geistlichen und als man an eine geeignete Stelle kam, wurde er erstochen. Am folgenden Morgen war der Altar bereitet und man versammelte sich zu der Messe, die jener halten sollte, als man sich das Gerücht zuflüsterte, daß seine Leiche in einer benachbarten Straße gefunden worden sey; Niemand aber wagte, nach dem Mörder zu forschen." Garibaldi aber, um auf seine Persönlichkeit zurückzukommen — „ist, wenn man sein Costüm abrechnet, in keiner Hinsicht jener melodramatische Held, wie ihn die Zeitungen schildern. Er zählt zwischen vierzig und fünfzig Jahre, ist von mittlerer Statur, lebhaftem Aeussern, und wohlgestalteten Gliedern. Seine Miene, welche Entschiedenheit ohne Wildheit ausdrückt, verleiht seinen Zügen mehr Auffallendes als Schönheit. Sein Haar ist von einem leichten Roth, und herabwallend bis zu den Schultern entspricht es dem dicken und buschigen, etwa um eine oder zwei

Schattirungen helleren Barte. In seiner Kleidung sucht er das Malerische; seine Mütze ist von scharlachnem Tuche, geschmückt mit einer Goldborte und einer schwarzen Feder. Er trug eine Tunica oder Blouse von dem herrlichen Scharlach, welchen der Sultan dem Papste zum Geschenke gemacht hatte; ausser dem Schwerte führte er einen Dolch in seinem Gürtel. Seine eigenen Lieblingstruppen waren fast auf die nämliche Weise gekleidet. Mit einer gewißen Leichtigkeit und natürlichen Anmuth in seinen Bewegungen vereinigte er jenen Anstrich von ruhiger und steter Würde, welcher für diejenigen unerläßlich ist, die über Spanier und deren Abkömmlinge eine Auctorität ausüben wollen. Er hat in Südamerika spanische Sitte und Sprache bis zur Vernachlässigung der eigenen angenommen. Von seiner Bande angebetet, fand er die Kunst sich bei den buntgemischten Schaaren zügelloser Italiener Gehorsam zu verschaffen. Aengstlich höflich in seinen Reden, war er unerbittlich in seinen Handlungen; in demselben Athemzuge konnte er die Execution von zwölf Deserteurs befehlen und ein Glas Wein fordern. Eine Art von Claverhouse unter den Banditen, trug er dieselbe Gewissenhaftigkeit in Betreff dessen zur Schau, was er seine Pflicht nannte und während er die Republick haßte und die Republikaner verachtete und auf dem Ruin Beider sich zu erheben trachtete, prahlte er mit einem unerschütterlichen Eifer für deren Sache, für welche er bereit sey, Alles zu opfern. Während er für seine Person die größte Sorge trug, setzte er auch seine Leute keiner unnöthigen Gefahr aus. Er zwang die Verurtheilten in den Trancheen zu arbeiten und schien seine boshafte Freude daran zu finden, die Freiwilligen dem feindlichen Feuer auszusetzen. Wohlbekannt mit dem Nationalcharakter gab er sich das Ansehen, an dem Muthe derer zu zweifeln, welche ihm Dienste anboten und wenn sie ihr Verlangen zu kämpfen ausdrückten, so pflegte er ihnen mit Ruhe die Bresche zu zeigen, wohin er seine Myrmidonen sendete, um jenen den Vortritt zu lassen mit der geheimen Instruction, daß kein Zurückweichen gestattet werden solle. Wir sind nicht der Meinung

daß dieser Mann „„ein Räuber zu Land und ein Pirat zu See““ des gewöhnlichen Muthes eines Soldaten entbehrt habe, allein er war nicht beseelt von einer ritterlichen Liebe des Ruhms oder mit der romantischen Kühnheit, welche in Gefahren Anreizung sucht. Auch wollen wir nicht behaupten, daß er, obschon völlig gleichgültig gegen das menschliche Leben, irgend ein besonderes Vergnügen am Blutvergiessen gehabt habe.“

Diesem Abentheurer war die oberste Leitung Roms übertragen worden; ihm zur Seite stand ein aus drei Mitgliedern bestehender Vertheidigungsausschuß, der weit mehr als die Franzosen zur Verwüstung der Stadt beigetragen hat. Ohne allen Zweck wurden Häuser und Gärten zerstört, oft blos weil der Neid sie als solche bezeichnete, die der Vertheidigung der Stadt hinderlich seyen; ganze Straßen, insbesondere in der Nähe der Engelsburg wurden nivellirt und auch das große Theater Tordinone war durch die Rachsucht eines durch schlechtes Leben in seinen Finanzen ruinirten ehemaligen päpstlichen Offizieres bedroht, welchem der Fürst Torlonia früher einmal die gewünschten Summen nicht hatte vorstrecken wollen. Am Meisten aber ist die nutzlose Verwüstung der beiden schönen Villen, der Villi Borghese und Pamfila zu beklagen; in beiden waren es nicht die Franzosen, welche die Zerstörung anrichteten, sondern die Belagerten. Jene hielten, als sie zum Besitze der Villa Pamfili gelangten, die strengste Mannszucht, als aber Garibaldi dieselbe wiedernahm, wurden der Park, das Casino, die Antiquitätensammlung und die Springbrunnen völlig verwüstet. „Hatten früher die beiden genannten Villen an Schönheit gewetteifert, so konnte es jetzt zweifelhafter werden, welche in der Zerstörung die andere übertraf. Das gleiche Schicksal hatte ohne Unterschied die ganze Umgebung von Rom und die Stadt bot ein Aussehen, welches vielleicht dazu dienen konnte, um sich eine Vorstellung von Lissabon nach dem Erdbeben zu machen.“ Daß die Volkshelden die Schuld von allen dem auf die Franzosen schoben, versteht sich von selbst, ja sie gingen darauf aus, dieß vor aller Welt Augen klar zu machen, indem sie

ihre Batterien, ohne daß die Strategie dieß erforderte, so postirten, daß die herrlichsten Monumente Roms durch die Kugeln der Franzosen bedroht werden mußten. Hatte Rom in dem Heerführer der Gallier den neuen Brennus gefunden, so fehlte es auch dießmal nicht an den hülfebringenden Vögeln. Die Consuln nämlich mehrerer Staaten, manche von ihnen freilich gezwungen, fanden sich bemüßigt, auf Anstiften Mazzinis, einen Protest gegen die Zerstörung der Monumente Roms durch die Belagerer zu unterzeichnen.

Neben jenem Vertheidigungsausschusse wirkten zwei andere, die aber bald sich identificirten, in gleichem Maße zerstörend auf die Wohlfahrt der Bewohner; dieß waren die Ausschüsse für die freiwilligen Gaben und für die gezwungenen Anlehen. Anfänglich beobachtete man hierbei noch eine gewisse Form; man zeichnete Hab und Gut einzelner Personen auf, und nahm dieses oder jenes davon in Anspruch, allein jetzt forderte man was man wollte, indem man den Besitzern die Pistole auf die Brust setzte. Die Thätigkeit dieser Ausschüsse kam der einer allgemeinen Plünderung gleich, und hatte man gleich manche Häuser schon ganz ausgeleert, so begann man doch noch nach verborgenen Schätzen zu suchen. Dieß Loos traf namentlich Kirchen und Klöster und es wurde bei solchen Visitationen gegen „die Geistlichen große Gewalt und Brutalität geübt. Ihre Keller wurden erbrochen, ihre Weine weggenommen oder nutzlos vergossen; ihre Diener wurden geschlagen und mit Bajonetten oder Degen gestoßen, um sie zur Angabe versteckter Sachen zu veranlassen. Pferde und Futter wurden gefordert, Provisionen jeder Art für die tapfern Vertheidiger der Bresche, Betten und Linnen für die verwundeten Patrioten. Einige Spitäler wurden in Stätten der Lust verwandelt, wo Frauen, selbst der besseren Stände, unter dem Vorwande die Kranken zu besuchen, eine Gelegenheit zu lockern Leidenschaften boten, die sie in einem geordneteren Zustande der Gesellschaft gezwungen gewesen wären zu unterdrücken — und der Beichtvater wurde von dem Kissen des Sterbenden durch die Furcht vor

weggetrieben, Zeuge von Scenen der zügellosesten Ausschweifungen sein zu müßen."

Endlich nach einer Belagerung von neun und sechszig Tagen ließ man die Franzosen in die Stadt ein; eine Eroberung kann man dieß freilich nicht nennen. Die Maßregeln, welche jetzt ergriffen wurden waren eben so halber Natur, wie die bisherigen. Statt Garibaldi, welcher abgezogen war, zu verfolgen, statt das Raubgesindel der Financieri und der römischen Legion, die sich noch auf fünftausend belief, aus der Stadt zu vertreiben, statt sofort, wozu man sich jetzt noch nach vielen Monaten genöthigt gesehen hat, das Standrecht zu verkündigen, ließ man Alles so gehen, wie es eben ging. Ja es war viel, daß man nicht auch den Wunsch Mazzini's (der in dem Comptoir oder in dem Weinkeller des englischen Consuls Freeborn ein Asyl gefunden hatte), in Rom unter der britischen Aegide bleiben zu dürfen, erfüllte. Mazzini begab sich zuerst nach England, „wo er, wie er an seine Bewunderer in Italien schreibt, Sympathie, Zuneigung und Unterstützung gefunden hat." „Er wird jetzt", wie das Quaterly Review von ihm sagt, „den Vortheil des persönlichen Verkehrs mit Lord Palmerston genießen, der die beste Gelegenheit hat, die Ansichten der leitenden Republikaner an der Urquelle kennen zu lernen und ihm als Gegengabe dafür die Absichten des Cabinets Ihrer Majestät mitzutheilen."

Wir wünschen dem edeln Lord nichts Böses, allenfalls die angenehmste Zurückgezogenheit des Landlebens; möge es aber Gott gefallen, Italien und ganz Europa recht bald von ihm zu befreien. Leider jedoch scheint sein Handeln so sehr der Krämerpolitik Englands zu entsprechen, daß selbst diejenigen Männer, von denen man es am Wenigsten erwarten sollte, sich mit all seinen himmelschreienden Gewaltthaten und Verletzungen des Völkerrechts zu versöhnen wissen. Der Tag der Vergeltung wird nicht ausbleiben!

XXXVI.

Bruchstücke aus einer Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona.

II.

Kurze Uebersicht der Ereignisse von 1585 bis 1719.

Nachdem solchergestalt die „Reformation" — wie sich die protestantischen Lokalhistoriker ausdrücken — „glücklich zu Stande gebracht war", verschwand (abgesehen von dem Dörfchen Eppendorf, in dessen Kirche bis 1545 Messe gelesen sein soll) schon in den nächsten Jahren jede Spur eines katholischen Lebens aus Hamburg und mußte verschwinden, da im Recesse von 1529 ausdrücklich bestimmt war, daß jeder, der sich der katholischen Sache in Hamburg ferner annehme, „recht verfolgt" und „nach Gelegenheit der That bestraft" werden solle. Dennoch kam nach Verlauf von sechszig Jahren 1585 ein florentinischer Edelmann, Alexander della Roccha, dessen katholisches Glaubensbekenntniß man, seines großen Reichthums wegen, ignorirte, nach Hamburg, und brachte nicht nur einen Priester der Gesellschaft Jesu, Michael von Isselt, mit sich, sondern wußte auch von dem schon protestantischen Grafen Adolph XIII. von Schauenburg die Vergünstigung zu erlangen, in dem, zu seiner Grafschaft Pinneberg gehörenden

ganz nahe bei Hamburg liegenden Dörfchen Altenau (dem späteren Altona) einen katholischen Gottesdienst einrichten zu dürfen.

Kaum aber war dies geschehen und kaum hatte dort ein Priester, Henricus Neverus S. J., seine Wirksamkeit begonnen, so war auch schon dadurch der Zorn der protestantischen Bevölkerung Hamburgs erregt und zwar um so mehr, als man, trotz der Nähe, jene Vergünstigung auf fremdem Gebiete nicht inhibiren konnte. Desto mehr ließ man daher seine Erbitterung die in Hamburg wohnenden Katholiken fühlen, indem man nicht nur den Pöbel zu den gröbsten Gewaltthätigkeiten gegen sie aufhetzte, sondern sich auch vereinigte, mit den katholischen Kaufleuten weder Geschäfte zu machen, noch ihnen Wohnungen zu vermiethen. Ja, man ging so weit, im Recesse von 1603 zu verordnen, daß jeder, der durch den Besuch der Messe in Altona ein schlechtes Beispiel gäbe, aus der Stadt verwiesen werden solle. Zwar ertheilte Kaiser Rudolph II. den Hamburgischen Katholiken 1604 einen besonderen Schutzbrief, allein dieser half so wenig wie ein bald darauf an den Senat erlassenes kaiserliches „Mandatum arctius de non offendendo sub poena banni", indem man trotz dessen fortfuhr, sowohl die in Hamburg als die in Altona wohnhaften Katholiken dergestalt zu turbiren, daß der Pinneberger Drost Hans Steding in Bezug auf Altona an den Senat schrieb: die dortigen Einwohner würden lieber an der türkischen Grenze wohnen als an der Hamburgischen.

Indessen erneuerte der Regierungsnachfolger des Grafen Adolph, der Graf Ernst von Schauenburg, 1607 das Privilegium der Katholiken, wenn auch, wie es scheint, weniger aus Zuneigung zu diesen, als zum Vortheil Altona's, das sich durch fortgesetzte katholische Ansiedelungen schon so vergrößert hatte, daß es bereits 1604 zu einem Flecken erhoben worden war. Denn er ertheilte nicht nur den in Hamburg gleichfalls nicht geduldeten Calvinisten und Mennoniten dieselbe

Vergünstigung, sondern scheint auch, als diese neuen Ankömmlinge in ihrem, von dem der Lutheraner in nichts verschiedenen Haß gegen die Kirche so weit gingen die zuerst aufgenommenen Katholiken aus Altona verdrängen zu wollen, diesem Plane nicht ganz abhold gewesen zu sein, der jedoch durch die Intervention des Kaisers Matthias (1612) glücklicher Weise vereitelt ward.

Es ist wohl bemerkenswerth, daß um eben diese Zeit, da in Hamburg noch keine Messe, und sei es auch in dem verborgensten Winkel, gelesen werden durfte, die gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingewanderten Juden dort bereits ihre Synagoge und ihren Rabbiner hatten. Es erklärt sich dieser Umstand jedoch einfach dadurch, daß die Juden große Reichthümer mitgebracht hatten und ein bedeutendes Schutzgeld zahlten, während die Katholiken, wie sich der Senat in einem späteren Schreiben an den Kaiser ausdrückt, „von keiner sonderbaren Qualität" waren, auch „schlechte Nahrung und Trafiquen" trieben. Allein bei dem frommen Kaiser Ferdinand II. bedurfte es keiner „sonderbaren Qualitäten", um seines Schutzes theilhaftig zu werden, weßhalb er denn auch den armen hamburgischen Katholiken ihren Schutzbrief erneuerte, und letzteren dem Senat 1622 durch zwei Dominikanermönche, von denen der eine, Pater Dominicus Janßen, auf kurze Zeit in Hamburg blieb, überreichen ließ. Allein weder dieser Schutzbrief, noch alle spätern Mandate und Befehle des Kaisers hatten eine andere Wirkung, als daß man die Katholiken nur um so eifriger verfolgte, weßhalb denn auch der Pater Dominicus bald wieder flüchten mußte. Ja, als der Kaiser sich in einer seiner Zuschriften an den Senat darauf berief, daß man doch den Juden freie Religionsübung verstatte, hatte dieß keine Verbesserung der Lage der Katholiken, sondern nur eine Beschränkung der Freiheit der Juden zur Folge, da man (nach dem Ausspruche eines damaligen lutherischen Predigers, Johann Müller) fürchtete, dasjenige, was man den Juden zu-

gestände, am Ende „wohl gar" auch den Katholiken bewilligen zu müssen.

Nachdem jedoch Altona, das 1640 nach dem Ableben des letzten schauenburgischen Grafen, Otto VI., an Christian IV von Dänemark gefallen war, von dessen Nachfolger Frederic III. zu einer Stadt erhoben, und bei dieser Gelegenheit das Privilegium der Katholiken 1658 ausdrücklich erneuert worden, unternahm es in Folge dessen einer der damaligen Missionäre, der in Altona wohnhafte Pater Wernichius *), aus seinem eigenen Peculio die erste ordentliche Kirche daselbst herzustellen, die jedoch schon 1669 wieder geschlossen ward, weil der König die von dem apostolischen Vicar, Valerius, Bischof von Marocco, in der Kirche vorgenommene Firmung als einen Verstoß gegen die Beschränkungen des von ihm ertheilten Privilegiums betrachtete. Doch ward der Gottesdienst schon 1670 von seinem Nachfolger Christian V., auf Fürbitte des Herzogs Johann Friederich von Braunschweig, wieder freigegeben.

Inzwischen aber war es mit dem Aufkommen stehender Legationen völkerrechtliche Sitte geworden, den Gesandten auswärtiger, einer andern Confession zugethaner Höfe einen Privatgottesdienst in ihren Häusern zu verstatten. Da nun ein solcher auch in der Wohnung des französischen Gesandten, Vidal, statt fand, so hatte dieser den hamburgischen Katholiken, während der Sperrung der altonaischen Kirche, seine Kapelle zum Mitbesuche geöffnet. Die Frequentirung derselben dauerte jedoch, auch nach Wiedereröffnung der Kirche in der

*) Derselbe gehörte, wie alle spätern hamburgischen und altonaischen Missionäre, bis 1773 der Gesellschaft Jesu an. Diejenigen, die zur Zeit der Auflösung des Ordens daselbst fungirten, blieben, als nunmehrige Weltpriester, auf ihren Posten.

Nachbarstadt, so lange fort, bis der französische Gesandte 1675 in Folge davon, daß Frankreich zum Reichsfeinde erklärt war, Hamburg verlassen mußte. Da nun der Senat am selben Tage zugleich befahl, das nach Altona führende Thor, der Kriegsunruhen wegen, geschlossen zu halten, so war damit den hamburgischen Katholiken jeder Besuch eines Gottesdienstes unmöglich gemacht. In dieser Noth nahm sich ihrer der kaiserliche Resident von Rondeck an, indem er ihnen, da seine Hauskapelle zur Aufnahme der Gemeinde zu klein war, ein besonderes Haus miethete, und über dasselbe, zum Zeichen, daß es unter kaiserlichem Schutze stehe, den Reichsadler aufhängen ließ. Hierüber entstand jedoch ein so großer Tumult, namentlich unter den lutherischen Predigern, daß, da letztere auf alle Güteversuche erklärten, „sie hielten sich in ihrem Gewissen verpflichtet, so lange gegen den Adler, der das refugium papistarum schütze, zu predigen, bis derselbe verschwunden sei", sich Rondeck endlich genöthigt sah, gegen das Versprechen des Senats, das nach Altona führende Thor wieder öffnen zu lassen, den Gottesdienst in gedachtem Hause ganz aufzuheben.

Da man trotz dessen aber fortfuhr, die Katholiken auf jede Weise zu molestiren, so entschlossen sich letztere, einen ihrer Missionäre mit der Bitte um erneuten Schutz an den Kaiser zu schicken. Diese Sendung übernahm der Pater Marcellus Lotz, der auch so glücklich war, von Leopold I., der sich der hamburgischen Gemeinde stets als ein wahrer Schirmvogt der Kirche erwies, den Befehl an seinen dortigen Gesandten zu erwirken, ein sowohl zum Gottesdienst, als zugleich zum Gesandtschaftshotel geeignetes Haus auf kaiserliche Kosten anzukaufen. Dieß geschah, jedoch ließ der, nach dem Tode seines Vaters zum kaiserlichen Residenten ernannte Baron Rondeck d. j. das acquirirte Haus zuvor niederreißen und einen Neubau beginnen, während welcher Zeit die Gemeinde sich mit dem Besuche der kleinen Kapelle des spanischen Gesandten, Don Juan de Salazar, begnügen mußte. Als

man aber, während einer Reise des letzteren, sie auch von hier zu vertreiben suchte, reiste der Pater Henricus Isaac nach Brüssel, um bei dem dortigen Hofe Hülfe zu suchen, die er zwar nicht erhielt, dagegen das Glück hatte, auf der Rückreise, während seines Aufenthaltes in Münster, dadurch, daß er dem frommen Bischofe Ferdinand von Fürstenberg die klägliche Lage der nordischen Missionen schilderte, die Veranlassung zu derjenigen Stiftung zu werden, die, unter dem Namen der Ferdinandeischen, noch heute der Segen derselben ist.

Nachdem das neue Gesandtschaftsgebäude nebst geräumiger Kapelle endlich 1681 vollendet war, wollte der Baron Rondeck, der, als specieller Freund des damaligen Bürgermeisters Meurer, überhaupt mehr das Interesse des Senats, als das seines Kaisers im Auge zu haben schien, in den zur Wohnung der Missionäre bestimmten Theil desselben statt ihrer eine protestantische Familie aufnehmen, was ihm jedoch vom Kaiser auf das Nachdrücklichste verwiesen ward. Das diese Sache betreffende kaiserliche Schreiben ist besonders deßhalb von Interesse, weil es zugleich den Beweis liefert, daß damals der Zweck der kaiserlichen Gesandtschaft in Hamburg weit weniger ein politischer, als ein religiöser war, wie dieß deutlich aus folgenden Worten hervorgeht:

„Wenn nun die Haltung eines kaiserlichen Residenten in vorbesagter Stadt Hamburg hauptsächlich dahin abgesehen ist, damit der katholische Gottesdienst denen sich der Orten befindlichen Katholischen zum Trost gehalten und diese Religion weiters fortgepflanzt werden möge.“ ꝛc.

Dennoch wurden aber nicht selten die wohlwollenden Absichten sowohl Kaiser Leopol d's I. als seiner Nachfolger durch die denselben zuwiderlaufenden Interessen ihrer Gesandten in Hamburg gehemmt und geschwächt. So fiel es unter Anderm dem, nach der Abberufung Rondeck's, 1684 als Gesandter nach Hamburg kommenden Baron von Gödens plötzlich ein,

sich durch Vermittelung des der Verhältnisse unkundigen kaiserlichen Beichtvaters, Pater Stettinger, die Erlaubniß zu erwirken, das erst neuerbaute prächtige Gesandtschaftshotel wieder zu verkaufen, und dafür zwei alte baufällige, der protestantischen großen St. Michaelskirche gerade gegenüber liegende Häuser zu acquiriren, die, obwohl sie mit einander vereinigt wurden, doch nicht Raum genug für die Aufnahme des Gottesdienstes boten, weßhalb zu diesem Zwecke 1693 ein besonderer Flügel angebaut werden mußte. Trotz dessen aber hatten die hamburgischen Katholiken diesen 1687 geschehenen Tausch auf das Tiefste zu beklagen. Denn nicht nur fehlte es, namentlich nachdem 1713, als bei der Einäscherung Altonas durch den schwedischen General Steenbock, auch die dortige Kirche niedergebrannt war, in diesem neuen Lokale an der nöthigen Räumlichkeit, sondern die obenerwähnte Lage desselben ward auch die Veranlassung zu dem beklagenswerthen Ereignisse, das in der nächsten Episode darzustellen sein wird.

III.

Die Zerstörung der kaiserlichen Gesandtschafts-Kapelle.

(1719.)

Nach Beendigung der fürchterlichen Pest, welche während der Zerstörung Altona's dort geherrscht und im folgenden Jahre (1714) auch in Hamburg Tausende von Opfern hingerafft hatte, fand sich, daß eine nicht geringe Zahl katholischer Kinder verwaist worden war, welcher Umstand die Gemeinde um so mehr in Verlegenheit setzte, als zur Aufnahme in das städtische Waisenhaus das Lutherische Glaubensbekenntniß (wie noch jetzt!) erforderlich war. In dieser Noth entschloß sich eine treue Wohlthäterin der katholischen Armen, die Gräfin Reventlau, eines dieser Kinder zu adoptiren, welche edle Handlung zu einer noch größeren und fortdauernden Wohlthat für die Katholiken beider Städte ward. Denn als die Kunde

von derselben nach Wien kam, entschlossen sich, auf Anregung des Kaisers (Carl's VI.) mehrere Erzherzöge und fürstliche Personen des Hofes, eine Anzahl dieser armen und verwaisten Kinder auf ihre Kosten in Wien versorgen und erziehen zu lassen, zu welchem Zwecke der Kaiser sofort 230 Dukaten an die Missionäre sandte, um damit die vorläufigen Ausgaben so wie die Reisekosten zu decken. Der Plan ward auch sofort ausgeführt und noch im selben Jahre (1715) wurden sieben und zwanzig Kinder beiderlei Geschlechtes nach Wien gesandt, denen im nächsten Jahre dreißig, und 1717 wiederum neun andere folgten.

Die Dankgebete dieser sechs und sechszig kleinen Hamburger und Hamburgerinnen haben sicher das Ohr ihres himmlischen Vaters wohlgefälliger berührt, als die Pauken und Trompeten, mit denen man im letztgedachten Jahre in ihrer Vaterstadt das „Reformationsfest" feierte. Denn mitten in das Schmettern derselben schrillte das unharmonische Zetergeschrei der Lutherischen Prediger gegen ihre katholischen Mitbürger, die ihnen noch immer nicht genug verfolgt und gemißhandelt schienen. „Vix dici potest (sagt ein katholischer Berichterstatter aus jener Zeit) quantis furiis conjurati totius urbis praedicantes per annum integrum e cathedra et in famosis suis libellis *) suam in nos bilem effuderint."

Daß die unausbleibliche Folge solcher Aufreizungen erneute Excesse gegen die Katholiken sein mußten, lag in der Natur der Dinge. Zuerst brachen diese gegen die arme, ihrer Kirche beraubte Altonaische Gemeinde los. Vor dem Hause, in welchem diese interimistisch ihren Gottesdienst hielt, erschien nämlich an einem Sonntage gerade während des Hochamtes ein Trupp vermummter Reiter, drang in dasselbe ein, riß dem

*) Eins derselben von einem gewissen Heinson, dem Nachfolger des in der hamburgischen Geschichte äußerst berüchtigten Krumbholz, führt den Titel: „Drei römisch-katholische Pfaffengewäsche." Hamburg 1717.

celebrirenden Priester das Meßgewand von den Schultern, zerschlug Kelch und Patene, zerstörte den Altar und Alles, was sich in dem Saale befand, warf sich dann wieder auf die vor dem Hause stehenden Pferde und sprengte nach Hamburg hinein. Wer sie gewesen und in wessen Auftrage sie gehandelt, ist, so leicht es auch, wie es scheint, bei einigem guten Willen der Behörde, möglich gewesen wäre, nie herausgebracht worden.

Wenn dieser Ueberfall vermummter Reiter zweihundert Jahre früher zur Zeit des noch bestehenden Faustrechtes, etwa von einem Franz von Sickingen, oder auch nur hundert Jahre früher, während des Ausbruches des dreißigjährigen Krieges, irgendwo vollführt wäre, so würde man ihn nicht sonderlich auffallend finden, daß er aber im 18. Jahrhundert zur Zeit der Amouretten und Schnörkeln, der Atlasroben und gestickten Fracks, in dieser Stadt zur Friedenszeit sich ereignen konnte, darf allerdings etwas Außergewöhnliches genannt werden. Noch überraschender aber ist es gewiß, daß jene Räuberscene keine vereinzelte blieb, sondern durch eine andere, in bedeutend vergrößertem Maßstabe in Hamburg unternommene noch um Vieles überboten ward.

Der durch die hamburgischen Prädikanten bei Gelegenheit ihres „Reformationsfestes" entflammte Haß gegen die Katholiken stieg nämlich, wo möglich, noch höher, als der an die Stelle des bisherigen kaiserlichen Gesandten, Grafen von Fuchs, ernannte Graf von Metsch gleich nach seiner Ankunft in Hamburg, nachdem er die Unmöglichkeit eingesehen hatte, in dem, zwar erst 1693 erbauten, aber doch schon völlig baufälligen Flügel des kaiserlichen Hotels noch fernerhin Gottesdienst zu halten, zu diesem Zwecke den Bau eines ganz neuen Flügels begann, und zwar an der hintern Seite des Hotels, damit, weil letzteres, wie schon erwähnt, der großen St. Michaeliskirche gerade gegenüberlag, der Meßgesang das leichtverletzte Ohr der Protestanten nicht beleidige. Der Tag der

Legung des Grundsteines ward durch folgende Inschrift auf letzterem verewigt:

† Carolus VI imperator †
Sacro sacello
Divi Caroli Borromaei
per
Able † ga-
tum Adolphum
Comitem de Metsch
primum hunc lapidem
posuit
Anno MDCCXIX.
XX. Maj.

Mit welcher Rücksichtnahme man übrigens bei dieser Grundsteinlegung verfuhr, beweist noch der Umstand, daß man nicht nur dieselbe in aller Stille betrieb, sondern vorher auch sämmtliche Bauarbeiter fortschickte, damit diese an der, von dem Weihbischofe von Hildesheim vorzunehmenden heiligen Handlung keinen Anstoß nehmen möchten. Nach Beendigung derselben ließ der Graf denn aber den Bau durch mehr als fünfzig Arbeiter so rasch fördern, daß derselbe schon nach wenig Wochen nur noch des Daches zu seiner Vollendung bedurfte.

Da glaubten die geschworenen Todfeinde der Kirche, die Herren mit den großen Perrücken und den kleinen Herzen auch ihrerseits keinen Augenblick mehr verlieren zu dürfen. Schon am 26. Mai hatten sie eine Vorstellung an den Senat eingegeben, in der u. A. gesagt wird:

„da auch eine Kapelle und zu derselben ein besonderer Gang angelegt werden solle, ja, wie in einem Grundrisse zu sehen gewesen sei, mit einem Thurm solle gezieret werden, die Papisten und Jesuiten auch wirklich den Bau vorgenommen und, mit Haltung einer lateinischen Oration, bereits den Grundstein, so von weißem Allabaster und mit vielen Kreuzen bezeichnet gewesen, gelegt hätten, da überdies auch der Jesuit Pater Koch im Beisein noch dreier andern Jesuiten einen andern Stein, mit Weihwasser vermittels eines grünen

Buchsbaumwedels besprengelt, in den Grund gelegt: — als stelle Reverendum Ministerium E. E. Rath anheim, ob nicht dieser Stein mit Inscription und was dem anhängig zu visitiren, zumal da es unter E. E. Rathes und der Stadt Regalien gehöre, die Besichtigung der Stellen, so bebauet werden sollen, vorzunehmen, wie denn auch Rev. Min. dieses wünscht und ersucht: daß Ampl. Senatus absonderlich, auf wessen Namen dieser Bau geschrieben worden, zu vigiliren belieben wolle.... Ueberdies gehe auch Rev. Minist. Bitte dahin noch: daß E. E. Rath auf das Eilfertigste darin Einsicht thun möge, weilen periculum in mora und man gewisse Nachricht habe, daß der so den Bau dirigire, gesagt: „„Wenn nur erstlich etwas von dem Bau der Kapellen stünde, würde es wohl stehen bleiben, weilen schon, zur Beförderung dieses Werkes, täglich 40 bis 50 Arbeiter daran beschäftigt seien"". Uebrigens aber gebe Rev. Min. dieses E. E. Rathe genau und alles Ernstes zu überlegen: auch sie mit einer guten Resolution darob zu erfreuen, dabei zugleich meldende: wie sich Rev. Min. eigentlich um den Bau nicht bekümmere und ließen Ihro Excellenz den Herrn Grafen von Metsch in ihrem Bau an dem kaiserlichen Gesandschaftshause auch unturbiret: allein Rev. Min. protestire nur solenniter wider den Bau einer Papistischen Kapelle und wider das Exercitium publicum Religionis Papisticae und werde Rev. Min. ferner bei dieser Sache sich aufführen als nach Gottes Worte, Fundamentalgesetze, Formula committendi und ihrem geleisteten Eide treuen, reblichen Evangelisch-lutherischen Lehrern und Wächtern des hamburgischen Zions gebühre ꝛc."

Nachdem die gewünschte Besichtigung vorgenommen, die Bauarbeiter eidlich verhört worden, erklärte jedoch der Senat dem „Reverendo Ministerio":

„daß man mit Inhibirung solchen Baues nicht sogleich verfahren könne, zumalen solcher Bau nicht zur Fundir- und Erbauung einer neuen katholischen Kapelle, sondern

vielmehr zu des kaiserlichen Herrn Gesandten commoder Erweiterung und zur Verbesserung dieses Gesandtschaftshauses angefangen und unternommen sei."

Diese Antwort war aber keineswegs nach dem Sinne der Ministerialen. Dieselben hielten daher am 7. Juli eine Conferenz, in der sie sich zu folgendem Eide gegenseitig verbanden:

„Wir, Senior, Pastores und sämmtliche übrige Membra Rev. Min. allhier in Hamburg, verbinden uns hiemit im Namen der Heiligen Hochgelobten Dreieinigkeit, alle für einen und einer für alle, daß, wie wir bisher in Sachen, eine Papistische Kapelle und Kalvinistische Kirche *) betreffende, damit nämlich in hiesiger Stadt keine gebauet, noch beiden Sekten (!) das publicum exercitium ihrer Religion gestattet werden möge, einmüthig gethan, was redlichen Knechten Gottes und der evangelischen Kirche eignet und gebühret: — also wir ferner darin unzertrennlich fortfahren, und alle Wege, die Gott und sein Wort, unser Amt und Gewissen und dieser guten Stadt Fundamentalgesetze an die Hand geben, sammt allen andern rechtmäßigen Mitteln vorkehren; auch so uns Leiden und Widerwärtigkeiten darüber zustoßen sollte, Alles auf uns nehmen und keiner sich von dem andern sondern, noch ihn verlassen wollen. So wahr uns Gott helfen soll in der letzten Todesstunde."

Nachdem dieser schauerliche Eid auf dem Kirchensaale der großen St. Michaeliskirche, von wo aus man das Fortschreiten des „papistischen" Kapellenbaues trefflich übersehen konnte, geleistet war, beschloß man, nochmals eine Vorstellung an den Senat zu senden, welche zur Folge hatte, daß letzterer die

*) Man hatte zugleich auch einige französische Refugies in Verdacht, daß ein von ihnen, in einer Straße, die „Pilatus Pool" hieß, gekaufter Platz zu einem reformirten Gotteshause bestimmt sei, ein Argwohn, der sich jedoch nicht bestätigte.

Sache der Bürgerschaftsversammlung vom 13. Juli vorlegte. Das uns darüber aufbewahrte Referat lautet folgender Maßen:

„Bei Gelegenheit des vom kaiserlichen Gesandten, Grafen von Metsch Excl., auf eigene Kosten angefangenen Baues eines Flügels an seinem Wohnhause ist Rev. Min. in den Soupçon gesetzt worden, daß durch sothanen Bau intendiret werde, eine besondere von des Herrn Gesandten Wohnhause ganz separate, öffentliche katholische Kapelle zu erbauen. Collegium der Sechziger hat daher verlangt, daß E. E. Rath den Bürgern auf deren Namen des kaiserlichen Herrn Gesandten Wohnhaus und der beim Pilatus-Pool liegende Platz der französischen reformirten Gemeinde geschrieben, nicht weniger den hiesigen Amts-Meistern allen Bau inhibiren solle, welches Inhibitum E. E. Rath aber sich gar nicht zu justificiren getrauet, wobei er die aus solchem Verfahren zu befürchtenden gefährlichen Folgen vorstellet. Erbgesessene Bürgerschaft erklärt sich dennoch in ihrer Resolution mit dem Collegio der Sechsziger völlig einig. Senatus aber will mit dem Collegio der Sechsziger weiter darüber communiciren."

Bei dieser hartnäckigen Weigerung des Senats, seinerseits den Kapellenbau zu inhibiren, sahen sich daher „Senior, Pastores und übrige Membra" genöthigt, wiederum an das „Volk" zu appelliren, wozu es natürlich nöthig ward, sein Möglichstes von der Kanzel zu thun. Eine Philippica folgte daher der andern, ja es ward fast über nichts Anderes mehr gepredigt, als über Kapellenbau, kaiserliche Gesandtschaft, Papisten und Jesuiten. Als dies Alles noch nicht rasch genug wirken wollte (denn der Bau schritt immer rascher vorwärts) erließen die lutherischen Prediger noch ein siebenzehn Folien starkes Manifest gleichen Inhalts, ja sie setzten es endlich beim Senat, der sich zwar selbst nicht die Finger verbrennen, im Uebrigen aber ihnen gern behilflich sein wollte, durch, daß derselbe nachfolgendes Mandat erließ:

„Demnach E. E. Rath mißfällig wahrnehmen müssen, wel-

chergestalt hiesige, denen im heiligen römischen Reiche recipirten fremden Religionen verwandte Bürger und Einwohner, welchen, denen hiesigen Verfassungen nach, das öffentliche Exercitium religionis nicht gebühret, anstatt sich mit der, ihnen nach denen Reichsgesetzen und dem Instrumento pacis von E. E. Rathe gern gegönneten Gewissens-Freiheit und Tolerence zu befriedigen, vielmehr ihnen eine Zeit her, ohne die geringste obrigkeitliche Vergünstigung, allerhand unstatthafte Ausnahmen anzumassen und ihren Gottesdienst in dieser Stadt mittelst Anhörung ihrer Predigten, Gesangs und Gebrauch der Sakramente, fast öffentlich zu verrichten, dazu sich verschiedener Orten ohne Scheu und in ziemlicher Anzahl zu versammeln, die Ihrigen von einigen ihrem Glauben zugethanenen Geistlichen informiren, katechisiren, oder auch gar mit äußerlichem Pomp und Gepränge copuliren zu lassen, sich unterstanden, solches Unterfangen aber nicht nur denen Reichsgesetzen und dem obangezogenen Instrumento pacis, sondern insbesondere denen heilsamen Grundgesetzen und Verfassungen dieser Stadt kundbarer massen schnurstracks zuwider und dannenhero auf keine Weise gestattet werden mag: — als will E. E. Rath alle dieser Stadt Bürger und Einwohner, welche sich zu denen übrigen im heiligen römischen Reiche recipirten Religionen bekennen, hiemit öffentlich anerinnert, wohlmeinentlich gewarnt und denenselben ernstlich geboten haben, daß sie sich alles öffentlichen Exercitii ihrer Religion, nicht weniger aber dem Gottesdienst gewidmeten Versammlungen, ingleichen Administrirung der Sakramente, öffentlicher Schulen, Catechisationen und Copulationen in dieser Stadt und deren Gebiete gänzlich enthalten, und sich vielmehr dem Instrumento pacis in allen Stücken gemäß bezeigen sollen, mit der ausdrücklichen Verwarnung, daß gegen die ungehorsamen Uebertreter dieses Ge- und Verbots, ohne Ansehen der Person, mit der Strenge verfahren, und dieselben, befundenen Umständen nach, mit schwerer Strafe unausbleiblich angesehen

werden sollen. Wonach sich ein jeder zu richten und für Schaden zu hüten hat. Actum et conclusum in Senatu publicatumque sub sign. Veneris d. 28. Juli 1719.

Wenn der Senat mit diesem Mandate nicht einen Aufruhr gegen die Katholiken (denn die andern „fremden" Religionsverwandte waren offenbar nur der scheinbaren Unparteilichkeit wegen mitgenannt) auch seinerseits unterstützen wollte, so war es, gelinde gesagt, ein Mißgriff von ihm, daß er dasselbe, obwohl es zur Hauptbevölkerung der Stadt, der lutherischen, in gar keiner Beziehung stand, statt es den betreffenden kleinen Gemeinden in der sonst üblichen Weise communiciren, an alle Straßenecken kleben ließ. *)

Die Folge dieses Publicandums war einerseits, daß alle in Hamburg anwesende Gesandte nicht-lutherischer Höfe zu dem Beschlusse zusammentraten, daß an dem bisherigen Stande der Dinge nichts geändert werde, man vielmehr die Anwendung von Gewalt abwarten wolle, andererseits, daß bereits einige „juvenes heterodoxi" (wie unser Berichterstatter sagt) anfingen, zur Zeit des Gottesdienstes in der (alten) kaiserlichen Kapelle, mit großem Geschrei Steine in dieselbe hineinzuwerfen, welcher Umstand einen lutherischen Prediger veranlaßt haben soll, am nächsten Sonntage seine Predigt mit den biblischen Worten „Aus dem Munde der jungen Kinder hast Du Dir eine Macht zugerichtet" **) zu eröffnen. Der Senat, zum Schutze gegen diese ersten drohenden Anzeichen eines aufsteigenden Gewitters aufgefordert, verhielt sich passiv, wogegen die dadurch muthig gemachten Prädikanten jetzt Jung und Alt geradezu von den Kanzeln aufforderten, das „Teufelsnest" niederzureißen. Und dieser Weisung ward pünktlichste Folge geleistet.

---

*) Es geschah dieß (wohl nicht ohne absichtliche Beziehung auf die Missionäre) am 31. Juli, dem Feste des heil. Ignatius v. Loyol.

**) Psalm 8. V. 3.

Am Morgen des zehnten Septembers, eines Sonntages, (der Zeitpunkt war von den hinter den Coulissen stehenden Leitern des Aufstandes gut ausgewählt, indem der Graf Metsch gerade zum Congresse nach Braunschweig abgereist und nur der Legationssekretär Lempe nebst dem kaiserlichen Residenten Baron Kurzrock zurückgeblieben war) versammelte sich, ehe noch die Frühmesse beendet war, wie auf ein gegebenes Zeichen eine große Menge des aus der gegenüberliegenden St. Michaeliskirche kommenden Volks vor dem kaiserlichen Gesandtschaftshotel *), das sich anfänglich damit begnügte, die Fenster in diesem und in der Kapelle mit Steinen zu zertrümmern. Alsbald wurden aber auch die Thüren erbrochen. Die in der Kapelle versammelten Andächtigen flohen, um ihr Leben zu retten, so eilig, als möglich, von dannen, während jene ihr Zerstörungsgeschäft begannen. Nachdem sie bei demselben schon eine ziemliche Zeit zugebracht und die Kunde, daß von Obrigkeitswegen auch nicht die leiseste Miene einer Intervention gemacht werde, bis in die engsten Gassen und Gäßchen der Stadt gedrungen war, strömte von dort ein noch viel ärgerer Pöbelauswurf in Schaaren zum kaiserlichen Gesandtschaftshotel, um sich dort einmal recht con amore und „mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung" seinem Vernichtungstriebe zu überlassen. Jetzt ward, während sich die Missionare mit dem Hochwürdig-

---

*) Es ist wohl bemerkenswerth, daß gerade dieses Haus schon früher einmal Zeuge eines gegen Katholiken gerichteten Angriffs war. Es gab nämlich in demselben am 8. Juli 1658 die sich damals in Hamburg aufhaltende Königin Christine von Schweden ein Fest zu Ehren der Erwählung Clemens X., bei welcher Gelegenheit sie eine große Menge Wein an die vor dem Hause stehende Gaffer vertheilen ließ. Letztere aber vergalten, durch den Wein erhitzt, die Freigebigkeit der Königin dadurch, daß sie zuerst ein, den Namen des heiligen Vaters tragendes Transparent niederrissen, dann aber auch das Haus stürmten und spolirten, wobei die Königin sich nur mit genauer Noth durch ein Hintergäßchen (noch jetzt Christinenpforte genannt) rettete.

sten Gute in die untersten Kellergewölbe flüchteten, Alles zertrümmert, was den Zerstörern unter die Hände kam, sämmtliches Mobiliar des Grafen so wie das kaiserliche Archiv, ja der ganze Flügel, in welchem letzteres lag, ward dem Erdboden gleichgemacht. Von da ging's, mit reicher Beute an Gold- und Silbergeschirr beladen, nachdem man noch unterwegs das Gartenhaus und den Pferdestall niedergerissen, auch sämmtliche Bäume im Garten gefällt hatte, zurück in die Kapelle. Hier ward nunmehr auch Alles vernichtet, was die ersten, nicht ganz so rohen Eindringlinge, aus einer gewissen Scheu vor dem Heiligen, unangetastet gelassen hatten. Jetzt wurden die heiligen Paramente, die Antipendien, Casuln und Velen so wie die Bildnisse der Heiligen unter den gräßlichsten Blasphemien angespieen, mit Füßen getreten und mit Messern zerschnitten, worauf, nachdem man sowohl die alte als die neue Kapelle dem Erdboden gleichgemacht hatte, die kirchenräuberische Horde, von der Einige die geraubten Meßgewänder, Alben und Superpellicien sich angezogen hatten, wie in Procession, die heiligen Paramente in den Händen, und unter den abscheulichsten, mit dem steten Refrain „Sancta Maria ora pro nobis" verbundenen Gotteslästerungen, durch die Straßen zog.

Allein selbst damit war, wenn auch das Schlimmste, doch noch lange nicht Alles vorüber. Aus allen Straßen, durch welche diese infernale Procession zog, entschlossen sich nämlich noch Viele, angelockt durch die reiche Beute ihrer Vorgänger, mindestens nachträglich zu untersuchen, was von jenen noch übrig gelassen sei. Da jedoch das passive Verhalten der Obrigkeit die völligste Muße dabei verstattete, so ging jeder erst nach Hause und holte sich das seiner Hantierung entsprechende Geräth: die Tischler ihre Sägen, die Zimmerleute ihre Beile, die Dachdecker ihre Leitern. Weil man sich aber leider getäuscht sah, da alles Werthvolle bereits fortgeschleppt, so benutzte man diese Geräthschaften, um sie doch nicht umsonst herbeigeholt zu haben, dazu, die noch übrigen Mauern und Wände einzurei-

wo man in sieben Stunden so viel beschickte, als wozu regelrechte Arbeiter doppelt so viel Tage gebraucht haben würden.

Der Senat, der im Laufe des Tages zum öftern vom Legationssekretär Lempe und dem Baron Kurzrock beschworen worden war, doch endlich, und sei es auch nur im eigenen Interesse, damit es nicht heiße, es sei Alles mit seiner Bewilligung geschehen, den Gräuelscenen ein Ende zu machen, zögerte, im Geiste jener bekannten, dem ehrenwerthen Tilly fälschlich untergeschobenen Worte „nach einer Stunde kommt wieder", so lange, bis — jede Hilfe überflüßig geworden war. Erst nachdem volle zwölf Stunden gewüthet war, glaubte er, daß nunmehr (Abends um acht Uhr) den kühnsten Wünschen der „evangelischen" Prediger Genüge geleistet sei. *) Er ließ daher um diese Stunde die Trommeln rühren und die Bürgerwehr auf die Beine bringen. Diese zog jedoch mit solcher Langsamkeit dem Schauplatze der Zerstörung entgegen, daß den wenigen dort noch beschäftigten Räubern Zeit genug blieb, sich und ihre Beute mit Muße in Sicherheit zu bringen. Es ward daher auch nicht ein einziges Individuum arretirt.

Welche Gefühle die Herzen der Katholiken an diesem Tage bewegt haben mögen, als sie ihr Gotteshaus durch ihre eigenen Mitbürger zerstört und ihre heiligen Kirchengeräthe zum Spott durch die Straßen schleppen sahen, ist leicht zu ermessen. Dazu kam, daß die von den Schweden niedergebrannte Altonaische Kirche noch nicht so weit wieder aufgebaut war, daß der Gottesdienst in derselben hätte gehalten werden können. Derselbe mußte daher bis auf Weiteres in die Wohnung des Baron Kurzrock verlegt werden, während welcher Zeit der

---

*) Nach einem andern Berichte sollen um Mittag einige Dragoner sich dem Schauplatze der Zerstörung genähert haben, jedoch, nachdem ihnen einige Leute „mit den feinsten schwarzen Kleidern, schönen Perrücken und silbernen Degen" zugerufen: „Ihr werdet es ja wohl mehr mit uns halten, als mit den Katholiken?" sofort wieder abgezogen seyn.

Legationssekretär Lempe den ganzen Verlauf der Sache sowohl nach Braunschweig an den Grafen Metsch als an den Kaiser nach Wien berichtete.

Als letzteres der Senat erfuhr, mochte ihm bei wiedererwachter Besinnung denn doch wohl, namentlich im Bewußtsein, daß die Zeiten Ferdinands II., dessen Schutzbriefe und Mandate man unbeantwortet ad acta legte, längst vorüber seien, ein wenig schwül zu Muthe werden. Er ließ deshalb sofort am nächsten Tage einen „Befehl die Spoliatores des kaiserlichen Gesandtschaftshauses zu denuntiiren“ an die Straßenecken kleben und beeilte sich, dem Legationssekretär zuvorzukommen, indem er schon am 16. September ein Entschuldigungsschreiben an den Kaiser sandte, worin er betheuert, daß ihren (der Senatoren) allerdevotesten Seelen das Schmerzlichste von Allem gewesen, daß sie nicht „so schleunige Hilfe, als sie wohl gewollt“ hätten schaffen können, weil die Menge der Frevler, unter denen sich sehr viele fremde Matrosen *) befunden, in Kurzem dergestalt angewachsen sei, daß die commandirte Mannschaft zu Pferde und zu Fuß, aller angewandten Mühe unerachtet, nicht im Stande gewesen sei, sie abzutreiben. Es habe daher sowohl die ganze Bürgerschaft als die gesammte Garnison unter's Gewehr gebracht werden müssen, was so eilig, als wohl nöthig, nicht zu bewerkstelligen gewesen sei, weil man, bei so großer und ungewöhnlicher Gefährlichkeit, erst den Senat, die Oberalten und sämmtliche Colonells und Bürgerkapitäne habe versammeln müssen, worauf aber, da viele von ihnen, des Sonntags und der schönen Jahreszeit wegen, sich außerhalb der Stadt befunden, eine

*) Der Senat gab sich ersichtlich Mühe, die Schuld nicht nur von den „Perrücken und silbernen Degen“, sondern überhaupt von den lutherischen Bürgern abzuwälzen. Deßhalb ward zuerst in den Zeitungen ausposaunt: „katholische Jungen“ hätten den Tumult begonnen. In dem obenerwähnten Placate vom 11. September wird dagegen von „allerhand unbekannten Volk“ geredet, und jetzt müssen die „fremden Matrosen“ herhalten.

lange Zeit hingegangen sei. Uebrigens — fährt das Schreiben beruhigend fort — sei der Tumult (d. h. nachdem nichts mehr zu zerstören übrig) völlig gestillt, auch werde noch jetzt das Haus (rectius: dessen Ruinen) Tag und Nacht mit vieler Mannschaft von der Miliz besetzt gehalten.

Im weitern Verlaufe des Schreibens sucht dann der Senat „freimüthig jedoch in allertiefster Erniedrigung" dem Kaiser auseinanderzusetzen, daß — eigentlich die Katholiken an Allem schuld seien! Denn obwohl die Evangelisch-Lutherische Religion dergestalt in Hamburg eingeführt sei, daß keine andere Religion weder eines privati noch publici exercitii genießen könne *), so hätten dennoch verschiedene katholische Geistliche, absonderlich Jesuiten, nach und nach sich eingefunden, die den Namen von Missionariis öffentlich affectiret und sich nicht gescheut hätten, allerhand spitzige und absonderlich seligen Herrn D. Lutherum schimpflich handelnde Schriften publice zu distribuiren; auch, da sie doch den Herrn Ministris, welchen sie angehören wollen, blos zu ihrem Privatgottesdienst dienen sollen, sich gleichwohl unternommen hätten, nicht nur außer hochgedachten Herren Ministrorum Personen und Domestiken, sondern gar außer derselben Häuser, ihre functiones auf die, ihrem Glauben zugethanenen Bürger und Einwohner der Stadt zu extendiren, denenselben Sacramenta zu administriren, ihre Kinder zu katechisiren, zu informiren, ja copulationes und Anderes mehr, so zu einem öffentlichen exercitio religionis gehörig, vorzunehmen. Nun habe man sich zwar nie in den Sinn kommen lassen, das Recht der kaiserlichen Gesandten auf

*) Erstere Behauptung harmonirt aber keineswegs mit dem „Instrumento pacis", auf das sich der Senat so oft beruft. Denn im Art. 5. §. 35 desselben heißt es: Placuit porro: ut illi . . . . Catholici . . . . qui anno 1624 publicum vel etiam privatum religionis suae exercitium *nulla* anni parte habuerunt . . . . patienter tolerentur et conscientia libera domi devotioni suae sine inquisitione aut turbatione *privatim* vacare . . . . non prohibeantur.

ein exercitium privatum zu schmälern, allein man habe doch Ursache zu wünschen, daß eine Veränderung mit denjenigen Zimmern im Gesandtschaftshotel, wo bisher der Gottesdienst gehalten worden, nicht vorgenommen, oder doch mindestens bei dem Kapellenbau Alles vermieden sei, was, obwohl der Gesandte versichert habe, daß kein publicum exercitium damit intendirt werde, doch „sehr extraordinaire“ gewesen sei. Denn es sei, um nur das Hauptsächlichste zu erwähnen, nicht bei einem bloßen Zimmer geblieben, sondern man habe einen Flügel von ungewöhnlich dicken Mauern und „von bedenklicher Structur“ gebaut, ja es sei eine „Inscription“ in den Grund gelegt und von einem „Geistlichen im Chorhemde“ *) mit „gewissen Ceremonieen“ eine „gewisse Consecration“ vorgenommen, was, als es eclatirt, sowohl bei dem ehrwürdigen Ministerio als bei den bürgerlichen Collegien große Bestürzung und Beisorge verursacht habe 2c. 2c.

Diese Supplik hatte aber, wie begreiflich, den gewünschten Erfolg, daß der Kaiser die Katholiken als die Anstifter des Tumults betrachte, keineswegs. Derselbe hielt sich vielmehr an den Hochweisen Senat und verlangte: 1) daß zwei Mitglieder desselben, darunter der zur Zeit des Aufstandes präsidirende Bürgermeister **), sich nebst zwei Oberalten nach Wien verfügen sollten, um daselbst „nach erhaltener allergnädigster Audience in actu publico und in Gegenwart des kaiserlichen Hofes sich vor dem kaiserlichen Throne fußfällig zu erniedrigen und, auf den Knieen liegend, die schuldigste Deprecation und Abbitte in allertiefster Demuth zu verrichten.“ 2) Daß das Gesandtschaftshotel neu aufgebaut und sowohl vom bürgerlichen Nexu als von allen öffentlichen Lasten befreit werde, 3) daß die Kapelle wieder aufgebaut, 4) alles Geraubte,

*) Dieser „Geistliche im Chorhemde“ war, wie oben bemerkt, der Weihbischof von Hildesheim.

**) Bernhard Mattfeldt J. U. Dr.

vornämlich auch das Kirchengeräth, erstattet und 5) eine Strafe von 200,000 Thalern bezahlt werde.

Dieses Pönal-Edict setzte nun, wie leicht begreiflich, den Senat in nicht geringen Schrecken, weshalb er ungesäumt zwei Commissarien *) nach Braunschweig schickte, um sich sowohl der Fürsprache der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel und Blankenburg, als der des Grafen Metsch, der sich dort, wie erwähnt, auf dem Congresse befand und dem der Senat einen großen Fonds von Gutmüthigkeit zugetraut haben muß, zu versichern. Allein alle drei wußten keinen bessern Rath zu geben, als daß der Senat, falls man nicht „die Stadt vor aller Welt in Tort setzen" wolle, eilen möge, die zur Wiedererlangung der kaiserlichen Gnade nöthigen Schritte zu thun.

Der Senat stellte daher der, dieser Angelegenheit wegen nicht weniger als zehnmal convocirten, aber nie in der beschlußfähigen Zahl erschienenen Bürgerschaft im Convente vom 15. Februar 1720 vor, daß man in dieser „hochwichtigen und der Stadt Wohl und Wehe betreffenden Sache" nicht länger säumig sein dürfe, weshalb er der Bürgerschaft proponire: 1) was die erste „für der Stadt Ehre und Reputation so empfindliche" Forderung betreffe, dem Kaiser vorzustellen, wie kostspielig „bei diesen schlechten geldmangelnden Zeiten" eine nach Wien zu sendende Deputation sein würde, und ihn deshalb zu bitten, entweder ganz davon zu abstrahiren oder doch mindestens mit einer einfachen Deputation, welche dem Kaiser des Senats und der Bürgerschaft „horreur und Abscheu an dem vom Pöbel verübten Frevel" ausdrücken solle, fürlieb zu nehmen; 2) anlangend die zweite Forderung, ein anderes bequemes Haus für den Gesandten zu offeriren, wodurch man zugleich den Vortheil erhalte, von der „anstößigen Wiederaufbauung der Kapelle" befreit zu sein; 3) hinsichtlich der dritten Forderung dem Kaiser nochmals „die bisherigen Ex-

*) Den Syndikus Anderson und den Senator Pell.

cesse der Catholiquen" demüthigst vorzustellen und hinsichtlich des exercitii domestici im Gesandtschaftshause zu bitten, daß a) ein ordinär bequemes Zimmer hiezu gebraucht werde, b) daß Niemand, als der Herr Abgesandte und dessen wirkliche Domestiquen — es wären denn einige fremde Durchreisende — sich desselben bedienen dürften, c) daß keine mehrere Geistliche, als zu solchem Privat-Exercitio nöthig, admittirt würden, welchen jedoch auch d) nur in des Herrn Abgesandten Wohnhause, außer demselben aber nirgends, einige actus ministeriales zu verrichten, freistehen solle, und die dabei e) sich des Tituls als Missionarii nicht weniger aller Anzüglichkeiten im Reden und Schreiben zu enthalten hätten. — Was aber 4) die vierte kaiserliche Forderung betreffe, so proponire der Senat, sich zum Ersatz des Geraubten, „soweit dessen Abgang bescheinigt werde", zu erbieten und 5) hinsichtlich der fünften Forderung endlich mit dem Kaiser, unter Berufung auf die „betrübten Zeiten", soweit herabzuhandeln als irgend möglich.

Man sieht aus diesen Propositionen zur Genüge, wie dem Senat, trotz seiner „den totalen Ruin der Stadt" vor Augen stehenden Seelenangst (denn es war schon eine „ad inquirendum" verordnete kaiserliche Commission im Anzuge) immer die Manifestation seiner gründlichsten Abneigung gegen die „Catholiquen" die Hauptsache bleibt, wie er jede Gelegenheit ergreift, dieselben als die Urheber des (gegen sie selbst verübten!) Frevels darzustellen und wie er nichts so sehr fürchtet, als eine mögliche Erweiterung ihrer Rechte.

Nachdem die Bürgerschaft diesen sämmtlichen Propositionen ihre Genehmigung ertheilt, beschloß man zwei Commissarien *) zur Unterhandlung nach Wien zu senden. Als diese jedoch von dort aus berichteten, daß der Kaiser von seiner Forderung nicht abgehe, vielmehr, falls die Stadt nicht verlangtermaßen submittire, „mit der größten rigeur" dieselbe zu pro-

*) Den Syndikus Winkler und den Senator Louis.

sequiren Willens sei, erließ der Senat eine neue flehentliche Bittschrift an den Kaiser, in welcher er an dessen „reichsväterliche Clemence" und an „die weltbekannte österreichische Milde und Güte" appellirt, damit doch — vor allem Andern die Rechte der Katholiken nicht erweitert werden möchten, wobei denn das alte Lied von der „noch mit vieler Freiheit continuirten Extension des, nur den Legaten competirenden Exercitii privati et domestici" abermals wiederholt wird. Allein auch diese Supplik hatte (und vielleicht gerade wegen des stets wieder zur Schau gestellten Hasses gegen die Kirche) keinen bessern Erfolg als die erste. Es mußte daher die Deputation endlich abgesandt werden, die denn auch am 27. Juni 1721 vor einem geistlichen und einem weltlichen Commissär, dem Cardinal Grafen Schönborn und dem Prinzen Eugen von Savoyen die kniefällige Deprecation leistete **). Aber kaum

**) Diese deprecirende Deputation bestand aus dem (den zur Reise unfähigen Bürgermeister Mattfeldt vertretenden) Bürgermeister Sillem, den Oberalten Friedrich Wahn und Christoph Darnedden und dem Senator Brockes. Letzterer — seiner Zeit bekanntlich ein berühmter Poet — sagt darüber in seiner Selbstbiographie folgendes: „Anno 1721 den 9. Mai habe ich die dem Herrn Bürgermeister Sillem und mir aufgetragene Gesandtschaft nach Wien, um die verdrießliche Capellensache zu berichtigen, in Gottes Namen angetreten, und hat Gott zu dieser beschwerlichen Reise nicht allein seine Gnaden, sondern auch zur Abthuung der ganzen Sache seinen Segen gegeben, daß die Stadt auf sehr leibliche conditiones die Kaiserliche verlorene Gnade wiedererhalten, wozu denn eine zu Wien von mir verfertigte Poesie, welche in der „Europäischen Fama" befindlich, nicht wenig beigetragen." — Da die erwähnte „Poesie" in keiner Ausgabe der Brockes'schen Gedichte enthalten ist, so mag der Anfang derselben hier einen Platz finden:

„Monarch! den der Monarch gestirnter Himmels-Höhen
Der Christenheit zum Schutz, zum Heil der Welt ersehen,
Monarch! dem Meer und Land, dem Ost und West gehört,
Und der, wie viel Er hat, doch eines Mehrern werth:
Dein Hamburg lieget hie in uns zu Deinen Füßen,
Das, was es theils gethan, theils nicht gethan, zu büßen;

war dies geschehen, so gab der Senat, auf die Meldung der Deputation, daß sie auf dem besten Wege sei, die ganze Sache in Kurzem zu Ende zu bringen, dieser sein Mißfallen darüber zu verstehen, daß sie, obwohl sie, dem Rath- und Bürgerschlusse vom 15. Febr. gemäß, ausdrücklich instruirt sei, sich über die hamburgischen Katholiken beim Kaiser zu beklagen, über die geschehene Ausführung dieses Auftrages nichts in ihrem Schreiben erwähnt habe. Deshalb solle sie, obwohl es nicht unbekannt sei, daß „diese Materie dem dortigen Hofe gar nicht angenehm sein werde", das Versäumte eiligst nachholen. Denn weil im entgegengesetzten Falle der Kaiser auch nichts dahin Bezügliches in seine Schlußresolution einfließen lassen werde, wodurch „denen katholischen Geistlichen der Muth anwachsen möchte", so finde man es höchst nöthig, daß die Deputation dem Kaiser die „Excesse" der Katholiken nachmals „auf das Kräftigste" vorstelle und, salvo quocunque jure, die Sache wenigstens dahin zu bringen suche, daß den Missionären in der kaiserlichen Resolution anbefohlen werde, bei keinem hamburgischen Bürger oder Einwohner „einige actus ministeriales" zu verrichten.

Man scheint jedoch in Wien die Verhältnisse besser, als man sich in Hamburg vorstellte, durchschaut zu haben. In der von da durch die Deputation mit nach Hamburg zurückgebrachten kaiserlichen Schlußresolution ist kein Wort von einem solchen Befehl an die Missionäre zu finden, es ist darin vielmehr nur der Stadt ein Theil des Strafgeldes erlassen und

---

Die treue Stadt verflucht des Pöbels blinde Wuth,
Vermaledeit die That; es wallt ihr ängstlich Blut,
Es klopft ihr banges Herz, wenn sie daran gedenket,
Wie ein verworfner Schwarm die Majestät gekränket,
Des unbesiegten Carl's, den alle Welt erhöht,
Die fürchterlich sowohl als holde Majestät." ꝛc.

Der weitere Verlauf dieses Alexandrinerstromes ist durch die „Europäische Fama" zu erfahren.

verstattet, dem Gesandten, statt das alte Haus wieder aufzubauen, ein der Stadt als Eigenthum verbleibendes, zugleich zur Wiedererrichtung des Gottesdienstes geeignetes Gebäude (das aber von den lutherischen Kirchen möglichst entfernt, dagegen in der Nähe einer Wache liegen müsse) anzuweisen.

Die Wahl eines solchen Hauses führte nun aber zu neuen Irrungen, da die vom Senate dem inzwischen nach Hamburg zurückgekehrten Grafen Metsch proponirten Gebäude nicht dem gedachten Zwecke entsprachen, während der Senat sich wiederum zum Ankauf des vom Gesandten in Vorschlag gebrachten sogenannten Görtz'schen Hauses nicht entschließen wollte. Ersterer supplicirte daher unterm 27. Dez. 1721 abermals an den Kaiser, erhielt jedoch eine vom 19. Jan. 1722 datirte sehr ungnädige Antwort des Inhalts, daß der Senat entweder das vom Grafen vorgeschlagene Haus zu dem gedachten Zwecke ankaufen oder das alte Hotel nebst Kapelle wieder aufbauen lassen solle. Da man jedoch noch im Juni selbigen Jahres weder zu dem Einen noch zu dem Andern Anstalt getroffen hatte, so erhielt der kaiserliche Gesandte unterm 12 gedachten Monats ein kaiserliches Rescript, in welchem es unter Anderm heißt:

„...... Indem wir nun an den bisherigen, von gemelbeter Stadt gemachten vermeintlichen Vorwendungen und Entschuldigungen mehr und mehr deutlich zu vermerken haben, welcher Maßen ihre, nach der Deputation Rückkunft, geschehene langweilige Vorschreitung gemeldeter Satisfactionssache gleichsam nur zu neuen freventlichen Aufzügen abzielend sein, so hast Du, ohne weitere Anfrage, unserm vorhin in Händen habenden Verhaltungsbefehle nach, geraden Weges zu vollziehen und von dem Magistrate Deputirte zu Dir zu fordern, welchen ausdrücklich in Unserm Namen für das letzte Mal noch zu bedeuten ist, daß uns seine und der Bürgerschaft Aufführung sehr mißfällig und in sich nicht weniger als hochempfindlich anzusehen sei, gestalten sie von Unserer, ihnen über ihre vielfältigen groben Verbrechen erwiesene kai-

serliche Milde, Gnade und Langmuth einen vermeßlichen Mißbrauch zu machen sich nicht enthalten, dahero Wir in der Satisfactionssache dem Stadtmagistrate weder schrift- noch mündlich etwas ferner antworten werden, bei weiterer Verzögerung aber unsere Kaiserliche und Königliche Ungnade (so sehr auch solches unserer Oesterreichischen Clemence widerstehen muß) verschiedener Weis' und Wege werkstellig empfinden zu machen, bemüßigt sein werden, allermaßen wir der Stadt, bei Verlust Unserer und des Reichs Gnade, hiemit durch Dich nochmalen, aus der willkührigen neuen Strafe, befehlen, daß sie in der Zeit von vier Wochen, nach Bedeutung dieser Unserer ihnen eröffneten Final-Resolution..... das alte, so boshafter Weise niedergerissene Kaiserliche Gesandtschaftshaus nach dem, ihnen von hier vorzulegenden Riß aus dem Grund her diesen Sommer über aufzubauen und solches vor instehendem Winter noch unter Dach zu bringen, daneben auch das Kaiserliche weggeschleppte Gesandtschafts-Archiv zu ergänzen und die von ihnen wegen der nahean gelegenen St. Michaeliskirche vorhin so hochangegebene Gefahr und Besorgniß eines künftigen anderweitigen Auflaufs und Unheils auf ihre Verantwortung und Entgelt zu übernehmen und dasselbe mit genügsamer beständiger Wache und Vorsicht sicherzustellen — oder mit dem Ankauf des Görtz'schen Hauses ein Ganzes zu machen haben" ꝛc.

Nachdem dieses Rescript dem Senat vom Gesandten mitgetheilt war und ersterer (wie es in einem Berichte heißt) „sahe, daß keine weiteren Remonstrationes etwas verfangen wollten", ward er sofort im Convente vom 12. Okt. 1722 mit der Bürgerschaft über den Ankauf des gedachten Görtz'schen Hauses*) einig, das denn auch, nach geschehener Acquisition, dem Gra-

*) Dieses, 70 Fuß hohe, 141 Fuß breite und 55 Fuß tiefe Gebäude ist, trotz des zur Zeit seiner Erbauung (1713) üblichen Roccocostils, noch jetzt eines der schönsten der öffentlichen Gebäude Hamburgs.

fen Metsch überwiesen ward. Aber kaum war die Uebergabe, durch welche die ganze, länger als drei Jahre **) hingesponnene Angelegenheit endlich beendigt schien, geschehen, so trat, noch ehe der Gesandte das Hotel bezogen hatte und während noch der Gottesdienst im Hause des Baron Kurzrock stattfand, der erst eben als Beklagter entlassene Senat, den die erlittene schmähliche Niederlage nur um so erbitterter gegen die Katholiken gemacht hatte, schon wieder als Kläger gegen dieselben auf und zwar in einer Weise, die eine so kleinliche, mißgünstige Gesinnung verräth, wie sie glücklicher Weise nicht allzu oft vorkommt.

In früheren Zeiten — heißt es in dieser, vom 22. Okt. 1722 datirten Vorstellung — hätten die Gesandtschaftspriester nie ein anderes als „ordinäres" Zimmer zum Gottesdienste gebraucht, vielweniger darin „mit einigem Eclat die Sacra verrichtet", auch sich nicht zu solchem Zwecke „fester Kanzeln, Orgeln, Altäre, Tauf-Steine, publiquer Beichtstühle und Catechisations-Bänke" zu bedienen gewagt. Später aber habe man alle diese Dinge heimlich („ohne daß wir etwas davon erfahren") angeschafft und dadurch (!) die katholischen Einwohner an sich gelockt und sich mit „Beichten (rectius: Beichtehören) Taufen, Copuliren und Schulhalten dergestalt anmaßlich bezeiget", daß nichts weiter gefehlt hätte als Glockengeläut und Processionen in den Straßen. Ja, man sei, „so weit" gegangen, vor einem Catechismus das Bild des heiligen Anscharius, die Domkirche auf den Händen tragend *) nebst einem „ohne Zweifel auf uns und unsere Glaubensgenossen abgesehe-

---

**) Während innerhalb der ganzen Dauer der Pest kein einziges Senatsmitglied gestorben war, waren in diesen drei Jahren nicht weniger als zwölf Senatsmitglieder mit Tode abgegangen. Von einem derselben, dem Bürgermeister Mattfeldt, wird ausdrücklich berichtet, daß er aus Aerger über die „verdrießliche Capellensache" gestorben sei.

*) So wird bekanntlich der heilige Anscharius fast immer abgebildet.

nen“ Gebet für die Bekehrung der Ungläubigen setzen zu lassen. Obwohl man sich nun über alles dies oft bei dem Gesandten beklagt, so hätten doch solche Excesse der Geistlichen, „insonderheit der immoderate Zelus der Jesuiten“ dergestalt zugenommen, daß man junge lutherische Kinder ihren Verwandten entrissen *) auch verschiedene andere Personen zur Conversion persuadirt. — Nach diesen Beschuldigungen kommt der Senat noch einmal auf den Bau der „fatalen Kapelle“ zurück, ergänzt seine frühere Angabe noch durch den (wahrheitsgemäßen) Zusatz, daß auf dem Grundstein der Name des heiligen Karl Borromäus gestanden habe und daß man diesem die Kapelle

*) Diese Beschuldigung bezieht sich auf folgendes, im Jahre 1708 vorgefallene Ereigniß: Zwei katholisch getaufte Kinder eines zur Kirche zurückgekehrten und später mit einer Katholikin verheiratheten angesehenen Hamburgischen Kaufmannes waren, nach dem Tode des letzteren, von dessen lutherischen Verwandten der Wittwe, zum Zwecke der protestantischen Auferziehung, mit Gewalt entrissen worden. Nachdem die Mutter zur Wiedererlangung ihrer Kinder alle möglichen Schritte beim Senate, wiewohl vergeblich, gethan hatte, wandte sie sich, auf den Rath ihres Beichtvaters, an den damaligen kaiserlichen Gesandten, den Cardinal Grafen Schönborn, denselben, der später, wie gemeldet, in Wien als Commissarius die Deprecation des Senats entgegen nahm. Dieser erwirkte auch sofort vom Senat einen Befehl zur Rückgabe der Kinder. Da die Verwandten demselben jedoch keine Folge leisteten, ließ der Gesandte, nachdem er seine Forderung inzwischen ohne bessern Erfolg wiederholt hatte, den Senat wissen: „er werde seine Kutsche nach dem Hause der die Kinder retinirenden Verwandten schicken, um erstere abholen zu lassen, weßhalb der Senat dafür Sorge tragen möge, daß die Kutsche weder leer zurückkomme, noch unterwegs durch den Pöbel im Weiterfahren gehindert werde, denn beides werde er als eine Vergreifung an der Person des kaiserlichen Gesandten ansehen müssen.“ Dieser Anzeige folgte denn auch die Ausführung auf dem Fuße. Die Kinder wurden glücklich in das Haus des Gesandten gebracht, von wo aus sie, auf Schönborns Ersuchen, ein Senatssekretär in der Rathskutsche zur Mutter fahren und dieser in die Arme führen mußte.

habe dediciren wollen, was der Senat für ein todeswürdiges Verbrechen gehalten zu haben scheint. Allem diesem zur Folge und da auch noch jetzt der Gottesdienst im kaiserlichen Gesandtschaftshause *) mit „der größten Frequence" besucht werde, wird denn der Kaiser allerdemüthigst angefleht, den Gesandtschaftspriestern ernstliche Anweisung zu thun, sich „aller actus ministerialium sowohl innerhalb als außerhalb des Gesandtschaftshotels zu enthalten", weil es in einer Republik schwer zu verhindern sei, daß „solche Neuerungen in Religionssachen" nicht zu offenbaren Mißhelligkeiten führten **), wobei noch schließlich um Vertauschung der „Patres Jesuitarum" mit andern Priestern gebeten wird.

Um dieser Bittschrift ein um so geneigteres Gehör zu verschaffen, hatte der Senat zwei protestantische Fürsten, nämlich den König von England und den Herzog von Braunschweig, um Unterstützung derselben gebeten, die ihm denn auch in nachfolgenden beiden Schreiben zugesagt ward:

1) „Georg, von Gottes Gnaden, König von Großbrittanien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens ***) rc. Unsern geneigt- und gnädigsten Willen zuvor, Ehrbare und Wohlweise, liebe Besondere. Wir haben aus eurem Schreiben vom 29. Okt. und dessen Beilagen vernommen, was für schriftliche Beschwerung und Bitte ihr nöthig erachtet, wegen der von römisch-katholischen Priestern dort verübenden Excesse an des Kaysers Majestät zu bringen, und wie ihr

---

*) Es muß damit der damals noch interimistisch im Hause des Baron Kurzrock stattfindende Gottesdienst gemeint seyn.

**) Wäre der Senat von 1528 von derselben Ansicht, daß „Neuerungen in Religionssachen" nicht zu dulden seien, beseelt gewesen, so würde es in Hamburg nicht dahin gekommen seyn, daß der Senat von 1722 so weit gehen konnte, den katholischen Cultus als eine „Neuerung in Religionssachen" zu bezeichnen.

***) Ein Titel, dessen Beibehaltung sich bei diesem Briefe doppelt sonderbar ausnimmt.

verlanget, daß Wir euch darin intercedendo beitreten mögten. Wir seyn nun hiezu ganz geneigt und rescribiren Unserem Ministro am Kaiserlichen Hofe, dem Freiherrn von Huldenberg, eurer Intention gemäs, heute deswegen die Nothdurft, an welche ihr also euren dortigen Bevollmächtigten verweisen könnet. Gegeben auf Unserem Palatio zu St. James den $\frac{3}{14}$ Nov. des 1722 Jahres, Unseres Reichs im Neunten. Georg. R. Hattorf.

2) „Von Gottes Gnaden August Wilhelm, Herzog zu Braunschweig ꝛc. Unsern gnädigsten Gruß und geneigten Willen zuvor, Ehrenveste und Wohlweise, Liebe Besondere! Wir haben uns aus Dererselben an Uns abgegebenem Schreiben vom 3. hujus in mehrerm vortragen lassen, was Sie, wegen Derer, von der Catholischen Geistlichkeit, zu Feststellung des intendirenden Exercitii Religionis Rom. Catholicae daselbst zeithero sich unternommenen, und immer wieder vermehrenden Attentatorum geziemend vorstellen, und wie Sie uns daneben um Unsern Beytritt am Kayserl. Hofe zugleich ersuchen wollen. Uns gereichet nun das in Uns dieserwegen gesetzte besondere Vertrauen zu grosser Gefälligkeit. Und wie Wir Uns leicht vorstellen können, was für gefährliche Suiten diese gegen den Wästphälischen Friedensschluß lauffende Anmaffungen des Cathol. Cleri, der dasigen Stadt sowohl als deren Nachbarschafft zuziehen dürfften, wenn solchen nicht in Zeiten vorgebeuget würde, und Wir dahero Dererselben gerechtes Suchen am Kayserl. Hoffe secundiren zu lassen ganz geneigt: So werden wir Unserm zu Wien subsistirendem Ministro dieserwegen bey nächster Post rescribiren und demselben mit gemässenem Befehl versehen lassen, alles Diensahme mit vorzukehren, damit zu Abwendung mehrern besorglichen Unwesens eine baldige und zureichende Kaiserl. Resolution auf Dererselben gethanes Ansuchen ausgewürcket werde. Welches wir in günstiger Antwort hiemit ohnverhalten wollten, und sein

Denenselben anbey allen wohlgeneigten Willen zu erweisen jederzeit gewührig. Geben in Unser Bestung Wolffenbüttel den 12. Nov. 1722 Dererselben wohlgeneigter August Wilhelm H. z. B. u. L. — J. J. Lübecke."

Trotz dieser glänzenden Protection blieb jedoch die „baldige und zureichende Kaiserliche Resolution gänzlich aus" und die lamentable Supplik des Senats hatte nicht den geringsten Erfolg. Es ward vielmehr, nachdem der Graf Metsch das von der Stadt angekaufte Hotel am 12. Nov. bezogen hatte, der im zweiten Stocke desselben befindliche, 50 Fuß lange und 38 Fuß breite gewölbte Saal zur Kapelle eingerichtet und der Gottesdienst am Tage des heiligen Franziskus Xaverius (3. Dez.) aus dem Kurzrock'schen Hause dahin verlegt. Die geraubten Kirchengeräthe, die der Senat mit 1800 Mark bezahlt hatte, waren bereits durch neue ersetzt und die übrige Ausstattung der Kapelle ward durch freiwillige Beiträge frommer Gemeindeglieder beschafft. Das Einzige, was der Senat schließlich noch erzielte, war, daß er, als der Gesandte auch noch zur Erweiterung der zum Gottesdienst bestimmten Räumlichkeiten den Anbau eines neuen Flügels auf Staatskosten begehrte, es beim Kaiser durchsetzte, daß dieser dem Grafen Metsch bei dessen Anwesenheit in Prag (im Okt. 1723) die Ordre ertheilte, von diesem seinem Verlangen abzustehen.

Damit endigt denn die, leider kein erhebendes Bild liefernde „fatale Kapellengeschichte." Zum Schlusse derselben mag noch bemerkt werden, daß die Gemeinde sich nicht lange ihrer neuerlangten Kapelle erfreuen durfte. Denn als im Jahre 1740 Karl VI. starb, ward, gleich nach der Abreise des derzeitigen kaiserlichen Gesandten, Grafen Seckendorf, sofort das Gesandtschaftshotel wieder als Staatseigenthum vom Senat in Besitz genommen und der Gottesdienst in demselben auf-

gehoben, weshalb denn die Gemeinde aufs Neue ihre Zuflucht zu einer kleinen Hauskapelle, der des französischen Gesandten Poussin, nehmen mußte. Nach der Erwählung Karls VII. mußte zwar, gleich nach dem Eintreffen des kaiserlichen Gesandten, Grafen Braunau, der Gottesdienst im kaiserlichen Gesandtschaftshause wieder freigegeben werden, allein schon 1745 ward derselbe durch den Tod des Kaisers, troß der Verwendung des interimistischen Reichsverwesers, Friedrich August von Polen, so lange auf's Neue unterbrochen, bis der Gesandte Franz des I., Graf Raab von Ravenstein, eingetroffen, war. Dies war denn aber auch, da von da ab die Kaiserkrone wieder ununterbrochen beim Hause Habsburg blieb, die Gesandten daher beim Tode der folgenden Kaiser Hamburg gar nicht verließen, das letzte Mal, daß der katholische Gottesdienst sistirt ward. Derselbe dauerte vielmehr, ohne selbst durch die Auflösung des deutschen Reiches (1806) gestört zu werden, ununterbrochen in gedachtem Gebäude bis zum Jahre 1811 fort, wo die Verhältnisse der hamburgischen Katholiken dadurch, daß die Stadt zu einer bonne ville des Napoleonischen Kaiserreiches ward, in ein neues Stadium traten. Das Nähere über alles dies wird das Eingangs gedachte Buch das, so Gott will, nach Verlauf einiger Monate erscheinen wird, getreulich berichten.

XXXVII.

Literatur.

Gedichte von Lebrecht Dreves. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, 1849.

Die neuere romantische Poesie in Deutschland wird in einer geschichtlichen Uebersicht derselben *) mit einer prächtigen Rakete verglichen, die funkelnd zum Himmel emporgestiegen, nach kurzer, wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend bunte Sterne spurlos verplatzt sei. Dieß Bild können wir wohl als malerisch, nicht aber als getreu anerkennen; spurlos ist jene Schule keineswegs verschwunden, sie hat eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Fassen wir nun diese, oder vielmehr die überwiegende Mehrzahl derselben, die vielen mißgewachsenen Epigonen in's Auge, die gleich Pilzen aus schlammichtem Boden aufschossen, so werden wir versucht, auf die moderne Romantik den alten Horazischen Spruch anzuwenden, der ein liebreizendes Weib sich unten in ein gräuliches Meerungethüm verlieren läßt. Eine trotzig prahlende oder schlau verhüllte Verklärung der Revolution und des Antichrists ist der Grundton ihrer Gesänge, und die gleißenden Irrlichterparaden, der Mißbrauch schöner Ta-

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 17. S. 273.

lente und die errungene technische Kunstfertigkeit können über die Natur und Bedeutung dieser Muse um so weniger täuschen, als der unheimliche Duft geistiger und sittlicher Verwesung alle blendenden Gaukeleien durchdringt. Wenn der plumpe Materialismus eines De la Mettrie die Gunst des preußischen zweiten Friedrichs in solchem Maße erwerben konnte, daß der königliche Freund der abgelaufenen l'homme machine die Leichenrede selbst schrieb, so verlangt dagegen unsere Zeit nach feinerer Lust und Speise. Die wurde ihr denn auch reichlich geboten; der politische Weltschmerz, die pantheistische Schwelgerei, die cynische Zuchtlosigkeit des Fleisches und die Apotheose der sündhaften Creatur klingen und locken in allen Weisen und Formen, und bilden zusammen ein kunstgerechtes Glutevangelium des Satans.

Nur wenige von den Jüngern jener Schule haben sich von dieser poetischen Ansteckung ferne gehalten. Selbst solche, denen wir sittliche Würde zugestanden, ließen sich von dem revolutionären Schwindel ergreifen, so daß, wie Goethe gesagt, der schlechte Politiker den guten Poeten bald aufzehren mußte. Darum verdienen jene, die rein von der bösen Seuche geblieben, unsere freundliche Beachtung, wenn wir auch nicht mehr bei ihnen finden, als eine lebenswarme und farbenreiche Gefühlspoesie, die mit Talent und Geschmack in anmuthigen Liedern austönt, wie sie von den Reizen und Schrecken der Natur, von Liebe, Freundschaft und ähnlichem angeregt wird. Allerdings gehören die epische und lyrische Poesie dem jugendlichen Alter der Völker an, und mit der gereiften Bildung soll sich naturgemäß die dramatische entwickeln. Den Deutschen scheint jedoch eine eigentliche dramatische Literatur, wie sie die Spanier, Engländer und andere besitzen, versagt zu seyn. A. W. Schlegel glaubte den Grund dieses Mangels zunächst in zwei Eigenschaften unsers Volks zu entdecken: in dem allzugroßen Hang zur Speculation, der es nicht zur praktischen That kommen lasse, und in dem geringen Nationalgefühle, wodurch es zur überschätzenden Nachäffung des Fremden verführt

werde. Das ist eine harte Rede; dennoch wird unser modernes Deutschthum dem scharfsinnigen Kritiker wegen dieses Urtheils nicht sehr grollen, wenn es erfährt, daß er ihm als Ersatz bereits vor achtundvierzig Jahren ein merkwürdiges Verdienst, die Erfindung der excentrischen Dummheit *), zugestanden hat, in welchem Artikel es bekanntlich in neuester Zeit Unglaubliches, im stillen Kämmerlein, wie in den großen Rathsversammlungen, geleistet hat.

Hofften wir demnach lange genug vergebens auf ein Erwachen des productiven dramatischen Geistes, so müssen wir uns endlich in das Unabänderliche fügen, und uns die zahllosen Variationen und Tonarten der subjectiven Lyrik gefallen lassen. Zeigt sich aber in den eben genannten bessern Gaben derselben auch ein Zug nach oben, ein Ahnden und Erheben der Seele, wodurch das irdische Hoffen und Lieben über das Grab hinaus geleitet, aus diesem Leben eine Brücke in die Ewigkeit gesucht und gefunden wird: so begrüßen wir in dieser dürftigen, glaubensleeren Zeit ein solches Lied mit besonderer Theilnahme. Diesen Gruß, diese Theilnahme, sind wir dem Verfasser der am Eingange bezeichneten Gedichte schuldig, und in dieser Eigenschaft derselben glauben wir auch die Berechtigung zu finden, sie in diesen Blättern zu besprechen.

Unser Dichter besingt gleichfalls die Natur, die Liebe, Stimmungen des Gemüths, Gebilde der Phantasie, Zustände und Begriffe des Lebens. Allein zart, innig und warm, stets mit sittlichem Ernst, mit Maß und Selbstbeherrschung, dabei mit künstlerischem Blick und technischer Gewandtheit sich offenbarend, weiß er uns durch die Reinheit der Empfindung, wie durch den Wohllaut des Worts zu gewinnen und festzuhalten. Durch seine Lieder hindurch bildet sich überdieß für den aufmerksamen Leser aus einzelnen Gedanken und Gefühlen gleichsam ein geheimer Pfad, auf welchem wir ihn, von einer höhern Macht angezogen, mit stillem Sinnen einem guten Ziele

*) Europa. Zeitschrift. II. Bd. S. 11.

entgegenstreben sehen, welches er, wenn uns seine späteren Gedichte und andere erhaltene Mittheilungen nicht täuschen, wohl auch erreicht hat. Da wir von dem recht zierlich ausgestatteten Büchlein hier nicht mehr erzählen wollen, als nöthig ist, um recht viele zum Lesen desselben zu bewegen, so beschränken wir uns auf die Erwähnung solcher Gedichte und Stellen, welche uns für den Gang der eben angedeuteten innern Entwicklung des Dichters vorzüglich bezeichnend scheinen.

Sehnsucht und Liebeslust klingen hell in vielen Liedern, aber durch die frischen Töne zieht wie ein leiser Hauch der Wehmuth ein stilles Nachsinnen und Ahnden: das Glück der irdischen Liebe sei ein wechselvoll täuschendes, und gewähre ohne höhere Weihe dem begehrlichen Herzen nicht Frieden und Genügen:

— Leiden und Lieben und Wonne und Plage,
Alles ein kurzer, entschwindender Traum!
Was ist geblieben am Ende der Tage?
Liebchen, wir seufzen und wissen es kaum! —

— Doch auch deine Liebe, sieh!
Dünkt mich fast wie ein Verschulden,
Zweifelnd frag ich, ob ich sie
Auch berechtigt bin zu dulden;
Ob ich auch, du meine Lust,
Ruhig dürfe und gelassen
Sehen dich an meiner Brust
Deines Lebens Lenz verprassen? —

Die Vergänglichkeit des menschlichen Daseyns und Wirkens tritt gleichfalls vor seine Seele, und mit trübem Zweifel ruht sein Blick auf der eigenen Persönlichkeit:

— Bin — wer weiß wie balde
Auch schon lebensmatt,
Hier im Weltenwalde
Nur ein dürres Blatt.
Wenn ich dann, gefallen
Ab von meinem Zweig,
Bei den andern allen
Liege still und bleich,

Wer wird dann noch wissen
Was das todte Blatt,
Ehe es abgerissen,
Hier gesäuselt hat?
Ob es mitgerauschet
In des Waldes Lied,
Dem manch Ohr gelauschet,
Ehe der Sommer schied? —

Doch der kecke Jugendsinn vertreibt wohl zuweilen die bangen Sorgen, und der Dichter zerstreut und ermuthigt sich in poetischen Traumbildern:

— Wird mich getödtet haben
Die Welt mit ihrem Leid,
Soll man mich hier begraben
Tief in die Einsamkeit.
Zieht dann auf seiner Reise
Der Lenz durch's weite Land,
Pocht er bei Nacht ganz leise
An's Grab mit seiner Hand:
Dann steig ich voll Verlangen
Hervor und blick' umher,
Der Mond ist aufgegangen,
Der kennt mich wohl nicht mehr;
Der Wald nur flüstert leise:
Den hab' ich schon gesehn!
Die Blumen rings im Kreise
Schlaftrunken mich umstehn.
Ich aber setz mich nieder
Auf einen moos'gen Stein,
Und singe Frühlingslieder
Hell in die Nacht hinein.

Bald wird aber die Sehnsucht nach einer positiven Erkenntniß des Göttlichen wach, und sie spricht sich vorerst in jener Art poetischer Andacht aus, über welche die alte Romantik in der Regel nicht hinausgekommen ist:

— Läutet hell, ihr Blumenglocken,
Weil des Heiles Stunde naht,
Bäume, eure Blütenflocken
Streuet aus auf jeden Pfad.

Wißt, in dieser nächtigen Stunde
Macht der liebe Gott die Runde,
Forscht, ob noch ihm seine Welt
Wie am siebten Tag gefällt. —

Jetzt endlich kehrt der Dichter tiefer und ernster in sich ein; Reue bereitet den Weg, auf welchem er fortan eilend vorwärts dringt:

Doch nun fährt durch die wogende Brust
Plötzlich ein eisiges Stechen,
Ach, in Mitten der seligsten Lust
Möcht' das Herz dir zerbrechen.
Und nun fühlst du auf einmal klar,
Wie du voll Sünde und Fehle!
Gottes Auge schaut unsichtbar
Tief dir hinein in die Seele.
Gib, o himmlische Gnade, gib
Trost einer Seele voll Harme,
Breite um mich, du unendliche Lieb'
Deine barmherzigen Arme! —

Der aufrichtigen Reue, dem eifrigen Gebete und dem festen, reinen Wollen folgt gerne die Erhörung. Es wird hell in der begnadigten Seele, und der silberne Meerstern leitet das bedrohte Schifflein in den sichern Hafen. Das Gedicht Mariä Lichtmeß deutet auf das erreichte Ziel:

O du Tag, von Gott gegeben,
Wie ich keinen noch gesehn,
Wie kein zweiter je im Leben
Wird an mir vorübergehn,
Wie erfüllst mit stiller Lust
Du die tief bewegte Brust.

Wend' ich heut den Blick zurücke,
So erkenn ich sonnenklar,
Wie sich alles mir zum Glücke
Fügen mußte wunderbar.
Wie mich Leid und herber Schmerz
Zogen an das Mutterherz.

— — — — — —

Als die letzten Sterne schwanden
Und ich noch im stummen Schmerz

Nach den Ort, wo sie gestanden,
Sah verzweifelnd himmelwärts,
Hab ich plötzlich, hoch entzückt,
Stern der Sterne, dich erblickt.

— — — — — —

Ja, ich habe dich gesehen,
Wie du mild auch mein gedacht,
Da du mich so trostlos stehen
Sahest in der öden Nacht,
Und du riefest: komm zu mir,
Klimm' empor, ich helfe dir.

Und ich habe, auf dich bauend,
Wie ein Bergmann, den ein Schacht
Eingeschüttet, gottvertrauend
Sich heraushaut aus der Nacht,
Mich zu dir aus Todesgrau'n
An das Licht hervorgehau'n.

Bitte denn, o Gnadenvolle,
Heut für mich bei deinem Sohn,
Daß die Stund' er segnen wolle,
Wo ein Herz, das, ihm entfloh'n,
Lang' verirrt umhergeweint,
Seiner Herd' sich neu vereint. —

Wir scheiden hier von dem Dichter und wollen ihm nur noch den Wunsch an das Herz legen, er möge das schöne Talent, welches uns dieses Büchlein geschenkt, einem Gebiete zuwenden, das so sehr vernachläßigt ist, und auf welchem er gewiß Erfreuliches leisten wird. Die christliche Legende gewährt seiner Muse reichen und mannichfaltigen und zugleich den würdigsten Stoff. Wir verdanken dem liebenswürdigen protestantischen Schriftsteller Friederich Rochlitz einige sehr gelungene Bearbeitungen, die aber leider eine entsprechende Nachahmung nicht gefunden haben.

Möge er unsern Wunsch erfüllen und uns recht bald Gelegenheit geben, ihm für einen vollen Blumenstrauß, im Wundergarten dieser geistlichen Poesie gepflückt, zu danken.

XXXVIII.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Hathumod wurde im Jahre 840 geboren; mithin fällt ihr Leben in die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts. Es war das eine traurige, bedrängnißvolle Zeit, die Zeit des sinkenden und untergehenden karolingischen Geschlechtes. Hathumod, noch mehr aber ihre Mutter Oda, die noch in das zehnte Jahrhundert hinein lebte, waren Zeugen dieses großen Trauerspieles.

Wie herrlich und glorreich hatte das mächtige Geschlecht dieß Jahrhundert vor den Augen der staunenden Völker mit Karl dem Großen begonnen, das so kläglich mit Karl dem Dicken und Karl dem Einfältigen enden sollte!

Allein mitten inne zwischen dieser ruhmgekrönten Größe und diesem trübseligen Erlöschen des einst so kräftigen Herrscherstammes lagen arge Tage schwerer Verbrechen und schwerer, mißachteter Strafgerichte. Das Geschlecht, das sich so oft das gottgekrönte genannt und mit der Kirche bei seiner Erhebung einen innigen Bund geschlossen, es vergaß Gottes

und seiner hohen Bestimmung, und zerfleischte sich selbst in verblendeter Eigensucht und zuchtloser Entartung.

Uneingedenk jener Tugenden, wodurch die Ahnen groß geworden, und sich den Segen Gottes und Macht und Ehre unter den Menschen gewonnen, erhoben jetzt die Söhne das Schwert gegen die Väter, der Bruder gegen den Bruder! Und während so der Christ den Christen, der Franke den Franken auf blutigen Schlachtfeldern hinmordete; während keine Provinz des getheilten Reiches vor der andern sicher war, und die Söhne des einen Herrscherhauses mit feiger Hinterlist und wortbrüchigem Verrath unter einander haderten und sich selbst die Grundpfeiler ihrer Macht untergruben, das Beispiel zu jedem Verrath und jeder Empörung gebend: durchbrachen die Feinde ihres Glaubens, ihres Volkes, ihres Geschlechtes von allen Seiten die Gränzmarken des eben noch so gefürchteten Reiches. Normannen, Slaven und Sarazenen nahten zu Wasser und zu Land, durchzogen sengend und brennend, plündernd und mordend die fränkischen Länder, machten ihre Bewohner zu kriegsgefangenen Knechten, und kehrten mit reicher Beute, ja oft mit großen Summen für den erkauften Frieden, schwer beladen in die Heimath. Wie konnte da das Schicksal des Hauses zweifelhaft seyn? —

Das, was jetzt geschah, es hatte sich ja schon einmal mit und unter den Merowingern begeben, und die Geschichtschreiber der Karolinger berichten nur mit andern Namen die gleichen Sünden und die gleichen Strafgerichte, von denen die Zeitgenossen der Merowinger warnendes Zeugniß gegeben.

„Meine Seele schmerzt es diese Bürgerkriege zu erzählen" klagte Gregor von Tours schon 250 Jahre vor diesen Tagen. Und sind es nicht ganz die gleichen traurigen Geschicke, wie sie Hathumod unter Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen erlebte, wenn der Bischof von Tours im Beginne des fünften Buches seiner fränkisch-merowingischen Geschichten also anhebt: Es bekümmert mich, der wech-

felvollen Bürgerkriege zu gedenken, die der Franken Volk und Reich so sehr zu Grunde richten, und was dabei das Schlimmste ist, wir sehen darin schon die Zeit, die der Herr als den Anfang der Schmerzen vorher verkündet. Der Vater erhebt sich gegen den Sohn, der Sohn gegen den Vater; der Bruder gegen den Bruder, der Verwandte gegen den Verwandten. Und doch hätte sie das Beispiel der dahingegangenen Könige schrecken sollen, die da getheilt alsbald von ihren Feinden vernichtet wurden!" Und seine Worte an die verblendeten Fürsten selbst wendend ruft er dann aus: „Was ist nur Euer Beginnen? Was sucht Ihr? Was hättet Ihr nicht im Ueberfluß? In Euern Häusern sind ja Genüsse die Hülle und Fülle: Euere Vorrathkammern haben Wein, Waizen und Oehl im Ueberfluß; in Euern Schatzhäusern liegt Gold und Silber zu Haufen. **Eines** aber mangelt Euch, weil Ihr keinen Frieden achtend, der **Gnade Gottes** entbehrt*). Warum raubt der Eine dem Andern das Seine? Warum verlangt Ihr nach fremdem Gut? Hütet Euch vor jenem Ausspruch des Apostels: wenn Ihr euch unter einander zernagt und auffreßet, sehet zu, daß Ihr nicht von einander vernichtet werdet. Forscht doch nur in den Schriften des Alterthums, was die Frucht der Bürgerkriege war. Was hat Karthago so lange aufrecht erhalten? — Die Eintracht. — Und was brachte ihm nach so vielen Jahrhunderten den Untergang? — Die Zwietracht. Hütet Euch vor der Zwietracht, hütet Euch vor den Bürgerkriegen, die Euch und Euer Volk stürzen. Welche Hoffnung kann Euch bleiben, als daß Ihr, wenn Euer Heer gefallen, ohne Hilfe von feindlichen Völkern überwältigt, in Euerer Verlassenheit alsogleich zusammenbrecht. Wenn der Bürgerkrieg, der innere Krieg, o König! deine Lust ist: dann führe jenen, den der Apostel dem Menschen gegen sich selbst zu führen

---

*) Unum vobis deest, quod pacem non habentes, Dei gratia indigetis. Greg. Tur. H. Fr. V. 1.

gebietet: daß der Geist herrsche über das Fleisch und die Laster den Tugenden weichen, und du frei deinem Oberhaupte, das ist Christus, dienest, der du vorher ein Gefesselter dienstbar warst dem Urheber aller Uebel."

König Gunthram, einer der besseren des merowingischen Hauses, erschrack selbst über das trostlose Elend seines Landes. Schmachbedeckt war sein zuchtloses Heer vom Feinde heimgekehrt und hatte das eigene Land mit mordbrennerischer Hand auf das grauenvollste*) verwüstet und geplündert. Da versammelte der König in der Bitterkeit seines Herzens seine Bischöfe und seine Großen in der Kirche des heiligen Symphorianus und richtete an sie Worte kummervollen Zornes, die im sechsten Jahrhundert gesprochen, auch für das neunte und die Enkel Karls des Großen ihre volle Geltung haben. „Wie mögen wir auch", so sprach er, „in dieser Zeit einen Sieg gewinnen, die wir das, was unsere Väter erworben, nicht bewahren: sie bauten Kirchen, setzten alle Hoffnung auf Gott, ehrten die Märtyrer, achteten die Priester, und so gewannen sie Siege und machten sich mit Gottes Beistand durch Schwert und Schild die feindlichen Völker unterthan. Wir aber, wir haben nicht allein keine Furcht vor Gott, wir verwüsten vielmehr seine Heiligthümer, tödten seine Diener, und zerreißen und verderben sogar selbst die Reliquien der Heiligen. Wo solche Frevel begangen werden, da mag kein Sieg zu Theil werden. Darum ist unsere Hand ohnmächtig, und stumpf unser Schwert, und der Schild mag uns nicht fürder wie ehevor beschirmen und beschützen**). Geschieht dieß aber

*) Tantaque per viam scelera, homicidia, praedas, direptiones per regionem propriam gesserunt, ut ea usquequaque memorari perlongum sit. — Ferebant enim amplius quam quinque milia in his stragibus fuisse peremptos. Greg. Tur. H. Fr. VIII. 30.

**) Ideo manus nostrae sunt invalidae, ensis tepescit, nec clipeus nos ut erat solitus defendit ac protegit. Greg. Tur. H. Fr. VIII, 30.

durch meine Schuld, dann mag es Gott an meinem Haupte rächen. Mißachtet Ihr aber Eures Königs Gebote und zögert Ihr sie zu erfüllen: dann möge das Beil Euere Häupter treffen; denn das wird allem Heer ein Beispiel sein, wenn einer der Großen den Tod erlitten. Besser ist es ja, daß wenige Verworfene zu Grunde gehen, als daß Gottes Zorn das gesammte unschuldige Land strafe."

Wohl hatte es auch in jenen Zeiten nicht an heiligen Männern gefehlt, die unerschrocken vor diese Merowinger hingetreten, ihnen gleich den alten Propheten ihre Frevel vorgehalten und warnend ihren Untergang verkündet. So sprach der heilige Bischof Germanus zu König Chilperich, als dieser sein Heer vorausgesendet seinen Bruder zu belagern und selbst im Begriff war aufzubrechen: „Wenn du nicht in der Absicht zu Felde ziehst, deinen Bruder zu tödten: dann wirst du lebend und siegreich heimkehren; sind aber deine Gedanken andere, dann wirst du sterben; dann also spricht Salomo: in die Grube die du dem Bruder gräbst, wirst du selbst stürzen. Er aber seinem sündigen Herzen folgend achtete der Warnung nicht. Da fanden ihn die von der Königin Fredegunde gedungenen Meuchelmörder. „Ein Schrei" sagt Gregor „und er stürzte nieder und gab nach kurzer Weile den Geist auf" *).

Eben so, als König Chlodomir seine Mutter an dem gefangenen Sigismund, dem unglücklichen König der Burgunder, dem Stifter des Klosters St. Moritz, rächen wollte, da trat Avitus, der fromme Abt von St. Mesmin, vor ihn und sprach: Kehrst du dein Aug zu Gott und deinen Vorsatz zum Besseren, und duldest du nicht, daß diese getödtet werden: dann wird Gott mit dir sein und der Sieg deinen Feldzug krönen; läßt du sie aber tödten: so wirst auch du den

*) At ille vociferans atque corruens, non post multo spatio emisit spiritum. Greg. Tur. H. Fr. IV, 31.

Händen deiner Feinde überantwortet durch das gleiche Loos zu Grunde gehen, und es wird dir und deinem Weibe und deinen Kindern geschehen, wie du Sigmund und seinem Weibe und seinen Kindern gethan *)."

Von dem gleichen Geiste erfüllt sprach Bischof Injuriosus zu König Chlotar, als dieser die Hand nach den Einkünften der Kirchen ausstreckte: „Willst Du Gott des Seinen berauben, dann wird der Herr alsbald Dir dein Reich entreißen, denn es wäre ungerecht, daß deine Speicher gefüllt würden mit dem Gute der Armen, der du selbst die Armen aus deiner Scheuer nähren solltest **).

Unzugänglich ihren Schmeicheleien und ungeschreckt durch ihre Drohungen hatte der heil. Columban ihrem ganzen Stamme den Untergang vorausgesagt, wenn sie nicht die Wege des Lasters und der Ausschweifungen verlassen, und zur Zucht und Gottesfurcht zurückkehren würden. Als Brunichilde ihm ihre Urenkel, die Theuderich im Ehebruch erzeugt, zuführte, sprechend: „Des Königs Söhne sind's, stärke sie durch Deinen Segen." Da erwiederte er der Unheilstifterin ***): „Wisse! sie

*) Greg. Tur. H. Fr. III, 6.

**) Greg. Tur. H. Fr. IV. 2.

***) Nam sicut Zezabel regnum Ahab perdidit, ita et haec (Brunichilda) istum (Theodorichum) decoepit avertendo eum a legitimo conjugio ac vitam ejus lupanaribus damnando. Vita S. Galli. Pertz. Mon. II, 6. Von dem bekannten tragischen Ende dieser gothischen Fürstentochter, die mit Fredegunde so viel Unheil über die Merowinger und ihr Reich gebracht, und den heil. Columban aus Theuderichs Reich durch ihre Ränke vertrieben, sagt Fredegar (C. 21): „Wie Brunichilde vor Chlothar, der sie tödtlich haßte, erschien, rechnete er ihr vor, wie zehn Frankenkönige von ihr ermordet worden seien, nämlich Sigebert, Merowig, sein eigener Vater Chilperich, Theudebert und dessen Sohn Chlothar, ebenso Merovens, Chlothars Sohn, endlich Theuderich und seine drei Söhne, die eben so umgebracht worden waren. Dann ließ er sie drei Tage lang auf verschiedene Weise martern, zuerst auf ein Kameel setzen,

werden nie den königlichen Scepter führen, denn sie sind aus Unzucht entsprungen." Und als des Königs Diener Speise und Trank herbeibrachten und ihn mit königlicher Pracht bedienen wollten, wies er sie von sich und sprach: „Es steht geschrieben: „„Die Gaben der Gottlosen verwirft der Höchste"", denn es ziemt sich nicht, daß der Mund der Knechte Gottes von der Speise dessen verunreinigt werde, der dieselben nicht allein von seiner, sondern auch von fremder Wohnung ausschließt." Und zu König Theuderich selbst, der nach Luxovium gekommen, sprach er: „Kamst du hieher, um die Klöster der Knechte Gottes zu zerstören, und ihre Zucht und Ordnung aufzulösen, so wisse, daß Dein Reich mit dem ganzen königlichen Geschlecht untergehen wird *)."

Und sie selbst, diese Merowinger, sie fühlten mit Schrecken die Last des Fluches, den sie auf ihr Haupt herabgezogen; sie fühlten sich einsam und unheimlich in ihrer üppigen Pracht und ihren Wohllüsten, und von der Stimme ihres Gewissens verdammt, ahnten sie ihren nahenden Untergang. So rief jene Fredegunde, verzweiflungsvoll die Hände ringend, als sie ihre Kinder dem Grabe entgegen welken sah: „Lange schon hält uns die göttliche Barmherzigkeit in unseren Missethaten noch aufrecht. Denn oft schon hat sie uns mit Krankheiten und andern Trübsalen heimgesucht, und wir haben uns nicht gebessert. Und siehe, wir verlieren unsere Kinder! Siehe die Thränen der Armen, der Weheruf der Wittwen, die Seufzer der Waisen bringen ihnen den Tod **).

---

und so durch das gesammte Heer führen, hierauf mit dem Haupthaar, einem Arm und Fuß an den Schweif des wildesten Pferdes binden, und so ward sie von den Hufen des davon springenden Thieres zerschlagen, bis ihr Glied für Glied abfiel." So wüthete dieses Geschlecht in selbstmörderischem Wahnsinn gegen sich selbst!

*) Vita S. Columbani 19.

**) Ecce jam perdimus filios! Ecce jam eos lachrimae pau-

Und es bleibt uns fürder keine Hoffnung, wofür wir noch sammeln sollen. Siehe, unsere Schätze bleiben zurück, eines Besitzers ermangelnd, aber reich an Raub und Fluch. Sind unsere Keller nicht übervoll von Wein? Haben unsere Speicher nicht Ueberfluß an Getreide? Sind unsere Schatzkammern nicht angefüllt mit Gold und Silber, Edelsteinen, Halsbändern und jedem fürstlichen Schmuck? Und siehe, das Schönste, was wir hatten, verlieren wir!" — Dem gleichen drückenden Gefühl der Schuld lieh auch Chilperich Worte, indem er sprach: „Da meine Sünden wuchsen *), sind mir keine Söhne geblieben, und ich habe fürder keinen Erben, als Childebert, den Sohn meines Bruders Sigebert: so soll er denn über alles, was ich erarbeiten mag, mein Erbe seyn." — Und ebenso sprach König Gunthram, als er seinen Neffen auf den Königsstuhl setzte: „Um meiner Sünden willen ist es geschehen, daß ich ohne Kinder geblieben **), und darum bitte ich, daß dieser mein Neffe mein Sohn sei. Ein Schild decke uns fortan und eine Lanze vertheidige uns ***). Und wieder als Gunthram seinem Neffen Childebert die Lanze hinreichte, geschah es mit den Worten: „dieß ist das Zeichen, daß ich Dir mein ganzes Reich übergeben habe. So ziehe denn hin, und unterwirf deiner Botmäßigkeit alle meine Städte; denn durch die Schuld unserer Sünden ist Niemand von meinem Stamme übrig geblieben, als du allein, der Sohn meines Bruders" †).

---

perum, lamenta viduarum, suspiria orphanorum interimunt; nec spes remanet, cui aliquid congregamus. Greg. Tur. H. Fr. V, 34.

*) Nihil enim facientibus peccatis de stirpe mea remansit, nisi tu tantum, qui mei fratris es filius. Greg. Tur. H. Fr. VII, 33.

**) Evenit impulsu peccatorum meorum, ut absque liberis remanerem. Greg. Tur. H. Fr. V, 17.

***) Una nos parma protegat, unaque hasta defendat. Ibidem.

†) Filii mihi peccatis increscentibus non remanserunt. Greg. Tur. H. Fr. VI. 3.

Allein, wie Gunthram gesprochen: ihr Arm war ohnmächtig geworden und stumpf ihr Schwert, und der alte Schild wollte sie nimmer schirmen. Ihren Ausschweifungen hingegeben und nur auf Ränke, auf Treulosigkeit und Mord gegen einander sinnend, so reifte das Geschlecht seinem Untergange entgegen; kaum daß noch einer seiner Sprößlinge großjährig zur Herrschaft seiner Väter gelangte! Den Keim des Verderbens mit der Geburt schon in sich tragend, in zarter Kindheit durch das Laster vergiftet und an Leib und Seele entkräftet; siechten die Enkel des stolzen Chlodowechs lebensmatt ihrem frühen Grab entgegen, wenn die Hand des Mörders sie auch verschonte!

Während aber also der Stamm der Merowinger, für das Feuer reif, in seiner innern Fäulniß hinmoderte, grünte ihm zur Seite, zur Schutzwehr der Christenheit, die sich von innen und außen dem Verderben preisgegeben sah, der junge Baum der Karolinger, unter Gottes Segen, mit frischen, herrlichen Kräften wunderbar auf.

Sieggekrönte Streithelden, weise und gerechte Richter, Schirmer der Kirche, Ausbreiter des Glaubens und Förderer der Cultur, so erfüllten die von Gott Berufenen zwei Jahrhunderte mit ihren Siegen und ihrem Herrscherruhm.

Allein mit dem dritten Jahrhundert war auch für die Enkel Arnulfs und Pippins, die mehr und mehr ihrem hohen Berufe untreu wurden, die Sonnenwende *) ihrer Größe und ihres Glückes eingetreten.

*) Den Wechsel der Weltreiche und der Herrscherhäuser mit dem Wechsel der Jahreszeiten und dem Organismus des Leibes vergleichend, und das Aufkommen und Sinken der Fürstenhäuser an die Erfüllung ihres göttlichen Berufs knüpfend, sagt einer der späteren Enkel des karolingischen Hauses, der sein Leben als Mönch 990 in der Klosterzelle beschloß, Abt Folcuin, in der Einleitung zu seinen Gesta abbatum Lobiensium: „Ergo Deus est creator temporum, cum et ipse antiquior sit tempore cujus creator est, et cuncta creaverit in tempore. Fecit

Nicht achtend, daß ihre Ahnen gerade um der Sünden der Merowinger willen, an deren Stelle auf den Herrscherstuhl erhoben worden, und taub gegen alle Warnungen der Vergangenheit und Gegenwart, betraten jetzt die Fürsten des neuen Hauses dieselben Pfade des Verderbens, die das alte zu so kläglichem Ausgange geführt.

Wie aber durch die Güte der Vorsehung der jugendliche Baum St. Arnulfs von Metz und Pippins des Alten von Landen neben dem moderndes des sigambrischen Chlodowechs seine blüthenreiche Krone hoch zum Himmel getrieben, gerade so erhob sich jetzt, dem faulen und absterbenden Geschlecht der Karolinger zur Seite, wahrhaft von Gottes Gnaden der junge sächsische Stamm Herzog Liudolf's und Oda's, blü-

---

quidem et ipsa tempora dissona inter se parilitate disjuncta, sed ad nutum suum invicem convenientia, ut non confundantur, quae putantur confusa, sed potius alternatim sibi congruentia ordinatam quandam rem publicam faciant et perfectam. Ipsa quoque quibus subsistimus elementa sibi invicem contraria, in unius corporis habitudinem ita grata parilitate conveniunt, ut discrepata non discrepent, immo si unum alteri dempseris, hominem simul interimas. Temporalis quoque notionis similis causa est.“ Das sind Grundgedanken einer Philosophie der Geschichte, die, wenn auch dem heil. Augustin entlehnt, doch im Munde eines Karolingers, der dabei ohne Zweifel der wechselnden Geschicke seines Hauses gedachte, um so bedeutsamer klingen. Sagt er ja, diesen Gedankengang weiter verfolgend, wie Gott die Franken und ihre Könige, als seine Dienstmänner und Getreuen, erhoben: „Nam rex eorum Clodoveus per sanctum Remigium Christi gratiam baptismate adeptus, gentem suam christianam effecit. Nec distulit rex regum Christus donativum dare sibi militantibus; nam provexit eos regnis, auxit successibus secundis. Inde ad Clodoveos, Clotharios et Dagobertos felix illa hereditaria permansit successio. Et quare non maneret, quam sapientia Dei, quae ait: **per me reges regnant**, fide firmabat, aequitate et justitia roborabat?“ Pertz Mon. VI, 54.

hend in den alten Tugenden mit jungen Kräften, — in den Wirren und dem Unglück der Gegenwart die Hoffnung einer bessern Zukunft. Und das eben ist die Bedeutung des Lebens der Hathumod, daß es uns einen Blick in das innere Leben und den Geist dieses aufgrünenden jungen Stammes vergönnt.

Doch dürfen wir, um gerecht zu sein, bei Beurtheilung der Wehen und Wirren dieser letzten karolingischen Zeiten nicht vergessen, daß ein Theil der Schuld den Menschen anheimfällt, der andere aber einer Verkettung von Umständen, die an dem germanischen Wesen und seiner ganzen Entwicklung haftet.

Eine Grundwurzel nämlich des Uebels, dem die merowingische wie die karolingische Dynastie erlag, und das überhaupt allen germanischen Reichen des Mittelalters so viel Verderben brachte, war das Schwankende und Unbestimmte in dem germanischen Erbfolgerecht.

Waren die Gränzen der königlichen Macht in den freien Genossenschaften ursprünglich sehr eingeschränkt, so schwebte auch die Nachfolge in der Herrschaft zwischen Erblichkeit und Wählbarkeit in einer ungewissen Mitte.

Denn wurden auch schon in der alten Germania des Tacitus die Könige nach dem Adel der Geburt, die Herzoge nach der Tapferkeit gewählt, so war dieß Geburtsrecht doch nicht an eine bestimmte Person und den nächsten Grad der Verwandtschaft, sondern an ganze königliche Geschlechter geknüpft. Einem kriegerischen Volke erschien in kriegerischer Zeit der Wehrhafteste und Tüchtigste des Geschlechtes, war er nun ein Bruder, ein Sohn oder ein Neffe des Verstorbenen, als sein nächster und natürlichster Erbe, sein wahrstes Ebenbild.

Bald entschied der Wille eines mächtigen Vaters noch zu seinen Lebzeiten über das künftige Schicksal seines Reiches, bald die Tüchtigkeit des Kronbewerbers, bald die Stimme und das Interesse der Geschlechtsältesten und Häuptlinge.

Dieselbe Ungewißheit wie über die Folge herrschte auch

über die Theilung der Herrschaft. Bald blieb sie vereint, bald wurde sie getheilt. Weder die Ansprüche der Erstgeburt, noch die der jüngeren Söhne waren fest geregelt; die gleiche Ungewißheit galt hinsichtlich der aus erster Ehe und der aus zweiter Ehe, der aus einer ebenbürtigen und der aus einer ungleichen Ehe Entsprossenen *). Ebenso lagen die Ansprüche der Oheime und der Neffen im Streit, je nachdem die einen oder die anderen einen größeren Anhang hatten. Folgte ja sogar unter Umständen auch ein Sohn aus einer wilden oder ungültigen Ehe, wenn er sich durch sein siegreiches Schwert den meisten Anhang gewonnen. Diese Ungewißheit mußte unter günstigen Umständen aus jedem Sprößling des herrschenden Hauses einen Prätendenten auf einen größeren oder kleineren Antheil der Herrschaft und mithin des Landes machen **). Die Stürme und Umwälzungen der Völkerwanderung begünstigten diese Ungewißheit noch mehr und boten für jeden Anspruch einen Vorgang und ein Beispiel.

In eroberten Ländern und in Zeiten, wo die Gewalt der Waffen über Alles entschied und von allen Seiten drohte,

---

*) Sed *Sagittarius* . . . declamare plurima de rege coepit ac dicere, quod filii ejus regnum capere non possent, eo quod mater eorum ex familia *Magnacharii* quondam adscita, regis thorum adiisset: ignorans, *quod praetermissis generibus feminarum, regis vocitantur liberi qui de regibus fuerint procreati.* Greg. Tur. Fr. V, 20.

**) Ein Beispiel der Art erzählt Gregor. Tur. H. Fr. III, 14: *Mundericus* igitur, qui se parentem regum adserebat, elatus superbia, ait: Quid mihi Theodorico regi? sic enim mihi solium regni debetur, ut illi: egrediar et colligam populum meum, atque exigam sacramentum ab eis, *ut sciat Theodoricus, quia rex sum ego, sicut et ille.* Quod cum *Theodoricus* comperisset, mandatum mittit ad eum, dicens: Accede ad me, et si tibi aliqua de dominatione regni nostri portio debetur, accipe. Dolose enim haec *Theodoricus* dicebat, scilicet, ut cum ad eum venisset, interficeretur.

bedurfte es ja vor Allem tapferer, siegreicher Führer. So hatten sich die Merowinger aus Gefolgsherren und Herzogen oder Häuptlingen, zu mächtigen Königen erhoben; so waren die Karolinger wiederum den Merowingern, minder durch das Erbrecht der Geburt, als durch den Besitz der Macht und die Zustimmung des Volkes gefolgt. Und um diese Ungewißheit nur einigermaßen zu beschränken, um unheilvolle Bürgerkriege und Blutthaten, wie sie Chlodowech an seinen Seitenverwandten verübt, zu verhüten *), hatte Papst Stephan, als er Pippin zum König salbte, das Erbrecht der Königsweihe an seine Nachkommenschaft geknüpft. Nur aus seinem Hause sollten künftig die Könige genommen werden.

*) Fuerunt autem supradicti reges propinqui hujus (Chlodovei); quorum frater Rignomeris nomine apud *Cenomanniam* civitatem jussu *Chlodovei* interfectus est. Quibus mortuis omne regnum eorum et thesauros *Chlodoveus* accepit. Interfectisque et aliis multis regibus vel parentibus suis primis, de quibus zelum habebat, ne ei regnum auferrent, regnum suum per totas Gallias dilatavit. Greg. Tur. H. Fr. II, 42. Wie Chlodowech mit seinen Seitenverwandten zu Gunsten seiner Söhne that, so thaten seine Nachkommen wieder unter sich. Und diese reißende, blutige Wolfspolitik war so in die Sitte übergegangen, daß wir ihr, nach dem Berichte Fredegars, selbst in dem Munde eines Bischofs begegnen. Als nämlich 612 Theuderich seinem bei Tull geschlagenen Bruder Theudebert mit dem Heere folgte, „kam der Bischof Leonisius von Mainz, der Theuderichs Tapferkeit liebte und Theudeberts Blödsinn haßte, vor ihn und sprach: „„Du mußt zu Ende bringen, was du begonnen. Eine gemeine Fabel sagt: Der Wolf war einst auf einen Berg gestiegen, da rief er seine Söhne, die schon zu jagen angefangen, zu sich auf den Berg und sprach: so weit ihr mit eueren Augen da herum sehen könnt, habt ihr keine Freunde außer etliche, die eures Geschlechtes sind. Vollendet, was ihr begonnen habt."" — Die blutige Schlacht von Zülpich, worin der Sage nach so viel edles Frankenblut floß, daß die Leichen Mann an Mann dicht gedrängt gar nicht zur Erde fallen konnten, war die Frucht dieses Bruderkriegs.

Aber in dem Maße als sein Stamm sich wieder in einzelne Geschlechter und Zweige ausbreitete, trat die alte Ungewißheit wieder ein, die schon vor und unter Karl dem Großen das Frankenreich durch innere Kämpfe zu spalten und zerrütten drohte. Nach seinem Tod trat dann dieselbe Ungewißheit und Verwirrung ein, wie unter den Merowingern. Jede Geburt, jeder Todesfall setzte mehr oder minder Alles in Frage. Das Schicksal der Länder und Völker war gleich jedem anderen Erbstück durch Theilungen und Wiedervereinigungen dem Spiel des Zufalls preisgegeben und die Erbprozesse wurden meist mit den Waffen in der Hand geführt, und waren um so verderblicher, wenn sie mit den Ansprüchen und Gegensätzen der Volksstämme zusammenfielen. Welch ein wechselvolles stetes Schwanken, „wo die Gränzen durch jeden Todesfall unter den Regenten verändert wurden, indem die Söhne des Vaters Herrschaft theilten und der Oheim dem minderjährigen Neffen vorging! Wo innerhalb sechszig Jahren alles Land von Barcelona's Küste bis zum Ufer der Raab, und vom Wiglesthor an der Eider bis Benevent die Herrschaft eines Einzigen anerkennt, dann nur allein das spätere Deutschland in fünf Stücke getheilt ist, sobann ganz Mitteleuropa wieder vereinigt erscheint, vier Jahre nachher aber neuerdings getrennt wird, und zwar in andere Theile, als welche vorher bestanden" ! *)

So lange in den germanischen Königsgeschlechtern mit Gottesfurcht und Sittenreinheit ein Geist der Treue und des Gehorsams lebte, ein Geist einträchtiger Blutsfreundschaft, der für das gemeinsame Wohl und die gemeinsame Ehre des Stammes zu Opfern bereit war, so lange die Söhne die Väter ehrten und die Brüder sich wie Brüder liebten und alle Sprößlinge innig verbunden zusammenstanden: bot die starke einigende Sitte ein Gegengewicht gegen das Schwankende und

*) Regesta chronologico-diplomatica Carolorum von J. Fr. Böhmer. Vorrede VI.

Unbestimmte germanischen Rechtes und den weiten Spielraum germanischer Freiheit; die Streitigkeiten wurden in brüderlicher Vereinbarung gütlich geschlichtet. Als aber die Tugenden der Väter vor der Eigensucht der in Wohllüsten entarteten Enkel wichen, da beuteten Ehrgeiz, Habgier und Neid diese Unbestimmtheit des Rechtes, diesen Spielraum der Freiheit zum Verderben Aller aus. Die entzügelten Leidenschaften hinderten nicht allein, daß die schwankenden Unbestimmtheiten und Lücken des Rechtes nicht durch gütliche Vereinbarung geregelt und ergänzt wurden, sie lösten vielmehr, begünstigt von denselben, die festesten und heiligsten Bande göttlicher und menschlicher Ordnung auf: es erhob sich der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder; Bürgerkriege und Empörungen lösten einander ab; alles Vertrauen schwand; keiner war seines Eigenthums oder seines Lebens sicher; überall mußte er Hinterlist, Untreue und Verrath fürchten; kaum daß sie in der Kirche vor den Stufen des Altares ohne Waffen und Leibwache sicher und frei athmeten!

Und so war denn das dreifache Gesicht, das nach fränkischer Stammsage der Ahnherr der Merowinger, der alte Childerich, von den Löwen, den Wölfen und Hunden, in der Hochzeitnacht gehabt und das ihm Basina gedeutet, ein Vorbild für die meisten germanischen Königsgeschlechter. „Dieß, bezeichnet", sprach sie, „zukünftige Dinge und unsere Nachkommen. Unser erster Sohn wird mächtig und stark, gleich einem Löwen oder Einhorn werden; seine Kinder raubgierig und frech, wie Wölfe und Bären; deren Nachkommen und die letzten aus unserem Geschlecht, feig wie Hunde. Aber das kleine Gethier, was du gesehen hast sich unter einander zerreißen, das bedeutet das Volk, welches sich nicht mehr vor dem Könige scheut, sondern unter einander in Haß und Thorheit verfolgt" *). Ihre Worte waren an den Merowingern wahr geworden und jetzt sollten sie sich auch an den Ka-

*) Aimoin I. 7. 8.

rolingern erfüllen; die Theilung und Zersplitterung der Herrschaft, die Unsicherheit des Rechtes und der Mißbrauch der Freiheit boten die Hand zu diesem Gange der Entwicklung. Und auch unsere Zeit, die alles große Eigenthum zertrümmert und zersplittert, mag in jenem kleinen sich selbst zerreißenden Gethier dieses uralten Traumgesichtes ein bedeutsames Vorbild (Proletariat und Socialismus) erkennen.

Diese Verhältnisse und Rechtszustände der Vorzeit dürfen wir nicht vergessen, wenn wir jene frühen Jahrhunderte und das Mittelalter überhaupt verstehen und gerecht beurtheilen wollen; sie haben auch in die Zeit des sächsischen Kaiserhauses hinübergewirkt und seinen Glanz getrübt; ja die Wirren unserer eigenen Zeit wurzeln mit vielen ihrer Fäden in diesem Boden. Ihnen verdankt zum Theil wenigstens Deutschland seine heutige buntscheckige unorganische Gestaltung, und die Aufgaben an deren Lösung wir uns abmühen, stehen zu ihnen in nächster Beziehung: denn Erblichkeit der Fürsten und Kürung oder Wahl eines gemeinsamen Oberhauptes, oder einer Centralgewalt aus ihrer Mitte; Einheit der Nation nach außen und in ihren gemeinsamen Angelegenheiten, und Freiheit und Selbstständigkeit der Stämme in ihrem inneren Haushalte unter ihren Landesfürsten, — das sind die Gegensätze, die noch heute ihrer Ausgleichung harren, der das Mittelalter mit dem Kaiserthum, das auf der Einheit des Glaubens, als seinem festen Grunde, ruhte, ungleich näher kam.

Das Jahr 840, das Geburtsjahr der Hathumod, war auch das Todesjahr Kaiser Ludwigs I. Stürmisch und kummerreich wie seine sechsundzwanzigjährige Regierung, war auch die letzte Stunde dieses unglücklichen Fürsten. Seine Söhne hatten die Waffen gegen ihn erhoben; und der fromme, wohlmeinende und gutmüthige, aber weiche, unselbstständige und wankelmüthige Sohn Karls des Großen schloß seine Augen mit gebrochenem Herzen auf einer Rheininsel bei Ingelheim, eben auf einem Feldzug gegen seinen Sohn Ludwig begriffen.

Wohl hatte der Sterbende, ermahnt und getröstet in seinem letzten Kampfe von seinem Bruder Drogo, Bischof von Metz, dem empörten Sohne seinen Frevel verziehen; allein er konnte den Fluch, der jetzt, statt Arnulfs Segen, auf der Stirne des zwieträchtigen Geschlechtes brannte, nicht löschen. Kaiser Ludwig hinterließ ein innerlich zerrüttetes Reich, das, von den Fluthen der Empörung erschüttert, in seinen Grundvesten erbebte, oder wie ein gleichzeitiges volksmäßig gedichtetes Lied von ihm singt:

Qui filiis rebellibus
Concussus altis fluctibus
Et Franciam turbantibus
Regnum reliquit mortuus.

Heu me! dolores patriae!
Heu me! honores gloriae!
Quam novit orbis pristinae!
Heu me! fluunt nunc lacrymae.

Wie seine Söhne gegen den Vater die Hand erhoben, so standen sie auch alsbald mit den Waffen des Bruderkrieges in mörderischem Kampfe einander gegenüber. Dem elsassischen Lügenfelde bei Straßburg, wo sie 833 die Getreuen ihres Vaters verführt, trat das burgundische Leichenfeld von Fontenay 841 zur Seite, auf dem, wie in der merowingischen Schlacht von Zülpich, das beste Frankenblut in Strömen vergeudet ward.

Wohl fühlte die christliche Welt, und insbesondere das siegreiche Herrschervolk der Franken, das Unheilvolle, das Fluchwürdige dieser furchtbaren Schlacht, die Ludwig und Karl gegen Lothar I. geschlagen. Mit Schauder und Entsetzen erfüllte der Anblick der Sterbenden und Erschlagenen die Kämpfer, und Schrecken und Kummer ergriff auch die Fernsten bei der Kunde dieses unseligen Frevels. Dieß verzweiflungsvolle Gefühl des Fluches, diese düstere Ahnung einer unheilvollen Zukunft, wie sie einst das Herz der Merowinger beklemmt, sie sind es auch, die sich in den Berichten de

Zeitgenossen über den blutigen Tag von Fontenay kundgeben, und sie klingen in dumpfem Klageton aus den Liedern der Zeit wieder. Sie fühlten ja schmerzlich, daß die brudermörderische Art ihr Herrscherhaus und ihren Stamm tödtlich getroffen, daß seine Krone zu welken, und seine Wurzeln, von dem alten Drachen der Hölle zernagt, abzusterben begonnen *). Wie ein erschütternder Donnerschlag, so lauten die Worte der Jahrbücher aus allen Theilen des Reiches, durchhallte die Schreckensbotschaft den Erdkreis **); denn nie, seit Menschengedenken, hatte das Frankenvolk in so großer Niederlage so viel des Blutes seiner muthigsten, kriegskundigsten Helden verloren, wie in dieser ungeheuern Schlacht ***), dieses beweinenswerthen †), dieses grausamsten Krieges ††), der mehr denn ein Bürgerkrieg war.

Angilbert, der selbst zugegen gewesen, der die Kämpfenden und die Erschlagenen gesehen, er hat seinem Kummer und seinem Zorn über diese Wahlstatt der Zwietracht, wo er nur Leichen und blutige Trümmer der Franken erblickte, in seinem Liede mit glühenden Worten Luft gemacht. Der Anblick hatte

---

*) De fraterna rupta pace gaudet daemon impius.
Bella clamant hinc et inde, pugna gravis oritur;
frater fratri mortem parat, nepoti avunculus;
filius nec patri suo exhibet, quod meruit.
Caedes nulla pejor fuit . . . so klagt das alte gleichzeitige Schlachtlied.

**) Grave proelium . . . . quod in toto orbe terrarum pertonuit. Annal. Lobiens. ann. 841.

***) Factumque est . . . . proelium ingens et tanta caedes ex utraque parte, ut nunquam aetas praesens tantam stragem in gentem Francorum factam antea meminerit. Annal. Fuldens. ann. 841.

†) Lacrimabile bellum . . . in qua christianus utrimque populus mutua se caede prostravit. Annal. Lugdun. ann. 841.

††) Bellum crudelissimum et plus quam civile. Annal. Lemov. ann. 841.

sein Herz zerrissen, ein Horror schien ihm über die ganze Landschaft ausgebreitet:

Horrent campi, horrent silvae, horrent ipsae paludes.

Auf die Treue der Vasallen war der Stuhl germanischer Herrschaft gegründet, auf ihr ruhte die ganze staatliche Ordnung *); dem Verrathe des Judas gleich erschien ihm daher auch in dieser Schlacht die Untreue der abgefallenen Herzoge; denn er konnte in ihr nur das Zeichen zur allgemeinen Empörung, den Anfang der Auflösung aller Bande der Ordnung, den Vorboten des Unterganges aller Herrschaft erblicken; wie sich denn auch in der That die Leibeigenen in ganz Sachsen, aufgestachelt durch die inneren Kämpfe, in demselben Jahre erhoben, dem dortigen Adel schweres Unheil anthaten, und ihn in die größte Bedrängniß brachten **).

„Keine Unheilschlacht war darum schlimmer", klagt Angilbert, „kein Festgesang soll jemal ihrer gedenken! Das weiße Linnen der bleichen erschlagenen Helden, es machte die Gefilde so weiß, wie die Fluren im Herbst, wenn die Schaaren weißer Vögel sie bedecken. Wehe darum über diese Wahlstatt des Fluches, die den Frevel geschaut, die das Blut der besten Helden getrunken; möge kein Thau, kein Regen jemal das Grün dieser Au wieder befeuchten, wo die Beweinenswerthen gefallen:

Gramen illud ros et imber, nec humectet pluvia,
in quo fortes ceciderunt praelio-doctissimi
plangent illos, qui fuerunt illo casu mortui!"

„Und möge", fährt zürnend das Lied fort, „jener Tag, jener fluchwürdige, entsetzliche, nie in der Reihe des Jahres gezählt werden, möge jede Spur in dem Gedächtniß ausgetilgt

*) Ecce olim velut Judas Salvatorem tradidit,
sic te, rex, tuique duces tradiderunt gladio.

**) Et nobiles illius patriae (totius Saxoniae) a servis valde afflicti et humiliati sunt. Annal. Bertin. ann. 841.

bleiben und kein Strahl der Sonne ihm leuchten, kein Früh- roth ihm scheinen:

> Maledicta dies illa nec in anni circulo
> memoretur, sed radatur ab omni memoria!
> jubar solis illi desit, aurorae crepusculo!"

„Und des Fluches Vernichtung treffe die grauenvolle Nacht, die diesem Tage folgte, die, ach so bitter und so überschwer und drückend war, da der Vater, da die Mutter und Schwester und Bruder und die Freunde weinten um die Besten der Helden, die der Tod gefällt:

> Noxque illa, nox amara, noxque dura nimium,
> in qua fortes ceciderunt proelio-doctissimi,
> pater, mater, soror, frater, quos amici fleverant."

Das waren die Lieder, die um die Wiege der Hathumod und in ihre früheste Kindheit hinein tönten!

So viel Blut aber auch diese unglückselige Schlacht gekostet, so war sie dennoch keine entscheidende; sie hatte nur beide Theile ihren äußern Feinden, den Normännern, Slaven, Sarazenen und Ungarn gegenüber, die von allen Seiten ihr zerrissenes Reich bedrohten, geschwächt, und die innere Auflösung gefördert. Ludwig und Karl erneuten ihren Bund im folgenden Jahre, 842, zu Straßburg, und schwuren sich dort, sammt ihren Völkern, den berühmten Bundeseid in deutscher und romanischer Sprache, und so kam es endlich 843 zu dem Vertrage von Verdün.

Das Reich Karls des Großen wurde in drei Theile getheilt: das Mittelreich zwischen dem deutschen Osten und dem romanischen Westen nebst Italien blieb dem ältern Bruder Lothar. Seinem Loose fiel damit die Wiege der fränkischen Größe, die Heimath der Merowinger und Karolinger, das Land zwischen Mosel und Rhein, und um die Schelde und Maas bis zum friesischen Meere zu, wo der Kaiserpalast und der Kaiserdom stand, von wo Chlodowech den großen fränkischen Siegeslauf begonnen, und wo die Männer wohnten, die in vorderster Reihe die großen

Schlachten der Pippine und Karl Martells und Karls des Großen gegen die Heiden im Süden und Norden geschlagen. Karl der Kahle seiner Seits erhielt, was von diesem lotharischen Mittelreich im Westen lag, das gallische Frankreich nämlich; Ludwig, der dritte Bruder, die deutschen Länder und Marken im Osten von Lothars Reich. Der Neffe endlich, der jüngere Pippin, der zu Lothar gehalten, wurde mit Aquitanien unter der Oberhoheit Karls abgefunden.

Ludwig, dessen Herrschaft Bayern, Alemannien, Sachsen, Thüringen, Ostfranken, den Nordgau, das Hessenland, nebst den Gauen von Mainz, Worms und Speier umfaßte, wurde von dem an der Deutsche genannt. Und so wurden Liudolf und sein Geschlecht dem Heergebote dieses Enkels Karls des Großen pflichtig. Er und seine Söhne stritten an der Seite Ludwigs und seiner Söhne; ihre Söhne und Töchter, ihre Enkel und Enkelinnen vermählten sich unter einander; also daß sich das Geschick beider Fürstenhäuser vielfach verschlang, bis das sächsische dem fränkischen mit König Heinrich, „dem ersten freien König über Sachsen“, in der Herrschaft nachfolgte.

Doch auch der mit so vielem Blut erkaufte Vertrag von Verdün gab dem Reich den verlorenen Frieden nicht wieder; auch er gründete keinen dauernden Rechtszustand. Bei jedem Todesfall machte sich die alte Unsicherheit geltend; es folgten Erbstreitigkeiten und Kriege und Empörungen, und andere und andere Theilungen, die, trotz aller Schwüre und Gelöbnisse, so wenig Bestand hatten, wie die früheren. Und wie die Söhne Ludwigs des Frommen gethan, die ihr Schwert gegen den Vater erhoben, so mußten auch sie den gleichen Frevel ihrer Seits wieder von ihren Söhnen erdulden. Das karolingische Haus fuhr fort, in seinen eigenen Eingeweiden zu wühlen, und insbesondere war es jenes lotharingische Mittelreich, das seit Lothars I. Tod so oft der Zankapfel

zwischen den zwieträchtigen Brüdern, den Oheimen, Neffen und Vettern bildete.

In diesen innern Kämpfen litten Staat und Kirche gleichmäßig, die Blüthen christlicher Cultur, die unter Karl dem Großen und seinen Vorfahren sich zu entwickeln begonnen, wurden von den Kriegsstürmen verweht, das Leben der Nation verwilderte, und mit dem sittlichen Ernst schwand auch die siegreiche Kraft vor den Reichsfeinden. Ein anderes Klagelied, den Bedrängnissen dieser Zeit entsprungen, und nur wenige Jahre später gedichtet, als das auf die Schlacht von Fontenay, schildert mit lebendigen Zügen treffend die traurigen Zustände, wie sie nach Kaiser Ludwigs Tod und dem Vertrage von Verdün unter seinen drei Söhnen und ihrem Neffen Pippin eintraten. Es klagt, wie die vier Fürsten das einst so glorreiche Reich zerrissen, wie der Krieg unter den Hadernden schrecklich entbrannt und die Bösen in diesen Wirren mächtig ihr Haupt erhoben:

Imperio sic turbido
crescit malorum factio,
surgensque tunc dissensio,
permiscet omnes jurgio.

Wie einer den andern überfallen, wie die Guten den Bösen unterlegen, die Tyrannei des Starken den Schwachen unterdrückt und dem Gottlosen alle Ehren zu Theil geworden: „Verwüstung an vielen Orten, Raub an heiliger Stätte, jeder Gute bedrängt, Verwirrung überall“, oder wie das alte Lied selbst singt:

Fit plurium vastatio,
sanctis locis praedatio,
cunctis bonis turbatio,
rerum simul confusio.

Beklagte es ja doch selbst eine Brandstätte dieser heillosen Bürgerkriege, die Zerstörung des Klosters Glonna (Mont-Glonne), nun Saint Jean le Vieux genannt, in der Diöcese

von Angers. Die Geschichte dieses Gotteshauses ist in der That charakteristisch für diese Zeit, da so viele andere blühende Stiftungen sein Loos theilten. Karl der Große hatte das Kloster Glonna dem heil. Florentius zu Ehren gegründet; sein Sohn, Ludwig der Fromme, hatte es mit heiligem Ornat geschmückt; jetzt aber, da Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche sich unter einander bekriegten, machte sich der Bretone Nomenoius mit seinem kriegsmuthigen, die Frankenherrschaft hassenden Stamme auf, und plünderte und verbrannte im Jahre 848 das unglückliche Kloster. Doch leistete König Karl reichlichen Ersatz für den Schaden, so daß dieses Lied wenigstens mit jubelvollem Danke schließt.

Nicht so ein anderes, das gleichfalls ein Opfer dieser Bruderkämpfe beweint. Wir meinen den Klaggesang auf den Abt Hugo, einen Sohn Karls des Großen. In den Kämpfen, die sich zwischen Karl dem Kahlen und Pippin um Aquitanien erhoben, hatte auch der Abt, der Oheim König Karls, sich zu des Neffen Heer begeben. Der Tod überraschte ihn plötzlich, von feindlichen Lanzen durchbohrt, stürzte er 844 nieder *). „Da lag er", so tönt die Klage in einfacher alter Weise, „der edle Sprößling des mächtigen Karls, des erlauchten Fürsten, in seinen Wunden, der Schuldlose! Von Lanzen durchbohrt, die Kleider zerrissen, so lag er nackt mitten im Staube des Feldes, der Mildeste! dessen Antlitz so schön, so liebreich vor den Uebrigen strahlte; der nie eine Meinthat, nie einen Raub geübt, der Keinem ein Leid, der Jedem

*) Qua inopinata congressione (in pago Ecolesimo) Hugo presbyter et abbas, filius Caroli magni quondam imperatoris et frater Hludowici itidem imperatoris patruusque Lotharii Lodoici et Caroli regum, nec non Richboto abbas et consobrinus regum, nepos videlicet imperatoris ex filia .... cum aliis pluribus interfecti. Prudentii Trec. annal. ann. 844. Pertz Mon. I, 440.

nur Liebes zu thun stets liebte. Als König Pippin — der Gegner — ihn also sah, ohne Kleider nackt da liegen, schmachvoll mitten im Staube des Feldes, da weinte er, so geht die Sage, und sprach: „„Hundert Talente Goldes würden mich nicht so freuen, säh' ich dich unversehrt dem Leben zurückgegeben."" — So gebt ihm denn das Ehrengeleite und legt ihn zur Ruhe in den Hügel, dessen Priester er war, und den er im Leben sich zur Grabstätte erwählte, daß ihn dort die Brüder bestatten, den Mildesten, der Keinem ein Leid, der Jedem nur Liebes zu thun stets liebte!" *)

Selbst den Bessern war es schwer, in diesen Zeiten zuchtloser Auflösung und wirrer Kämpfe, wo Raub und Mord und Gewaltthaten jeder Art an der Tagesordnung waren, seine Hände unbefleckt und rein zu bewahren; daher auch Agius von Herzog Liudolf sagt:

> Zwar der Vater konnte gänzlich unbeschlammt
> Nicht sich halten, da er führt' ein weltlich Amt;
> Doch wie sehr mit guten Werken er vom Wust
> Strebte sich zu reinigen, ist euch bewußt.

Gar Mancher mochte wohl, erschreckt über diese das Reich in seinen Grundvesten erschütternden Frevel und Verbrechen einer gottvergessenen Gegenwart, an die Strafgerichte der nahen und fernen Zukunft denken. Unheilvolle Schreckenstage, wie jener schmachvolle des Lügenfeldes und jener blutige des

---

*) Der gelehrte und um die Geschichte seines Vaterlandes vielfach verdiente Abbé Le Beuf, der dieses historische Klagelied, eines der wenigen uns aus so alter Zeit erhaltenen, zuerst mitgetheilt, bemerkt dabei, daß die Worte desselben in der Handschrift mit Noten versehen sind. Neuerdings wurde es wieder abgedruckt in der durch Fleiß und gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneten Sammlung von **Edélestand du Méril: Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle. Paris 1843.** Hier findet sich auch das Lied auf die Schlacht von Fontenay, so wie der Klaggesang auf die Zerstörung des Klosters Glonna.

Leichenfeldes, jene „dies maledicta" von Fontenay und die Unglücksnacht, die diesem Tage folgte, jene „nox amara nimiumque dura", sie mußten die Zeitgenossen an einen andern großen Kampftag, wo keine Lüge und keine Gewalt hilft, an ein anderes Leichenfeld und eine andere grauenvolle Nacht ewiger Finsterniß mahnen; an jenen letzten aller irdischen Tage:

Lacrymosa dies illa,
Qua resurget ex favilla
Judicandus homo reus.

Und keine Hinweisung konnte wohl wirksamer seyn, auch den Mächtigsten und Gewaltigsten in seinen Missethaten und seinem Wohlleben aufzuschrecken und erbleichen zu machen, als eben die Erinnerung an diesen großen, die Weltgeschichte abschließenden Gerichtstag gerechter Vergeltung, da die

Tuba mirum spargens sonum

erklingt, deren Klang mehr noch wie der der Heerhörner von Fontenay alles mit „Horror" erfüllen wird, daß „Feld und Wald und Sumpf schaudernd starren." Und wenn er dann erscheint, der

Rex tremendae majestatis,
Qui salvandos salvat gratis

auf dem letzten Volksthing, er, der König der Könige, der heiligste Richter, der allmächtige Herr der Wahlstatt, der den Karolingern Sieg und Krone verliehen, und sie als seine Herzoge, seine Lehnträger, seine missi dominici unter die Völker gesendet: wessen Herz wird dann nicht erbeben, wenn sein richtender Blick es durchdringt!

Quantus tremor est futurus
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus!

Und wer wird dann die begangenen Missethaten, jede Ungerechtigkeit, jeden Meineid, jeden bösen Trug, jeden Ehe- und Treubruch nicht ungeschehen wünschen, wenn die große Weltchronik ihre blutbefleckten Blätter öffnet!

Liber scriptus proferetur
In quo totum continetur
Unde mundus judicetur.

Das war wohl ein Gesang geeignet auch die härtesten Herzen zu erschüttern und in diesem Geiste des allerdings später gedichteten Dies irae *) ist jene ernste ergreifende deutsche Dichtung vom jüngsten Gerichte verfaßt, die sich in der von Erzbischof Adalram von Salzburg († 836) Ludwig dem Deutschen geschenkten Handschrift befindet; von der wir schon einmal in diesen Blättern (Bd. 23, S. 841) gesprochen. Gedenken wir der selbstmörderischen Kämpfe und Kriege unter Ludwig dem Frommen, unter seinen Söhnen und Enkeln, wie tief bedeutsam klingen dann die warnenden Worte dieser deutschen Gerichtsposaune: „Dann bricht herein der Tag der Vergeltung, er kommt die Sterblichen heimzusuchen mit Feuer! Wenn die ganze weite Erdfläche in Brand steht, und Feuer und Luft Alles dahin fegt, wo ist dann die Landmarke, um die man sich hier gestritten mit seinen Blutsfreunden? Die Marke ist verbrannt! Die Seele steht belastet mit der Sünde, weiß nicht womit sie büße und geht in die Verdammniß!“ — Daher mag dieses Lied der bischöflichen Handschrift, als ein schönes Zeugniß für den besseren Geist jener Zeit, neben dem Schreiben stehen, das mehrere Bischöfe im Jahr 858 an denselben Ludwig den Deutschen richteten, als er mit gewaffneter Hand und unterstützt von dem treulosen Adel seinen Bruder Karl den Kahlen von dem Thron zu stürzen trachtete und übermächtig in Frankreich eingebrochen war. Die Bischöfe ermahnten ihn mit warnenden Worten, lieber seine Waffen gegen die Heiden zu kehren, die das Reich grausam verwüsteten, als sich durch den Krieg gegen den eigenen Bruder zu versündigen.

Ueber den Eindruck, den diese innere Zerrissenheit, mit ihren

*) Dies irae wurde im dreizehnten Jahrhundert vom Cardinal Frangipani des Dominikaner-Ordens gedichtet.

Schrecken und Gräueln der Verwüstung, auf die edleren Gemüther machen mußte, können wir nicht im Zweifel seyn. Die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller irdischen Herrlichkeit trat ihnen jeden Augenblick in lebendigen Bildern vor die Seele. Wo sich gestern eine blühende Ansiedelung erhoben, da lag heute vielleicht ein Trümmerhaufen oder eine wüste Brandstätte; der Jüngling, der heute im Uebermuth jugendlicher Kraft die siegreiche Lanze geschwungen und berauscht die Freuden des Lebens in gierigen Zügen getrunken, er lag vielleicht morgen, gleich jenem Hugo, mit stummen, bleichen Lippen und blutigen Locken „nackt im Staube des Feldes", von den Schwertern der Normannen, der Slaven, Bretonen oder Bulgaren durchbohrt, oder ein Opfer der inneren Kriege und Empörungen.

Ein solcher Anblick aber wandte den erschreckenen trauernden Blick des Geistes von diesem wirren Gewühl irdischer Kämpfe und ihren blutigen bestandlosen Siegen aufwärts zu dem Ewigen und Himmlischen.

So flüchteten sich gar viele der edleren und kräftigeren Geister, der Welt und ihren Ehren und Freuden, ihren Kronen und Genüssen entsagend, zu dem Altar, in den Dienst der Kirche, in die stillen Zellen der Klöster. Und so war es hier, wo im Frieden des Heiligthums, — während oft dicht neben an draußen in der Welt die Stürme aller entfesselten Leidenschaften tobten und Rohheit und Wildheit herrschten, — in stiller Abgeschiedenheit, im Frieden des Heiligthums, edlere Geistesbildung, milde Gesittung und die höchsten, die reinsten und zartesten Tugenden des Christenthums blühten.

Ein solche edlere, ernstgestimmte Seele war Hathumod, die sich, nach dem Zeugniß ihres Lebensbeschreibers, einzig von Sehnsucht nach dem Ewigen erfüllt, schon von frühe an scheu von allen glänzenden Verlockungen des Irdischen und Vergänglichen abwandte. In ihrem ganzen Sinnen und Thun zeigte sich schon jetzt der künftige ernste Beruf der Selbstverläugnung und der Entsagung, die nur Gott dienen, nur ihn verherrlichen

wollte. Und so bildete sie schon als Kind den Gegensatz zu dem eigensüchtigen, ruhelosen Treiben der Welt, wie wir es in den vorhergehenden Blättern geschildert.

Scherze und Spiele, wie sie sonst Kinder erfreuen, hatten für sie keinen Reiz. „Gold und kostbaren Schmuck", sagt Agius, „was Kinder als schön unschuldigerweise begehren, begehrte sie nicht. Wofür die Eitelkeit der meisten Frauen entbrennt: goldgewirkte Gewänder, Binden, Hauben, Flechten, Ohrringe, Ringe, Spangen, Geschmeide, Fächer, Gürtel und Riechfläschchen, wurden sie ihr, dem Vermögen und Stande ihrer Eltern gemäß, auch angeboten, sie wollte sie nicht annehmen; ja sie weinte, wenn sie ihr aufgenöthigt wurden. Dagegen weilte sie, die kindischen Leichtsinn so früh in christlichen Ernst verwandelt, am liebsten in den Kirchen des Herren, dort etwas ihr Heilsames zu hören oder dem Gebete obzuliegen. Den Unterricht aber, wozu man andere mit Schlägen treibt, ergriff die junge Hathumod mit freiwilligem Eifer, und eignete sich ihn mit unermüdlichem Nachdenken an, sie, die den Adel ihres Stammbaumes durch die Heiligkeit ihrer Gesinnung überstrahlte." *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Agius in vita Hathumodae 2.

Erklärung.

Da ich in Folge meiner Uebersiedelung nach Innsbruck aus der Redaction der Historisch-politischen Blätter auszuscheiden mich veranlaßt sehe, so hat Herr Dr. G. Görres die Güte gehabt, die ausschließliche Verantwortlichkeit der Herausgabe auf sich zu nehmen. Meine übrigen Verhältnisse zu der Zeitschrift dauern fort, und ich werde, so weit meine gegenwärtige Stellung es erlaubt, auch fernerhin thätigen Antheil an derselben nehmen.

Innsbruck, den 28. März 1850.

Dr. Phillips.

XXXIX.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 18. März 1850.

Werfen wir am Jahrestage der preußischen Revolution einen Blick auf die Lage Europas, so können wir uns zwar nicht verhehlen, daß die Saat, welche in den Märztagen des „tollen Jahres" ausgestreut wurde, zwar noch keineswegs die ganze Fülle von Uebeln getragen hat, zu welcher sie den Keim enthielt, aber wir können uns auch nicht darüber täuschen, daß wir allein und lediglich durch die Barmherzigkeit Gottes, die durch eine Reihe von wunderähnlichen Begebenheiten den natürlichen Entwicklungsgang des Unheils vorläufig hemmte, über dem Abgrunde in der Schwebe gehalten werden.

In Frankreich, dem Lande, von wo die politische Influenza vor sechszig Jahren ihren Ausgang über den europäischen Continent nahm, ist einerseits die Auflösung, andererseits aber auch wohl die Erkenntniß des Uebels, der Einblick in das, was allein helfen kann, der Ekel an den Lehren des politischen Rationalismus und den hohlen Abstractionen des Repräsentativstaats am weitesten vorgeschritten. Nur dürfen wir uns auch in dieser Beziehung nicht mit chimärischen Erwartungen betrügen. Diejenigen, die etwa ihre Hoffnung auf

ein Insichgehen, auf eine, durch Erfahrung bewirkte Radikalkur, auf ein plötzliches zur Besinnungkommen des Pariser Bourgeois gesetzt hatten, — diese werden sich durch die jüngsten, im socialistischen Sinne ausfallenden Wahlen bitter getäuscht gesehen haben. Wenige Monate scheinbarer Ruhe reichten hin, den alten Dünkel und Uebermuth des von Kindesbeinen an in Voltair's Geiste erzogenen, großstädtisch versumpften Pfahlbürgers wieder aufzurichten. Schnell war die Angst der Junitage vergessen. Ist ihm doch die Opposition gegen jede höhere Gewalt recht eigentlich Lebensbedürfniß geworden; was heute schon in den höhern Kreisen der französischen Gesellschaft geglaubt, gefühlt, als Gemeingut und geistige Errungenschaft der gesitteten Menschheit betrachtet wird, das hat — der Verthiertheit der untern Klassen zu geschweigen — im günstigsten Falle vielleicht erst nach Generationen Aussicht in die Sphäre des Pariser Gewürzkrämers gedrungen zu seyn. Einstweilen ist dieß Geschlecht der Liebe, der Empfänglichkeit an irgend Jemanden, der über es Gewalt hat, — es ist mit einem Worte des freiwilligen Gehorsams unfähig geworden. Eine solche Gesellschaft ist durch Ueberredung, Berufung auf den guten Willen und gütliches Zureden nicht mehr zu regieren; — dieß dürfte nachgerade wohl jedem praktischen Kopfe klar geworden seyn. Daß aber eine aufgelöste Masse, die nicht mehr regiert werden kann, zur Mitregierung noch unfähiger, und daß folglich das ganze System eine doctrinäre Abgeschmacktheit sei, welches die Regierung der heutigen Staaten von unten herauf durch Wahlen schaffen, sie auf die Chimäre des sogenannten „Volkswillens" gründen will, — dieß ist eine Wahrheit, die selbst heute schon und in Frankreich von bei weitem Mehreren eingesehen, als ausgesprochen wird. Möchte diese Bekehrung aller ehrlichen Leute und aller bessern Köpfe, die dortlandes unläugbar weiter als in Deutschland fortgeschritten ist, möchte sie nicht schon zu spät kommen; möchte sie, wenn es noch möglich wäre, jenem Volke, welches trotz aller Verschuldung niemals aufgehört hat, unsers innigsten Antheils würdig

zu seyn, den Durchgang durch ein neues Läuterungsfeuer ersparen, dessen Schrecken alle bisherigen, und selbst die grauenvollsten Erfahrungen übertreffen würden.

Menschlichem Ansehen nach steht die entscheidende Schlacht, welche den gesammten romanisch-germanischen Westen erwartet, es steht jener Zweikampf auf Leben und Tod, den die europäische Gesellschaft mit dem Communismus und dem aus rationalistisch-liberaler Wurzel erwachsenen Atheismus zu bestehen haben wird, Frankreich am nächsten bevor. In je bestimmtern Umrissen der Dämon der Zerstörung in diesem Lande Gestalt gewinnt, desto verschwommener, zerrissener, getheilter und in sich unklarer über die nächsten Zwecke und Mittel ist dort die Macht des Widerstandes. Daß der Neffe nicht der Mann sei, zu thun, was einst sein Oheim that: der demokratisch-revolutionären Strömung ein militärischabsolutes Halt zu gebieten, und mit gewaltiger Faust das sinkende Reich vom Abgrunde zurückzureißen, dieß war wohl schon seit Langem gewiß. Der Bonapartismus läßt sich so wenig decretiren, wie die Freiheit; fehlt der eiserne Arm des Kaisers, so kann das bloße Wort nicht mehr die alten Wunder thun. Frankreich hat sich politisch vollständig ausgelebt. Die Pietät vor dem Alten, die Liebe zu irgend Etwas, was einmal gewesen, ist in der Wurzel zerstört; mit Namen oder Erinnerungen irgend welcher Art ist dort nichts mehr ausgerichtet. Wo es kraft des zum Princip erhobenen Fortschritts eben kein bestehendes und keine geschichtliche Ueberlieferung mehr gibt, wo die Pflugschaar so oft über den gleichgemachten Boden geführt worden, wie im revolutionären Frankreich, da ist statt des Vertrauens und der Liebe zum Bestehenden nur noch thierischer Leichtsinn möglich; Jeder, der im Leben etwas zu verlieren hat, fühlt dann freilich die Erde unter seinen Füßen schwanken und zittert. Nur das Neue und Nichterhörte kann noch einen flüchtigen Rausch erregen; unglücklicherweise vermag aber kein menschlicher Verstand mehr eine neue Staatsform zu ersinnen, von der sich noch vorgeben ließe, daß sie im Stande sei, die Ordnung mit

dem zu vereinigen, was der Zeitgeist Freiheit nennt, und beides mit der (unmöglichen und widersinnigen) Gleichheit, welche der Stumpfsinn der Tagespolitiker als ein Grundrecht der Menschheit in Anspruch nimmt. Die restaurirte Legitimität hat abgehaust; die große Lüge des constitutionellen Cultus der Charte sich lächerlich gemacht; die Corruption der, mit demokratischen Institutionen umgebenen Monarchie in verdienter Schmach geendet; zuletzt hat noch der Bonapartismus ohne Bonaparte den Nimbus zerstört, der an dem Namen des todten Cäsars haftete. Was ist noch übrig? —

Wir wollen uns in keiner Weise damit abgeben, dem französischen Volke die Nativität zu stellen. Die Erfahrung zeigt, daß in der Regel Alles anders kömmt, als menschlicher Scharfsinn es vorausbestimmt. Nur die natürliche Verkettung von Ursache und Wirkung läßt sich berechnen; die Langmuth und Barmherzigkeit Gottes, welche die Strafgerichte um der Buße einiger Wenigen willen hinausschiebt oder abwendet, ist jeder menschlichen Veranschlagung entrückt. Wollen wir dennoch, vom Bekannten auf's Unbekannte schließend, eine Vermuthung in Betreff dessen wagen, was Frankreichs nahe Zukunft bringen wird, so scheint uns dieses Land hart an der Schwelle südamerikanischer Zustände zu stehen. Die Natur der Dinge wird ihr Recht behaupten; nach dem Geschwätze der Sophisten wird das Schwert entscheiden. Der bewaffneten Macht — der allein organisch gegliederten — muß in einer mäßigen Frist mit der ausschließlichen Gewalt die Herrschaft zufallen. Aber die bewaffnete Macht ist selbst von den auflösenden Ideen der Revolution durchfressen. Zudem hat sie in Frankreich weder einen Monarchen an der Spitze, dem uraltes Recht und Herkommen eine über jeden Zweifel erhabene Stellung liehe, kraft welcher der ihm geleistete Dienst und Gehorsam eine Ehre wäre, noch einen Kaiser der Franzosen, den die Vorsehung selbst durch Krieg und Sieg zum unbestrittenen Herrn gesetzt hätte. Jeder heutige General, dem der Zufall die Zügel der Regierung in die Hände wirft, wird an Jedem seiner Kameraden einen ālt-

versöhnlichen Prätendenten jedenfalls zu fürchten, und meistens auch zu bekämpfen haben, und Jeder wird der repräsentativen Staatsmaschine bedürfen, weil er die Ansprüche seines Ehrgeizes nur durch die Fiction eines souveränen Volkswillens rechtfertigen kann. In der Wirklichkeit würde demnach, wie in den transatlantischen Freistaaten des Südens, die militärische Tyrannei, in den „Volkskammern" und Zeitungen dagegen das bisherige pseudopolitische Geschwätz fortregieren, und im weitern Hintergrunde eine Theilung Frankreichs stehen, wozu die heutige Scheidung in vier große Militärprovinzen bereits die Wege bahnen zu wollen scheint. Ganz zuletzt würde, wenn das Weltgericht den Faden nicht früher abschnitte, die wohlthätige Macht einer neuen Barbarei die todmüde Hypercivilisation bedecken. So würde, müßten wir nicht nach dem löblichen Beispiele der türkischen Urtheile hinzusetzen: Gott weiß es besser! solchen Aspecten gegenüber unser Parere über Frankreich lauten.

Wenn wir unserer unvorgreiflichen Ansicht in Betreff der Reconstruction Deutschlands den kürzesten Ausdruck geben sollten, so würde selbige einfach auf ungesäumte Wiederherstellung, verbunden mit zeitgemäßer Revision des Bundes von 1815 hinauslaufen. Haben alle souveränen Fürsten und freien Städte diese völkerrechtliche Vereinigung geschlossen, so ist es begreiflicherweise rechtlich nicht wohl möglich, daß dieselbe in einer andern Form als durch eine neue Uebereinkunft aller Contrahenten geändert werden kann. Nach dieser Ansicht bestand, wenn gleich nicht factisch, so doch im rechtlichen Sinne, der deutsche Bund auf der Grundlage der Acte von 1815 unverändert fort, und der gesammte Vorgang der Revolution, vom ersten Zusammentreten des sogenannten Vorparlaments bis zur schimpflichen Verjagung der tricoloren Repräsentantenversammlung aus Stuttgart, hatte deren auch nicht ein Titelchen ändern können. Daß jener völkerrechtliche Verein, um die Ruhe und Ordnung im Innern von Deutschland und dessen Vertheidigung nach außen wieder herzustellen, und den Krebsschaden der Revolution, wenn

es anders möglich wäre, noch einmal auszuschneiden, einer neuen Einrichtung bedurfte, wird Niemand läugnen; nur durfte bei dieser nicht der Zweck verfolgt werden, die Revolution zu begütigen, die sogenannte deutsche „Einheitspartei“ zu gewinnen, und den burschenschaftlichen Reminiscenzen einiger ehrgeizigen Intriguanten genug zu thun. Alle deutschen Regierungen, vorab Oesterreich und Preußen, durften in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr nur einen Zweck verfolgen: den Kampf auf Leben und Tod gegen die Revolution, als den gemeinschaftlichen, unversöhnlichen Feind Deutschlands wie der gesammten Menschheit. Alle weitern Nützlichkeitsbeziehungen, wie Deutschlands bisherige Gesammtverfassung verbessert werden könne, mußten der einfachen Frage über Seyn und Nichtsein nachstehen; wer besser leben will, als bisher, muß vor Allem erst das Leben selbst retten, wenn er in höchster Todesgefahr schwebt. — Dazu gehörte allerdings, nicht die burschenschaftliche Chimäre einer mechanischen Einheit und nach französischem Muster copirten Centralisation, sondern gerade im Gegentheil: die bundesmäßige Eintracht Deutschlands. Wer zuerst an dieser rüttelte, der hat den Ruin unsers Vaterlandes vor der unerbittlich richtenden Geschichte zu verantworten, welche eigensüchtige Vergrößerungsgelüste auch unter der trügerischen Maske einer erkünstelten deutsch-patriotischen Schwärmerei, die heute schon Niemanden mehr täuscht, zu erkennen und zu würdigen wissen wird.

Der geneigte Leser ist heute bereits in der Lage beurtheilen zu können, wie weit die Wirklichkeit hinter unsern oben entwickelten, patriotisch frommen Wünschen in Betreff der deutschen Politik der Regierungen zurückgeblieben ist. Von Einheit ist so wenig wie von Eintracht die Rede. In diesem Augenblicke schickt sich ein Parlament des preußischen Sonderbundes an, das Frankfurter Drama in der Augustinerkirche zu Erfurt im Sinne der Gagern-Gothaischen Fraction weiter zu spielen. Bayern, Sachsen und Würtemberg, denen Oesterreich seine Zustimmung gegeben, haben sich über einen andern gesammt

deutschen Verfassungsentwurf geeinigt, welcher ebenfalls eine Fortsetzung der bisherigen parlamentarischen Vereinbarungen in Aussicht stellt. Hannover hat dagegen erklärt, daß es weder der einen noch der andern Seite sich anschließen, sondern unverändert auf der rechtlichen Basis des alten Bundes beharren, und für's Erste die Ereignisse abwarten wolle. Wessen Gedächtniß noch zwei Jahre rückwärts reicht, der wird aus der Parallelle zwischen damals und jetzt, wenn auch nicht mehr, so doch wenigstens die Antwort auf die Frage entnehmen können: welches Heil uns die revolutionäre Mittelpartei gebracht hat, welche nach jahrelanger Conspiration die französische Revolution nach Deutschland verpflanzte, und unbelehrt (weil unbelehrbar) durch die Ereignisse, heute noch, ohne Scham und Gram, daran arbeitet, ihren politischen Phantasiegebilden Leben und Wirklichkeit zu leihen? Noch trauriger ist es, daß inzwischen nach innen hin die, auf die neubefestigte und verstärkte, alte Bureaucratie gepfropfte Doctrin des ci-devant französischen Repräsentativstaats unter Ludwig Philipp, fast ohne Widerspruch, in allen deutschen Landen herrscht, und daß die Adepten dieser Lehre ihr mit einer Seelenruhe anhängen, die sich weder durch die Geschicke Frankreichs, noch durch die Erfolge irre machen läßt, welche eben jenes antinationale und unpopuläre System, welches nur noch bei einer kleinen Zahl von Stubengelehrten und Beamten Credit und Glauben findet, schon in so verhältnißmäßig kurzer Frist über Deutschland heraufbeschworen hat.

Während also die Geschicke in Deutschland und Frankreich sich, ohne Hoffnung auf menschliche Hülfe, erfüllen zu sollen scheinen, hat Lord Palmerston, Europas Verderber und Dr. Bunsen's Freund, Griechenland gegenüber, durch einen, das Völkerrecht gesitteter Nationen mit Füßen tretenden Act roher Brutalität jene Krisis eines Weltkampfes, dem die europäische Gesellschaft nicht entgehen kann, wenn auch nicht herbeigeführt, so doch merklich näher gerückt. Wir wissen nicht, ob Rußland den Handschuh aufheben wird, den ihm Lord Palmerston vor

die Füße geworfen, oder ob es „auf seine Zeit warten" wird. Was wir aber wissen ist, daß, dem natürlichen Entwicklungsgange der menschlichen Dinge gemäß, das Rom und Karthago der neuen Geschichte, sei es früher, sei es später, auf Leben und Tod mit einander um die Herrschaft der Welt ringen müssen. Einstweilen sind bei dem, einen Raubzug ohne Kriegserklärung in sich schließenden Verfahren Englands gegen Griechenland die Vorwände der tiefer liegenden Zwecke und Absichten des Lord Palmerston würdig. Bekanntlich macht das englische Kabinet, wo es die hinreichende Macht zur Verwirklichung solcher Ansprüche zu besitzen glaubt, nicht nur thatsächlich, sondern auch ziemlich ausdrücklichen Erklärungen gemäß den Grundsatz geltend: jedweden, in einem fremden Lande lebenden Engländer gegen die Regierung dieses Landes in jedem Criminal- und Civilfalle wie eine unabhängige, exterritoriale Dependenz von England vertreten zu dürfen. Ein wirksamerer Hebel zur Umwälzung der ganzen Welt, und zunächst des Continents von Europa, als dieser unerhörte Anspruch, zumal in den Händen des Lord Palmerston, kann nicht leicht gedacht werden; aber es ist auch begreiflich, daß jede Regierung, welche ihren Sturz vermieden sehen, und nicht die willenlose Sklavin Englands werden will, sich mit allen Mitteln, welche ihr die Vorsehung verliehen, solcher Meuchelpolitik widersetzen muß. Wem dieser Ausdruck zu hart scheint, der betrachte die einzelnen Vorwände, worauf sich die Feindseligkeiten Englands gegen Griechenland stützen.

„Bei dem Rechtsfall des Herrn Finlay", sagen die Times, „handelt es sich ganz einfach um den Werth eines gewissen Grundstücks im Jahre 1836. Er hatte, wie es scheint, für dieses Grundstück, welches er von dem vormaligen türkischen Besitzer im Jahre 1830 kaufte, dreihundert Drachmen bezahlt. Die griechische Regierung, die einen Theil dieses Grundstückes für einen Staatszweck verwendet hatte, bot ihm dieselben Bedingungen, welche die Eigenthümer der angränzenden Bauplätze angenommen hatten, nämlich 3000 Drachmen

an. Hr. Finlay aber verlangte ganz bescheiden 45,000 Drachmen, indem er behauptete, das in Frage stehende Grundstück habe ihm durch irgend eine geheimnißvolle Procedur, worüber uns nichts Näheres bekannt ist, 100,000 Drachmen gekostet. Herr Finlay rekurrirte nicht an die zur Abschätzung solcher Grundstücke niedergesetzte Commission, und schlug überhaupt nicht den Rechtsweg ein; und obgleich er ohne Zweifel einen Anspruch auf Entschädigung hat, so ist doch der Betrag derselben keineswegs ein Gegenstand, der in der Weise, die von unseren Agenten versucht worden ist, ausgeglichen werden kann."

„Aber Herrn Finlay's Forderungen haben noch einen ernsthaften und würdigen Charakter im Vergleich mit der kecken Rodomontade des Chevalier Don Pacifico. Dieser Mensch kam als portugiesischer Generalconsul nach Griechenland, und aus Anlaß irgend einer früheren Forderung verwendete sich der spanische Gesandte, da er sich für einen spanischen Unterthan ausgegeben hatte, für ihn. Jetzt erscheint er auf einmal als brittischer Unterthan, da er in Gibraltar geboren sei; und zum Schutze dieser wandelbaren und verdächtigen Nationalität" (unser Kosmopolit ist ein Jude!) „ist die brittische Flotte nach Athen gesendet, und eine Forderung von nicht weniger als 30,000 Pfd. Sterl. an die griechische Regierung — wohlgemerkt zur selben Zeit gestellt worden, wo diese Regierung gesteht, daß sie außer Stande ist, die Zinsen ihrer Schuld zu bezahlen, welche die unbedingte Priorität vor allen andern Verbindlichkeiten haben, so daß, wenn man diese Summe dem König Otto zu Gunsten Don Pacificos abgedrungen hätte, sie in Wahrheit aus den Taschen der Hauptgläubiger England, Frankreich und Rußland gestohlen worden wäre. — In Athen besteht die garstige Sitte, einen Judas in effigie am Ostertage zu verbrennen, und am Ostertage 1847 verbrannten sie nicht nur ihren Judas, sondern drangen auch in Don Pacificos Wohnung ein", (der aus früheren Zeiten dem Volke als türkischer Spion verhaßt und verdächtig gewesen seyn soll) „verbrannten seine Papiere, zerschlugen sein Hausgeräth un

mißhandelten ihn gröblich. Der dadurch verursachte Schaden beläuft sich, nach den Angaben dieses wahrheitsliebenden Opfers netto auf 31,534 Pfund, 1 Schilling, 1 Pence nach englischem Gelde. Es ist einigermaßen auffallend, daß die Wohnung dieses neuen Isaaks von York (nach dieser Berechnung seiner Verluste) die reichste in Athen gewesen seyn müßte, denn 30,000 Pfd. Sterl. sind mehr, als ein vorsichtiger Mann, selbst in England, unter seinem eigenen Dache behält. Es ergibt sich aber, daß von diesem bedeutenden Vermögen 23,618 Pfd., 16 Schill., 8 Pence nicht in baarer Valuta, sondern in gewissen Papieren bestanden, aus denen sich eine Schuldforderung an die portugiesische Regierung für obige Summe ergeben soll. Hiezu kommt noch ein kleines jüdisches Depositum von ungefähr 300 Pfd., welches verdächtiger Weise verschwand; dann 1959 Pfd. für Juwelen der Mistreß Pacifico und 2080 Pfd. für Tischzeug und Hausgeräth dieses glücklichen Ehepaars. Ein anderer bemerkenswerther Zug bei dieser wundersamen Geschichte ist, daß die Wuth des Pöbels an diesem verhängnißvollen Tage alle diese Gegenstände, Papiere, Diamanten, Depositen und sogar ein Ehebett von Mahagonyholz, dessen Werth auf 150 Pfd. geschätzt wird, hinweggerafft hat, ohne daß eine Spur davon zu finden ist; alle diese Schätze sind von dem Erdboden verschwunden, und erscheinen nur noch auf dem von Don Pacifico eingereichten Küchenzettel. Ein zerrissenes Leintuch von Batist, mit Spitzen eingefaßt (o! Don Pacifico!), und ein kleiner zerbrochener Korb von Porzellan sind allein aus der Szene des Tumults gerettet worden, um zu zeigen, wie einst der Glanz dieser Wohnung der Eleganz und des Reichthums beschaffen war. Nichts war übrig geblieben, und der unentschädigte Hebräer sah sich genöthigt, Lord Palmerston zu bitten, ihm 25 Pfd. monatlich auf Abschlag seiner Forderungen vorzustrecken, eine Bitte, für die der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten ein taubes Ohr gehabt zu haben scheint. — Um bloß von dem Hauptartikel die-

ser Forderung, den 26,000 Pfd., welche Portugal, in dessen Diensten Don Pacifico früherhin gestanden hat, ihm schuldig seyn soll — zu sprechen, kann es wohl etwas Monstruöseres geben, als daß Forderungen von so zweifelhaftem Charakter an Portugal plötzlich die Kraft einer erwiesenen Schuld erhalten sollen, weil die angeblichen Beweise dafür bei einem Volksauflaufe zerstört worden sind, und daß diese Forderungen mit der Unterstützung Englands und seiner Seemacht nicht gegen Portugal, sondern gegen Griechenland geltend gemacht werden, weil diese kostbaren Dokumente auf dem Gebiete des Königs Otto aus der Welt verschwunden sind? Geldforderungen, die von Portugal als bloße Versuche zur Erpressung behandelt worden sind, sollen also von einem andern Staate eingetrieben werden, weil die Documente hiezu abhanden gekommen sind. Und doch stellt Lord Palmerstons Schreiben vom 2. Februar 1848 die Sache außer Zweifel und nebst dieser Forderung im Allgemeinen, wird noch eine Summe von 500 Pfd. für persönliche Unbilden gegen die Familie Pacifico begehrt. Die augenscheinliche Ueberspanntheit dieser Forderungen wirft das zweideutigste Licht auf die ganze Sache; es mangelt dafür an allen glaubwürdigen Beweisen, und wenn wir annehmen könnten, daß Lord Palmerston je ernsthaft dachte, daß diese Angelegenheit um ihrer selbst willen sein Einschreiten erheischte, so würden wir ohne Anstand sagen, daß er auf's gröbste hinters Licht geführt worden ist."

„Die Korrespondenz, die sich auf die Inseln Cervi und Sapienza bezieht, erheischt eine ernstere Aufmerksamkeit, obschon wir auch hier eben so zu beklagen haben, daß der Gang der Regierung nicht von einer streng rechtlichen Ansicht, sondern durch schwankende Beweise und parteiische Angaben geleitet worden ist. Die Lord-Oberkommissäre der jonischen Republik, von der Zeit Sir Frederic Adam's an bis auf den heutigen Tag, scheinen von der Idee eingenommen gewesen zu seyn, daß die Municipalacten und organischen Gesetze der Sieben-Inselrepublik von 1803 bis 1804 diesem Staate

die Souverainetät über obgedachte Inseln eingeräumt haben; und Sir Howard Douglas nahm aus denselben Gründen besonders Sphakteria in Anspruch. Aber wir finden hierin nichts, was unsere frühere Ansicht von der Frage erschüttern könnte. Wir erhielten durch den Tractat von 1815 die Inseln, wie sie im Jahre 1800 waren, und wenn denselben andere Dependenzen nicht durch Tractat, sondern durch einen Act der jonischen Regierung im Jahre 1804 angehängt worden sind, so kann dieß unsern Anspruch nicht vermehren. Herr Ward (der gegenwärtige Lord-Oberkommissär) sagt allerdings in einem Schreiben an Lord Grey (den Kolonial-Minister), daß „„über die Thatsache, daß Cervi sowohl, als Sapienza, beide Venedig gehörten, kein Zweifel obwalte;““ und wenn der Lord-Oberkommissär dieses Factum beweisen könnte, so würde dieß allerdings gegen Griechenland sprechen; allein wir finden bisher keinen stringenten Beweis für diese Behauptung.“

Mit großem Rechte setzen daher die Times, in Betreff der tiefer liegenden Absichten und Zwecke des Lord Palmerston hinzu, daß, was man auch von dem pekuniären Werthe seiner Forderungen denken möge, diese nach dem Urtheil aller Staatsmänner von Europa immer nur als politische Werkzeuge erscheinen; und die Wahrscheinlichkeit, daß ähnliche Forderungen mit gleicher Gewaltthat gegen Neapel oder gegen Toskana geltend gemacht werden dürften, hat eben nicht dazu beigetragen, sie im Auslande in einem günstigen Lichte für uns erscheinen zu lassen. Vermuthlich werden dergleichen Pläne nunmehr aufgegeben werden; aber wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß sie während der neuesten Zeit gehegt worden sind. Mit Recht oder Unrecht hält man allgemein auf dem Kontinent dafür, daß der eigentliche Zweck der brittischen Flotte bei diesen Expeditionen sei, das Signal zu neuen revolutionären Bewegungen zu geben. Eine solche Absicht ist den Grundsätzen und Interessen des englischen Volkes, und den Gesinnungen der hervor-

ragendsten Mitglieder des gegenwärtigen Cabinets so fremd, daß wir sie ohne Weiteres für unmöglich erklären; aber, nach der Erfahrung der letztverflossenen Jahre in Europa, darf man sich nicht wundern, wenn es Leute gibt, welche glauben, daß der englische Minister der auswärtigen Angelegenheiten so was nicht bloß zum Spaße unternimmt, sondern etwas Gefährlicheres, als Don Pacifico's Forderungen, im Auge hat."

Unter solchen Umständen bedarf die Stellung des heutigen Englands zu Allem, was auf dem europäischen Continent Frieden, Recht und Ordnung genannt werden kann, keines weitern Commentars. Während England vom Ausbruche der französischen Revolution an bis zum großen Frieden von 1815 das politische Umwälzungsfieber als seinen gefährlichsten Gegner bekämpfte, und ein Hort der guten Sache in Europa war, hat sich heute Lord Palmerston zum bewaffneten Schutzherrn der Revolution aufgeworfen. Die Erfahrung wird lehren, welches Heil hieraus dem, rettungslos dem ökonomischen Ruin zutreibenden brittischen Reiche erwächst. Daß der nationale praktische Verstand und das englische Rechts- und Ehrgefühl nicht mächtig genug sind, ein solches Cabinet zu beseitigen; daß, so oft die Gelegenheit sich dazu bietet, die conservative Opposition selbst vor einem solchen Erfolge, wie vor dem ungeheuersten und gefährlichsten Wagestück zurückschrickt, weil sie sich selbst und den Elementen des Rechts und der Ordnung in England nicht die Kraft zutraut, das Ruder des sinkenden Staatsschiffes zu ergreifen, — das ist ein böses, sehr böses Zeichen!

Den 27. März 1850.

Ein Aufsatz in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 26. März, überschrieben: „Droysen und Samwer über die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark", beginnt mit folgenden Worten: „Mancher Leser wird bei dieser Ueberschrift Lust haben, den Artikel zu überschlagen, aber ich rufe ihm zu: „„Hast du noch einen Funken von Liebe für das deutsche Vaterland, einen Funken von deutschem Ehrgefühl, so ist es deine Pflicht, das zu lesen"" u. s. w.

Gegen den Schluß des Artikels wird der Herzog von Holstein-Augustenburg (heute „eine der bestverläumdeten fürstlichen Personen in Europa"), in Formen, die fast wie eine devote Appellation an die Großmuth und das Mitleid klingen, der nähern Bekanntschaft (— es ist unglaublich, aber der Augenschein und das untrügliche Wort der Allgemeinen Zeitung lehren es! —) des Selbstherrschers aller Reußen empfohlen. „Wenn irgendwo in Europa ein fürstlicher Mann, ein fürstlicher Charakter ist, würdig durch seine Energie, daß der energische Kaiser Nikolaus ihn näher kennen, ja ehren möge, so ist es der Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Der Kaiser Nikolaus und der Herzog Christian August sind beide demselben Herrscherhause entsprossen, dem durchlauchtigsten Hause Oldenburg." Und diese submissen Erinnerungen an die hohe Verwandtschaft mit demselben Monarchen, gegen den die Wuth der deutschen Revolution sich vor zwei, ja vor einem Jahre noch in den niedrigsten Schmähungen übernahm, weil er der Fels war, an dem sich die Brandung der anarchischen Fluth des Westens von Europa brach, — eben diese allerunterthänigst-freundlichen Insinuationen fließen heute aus der Feder derselben „holsteinischen Professorenschaft", die im Beginne der deutschen Revolution

den Aufstand in ihrem Vaterlande und den Rachekrieg gegen Dänemark als ein unabweisbares Postulat des deutschen Nationalgrimms proklamirte, der sich nun einmal anders nicht beschwichtigen lasse. Und heute flehen dieselben Stimmen, — allerdings in richtiger Würdigung der heutigen öffentlichen Meinung, — die deutsche Einheitsbegeisterung gar kläglich und beweglich an: einen Artikel, der der holsteinischen Sache das Wort spricht, nur nicht in gewohnter Weise zu überschlagen. Das ist die öffentliche Meinung revolutionärer Zeiten und revolutionirter Völker. Und solchen Thatsachen gegenüber wird heute noch, zum Theil von denselben Wortführern, verlangt: daß nach dieser untrüglichen Richtschnur alles politischen Heils zeitgemäße Regierungen ihre Völker regieren sollen!

Den 1. April 1850.

Die unbefangenste Einsicht in die Lage der deutschen Verhältnisse gewinnt man wohl dann, wenn man die von entgegengesetzten Standpunkten aus gefällten Urtheile ruhig und gelassen neben einander stellt. Unter diesen möchten wir die würtembergische Thronrede eins der merkwürdigsten Ereignisse der Gegenwart nennen; nicht etwa, als wenn wir auf die nächsten Folgen derselben: den Zorn Preußens und das Abbrechen der diplomatischen Verhältnisse zwischen beiden Königshöfen ein übertriebenes Gewicht legten, — sondern weil in jener Rede über das preußische Bündniß vom 26. Mai 1849 ein Wort der Wahrheit in einem Tone der Wahrheit gesprochen ist, an den unser Ohr (ach! seit unvordenklichen Zeiten!) nicht mehr gewöhnt war.

„Deutschland hat seit den Märzereignissen des Jahres 1848 nicht aufgehört, der Spielball der Parteisucht und des Ehrgeizes zu seyn. Der deutsche Einheitsstaat ist ein Traumbild und das

gefährlichste aller Traumbilder, eben so wohl unter dem deutschen, als unter dem europäischen Gesichtspunkte. Alle Wege, welche man nach diesem verkehrten Ziele bereits eingeschlagen hat und noch ferner einschlagen möchte, werden immer nur zum Gegentheil, das heißt zur Spaltung und Auflösung der Gesammtheit führen. Die wahre Stärke und Eintracht, die wahre Kultur und Freiheit der Nation beruht im letzten Grunde auf Erhaltung und Pflege der Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit ihrer Hauptstämme. Eine jede gewaltsame Verschmelzung der letzteren, eine jede absolute Unterordnung eines Hauptstammes unter den andern würde der Anfang unserer inneren Auflösung und das Grab unserer nationalen Existenz seyn. Für die rechte, für die dauerhafte Einigkeit unseres Gesammt-Vaterlandes gibt es nur eine einzige, politisch-mögliche und praktisch-durchführbare Verfassungsform, es ist die föderative. Glücklicherweise ist diese Form einer weit größeren Stärke und Kraftentwickelung im Innern und nach außen fähig, als die bisherige Bundesverfassung sie gewährte. Daß man diese Wahrheit zuerst in Frankfurt und nachmals in Berlin verkannte, hat die gegenwärtige Spaltung und Verwirrung unserer Zustände ganz allein herbeigeführt. Die unparteiische Geschichte wird es einst nicht verschweigen, welche Zwecke und welche Leidenschaften das Bündniß vom 26. Mai gestiftet haben. Die Größe und die Einigkeit der Nation haben nichts mit ihm gemein, auf die Volkssympathieen kann es keinen Anspruch machen; es ist ein künstlicher Sonderbundversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet, und eben deßhalb in der Mitte von den drei größten Landmächten ohne Aussicht auf Bestand in den Tagen der Gefahr. Die Durchführung dieses Bündnisses würde nicht zu vollbringen seyn, ohne einen offenen Bundesbruch und ohne eine wissentliche Verletzung jener feierlichen Traktate, worauf unsere Stellung und unsere Unabhängigkeit gegen Europa, so wie das politische Gleichgewicht Europa's überhaupt beruht."

Andererseits entgeht aber auch das Münchner Dreikönigsbündniß der Kritik nicht. In dieser Beziehung müssen wir unsere Leser insbesondere auf einen Artikel zur Beilage des Norddeutschen Korrespondenten vom 24sten März aufmerksam

machen, in welchem sich ein in Deutschland nicht gewöhnlicher Grad von politischer Reife kund gibt. — Die Vorzüge des Münchener Bündnisses verkennt diese Kritik keineswegs.

„Das neue Project stellt an die Spitze des Bundes verschiedene gleichberechtigte Factoren, von welchen wenigstens zwei, Oesterreich und Preußen, nie in einander aufgehen können, deren Rivalität daher immer den Bestand des, außer Oesterreich und Preußen liegenden übrigen Deutschlands als einen dritten selbstständigen Factor schützen wird."

„Alles dieses verkennen wir nicht, und doch wiederholen wir die bestimmt ausgesprochene Behauptung, daß auch dieses neue Project Deutschland seinem Mißgeschick nicht entreißen wird. Es leidet an dem gleichen Grundgebrechen, weil es weder eine auf staatsrechtliche Principien, noch auf Deutschlands Verhältnisse und Geschichte basirte Verfassung aufstellt. Es ist ein Konvenienzproject, das unvereinbare Elemente in sich zu vereinigen strebt, das auf der einen Seite dem Tagesgötzen, dem Zeitgeiste, ein Opfer beut, während es auf der anderen ängstlich seinen Umarmungen sich zu entwinden sucht."

„Wir wollen uns hierüber näher erklären. In einem Staatenbunde ist eine Volksvertretung nicht denkbar; er ist eine Verbindung von selbstständigen Staaten, welche durch die Verbindung den Charakter der Selbstständigkeit durchaus nicht verlieren, sondern bloß zum Behuf der Bildung eines Staatskörpers mit einer Centralbehörde, die nicht eine Centralregierung, sondern nur eine Repräsentation dieses Staatskörpers ist, einiger Attribute ihrer Souverainetät zum Besten des Ganzen sich einkleiden. Gesetzgebung, Regierung, Justiz bleiben deßwegen in einem Staatenbunde den einzelnen souverainen Bundesgliedern. Diese sind und bleiben in einem Staatenbunde das Hervorragende. Was soll in einer solchen Staatsform ein Volkshaus zu thun haben? Es ist also da nur eine einzige Centralbehörde denkbar, welche aus den Repräsentanten der einzelnen Staaten besteht, und weiter nichts als die gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes berathet, leitet und entscheidet."

„In einem Bundesstaate ist die Sache ganz anders. Da ist das Bundesorgan die Hauptsache, es ist Centralgesetzgebung, Centraljustiz, Centralregierung. Die einzelnen Staaten haben nicht mehr eine in sich selbst ruhende Selbstständigkeit, sondern bloß eine vom Ganzen abgeleitete und getragene; sie haben über sich eine Bundesgesetzgebung und eine Regierung, deren Willen und Aussprüchen sie sich unbedingt fügen müssen, sie bewegen sich nur insofern in einem selbstständigen Kreise, als derselbe außer dem Bereiche der Centralherrschaft liegt. Hier ist nun allerdings eine Volksvertretung denkbar, mit allen Attributen, die man ihr gewöhnlich zutheilt; wie in jedem Staate bietet sich da Anlaß zu allen Experimenten, in welchen solche gewöhnlich sich versuchen."

„Man könnte die Staatsform des Staatenbundes vergleichen einem Militärkörper, größeren oder kleineren, der aus selbstständigen Individuen besteht, welche jedoch, so bald sie in Reihe und Glied stehen, nur einen Körper darstellen, nur von einem Willen geleitet sind, in allem anderen aber frei sich bewegen und handeln, jedoch als Militär immer die Glieder des betreffenden Militärkörpers bilden. In einem Bundesstaate sind die einzelnen Glieder mehr denjenigen eines lebendigen Organismus zu vergleichen, welche nur existiren, so fern das Ganze lebt und besteht, und nur als Theile desselben einer gesonderten, von den anderen unabhängigen Bewegung fähig sind."

„Diese ganz wesentlich unterschiedenen Staatsformen zu vermengen, aus ihnen eine dritte zusammenzuleimen, ist ein Beginnen, dem man aus seinem Anfange sein Ende prophezeien kann. An diesem Grundgebrechen nun leidet das neue Project. Man hat das Volkshaus hineingeworfen, weil einmal der Zeitgeist überall nach einer Volksvertretung verlangt, selbst da, wo sie nicht möglich ist. Man durchgehe die Attribute dieses Volkshauses; wie bald würden die Herren desselben sich langweilen, wenn sie mit nichts anderem, als Post-, Eisenbahn- 2c. Angelegenheiten sich beschäftigen sollten. Da wäre kein Anlaß zur Schönrednerei, zu patriotischen Exclamationen, zu Oppositionsintriguen, Links-, Rechts-, Centrums-Machinationen."

„Daher Entweder — Oder; entweder werden diese Central-Volksrepräsentanten aus Langeweile bald auseinanderlaufen, oder sie werden, einmal beisammen, nach gegebenen Beispielen von

kühnen Griffen, eine Gewalt sich anmaßen, die ihnen nicht gehört; sie werden eine zweite Aufführung der Frankfurter Parlamentskomödie zum Besten geben, die aber dann leicht zur Tragödie für ganz Deutschland werden könnte. Es läßt sich mit Revolutionen nicht spielen. Die letztere Rolle ist die wahrscheinlichere, daher wir es unverholen aussprechen, daß wir in dem Volkshause des neuen Dreikönigsbündnisses ein revolutionäres Element erblicken, welches zu dieser Rolle verleitet wird durch die ihm zugemuthete langweilig-nichtige Stellung, und in seinem durch nichts vermittelten Gegensatze zu einer schwachen Regierung einen gewaltigen Reiz zur Anhebung eines revolutionären Kampfes erblicken muß."

„Offenbar fühlt man, daß nur ein Staatenbund für Deutschland möglich ist; die Kompetenzen der neuzuschaffenden Centralbehörden sind keine anderen, als die eines staatenbündischen Centralorgans; man will also eigentlich einen Staatenbund, allein aus Furcht vor der Mode, welche, galanter, als zur Zeit des Ohnehosenthums, die Revolution nicht mehr in der Blouse, sondern im galanten Frack der Volksvertreter den Völkern vorführt, hat man es nicht gewagt, denselben rein durchzuführen, sondern ihn auf zwei Beine gestellt, von welchen nur das eine demselben, das andere aber, in dieser unnatürlichen Verbindung, der Revolution angehört."

„Bei dieser unserer Ansicht, ist für eine Rettung Deutschlands aus der Revolution, eine Umkehr von der auf beiden Seiten, sowohl von Preußen als von Oesterreich und Bayern, eingeschlagenen Bahn, absolut nothwendig. Hiezu ist aber nun Preußen der beste Anlaß geboten; sein hegemonisches Project ist bereits in's Wasser gefallen, und der Erfurter Reichstag sammt Radowitz und Carlowitz werden das nicht in's Trockene zu bringen vermögen; ein Anschluß an das neue Project führt wiederum nicht zum Ziele. Was wäre da leichter, als ausrufen: peccavimus, auf die allein wahre Bahn zurückzukehren, und durch sein Beispiel den Andern ebendahin zu zwingen!"

„Ob es geschehen wird? Schwerlich; denn wir leben in einer Zeit praktischer Verblendung hüben und drüben, wo die *Menschen bisher immer* nur Verkehrtes getrieben, die Macht der

Ereignisse aber Alles gethan hat. Wohl uns, daß diese von der Hand einer höheren Macht geleitet werden!"

Inzwischen hat die Erfurter Rede des Herrn von Radowitz, welche das Bündniß vom 26. Mai rechtfertigen und verherrlichen soll, sowohl bei der preußisch-ministeriellen, als bei der ihr eng verbrüderten gothaischen Partei unermeßlichen Beifall gefunden. Weit entfernt, ihren rhetorischen Werth bestreiten zu wollen, machen wir nur darauf aufmerksam, daß dieses oratorische Kunstwerk, ähnlich wie jenes Wunder der Architectonik zu Marienburg — das weltberühmte Gewölbe im großen Rittersaale — auf einem Pfeiler ruht. Leider aber ist dieser Pfeiler die als Axiom behandelte Chimäre: daß „die deutsche Nation" nach jener Species von Einheit lechze, welche ihr jetzt der Erfurter Tag zu verleihen sich herbeilassen will. Stellen wir dieser Hypothese eine spezifisch-preußische Kritik gegenüber, welche, einige obligate Preußen-Prahlerei abgerechnet, der thatsächlichen Wahrheit etwas näher kommen möchte. „Unaufhaltsam schreitet die Politik Erfurts vorwärts", sagt die Rundschau der Kreuzzeitung im März 1850, „Hannover geht ab vom Bunde, der nur noch ein Ein-Königsbund ist, und dem gegenüber ein Vierkönigs-Bund entsteht. Diesem Vier-Königsbund tritt Sachsen bei, und verweigert die Wahlen zum „„Reichstag"" des Drei-Königsbundes. Der König von Würtemberg erklärt den deutschen Einheitsstaat für „„das gefährlichste aller Traumbilder"", und den 26. Mai für einen „„künstlichen Sonderbundversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet"", und „„nicht zu vollbringen ohne offnen Bundesbruch und ohne wissentliche Verletzung feierlicher Tractate."" Argwöhnisch sieht Oesterreich, fast drohend sieht Rußland die Saat der Paulskirche in Erfurt neu grünen und sprießen, wo der Kronenträger Simson sein Frankfurter Präsidium fortsetzt. Preußen ruft seinen Gesandten ab von einem deutschen, bisher stets befreundeten und nahe verwandten Königshofe. Mit einem zweiten steht ein ähnlicher Bruch in Aussicht. Man

fürchtet oder wünscht deutschen, ja! europäischen Krieg als drohendes, oder als heilendes Resultat dieser Verwickelungen. So gründlich haben die, welche Deutschlands Einheit versprachen, Deutschland, das fünfunddreißig Jahre lang wirklich einig war, gespalten und zerfleischt und seine Glieder untereinander verfeindet und mit den fremden Mächten verwickelt, die nun schon ihre Hände aufheben, um einzugreifen in die innere Politik unsers armen fiebernden Vaterlandes. Aber die Politik Erfurt läßt sich nicht irre machen. Preußen geht auf — nicht in Deutschland, sondern Ein Project, dessen neueste Ueberschrift: „„Union““ ominös erinnert an das „„trennende““ Preußische Unionswerk auf dem kirchlichen Gebiete, in ein Project, dem es nicht gelingt, Sympathien zu wecken in Preußens „„wahrem Repräsentanten““, in seinem Heere, dem Marke des Baumes, der Preußens Krone trägt. Wie könnte auch dieses Project solchen Anklang finden, wie könnte es solche Sympathien wecken? Seine erste — noch vor der Ausführung hervortretende — Wirkung ist die Lockerung — wir scheuen uns noch zu sagen die Lösung — der in ihrem Ursprunge wahrhaft heiligen Allianz Preußens mit Oesterreich und Rußland, des ehrwürdigen Werkes Königs Friedrich Wilhelms des Dritten, — die Uneinigkeit der beiden deutschen Großmächte, und die Zerstückelung des Gesammt-Vaterlandes in Zustände, die an die Jahre der Schmach 1803 bis 1805 erinnern. Und in Aussicht stellt es Preußens, — des jetzt noch selbstständig und stark Deutschland schützenden Preußens, — Auflösung in den jammerhaften Brei der unterwühlten kleinen Staaten, von denen keiner — Bernburg ausgenommen — rettende Novemberthaten gethan hat. Eine Auflösung, die wahrlich diesen kleinen Staaten nicht zum Heile gereicht!“ . . . . .

„Und in dieser Zeit, im Jahre 1850 — nicht 1849, nicht 1848, — beruft sich die Politik Erfurt auf die Zustimmung der „„großen Mehrheit““ der deutschen Regierungen. Ein Anachronismus, der fast wie Ironie klingt. Es ist widersinnig, die Kopfzahl mit der Nation zu verwech-

sein, die als Organismus das Gegentheil der Kopfzahl ist. Aber wie soll man das Zählen der deutschen Fürsten nach Köpfen nennen? Reuß zwei, Anhalt drei, Lippe zwei macht sieben, — Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Hannover und Sachsen je eins macht nur fünf! Fürsten-legitimität und Kopfzahl, ein legitimes Haupt und ein revolutionärer Schwanz verbinden sich zu einem seltsamen Fabelwesen. Und welche Regierungen bilden denn die große Mehrheit dieser großen Mehrheit? Dieselben, welche unter die „„endgültige““ Frankfurter Verfassung sich flüchteten zu der Zeit, wo Deutschland erdröhnte von dem gerechten und weisen Worte des Königs von Preußen, das die Schmach der Frankfurter Krone von sich wies, und Frankfurt-Babel in das Bodenlose hinabstieß, — dieselben, die kriechend in der Paulskirche ein Obdach suchten, zu der Zeit, wo die Preußischen Staatsmänner zu ihrer guten Novemberthat die zweite gute That hinzufügten, die That des 3. April 1849, die That, welche kein Agrar-Gesetz, keine Gemeindeordnung, und keine Politik Erfurt jemals aus dem Gedächtnisse des dankbaren Preußens, aus dem Gedächtnisse des zu gleichem Danke verpflichteten Deutschlands auswischen darf. Man sieht hieraus wo — nicht bloß die Macht, sondern auch — der Wille Deutschlands nicht zu suchen, wo er zu suchen ist. Man sieht aber auch, wie der Mächtige es ist, dem die Verantwortlichkeit obliegt. Nur Preußen und Oesterreich, nicht Anhalt, nicht Lippe, nicht die „„große Mehrheit““ der deutschen Regierungen, kann Deutschland zu Grunde richten. Von Preußen und Oesterreich, welchen viel gegeben ist, wird einst auch viel gefordert werden.“

„Einen andern Anachronismus der Politik Erfurt finden wir in der Berufung auf die der deutschen Nation gegebenen „„Verheißungen.““ Das Jahr 1848 und ein Theil von 1849 hindurch hatte dieses Wort „„Verheißungen““ einen mächtigen Klang. In den Preußischen Kammern ertönte es noch oft während der ersten Monate ihrer letzten Sitzungsperiode, bis es sich gegen deren Ende mehr und mehr verlor.

Erfüllung von Verheißungen — das klingt so rechtlich, so solide, daß die Revolution, die sonst der Barrikaden und des Friedrichshains, des Aufruhrs und des Hochverraths sich rühmt, ganz stattlich und ehrbar unter dieser Firma sich ausnahm."

„Daß das „„Verheißene““ — nämlich die Abschaffung des nationalen Rechts, der nationalen Freiheit, der nationalen Kirche, des nationalen Glaubens und die Einführung des französischen Revolutionswesens — daß dieß Alles hohe Güter seien, das wurde dreist als „„selbstredend““ vorausgesetzt, und diese imponirende Voraussetzung wirkte stärker auf die betäubten Gemüther, als die scharfsinnigste Beweisführung hätte wirken können. Nach und nach aber fing man an, sich zu besinnen. Die Schlagwörter der Revolution veralten schnell, — überraschend schnell, wenn man sich nur nicht davor fürchtet. Wen schreckt wohl jetzt noch das Wort Reaction, welches vor zwei Jahren, ein Medusenhaupt, das Mannesblut, erstarren machte? Man fing endlich an zu fragen, was man gleich hätte fragen sollen, wer denn verheißen habe, wem verheißen worden sei, — wer das Recht gehabt, zu verheißen, und wer das Recht, Verheißungen anzunehmen, — ferner, was verheißen worden sei, Recht oder Unrecht, Freiheit oder Revolutionsthum, Heil oder Unheil, — endlich ob es denn keine ältere, heiligere Verheißungen gebe, als die barrikadenerrungenen, warum diese allein gelten sollen u. s. w. So verwandelten sich die März-Verheißungen der Könige in März-Drohungen der Revolution. Denen, die jeden Wortbruch der Revolution mit ihrem Beifalle begleitet und zu ihren Zwecken ausgebeutet hatten, wurde nun die Larve abgerissen, und das perfide Spiel mit dem Worte „„Verheißungen““ verdorben. Und jetzt — im März — nicht 1848, sondern — 1850 wagt man noch von den „„dem deutschen Volke gemachten Verheißungen““ zu reden. Man wagt, das deutsche Volk in den März und April 1848, in die Tage der Barrikaden und des Vorparlaments, in die Tage des Aufruhrs und der Schande, als sei seitdem *nichts geschehen*, zurückzuversetzen."

„Doch es sei! Die Verheißungen sollen erfüllt werden! Aber welches sind denn die Verheißungen, die man erfüllen will, und wie will man sie erfüllen? Man hat damals Einheit von Deutschland verheißen, und siehe da! man zerstückelt Deutschland, — Macht des einigen Deutschlands, und man spaltet und verfeindet die deutschen Staaten gegeneinander. Man hat eine kräftige europäische Stellung von Deutschland verheißen, und man zerstört die Einigkeit der beiden deutschen Großstaaten, schwächt Preußens Selbstständigkeit und vernichtet somit die wesentlichste, unerläßlichste Bedingung einer kräftigen europäischen Stellung von Deutschland. Man hat die Freiheit von Deutschland verheißen, und man öffnet nach allen Seiten die Thore des zwiespaltigen Deutschlands den durch unsere inneren Zustände provocirten fremden Mächten!"

„Ach! daß unser armes preußisches Vaterland den Experimenten der Fremden und der Neulinge sich Preis gegeben sehen muß, die kein Herz, die keinen Sinn haben für Preußens Geschichte, für Preußens Namen, für Preußens Charakter, für Preußens Selbstständigkeit! Aber Gott ist gerecht. Wir werden mit dem gestraft, womit wir gesündigt haben. Mit französischem Constitutionalismus, mit ausländischem Revolutionswesen, mit dem Staate von unten haben wir seit vielen Jahren Buhlschaft getrieben." (Bloß damit?) „Dem französischen Constitutionalismus, dem ausländischen Revolutionswesen, dem Staate von unten haben wir im März und April 1848 feige und schimpflich unsere Reichsfestungen und unsere Reichskleinodien, nämlich unser gutes preußisches und deutsches Recht, unsere gute preußische und deutsche Freiheit übergeben. Mit französischem Constitutionalismus, mit ausländischem Revolutionswesen, mit dem Staate von unten werden wir nun gezüchtigt." Dieß sind jedenfalls Gedanken der Buße, an denen auch Manche, die keine preußischen Landeskinder sind, wohl thäten, sich ein Exempel zu nehmen.

XL.

Ein merkwürdiges Büchlein.

So eben ist aus der „kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei“ zu Wien hervorgegangen:

Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen, 1. Band, 1. Heft, welchem Titel zufolge Mancher wohl etwas ganz anderes erwarten dürfte, als ihm hier geboten wird. Sähe man es diesen 156 Seiten nicht ad aperturam libri an, daß hier, wenn nicht gerade etwas Officielles, doch im hohen Grade etwas Officiöses geboten werde, man könnte sich kaum von seinem Staunen erholen, wie eine „Akademie der Wissenschaften“ sich in unserer Zeit zu einer derartigen Veröffentlichung und dazu noch in solcher Form, der man das Absichtliche und nach dem Zweck Berechnete von weitem ansieht, hergeben mag; wie sie ihr jenen Titel anheften, und mit einem Sammelwerk solcher Farbe debütiren kann. Allein hier liegt das Gewicht nicht in den Worten „Akademie der Wissenschaften“, sondern in dem durch das vorangestellte Beiwort „kaiserlichen“, (vormals schlechtweg k. k.) bezeichneten Dienstverhältniß, wonach auch das in Anspruch genommene „doppelte Interesse für den gegenwärtigen Zeitpunkt“ und die „preiswürdige Liberalität, mit der die Benutzung gestattet wurde“, das erforderliche Licht er-

hält. Zum Ueberfluß wird dieses unser Urtheil bekräftigt durch den Schmutztitel, der so lautet: „Actenstücke zur Geschichte des österreichischen römisch-katholischen Kirchenwesens unter Leopold II.“ Eine „Akademie der Wissenschaften“ hätte sich unter Umständen bewogen finden können, Actenstücke zur Geschichte des römisch-katholischen Kirchenwesens in Oesterreich herauszugeben, die „kaiserliche“ Akademie der Wissenschaften hingegen mußte auf das österreichische römisch-katholische Kirchenwesen Bedacht nehmen. Im Grunde hätte das „römisch-katholisch“ füglich viel einfacher und vollkommen sachgemäß an die beiden Buchstaben k. k. können vertauscht werden!

Dürfte etwa aus dem kaum zufällig gewählten Titel eine versteckte Hoffnung herausäugeln? Sollte in demselben für Freunde und Bekannte ein Wink liegen, daß die Zeit nicht mehr ferne seyn dürfte, in der sich auch Actenstücke zur Geschichte des österreichischen — katholischen Kirchenwesens herausgeben ließen? Wir erinnern uns, daß dergleichen Nachtigallentöne im Jahre 1848 einmal aus der Wiener Zeitung an unser Ohr geflötet haben, so wie uns die „preiswürdige Liberalität“ an einen gewissen Brief von hoher Hand erinnert, in welchem jüngst die Zurückführung Böhmens zu dem katholischen Glauben zu den „Gräueln“ gezählt wird.

Wenn nicht für den geneigten, gewiß doch für den verständigen Leser schwellen die Seite 15 mit Nonpareil-Schrift gedruckten Zeilen: „Orig. Papier. 10 Bl. Fol. Registratur des Ministeriums des Cultus und öffentlichen“ (sonach dürfte auch ein privater gestattet seyn) „Unterrichts“ zur fettesten Titelschrift an, so riesig wie die Buchstaben des Wortes „Elysium“ in den Maueranschlägen zu Wien während des verwichenen Faschings. Darüber, daß, aller juridischen und aller diplomatischen Uebung zuwider, die Note der „geistlichen Hofkommission“ vor den Promemorien der Bischöfe abgedruckt ist, wollen wir kein Wort verlieren; es mag zum Zwecke gedient haben.

Indeß dürfte das Büchlein auch zur Beförderung eines

entgegengesetzten Zweckes beitragen, wenn nämlich die jetzigen Bischöfe die höhnische Bemerkung des Freiherrn von Kressel zu Qualtenberg, damaligen k. k. böhmisch-österreichischen Hofkanzlers (eines Vorfahren des Herrn von Pillersdorf) recht beherzigten. Es sagt nämlich Seite 13: „Wie wenig Uebereinstimmung man von den Bischöfen in Leitung der Seelsorge, des äußerlichen Gottesdienstes und der Kirchenzucht zu erwarten habe, und wie nothwendig es daher werde, daß der Landesfürst die Anordnung derselben leite und übernehme, davon kann man wohl keinen deutlicheren Beweis erhalten, als der gegenwärtige ist; denn wenn man den Inhalt derselben (das heißt der eingelaufenen Eingaben) durchgeht, so wird es auffallend, daß eine außerordentliche Verschiedenheit der Anträge darin herrsche, die sich von der eben so verschiedenen Denkungsart und Stimmung der Bischöfe oder derjenigen herleitet, aus deren Feder diese Vorstellungen geflossen sind" u. s. w. — Es wollte seitdem dafür gesorgt werden, daß Gregors XVI. Scribae zu gemeinsamerer Denkungsart und Stimmung auferzogen würden. Leider ist's, wie wir es zum Trost heutiges Tages sehen, doch nicht durchweg geglückt.

Lehrreich ist das Büchlein in mancher Beziehung dennoch. Das Interessanteste sind mehrere Begehren eines Bischofs aus dem vierten Schöpfungstag (producant aquae reptile animae viventis, sprach damals Jehova). Da hat man sich bloß noch über die Keckheit zu verwundern, mit welcher sich derselbe herausnahm, alle Morgen das Pectorale sich umzulegen, ohne vorher durch eine Normale der „geistlichen Hofkommission" verständigt zu seyn, ob er solches mit der rechten oder linken Hand zu vollführen habe. Leider wird dieses Geschlecht nicht so leicht aussterben, wie die Auerochsen. Sollte die Seite 5 von Kaiser Joseph erzählte Anekdote demselben zum Ruhme gereichen? Daß ein Lebemann das trostlose Après moi le deluge zum Sinnspruch sich wählen kann, läßt sich begreifen; wie aber einer, der zu großartigem und weitreichendem Wirken berufen ist, dasselbe in den Mund nehmen möge, das dürfte

Vielen ein Räthsel seyn. Ob gerade den Würdelosesten und Verkommensten? das ließe sich in Frage stellen.

Herausgeber dieser „Actenstücke" ist der regulirte Chorherr von St. Florian und k. k. Archivar, Herr Joseph Chmel. Er sagt in der Vorerinnerung: „Die Geschichte zeige, daß nur das Bestand habe, was rein menschlich sei im höheren Sinne des Wortes." Einverstanden. Die römisch-katholische Kirche zählt 1850, oder doch 1817 Jahre; die „österreich-römisch-katholische" 70 Jahre. Fiat applicatio.

Am Schluß der Vorerinnerung lesen wir: „die Seele des Staates ist das Recht (doch wohl nicht das publicum ecclesiasticum), die Seele der Kirche die Liebe; wo beide wirklich beseelt sind von Recht und Liebe, kann keine Störung ihres Verhältnisses eintreten." — Das gehört zu den Phrasen, von denen das Sprichwort sagt: viel Geschrei und wenig Wolle.

XLI.

Reaedificanda Carthago.

(Nach brieflichen Mittheilungen.)

An der nördlichen Küste Afrikas erhob sich ehemals eine der berühmtesten Städte des Alterthums; ihre Schiffe durchkreuzten alle bekannten Gewässer; schon frühe hatte sie sich die westliche Küste des mittelländischen Meeres unterworfen; sie war Herrin von Sardinien, Korsika, den Balearen; in Sizilien hatte sie Fuß gefaßt, die Ostküsten Spaniens besetzt, und bis jenseits der Herkulischen Säulen Kolonien gegründet. Diese Königin der Meere war — Karthago.

Allein auch auf der entgegengesetzten Seeküste blühte dazumal eine Stadt, welche ebenfalls nach der Herrschaft der Welt strebte, die stolze Roma. Beide Städte stritten dreimal um Leben und Tod; das Kriegsglück wechselte seine Launen; einmal drang der Karthager Hannibal bis vor die Mauren Roms, „Hannibal ante portas“ ertönte schon der Todesruf in der Siebenhügelstadt, und nur der äußersten Kraftanstrengung der Römer gelang es, den Untergang abzuwenden. Für die beiden Städte war nicht Raum genug auf der Erde; „Delenda est Carthago“, so rief Kato's Stimme täglich in der römischen Rathsversammlung, und kampfdürstend zog Kornelius Scipio nach der afrikanischen Stadt, um der kühnen Nebenbuhlerin, im Jahre 146 vor Chr., den Todesstoß zu versetzen. Zwei Jahre dauerte die Belagerung, sechs Tage wüthete der Kampf im Innern, siebzehn Tage brannte die Stadt, und Karthago, die Königin der Meere — war nicht mehr.

Auf Karthagos Ruinen gründeten die siegreichen Römer eine Kolonie, welche frühzeitig das Licht des christlichen Evangeliums empfing, der Sitz eines Metropoliten wurde, und öfters die afrikanischen Bischöfe in seinen Mauern versammelt sah; allein im fünften Jahrhundert nach Christi zerstörte Genserich, der Vandalen-König, die Kolonie, und im siebenten Jahrhundert machte sie Mahomeds Nachfolger dem Boden gleich. Seither bildet der Platz, wo ehemals die Königin der Meere stund, eine Wüste, und die Welt weiß nichts mehr von ihr, als daß in der Nähe ihrer Trümmer nun der Raubstaat Tunis liegt. So ist der eingewurzelte Haß des heidnischen Roms befriedigt worden, und des alten Kato's Spruch ist erfüllt: „Delenda Carthago.“

Seit der Zerstörung Karthagos durch Kornelius Scipio bis zur gegenwärtigen Stunde sind zwei Jahrtausende vorüber gegangen; die Gestalt der Welt und der Menschheit hat sich verändert, das heidnische Rom selbst ist von dem Schauplatz verschwunden, seine Weltherrschaft ist schon längst zu Grab

getragen, und nur die geistige Macht des christlichen Roms regiert noch die Welt. Und sieh! diese geistige Macht ruft — gegenwärtig das Zauberwort: „Reaedificanda est Carthago" — wo das heidnische Rom nur Haß kannte, da kennt das christliche nur Liebe, wo jenes nur Tod verkündete, verkündet dieses nur Leben; wo jenes das Delenda, da spricht dieses das Reaedificanda.

Als Karl X., König von Frankreich, im Jahre 1830 den mächtigsten der drei Raubstaaten, Algier, erobert, da war es jedem mit der Geschichte vertrauten Beobachter klar, daß diese Eroberung nur dann ihre volle, weltgeschichtliche Bedeutung erreichen könne, wenn sie mit der Wiedereinführung des Christenthums begleitet werde. Die im Jahre 1830 in Paris erfolgte Juli-Revolution drängte den letzteren Gedanken zwar in den Hintergrund, doch lag er zu sehr in der Natur der Sache, als daß ein Aufgeben desselben möglich war. Die Regierung Louis Philipps erkannte diese Nothwendigkeit, sie fühlte, daß Algier nur dann französisch werde, wenn es zuvor christlich sei. So hatte denn das christliche Rom die Freude, nach mehrhundertjähriger Unterbrechung an der afrikanischen Nordküste den uralten Bischofssitz wieder zu errichten, welchen einst der heil. Augustin durch seine Gelehrsamkeit und Tugend ausgezeichnet. Durch die Errichtung dieses Bischofssitzes war die Möglichkeit gegeben, nach und nach bei günstigen Verhältnissen das Licht des Evangeliums auch in den angränzenden Gegenden wieder zu verbreiten, und nach und nach die Araber zu Christen zu machen. So groß auch die entgegenstehenden Hindernisse sind, so ist damit doch schon ein Anfang gemacht worden, und auf diesen Anfang bezieht sich, wie wir sofort sehen werden, der Spruch: Reaedificanda Carthago.

Das Verdienst dieses Unternehmens gehört dem französischen Missionär Bourgade. Mit rastlosem Eifer verwendete dieser ausgezeichnete Priester alle seine Kräfte zur Wiederbelebung des christlichen Glaubens in Tunis, wozu ihm ein geschichtliches Ereigniß aus früheren Jahrhunderten sehr zu statten kam. Bekanntermaßen starb Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf seinem Kreuzzuge nach dem gelobten Lande, in der Gegend, wo ehemals Karthago stund; an dem Orte seines Hinscheidens wurde von der französischen Regierung in neuerer Zeit eine Kapelle errichtet, und auf die Verwendung des Generalconsuls von Tunis, Abbé Bourgade als Aumonier daselbst angestellt. Hiermit war dem glaubenseifrigen Priester die Möglichkeit zur Verwirklichung eines längst gefaßten Plans gegeben. Zuerst erwarb er einiges Land, welches zunächst an die Ludwigskapelle stieß, ließ dasselbe kultiviren und in einen schönen Garten umwandeln. Diese Arbeiten führten zur Entdeckung verschiedener karthagischer Alterthümer; weitere Nachgrabungen wurden angestellt, ein kolossales Junohaupt, punische Inschriften, Vasen, Statuen und andere merkwürdige Ueberreste kamen zum Vorschein. So entstund neben der St. Ludwigskapelle allmählig ein reichhaltiges, für die Archäologie höchst merkwürdiges Museum, und die französische Regierung gewann Interesse für das Unternehmen. Durch Vertrag mit dem Bey von Tunis brachte die französische Regierung allda eine geräumige Strecke Landes an sich, welches zum Unterhalt von zweitausend Menschen hinreichen kann, und französische Kolonisten begannen sofort die Bebauung von St. Louis oder Neu-Karthago. Der Missionär Bourgade ging Allen mit einem eifrigen Beispiel voran. Ein hinreichendes Stück Land wurde der St. Ludwigskapelle als Eigenthum angewiesen und sofort durch den frommen Priester kultivirt, und dadurch der fortdauernde Unterhalt eines Priesters in der neuen Kolonie gesichert. Auch für einen geeigneten Begräbnißplatz trug Bourgade Sorge, um den sterblichen Ueberresten christli-

cher Seesoldaten, deren Schiffe sich oft lange in dem Hafen von Tunis aufhalten müssen, eine geweihte Ruhestätte gewähren zu können. Auf solche Weise blühte auf den Trümmern des alten Karthagos bald eine neue christliche Kolonie empor, deren Seele der Missionär Bourgade war und noch ist. „Nichts entgeht“, sagt ein neuer Bericht vom Jahre 1849, „der aufgeklärten Sorgfalt des eifrigen Glaubensboten. St. Louis ist nicht nur ein Ort frommer Erinnerung und des Gebets, sondern auch ein angenehmer Aufenthalt, ein lehrreicher Wallfahrtsort, der glückliche Anfang einer landwirthschaftlichen Kolonie, eine Ruhestätte für verunglückte katholische Seesoldaten, deren Ueberreste in St. Louis eine gastfreundliche Erde, und deren Seelen liebevolle Gebete finden.“

Abbé Bourgade hat sich entschlossen, sein ganzes Leben und Streben dieser neuen Schöpfung zu widmen, als Wahlspruch hat er sich gewählt: „Reaedificanda Carthago.“ Um jedoch diesen Zweck auf eine sichere, nachhaltige Weise zu erreichen, mußte der vorsichtige Missionär sein Augenmerk nicht nur auf die Kolonie in St. Louis, sondern vorzugsweise auch auf Tunis, als dem Sammelplatz der Bevölkerung, richten. Die Zahl der europäischen Bevölkerung in Tunis ist bedeutend, sie steigt auf einige tausend Seelen; diese christliche Bevölkerung entbehrt jeder höhern Bildungsanstalt; auch die zahlreiche jüdische Einwohnerschaft befindet sich in gleichem Falle, und die mahomedanische Bevölkerung hat bis jetzt von der europäischen Civilisation nur die Schattenseite angenommen. Der eifrige Priester entschloß sich daher, in Tunis selbst eine Erziehungsanstalt zu gründen. Statt in lange Unterhandlungen mit den Behörden einzutreten, schritt Bourgade sogleich ans Werk, und eröffnete, im Vertrauen auf Gottes Schutz, mit Hülfe einiger gutgesinnten Christen sofort ein Collegium, dessen Erfolg alle Erwartungen übertrifft. Nicht nur senden die christlichen Eltern ihre Söhne fleißig in das katholische Collegium, sondern selbst Juden und Muselmänner

suchen um die Aufnahme nach. Nachdem solcher Gestalt für das geistige Wohl gesorgt war, suchte der unermüdliche Glaubensbote auch noch eine Anstalt für das leibliche Wohl der christlichen Bevölkerung zu gründen. In Tunis herrscht viel Unglück und Weh unter der ärmeren Klasse, und diese Klasse ist leider die zahlreichere; ein reiches Feld eröffnet sich daher hier für die christliche Liebe. Zur Pflegung desselben berief der unternehmende Priester die Damen vom Josephs-Orden nach dem Barbareskenstaat, und gründete mit deren Hülfe ein Krankenhaus, welches bereits die segensreichsten Früchte bringt. Durch diese zwei Anstalten, welche beide den Namen des heil. Ludwigs tragen, hofft der apostolische Missionär einen wichtigen Grund zum sichern Aufbau seines christlichen Karthagos gelegt zu haben. Gegenwärtig beschäftigt sich Abbé Bourgade mit dem Studium der arabischen Schriftsteller; mit eisernem Willen durchforscht er die Religionsschriften der Muhamedaner, und sammelt aus denselben Beweise zusammen, um die Araber durch die Geständnisse ihrer eigenen Religionslehrer von der Falschheit des Islams zu überzeugen. Bereits hat der unermüdliche Gründer von Neu-Karthago, wie wir ihn mit Recht nennen dürfen, ein Werk in arabischer Sprache über diesen Gegenstand vollendet, und man darf mit Grund einen großen, nachhaltigen Erfolg von dessen bevorstehender Veröffentlichung erwarten.

So wird durch einen Priester der römisch-katholischen Kirche gegenwärtig der Grund zum Wiederaufbau einer Stadt gelegt, welche das alte heidnische Rom mit Feuer und Schwert vor zwei Jahrtausenden zerstört hat. Der Heide sprach: „Delenda Carthago“; der Christ spricht: „Reaedificanda Carthago“; welcher Spruch ist größer, edler, schöner?

XLII.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Oda, die ihres frommen Wandels und der milden Werke ihrer Wohlthätigkeit wegen von den Sachsen hoch gepriesen wurde, vergaß den Wunsch ihrer Mutter Aeda nicht. Je wilder die Wogen von Welt und Zeit um sie her tobten, je wirrer und wüster die Gegenwart sich zeigte, und je ungewisser und unheilschwangerer die Zukunft herein drohte: um so mehr mußte das Verlangen in ihrem frommen, mütterlichen Herzen wachsen, ihren Töchtern und Enkelinen eine heilige Friedensstätte zu gründen, wo sie, in der geweihten Stille des Heiligthums, den Kämpfen und Stürmen der Welt entrückt, Gott durch ein andächtiges Leben und die Uebung christlicher Tugenden dienen möchten.

Während daher die Länder des christlichen Abendlandes unter dem verderblichen Häder der Fürsten des karolingischen Hauses in trostlosen Wirren innerlich zerrüttet wurden; während vom Norden alljährlich die räuberischen Seekönige der Nord- und Ostsee, die Norweger, die Dänen und heidnische Sachsen, vom Süden die Sarazenen und Mauren

plündernd und verheerend über das zwieträchtige Frankreich hereinbrachen; während längst der ganzen deutschen Ostgränze Ludwig der Deutsche und seine Söhne Jahr für Jahr harte Kämpfe voll blutigen Wechsels mit den slavischen Stämmen: mit den Obodriten, den Böhmen, den Mähren, den Sorben zu bestehen hatten; während die Bulgaren die Angriffe dieser Slaven noch verstärkten, und die wilden ungarischen Reiterhorden, die furchtbare Geisel der Zukunft, jeden Fruchtzweig auf dem Acker christlicher Gesittung niederzusäbeln und niederzubrennen und unter den Hufen ihrer Rosse zu zerstampfen drohten: lag Oda ihrem Gemahl, dem Herzog, mit sanften Bitten an, mit reichlicher Hand Almosen zu spenden und einen Theil seiner zeitlichen Güter um ewigen Lohnes willen Gott zum Opfer zu bringen.

Liudolf hatte wohl Ursache, der Vorsehung dankbar zu seyn. Sie hatte in allen den Stürmen und Kriegsnöthen der Zeit seine Tapferkeit geschützt und mit siegreichem Ruhme gekrönt. An zeitlichen Gütern und Ehren reich gesegnet, hatte er sich an Macht über seine Vorfahren und Alle seines Stammes erhoben; ein blühendes, hoffnungsreiches Geschlecht von Söhnen und Töchtern wuchs an seiner Seite auf, einer noch größeren Zukunft entgegen.

War sein Herz darum froh und dankerfüllt, so war es noch ein anderer Gedanke, der den Geist des tapfern Sachsenfürsten bewegte, wie er dieß ausdrücklich bezeugte, die Erwägung nämlich: daß der Mensch von allen diesen Herrlichkeiten nichts mit hinüber nimmt, und der armen Seele nach dem Tode keine anderen Güter und Schätze bleiben, als die Tugenden, die sie gewonnen, die Opfer, die sie gebracht, und die guten Werke, die sie hienieden verrichtet.

Auch manche seines Geschlechtes waren ihm mit dem Beispiele milder Stiftungen vorausgegangen, oder hatten sich dem Dienste der Kirche gewidmet. Seine Mutter, die heil. Ida, hatte das Kloster Hertfeld gegründet; die Stiftung von Cor-

vey und Herford knüpfte sich an seine*) Oheime Adalhard und Wala; seine Schwester Adela war Aebtissin in Herford, und eine zweite Schwester, Hadwin (Hadwig), folgte ihr später in derselben Würde; sein Bruder Warin war der erste erwählte Abt von Corvey und Schirmvogt von Herford **).

So willigte denn auch Liudolf in die Bitten Oda's ein, und beschloß, aus seinem und seiner Gemahlin Eigenthum ein Gotteshaus in seiner sächsischen Heimath zu gründen. Es sollte eine Opfergabe zur Sühnung seiner Sünden seyn, und als ein ewiges Denkmal seiner Dankbarkeit und Andacht unter den kommenden Geschlechtern sich erheben, und zugleich den Töchtern und Enkelinen seines Hauses und seiner Standesgenossen, die sich dem Dienste Christi widmen wollten, zur Zufluchtstätte in den Wirren und Nöthen des Lebens dienen. Ein Chor gottgeweihter Jungfrauen sollte hier, während die Welt draußen sich in eigensüchtigem Haber und mörderischen Kriegen zerfleischte, Tag und Nacht Gott lobsingen, seine Herrlichkeit preisen, seiner Güte danken, und seine Barmherzigkeit und seinen Segen für die Lebenden und Verstorbenen, für die Christenheit und für ihn und sein Haus zu ewigen Zeiten anrufen.

In dieser Absicht sah er sich nach einem geeigneten Orte zur Ausführung seines frommen Werkes um.

---

*) Beide Brüder waren bekanntlich Aebte in Alt-Corbie bei Amiens an der Somme, einer Stiftung des merowingischen Königs Clothar und der Königin Balthechildis, und gründeten das westphälische Kloster nach dem Muster dieses fränkischen; ihre Schwester, Theodrada, war Aebtissin des Klosters in Soissons, das eben so der jüngeren Stiftung in Herford zum Muster diente. Siehe das Diplom Ludwigs des Deutschen vom Jahre 764 für Abt Warin bei Böhmer Regesta Karolorum S. 79.

**) Diplom König Heinrichs IV. vom Jahre 1078. Bei: A. Chr. Wedekind Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters II, 381 u. I, 154.

Nun fließt in dem niedersächsischen Lande jenseits der Weser und westlich vom Brocken ein bescheidenes Wässerlein, das heißt die Gande. Es rinnt meist trüben Laufes, wie die Bäche der Niederung, zwischen den waldigen Ausläufern des Harzes, von Norden nach Süden hinab in die Leine; mit der Leine fließt es dann weiter sanften Schrittes an Hannover vorüber in die Aller, und mit dieser bei Verden in die Weser. Unweit nun von der Stelle, wo dieses „Gande-Water" in die Leine fällt, ohngefähr zwei Meilen von Eimbeck, sieben von Braunschweig und in geringer Entfernung von der alten Heerstraße, die von Hamburg über Hannover längst der Leine nach Göttingen, und über Kassel nach Frankfurt am Main führt, liegt heut zu Tage auf dem rechten Ufer der Gande ein kleines Städtchen mit einer Stiftskirche, und dem uralten weiland kaiserlichen freien weltlichen Reichsstifte Gandersheim. Eine Stunde das Wässerlein höher hinauf und jenseits auf dem linken Ufer liegt das Kirchdorf Alten-Gandersheim.

Das Städtchen, das seinen Ursprung dem Stifte verdankt, bei dem es zu Lehen ging, gilt für das älteste, oder eines der ältesten jenseits der Weser, in diesem äußersten Theile von Sachsen. Das Stift, dem heil. Johannes dem Täufer, und den Päpsten St. Anastasius und Innocenz geweiht, dem einst Töchter von Kaisern und Königen vorstanden, hat viele Jahrhunderte hindurch in hohem Ansehen geblüht. Dreißig adeliche Geschlechter waren seine Vasallen; die Könige von Preußen, die Churfürsten von Hannover, die Fürsten von Braunschweig gingen bei ihm zu Lehen; und seine gefürstete Aebtissin, mit ihrer Genossenschaft unmittelbar unter Rom stehend, hatte als Mitglied der rheinischen Bank Sitz und Stimme auf dem deutschen Reichstage.

Jetzt aber ist es öde auf den Straßen des Städtchens, und in den Mauern des Klosters ist der Horengesang der Nonnen längst verstummt. Die Reformation, die sich des reichen Vermächtnisses alter Frömmigkeit mit Gewalt bemächtigte, hat es erst

in ein protestantisches Damenstift umgewandelt, und ihre Erben, die Fürsten und „der Staat" haben es dann aussterben lassen, und more solito seine Pfründen eingezogen.

Die Landschaft, die das Stift umgibt, trägt den nördlichen Charakter: kein sonniges Paradies, wo Milch und Honig fließt; der Winter lang, der Sommer kurz; die Luft rauh, die Erde kalt und feucht und salpeterhaltig, doch nicht unfruchtbar. Versteinerungen von Pflanzen und Thieren, Ammonshörner, Seemuscheln, und Gerippe, Zähne und Hörner von Fischen und Thieren der Urzeit, von Wallfischen und Meerthieren, den Zeugen großer urweltlicher Katastrophen, werden hier nicht selten gefunden *).

In dieser Gegend, die heute zum Herzogthum Braunschweig gehört, war es, wo ein Theil der Besitzungen Liudolf's und Oda's lagen, und noch Jahrhunderte nachher erinnerten Namen, wie Liudolfsheim und Liudolfsfeld, die hier in den Urkunden vorkommen, an den alten Besitzer.

Von der heutigen Stadt stand aber damals nichts; es war hier auf der rechten Seite der Gande um und um nur Wiese und Wald, und in dessen Mitte stand eine kleine Schweige, wo Liudolfs Hirten wohnten. Vor dem heutigen Georgenthor aber, dort, wo jenseits der Gande auf dem Gottesacker später die Georgenkirche gebaut wurde, stand, der alten Ueberlieferung nach **), eine Kapelle, und nahe bei, durch einen bedeckten Gang mit ihr verbunden, eine Burg Liudolfs.

Eine halbe Stunde die Gande weiter aufwärts, halben Wegs gen Alten-Gandersheim zu, und wie dieses auf der

---

*) Harenbergii historia ecclesiae Gandershemensis diplomatica 37. 43.

**) H. Bodonis syntagma de constructione coenobii Gandesiani bei Meibom Scriptores rerum Germ. II, 482. Dieser Bodo war Mönch des von Gandersheim abhängenden Benedictiner-Klosters Klus, lebte zur Reformationszeit, und hat uns manche schätzbare Nachrichten aufbewahrt.

linken Seite des Wassers dort auf einem beschränkten, rings abschüssigen, unten von der Gande bespülten Felsen, der gen Osten vorspringt, wo noch heute das ehemalige Klösterlein Brunshausen steht, erhob sich schon damals Brunesteshusen, eine der ältesten Kirche des Sachsenlandes. Karl der Große und Ludwig der Fromme hatten diese Kirche für eine klösterliche Genossenschaft gegründet; die Eltern und Verwandten Liudolfs, in dessen Besitzungen die Kirche lag, hatten dieselbe ohne Zweifel, von den beiden Kaisern hiebei unterstützt, mit ihren Schankungen begabt, und Liudolf war ihr Schirmvogt *).

Allein die Stiftung dieses Klosters hatte keinen rechten Fortgang gehabt; die Kirche war nur ein beschränktes Besitzthum; Liudolf wurde also Willens, diese ältere Stiftung durch seine Schankungen zu erweitern und in Blüthe zu bringen.

Hier also war es, wo er zuerst eine kleine Anzahl von Jungfrauen unter der Regel St. Benedicts vereinigte, und sein neues Kloster zu bauen anfing; und zwar weihte er es zu Ehren St. Johannis, des Vorläufers des Herren, zu dem Aeda so große Andacht getragen, und St. Stephans des ersten Blutzeugen.

Allein es genügte Liudolf nicht, seine Stiftung mit milder Hand zu begaben, er wollte ihr auch noch andere Wohlthaten zuwenden, und ihr Schicksal für die Zukunft in jeder Weise sichern. Er besprach sich hierüber mit Altfrid, der auch später, als Bischof von Hildesheim, Hathumod zur Aebtissin weihte, und beschloß auf dessen Rath, mit seiner Gemahlin, zum Besten seines Klosters, eine Wallfahrt nach Rom zu

---

*) Diese Data über die alte Kirche und das alte Kloster ergeben sich aus der ersten Stiftungsurkunde Herzog Liudolfs, die Harenberg Seite 47 und Leuckfeld in seinen Antiquitates Gandersheimenses Seite 22 mittheilt. Vergl. Wedekind Noten zu einigen Geschichtschreibern I, 161.

den heiligen Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Paulus und dem Oberhaupte der Kirche anzutreten.

Solche Bittfahrten nach dem Mittelpunkte der katholischen Christenheit, auch von Fürsten, waren in diesen Zeiten nichts Seltenes. War ja doch auch Karl der Große mehrmal nach Rom gegangen, dort seine Andacht an den heiligen Stätten zu verrichten (orandi causa **), und einige Jahre nach Liudolf (855) trat der angelsächsische König Aethelwulf mit seinem Sohne Aelfred eine ähnliche Fahrt nach der heiligen Stadt an, die seinem Volke die Glaubensboten gesandt, und an deren Name sich so viele und große Erinnerungen knüpften. Während der Zauber alten Ruhmes und alter Größe noch immer auf den riesigen Trümmern der gefallenen, weltbeherrschenden Kaiserstadt ruhte, hatte das Christenthum den Stuhl der Stellvertreter Christi, bei den Gräbern der Apostel, auf der heiligen Erde, die das Blut der Märtyrer in Purpur geröthet, mit einer heiligeren Weihe umgeben. Ihre Basiliken aus den Trümmern der alten Heidentempel und Paläste erbaut, und glänzend von Marmor und Gold und Mosaiken, waren noch immer das Prachtvollste,

---

**) Der Poeta Saxo, der zu Arnulfs Zeit dichtete, und von dessen Gedicht sich nur eine Handschrift in dem Gandersheim benachbarten Kloster Lamspring erhalten hat, und von dem Pertz vermuthet, daß er ebenfalls kein anderer, als der Bruder der Hathumod, Agius, sei, rühmt diese Liebe und Verehrung Karls des Großen für Rom ausdrücklich V. 507:

Praeque locis sanctis aliis specialiter ejus
  Menti Romanae sedis inhaesit amor;
Nam sanctum venerans Petrum qui claviger extat
  Caeli, quique chori primus apostolici
Ejus ad ecclesiam donaria maxima saepe
  Mittens, thesauros contulit innumeros
Atque sui magis in toto nil tempore regni
  Curavit, majus non habuit studium,
Quam sedes Romana suo numine fulta
  Ut veteri pollens nobilitate foret.

was das Abendland kannte; die goldene Roma, die Roma aurea *), wurde sie noch immer von den Schriftstellern der Zeit genannt. Dieser ihr irdischer Glanz wurde aber durch ihre Heiligkeit als Mittelpunkt der Christenheit, als Sitz des Schlüsselhalters **) und gnadenreiche Grabstätte so vieler Märtyrer und Heiligen verdunkelt. Darum zog auch damals, wie durch das ganze Mittelalter hindurch, eine so tiefe Sehnsucht den Norden über die schneebedeckten Alpen nach der wunderbaren Stadt der sieben Hügel an der Tiber hin, die vor allen andern Städten des Erdkreises als die herrlichste gepriesen und mit Ehrfurcht gegrüßt ward, wie der schon zu Liudolfs Zeit gesungene Hymnus bezeugt:

O Roma nobilis, orbis et domina,
Cunctarum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida!
Salutem dicimus tibi per omnia,
Te benedicimus, salve per saecula. ***)

Von Rom hatten die deutschen Glaubensboten ihre Mission erhalten †); mit ihm standen sie fortdauernd nach dem

---

*) So in dem Panegyricus Berengarii V. 181. Pertz Mon. VI.

**) Der Dichter des Panegyricus Berengarii bringt ihm V. 184 also seine Huldigung dar:

Limina, qui reserat castis rutilantia, Petro,

und Roswitha sagt in ihrem Gedichte von der Gründung von Gandersheim:

Qui caput ecclesiae toto dominaris in orbe.

***) Niebuhr hat bekanntlich diesen Hymnus aus einer Handschrift des 10. Jahrhunderts im Rheinischen Museum III, 7. herausgegeben, der berühmte Kapellmeister der Sixtina Baini indessen glaubt, daß die ihn begleitende uralte musikalische Notation noch über das siebente Jahrhundert hinauf geht. Siehe Ed. du Meril Poésies Latines 259 in der Note 5. Er wird noch heute in der Peterskirche gesungen. Palestrina hat ihn componirt.

†) Auch der Kölner Dom war ursprünglich eine St. Peterskirche, denn

Vorgange des heil. **Bonifaz** in innigster Verbindung; der Bekehrung zur katholischen Kirche unter dem römischen Oberhirten verdankten die **Franken** mit ihren **merowingischen** Fürsten die schnelle Ausbreitung ihrer Macht; an den feierlichen Bund mit Rom zum Schutz der Kirche, zur Ausbreitung des Glaubens, war die Erhebung des karolingischen Hauses geknüpft gewesen; Pippin schon hatte an die Stelle der **gallicanischen** Liturgie, der innigeren Gemeinsamkeit wegen, die **römische** in seinen Ländern eingeführt; Karl der Große

---

wie in den Colonien des heidnischen Roms überall in Mitte der neuen Städte **Capitole** erstanden nach dem Vorbild des römischen (in Köln heißt noch heute eine Kirche Sta. Maria vom Capitol), so erhoben sich in der christlichen Zeit, wo die neuen Glaubensboten das Land dem Evangelium gewonnen, St. Peterskirchen. Daher singt auch das Annolied, indem es das heidnische und christliche Rom vergleicht: „St. Peter, der heilige Bote, überwand den Teufel zu Rom, und richtete dort auf des heiligen Kreuzes Zeichen, und sandte von dannen drei heilige Männer nach Franken das Evangelium zu predigen:

Dü gewunnen si da ci Vranki
  ci Godis dienesti vili manigin man
Mit beizzirimo wige
  dan si Cesar gewanne wilen.
Si lerten si wider sunde vehtin,
  daz si ci godi werin gude knechte.

Das heißt: „Da gewannen (die heiligen Sendboten) in Franken für Gottes Dienst gar manchen Mann in einem bessern Kampfe, als jener, in dem einst Cäsar seine Siege (mit seinen fränkischen Dienstmännern) gewonnen; sie lehrten sie wider die Sünde fechten, daß sie Gottes gute Diener wurden." Eine Inschrift auf einem alten Mosaik in der Peterskirche zu Rom, welche Innocenz III. verfaßte oder erneuerte, spricht diese universelle Bedeutung also aus:

Summa Petri sedes haec est sacra principis aedes:
  Mater cunctarum, decor ac decus ecclesiarum.
Devotus Christo, qui templo servit in isto
  Flores virtutis capiet fructusque salutis.

war diesem Wege weiter gefolgt; daher denn auch die Erscheinung, daß weitaus die meisten Kirchen, die in diesen Jahrhunderten in dem weiten Frankenreiche erbaut wurden, von ihren Stiftern, aus Ehrfurcht gegen den Apostelfürsten und seine Nachfolger im Mittelpunkte der katholischen Christenheit, zur Ehre St. Peters geweiht wurden.

An diese Quelle und Mitte des katholischen Lebens wollte sich daher auch Liudolf für seine sächsische Stiftung wenden.

Begleitet von seiner Gemahlin wollte er dort an den gnadenreichen heiligen Stätten mit bußfertigem Geiste seine Andacht verrichten; dem Stellvertreter Christi, dem heiligen Vater, seine Ehrfurcht bezeugen, Geschenke seiner Huldigung ihm darbringen; für sich und sein Haus den Segen desselben erbitten, und für seine Stiftung an der Gande die Bestätigung des heiligen Stuhles, die Aufnahme in dessen unmittelbare Obhut und die Gewährung von Reliquien verehrter Heiligen, als Fürbittern und Schirmherren seines Klosters.

Wie Manches ihn auch in diesen stürmischen Zeiten daheim fesseln mochte, er ließ sich von der Ausführung dieses Vorsatzes nicht abhalten, da es seiner Seele Heil und die Ehre Gottes galt:

„Denn, wie viel bedrängt von Weltsorg hundertfach
Der zu entschlagen ihm die Macht gebrach,
Zog er doch nach Rom, damit ihn lösen dort
Möchte der, in dessen Hand der Lösung Hort.“ *)

Die junge Hathumod, von der die Eltern wünschten, daß sie einst an die Spitze ihrer Stiftung treten möchte, hatten sie vor ihrer Abreise zur Erziehung in das Kloster Herford gegeben, das unter der Leitung von Liudolfs Schwester, der Aebtissin Adela, in hoher Achtung stand, und in Frömmigkeit, in heiliger Zucht und allen Tugenden christlichen Sinnes blühte.

---

*) Agius in dialogo de obitu Hathumodae. V. 547.

Von seinem König und Herrn, Ludwig dem Deutschen, erbat er sich nun Urlaub. Der Karolinger mochte sie ihm gern bewilligen, da es ja die Förderung einer karolingischen Stiftung galt, die sein Vater und Großvater begonnen. Ludwig gab ihm darum auch ein empfehlendes Schreiben an den Papst mit; von Ludwigs Bruder, dem Kaiser Lothar I., erhielt Liudolf ein ähnliches, worin beide Fürsten den heiligen Vater, es war Sergius II., baten, den Bitten des Grafen Liudolf zu willfahren, und dem Kloster an der Gande, zum Unterpfande des Segens, Reliquien von Heiligen gewähren zu wollen.

So traten denn Liudolf und Oda im Jahre 844 *), also ein Jahr, nachdem der Vertrag von Verdün den inneren Reichsfrieden wenigstens äußerlich hergestellt, begleitet von einem stattlichen Gefolge, ihre Wallfahrt aus der nordischen Heimath, durch die deutschen Gaue über die hohen Alpen nach der heiligen Stadt der Apostelfürsten an.

Sergius empfing sie, die ihn knieend begrüßten, ehrenvoll und mit zuvorkommender, väterlicher Freundlichkeit; er hörte mit Wohlgefallen ihr Gesuch; er lobte ihren andächtigen Eifer und schenkte ihnen für ihr Kloster die Gebeine zweier heiligen Päpste, Anastasius und Innocenz, unter der Bedin-

---

*) So hat Harenberg das Jahr aus der zweiten Stiftungsurkunde Liudolfs, die ihm im Original vorlag, gelesen. Die Urkunde wurde von einem Späteren mit Tinte fehlerhaft aufgefrischt, und dabei die unrichtige Jahrzahl 853 hineingesetzt, die mit den Regierungsjahren Sergius II. (844—847) nicht stimmt, und darum irriger Weise der Urkunde den Verdacht der Unächtheit zugezogen, während die wahre ursprüngliche Jahrzahl 844 sich unter den aufgefrischten Zügen erkennen läßt. Ein Beispiel, wie vorsichtig die Kritik in ihren Verdammungsurtheilen seyn sollte, und wie die ächtesten Denkmäler unserer Vorzeit auf die verschiedenste Weise in den Verdacht der Unächtheit kommen können. Siehe Harenberg hist. eccles. Gandersh. p. 46, 60. Und Wedekind Noten zu einigen Geschichtschreibern. I, 159.

gung jedoch, daß Liudolf eidlich gelobe, daß sie in der neuen Kirche zur Verehrung niedergesetzt würden, und daß dort heiliger Hymnengesang Tag und Nacht erschalle, und das Andacht weckende Licht der Kerzen nimmer erlösche. Auch ihrer Bitte: die Stiftung als eine freie in die unmittelbare Obhut des heiligen Stuhles zu nehmen, willfahrte er nicht minder.

Liudolf überreichte dem Papst, mit Bezeugung seines Dankes, zwei weiße Stolen, in welche dreißig Goldgulden eingewebt waren, und setzte alsogleich für die Zukunft die Bestimmung fest, daß die Aebtissin seiner Stiftung alljährlich in dankbarer Anerkennung der gewährten Freiheit die gleiche Gabe nach Rom zu übersenden habe *). Zugleich stellte er hier in Rom seinen ersten Schankungsbrief aus, worin er seinem Kloster die „Gandesemia marku et Aluunge marku et Ruderinge marku et Dengdia marku et Lachtiandorp marku et alia loca plurima", das heißt die Feldmarken von Alten-Gandersheim und Rhüden unweit Seesen, Ahlum und Denkte bei Wolfenbüttel, und Lochtum im Amte Vienenburg, alles seine erbeigenen Besitzungen, feierlich zum ewigen Eigenthum übertrug. Was ihn dazu bewogen, darüber wollte er die Nachwelt nicht im Zweifel lassen, alle Christgläubigen, sagt er, sollen es wissen. Und so beginnt er denn diese erste Stiftungsurkunde, wie die zweite, mit dem gleichen Worte der Schrift: „Der Preis der Seele ist des Menschen Schatz — Pretium animae viri divitiae ejus", und fährt dann in der zweiten fort: „Darum habe ich, durch göttliche Eingebung aufgemahnt und durch das Zureden meiner geliebten Gemahlin Oda bewogen, zu Ehren des Vorläufers des

---

*) Die Worte Liudolfs in seinem ersten Stiftungsbriefe lauten hierüber: „Nos etiam in continenti duas stolas albas, trigenta aureis intextas, eidem beato Sergio Pape tradidimus, statuentes, ut Abbatissa, quae pro tempore fuerit, eundem censum sanctae Romanae Ecclesiae in signum libertatis singulis *annis persolvat.*

Herrn (St. Johannes) und seines ersten Blutzeugen (St. Stephans) ein Jungfrauenkloster zu Brunistashusen zu bauen angefangen und, nachdem ich ein Schreiben König Ludwigs erhalten, mich mit meiner genannten Gemahlin im Jahre des Heiles 844 zu dem heiligsten Papst Sergius nach Rom begeben." Das waren in seiner eigenen schlichten Sprache die Gründe, die ihn zu einer so reichen Schenkung bewogen.

Sein Zweck war jetzt erreicht. Nachdem er sich und die Seinen daher dem heiligen Vater befohlen und von demselben den Segen empfangen, trat er mit den geschenkten heiligen Leibern und anderen Reliquien, nebst einem päpstlichen Breve, das die Stiftung bekräftigte, zufriedenen Herzens die Heimreise nach Sachsen an.

Als Liudolf 844 zu Rom in St. Peter an der Stelle seine Andacht verrichtete, wo Karl der Große vor vierundvierzig Jahren zum Kaiser war geweiht worden: da ahnte er wohl nicht, daß seinen Urenkeln, Otto I. (962 2. Febr.), Otto II. (967 25. Dec.), Otto III. (996 21. Mai), hier die gleiche Ehre zu Theil werden, und daß Kaiser Otto II. bei dem Grabe St. Peters seine eigene Ruhestätte finden sollte! *)

---

*) In den Grabgewölben der heutigen Peterskirche, die so viele Denkmäler der alten Peterskirche bewahren, befindet sich auch das Grabmal Kaiser Otto's II. In der alten Kirche ruhte der Kaiser beim Eingange in der Vorhalle, wie Dietmar von Merseburg ausdrücklich berichtet, der seines Todes und seines Grabes (III, 15.) mit folgenden Worten gedenkt: „Als Kaiser Otto nun sein Ende nahe fühlte, theilte er seine ganze Baarschaft in vier Theile, von denen er einen den Kirchen, einen andern den Armen, einen dritten seiner geliebten Schwester Mathilde, welche als eine andächtige Magd Christi Aebtissin in Quedlinburg war, und einen vierten endlich seinen trauernden Dienst- und Kriegsleuten schenkte. Nachdem er darauf vor dem Papste und anderen Mitbischöfen desselben und in Gegenwart vieler Priester in lateinischer Sprache gebeichtet und von ihnen die ersehnte Lossprechung erlangt hatte, verschied er am 7ten December, und ward bestattet,

Nach Sachsen heimgekehrt wurden Liudolf und Oda von der klösterlichen Genossenschaft auf dem Felsen, in der stillen Waldeinsamkeit an der Gande, mit Jubel empfangen. Die heiligen Gebeine setzten sie hier in der Kirche bei. Das Andenken aber an diese Wallfahrt des Sachsenfürsten hat sich noch lange erhalten, und es gedenken ihrer die Geschichtschreiber und Dichter der spätern Jahrhunderte, so wie die Diplome der Kaiser und Könige, die das Kloster, welches die mitgebrachten Reliquien bewahrte, durch ihre Schankungen ehrten.

Die Ereignisse der nächsten Jahre nach der Heimkehr Liudolfs waren meist wenig erfreulicher Art, reich an Elend und Noth und mancherlei Gefahr. Gleich im folgenden Jahre, 845, wurde das Frankenreich wieder von einer großen Bedrängniß heimgesucht. Der Winter war sehr hart; noch härter aber das Kriegsunwetter. Ein nordmännischer Wikingszug von hundert und zwanzig Schiffen fuhr im März die Seine aufwärts; rechts und links Alles plündernd, bemächtigte er sich der Stadt Paris. Der sieglose Karl der Kahle, der nichts gegen sie vermochte, mußte ihren Abzug mit siebentausend Pfunden erkaufen; aus der Seine zurückkehrend, verwüsteten und plünderten sie ringsum die Seeküste und brannten Alles nieder. Ein anderer weit zahlreicherer Zug dieser abenteuernden Länderplün-

---

wo der östliche Eingang zur Vorhalle der Kirche St. Peters allen Gläubigen offen steht, und wo unser Herr Christus in dem trefflichen Standbilde dargestellt ist, welches alle Vorübergehenden segnet." — Gegenwärtig sind diese Grabgewölbe, die Grotte Vaticane, am Vorabend und am St. Petersfeste den Männern, am Pfingstmontage den Frauen geöffnet, und dann steht Jedem der Zutritt auch zu diesem Denkmale unserer kaiserlichen Vorzeit frei; an diesem Tage habe auch ich Otto's Grab gesehen. Es ist ein einfacher Steinsarg, der die Aufschrift führt: OTTO SECUNDUS IMPERATOR AUGUSTUS. Der schöne Porphyr, der den alten Sarg deckte, wurde 1694 von Fontana in ein Taufbecken für das Baptisterium von St. Peter umgewandelt.

derer, geführt von dem Könige Oricus, segelte mit sechshundert Schiffen die Elbe hinauf, um rings die deutschen Gebiete König Ludwigs zu plündern. Das Sachsenheer aber trat ihnen in den Weg, es kam zur Schlacht und die Nordmannen wurden mit Gottes Beistand geschlagen. Und so wirksam war diese Niederlage, die sie von den deutschen Waffen erlitten, daß sie auf eine Reihe von Jahren hin Ludwigs deutsches Reich verschonten, und ihre Raubzüge westlich auf die Länder Lothars und Karls beschränkten. Erst 858 gedenken die Jahrbücher wieder eines Einfalls der Dänen in Sachsen, der zurückgeschlagen wurde *). Zum Uebermaß des Unglücks wurde das Reich Karls in diesem Jahre auch von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht, die viele Tausende hinraffte.

Auch im folgenden Jahre 846 herrschte den ganzen Winter über bis in den Mai der schneidendste Nordwind, der den Saaten und Weinstöcken den größten Schaden that. In Nordfrankreich griffen die Wölfe die Menschen mit der größten Kühnheit an; in Aquitanien zogen die hungrigen Bestien sogar in Haufen von drei Hunderten, und packten und zerrissen, was sich ihnen zu widersetzen wagte.

Und während Mitteleuropa so unter Krieg und Hunger litt, fuhren jenseits der Alpen die Sarazenen und Mauren die Tiber hinauf, verwüsteten die Peterskirche, schleppten sammt dem Altare, der über dem Grabe des Apostels aufgerichtet stand, allen Schmuck, alle Schätze der Kirche von dannen, und vernichteten einige der Herzoge Lothars, die einen Angriff auf sie unternahmen. Ein Theil der Ungläubigen machte sich nun auch über die Kirche St. Pauls her; allein die Männer aus der Campagna überfielen die Räuber und schlugen sie nieder **).

Kein Wunder, wenn in so unglücklichen Tagen die Mei-

---

*) Prudentii Trecens. Ann. ann. 858.

**) Ibid. ann. 846.

nung vielfach Glauben fand, der jüngste Tag und das Ende der Welt stehe vor der Thüre. „Um diese Zeit“, berichtet daher Ruodolf von Fulda zum Jahre 847, „kam ein Weib Namens Thiota, eine falsche Prophetin, die schon Bischof Salomons Diöcese (Constanz) mit ihren Wahrsagereien in keine geringe Verwirrung gebracht hatte, nach Mainz. Sie gab nämlich vor, der Tag des Unterganges der Welt und andere Dinge, die allein der Kenntniß des Allwissenden vorbehalten sind, sei ihr von Gott offenbart, und verkündete sohin, in diesem Jahre (847) stehe der jüngste Tag bevor. Von Schrecken ergriffen, kamen daher viele aus dem Volke beiderlei Geschlechts zu ihr, und brachten ihr Geschenke und empfahlen sich ihren Gebeten; und was noch trauriger ist, viele des geistlichen Standes setzten die Lehre der Kirche bei Seite und folgten ihr wie einer ihnen vom Himmel geschickten Lehrmeisterin. Diese wurde nun zu St. Alban“ (in Mainz) „den Bischöfen vorgeführt und sorgfältig über ihre Aussagen vernommen, und da gestand sie denn, ein Priester habe ihr das eingegeben und sie es Gewinnes halber weiter verkündet. Sie wurde daher nach dem Urtheile der Synode öffentlich mit Ruthen gestrichen. Das Predigtamt, dessen sie sich im Widerspruche gegen die kirchliche Ordnung und unsinniger Weise angemaßt, verlor sie mit Schimpf, und so hatte ihre Wahrsagerei mit ihrer Schande ein Ende.“ *)

---

*) Die trefflichen Mainzer, scheint es, wurden in dieser Zeit besonderer Aufmerksamkeit von den falschen Propheten gewürdigt. Ein lateinisches, volksmäßig gedichtetes Lied erzählt in scherzhafter Weise ein ähnliches Abenteuer, wie das dieser Schwäbin Thiota, welches sich dort unter dem Bischof Heriger (912—926) mit einem anderen aufschneiderischen Propheten begeben. Ein Dante lange vor Dante, gab dieser Hellseher vor, daß er in der Verzuckung die waldbedeckten Nachtthale der Hölle geschaut; dann sei er in den Himmelstempel hinan gehoben worden; dort habe er Christus in aller Lust und Fröhlichkeit beim himmlischen Mahle geschaut, und St. Johannes der Täufer ihm den Wein im Pokale hingereicht. Al-

In den nächstfolgenden Jahren wechseln die Nachrichten zwischen Siegen und Niederlagen, welche König Ludwig und seine Dienstleute in den harten Kämpfen gegen die Slaven erfochten oder erlitten.

Ganz besonders hart aber war wieder das Jahr 850. Eine entsetzliche Hungersnoth suchte damals, es sind nun gerade tausend Jahre, das unglückliche Deutschland heim. Hören wir die Züge, welche aus diesem Schreckensjahr uns ein Augenzeuge aufbewahrt hat, einer der angesehensten Schriftsteller und Lehrer seiner Zeit, ausgezeichnet durch Wissenschaft und Kunst, derselbe Ruodolf, Mönch von Fulda und Schüler des Abtes Rhabanus, den wir oben schon angeführt. Er genoß das Vertrauen König Ludwigs, der auch seinen Predigten beizuwohnen pflegte *).

---

er nun aber auf die Frage des Erzbischofes, wo er selbst gesessen und was ihm von dem Mahle zu Theil geworden, sich rühmte, gleich dem landfahrenden Schwaben des Volksmärleins, dem himmlischen Koch das „Leberlein“ gestohlen zu haben: da wurde ihm für den Diebstahl derselbe Lohn zu Theil, wie Thiota für ihre Prophezeihungen:

Heriger illum jussit ad palum
Loris ligari scopisque caedi.

Während daher Andere für Vergehen und Sünden, die sie hier begangen, jenseits ihre Strafe zu erwarten haben, empfing dieser Prophet ausnahmsweise dießseits seine Strafe für das jenseits gestohlene „Leberlein.“ Auch gegenwärtig fehlt es zu Mainz nicht an falschen Propheten. Juden, Deutschkatholiken und rothe Demokraten spielen nun diese Rolle, jedoch mit geringerer Gefahr für ihren Rücken, in der Stadt des Rhabanus und Willegis. Das alte Lied von Heriger hat Grimm zuerst aus einer Cambridger Handschrift, durch Kambles Vermittelung, mitgetheilt in den: Lateinischen Gedichten des zehnten und eilften Jahrhunderts, herausgegeben von J. Grimm und Andr. Schmeller, S. 337, und nach ihm E. du Meril Poës. Lat. S. 298.

*) Pertz Mon. I, 338. Die Annalen von Fulda sagen von Ruodolf unter dem Jahre 865: Fuldensis coenobii presbyter et monachus, qui apud totius pene Germanie partes doctor egregius et

„Die härteste Hungersnoth", so erzählt er, „erdrückte im Jahre 850 die Völker Deutschlands, ganz besonders aber die Anwohner des Rheines. Erbischof Rhabanus von Mainz hielt sich damals auf einem Maierhof seines Sprengels, Namens Winkel, auf. Dort empfing er die Armen, die aus verschiedenen Gegenden herzuströmten; mehr als dreihundert unterstützte er täglich mit Lebensmitteln, die ungerechnet, die ihr bleibendes Unterkommen bei ihm hatten. Es kam aber da unter anderen auch ein Weib, fast von Hunger aufgezehrt, mit ihrem kleinen Knäblein herzugewankt, um auch einige Labung zu empfangen; allein ehe sie noch die Schwelle überschritten, fiel sie aus übergroßer Entkräftung nieder und hauchte ihren Geist aus. Das Kind aber, das die Brust der todten Mutter, als ob sie noch lebte, anfaßte und herauszog und zu trinken versuchte, machte Viele, die es sahen, seufzen und weinen. In diesen Tagen reiste auch einer von Grabfeldon" (dem Gau, in welchem das Kloster Fulda liegt) „mit seinem Weib und seinem kleinen Söhnlein nach Thüringen. Um dem drückenden Mangel zu begegnen, redete er in einem Walde, wo er sich niedersetzte, sein Weib also an: „„Ist es nicht besser, daß wir diesen Knaben tödten und sein Fleisch essen, als daß wir Alle Hungers sterben?"" Wohl widersprach sie ihm, doch keine solche Unthat zu begehen; allein vom Hunger überwältigt, riß er ihr dennoch das Kind aus ihren mütterlichen Armen. Und er hätte in der That seinen Willen erfüllt, wäre ihm die Barmherzigkeit Gottes nicht zuvorgekommen. Denn wie derselbe später in Thüringen es gar Vielen erzählt hat: als er eben sein Schwert entblößt hatte, um den Knaben zu schlachten und noch einen Augenblick schwankend mit dem Todesstreich einhielt, sah er in der Ferne zwei Wölfe über einer Hirschkuh stehen und ihr Fleisch zerreißen. Seines Söhnleins schonend, eilte er augenblicklich zu dem todten Thiere, jagte die

---

insignis floruit historiographus et poeta, atque omnium *artium nobilissimus* auctor habebatur.

Wölfe von dannen, nahm von dem angebissenen Fleisch und kehrte mit dem lebendigen Knaben zu seinem Weibe zurück. Denn vorhin, da er das Kind den Händen der Mutter entriß, war er ein wenig auf die Seite gegangen, damit sie ihr sterbendes Kind nicht sehen oder hören möchte. Als sie ihren Mann aber kommen sah mit den rohen blutigen Fleischfetzen, glaubte sie, ihr Kind sei todt, und stürzte fast entseelt rücklings zur Erde nieder. Er aber trat hinzu, tröstete sie, richtete sie auf und zeigte ihr das lebendige Knäblein. Da athmete sie wieder auf und dankte Gott, daß seine Gnade ihr das Kind wieder geschenkt, und auch er nicht minder, weil ihn Gott von der Schuld der Ermordung seines Kindes gnädig bewahrt hatte. Und beide erquickten sich an dem Fleisch, mochten auch die Jagdgesetze immerhin diesen Genuß verbieten" *).

Während dieses Kriegsgetümmels und dieser schweren Drangsale wuchs Hathumod, wie eine Blume wohlgeborgen in Waldes Stille, heran in der Abgeschiedenheit ihres Klosters Herford, in Mitte der Schwestern, unter der Leitung ihrer Tante. Ihr für alles Hohe und Schöne so empfängliches frommes Gemüth, ihr wißbegieriger, eindringender klarer Geist ließen die Zeit nicht ungenützt. „Mit den Jahren", sagt Agius, „wuchs auch die Frömmigkeit ihrer Sitten, und von Tag zu Tag erglänzte sie heller im Lichte ihrer Tugenden, und wie sie an Alter zunahm, so wuchs sie auch an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen." Es war, wie sie nachmal oft erzählte, eine glückliche Zeit, die sie hier verlebte. Ihre selbstsuchtlose, hingebende Liebe mußte ihr jedes Herz gewinnen, und während ihre Demuth die Tugend jeder Schwester bewunderte und sich dieselbe zum Muster nahm, gab sie selbst, nach den Kräften ihres kindlichen Alters, Allen das beste Beispiel in allem Guten **). Und auch später noch,

*) Ruodolfi Fuld. Annal. ann. 850. Pertz Mon. I, 565.

**) Bonorum omnium quantum in ipsa aetate potuit, cunctis exemplum. Agius in vita Hathum. 2.

als sie selbst ihrem Kloster als Aebtissin vorstand, sehnte sie sich mit wehmüthiger Liebe hierhin zurück.

Es machte ihr Freude, mit ihren Vertrauteren von dieser Zeit ihrer Kindheit und dem geliebten Kloster Herford zu sprechen. Alle seine Schwestern standen ihr noch lebendig vor der Seele; ihr Antlitz, die Mienen, ihr ganzes Wesen waren ihr gegenwärtig; und da rühmte sie ihnen jede gute Seite einer jeden Einzelnen, die Sanftmuth der Einen, die Demuth der Andern, und wie diese sich durch Geduld, jene durch Gehorsam ausgezeichnet; bewunderte an der Einen die Wohlthätigkeit, an der Andern die Enthaltsamkeit; von allen aber insgesammt pries sie ihnen die Bescheidenheit, die Frömmigkeit und Züchtigkeit. „Ueberhaupt“, sagt Agius, „ist es kaum mit Worten zu sagen, mit welcher innigen Liebe sie später an diesem Orte hing, und welcher großen Verehrung sie ihn werth hielt.“

Bei dieser Gesinnung konnte sie kein Verlangen empfinden, den stillen Frieden ihrer Seele mit dem Kriegsgetümmel und dem wilden Treiben der Welt zu vertauschen, wie glänzend auch immerhin die Stellung ihrer Eltern am Hoflager des Königs und in ihrem Heimathlande seyn mochte. „Sie zog“, so lauten die Worte des Agius, „den Dienst Christi allem Prunke der Welt vor, den himmlischen Bräutigam dem irdischen, die Genossenschaft der Mägde des Herrn den glänzenden Schlößern ihrer Eltern“, und so nahm sie, den Jahren nach noch ein Kind, „aber reiferen Geistes im zarten Körper“ *), mit ihrer Eltern Bewilligung den Schleier.

Allein es war ihr nicht vergönnt, länger hier bei ihren Mitschwestern zu bleiben; der Wunsch ihrer Eltern rief sie alsbald nach dem neuen Kloster an der Gande, wie schwer ihr auch der Abschied werden mochte. „Glücklich wäre ich“, sprach

*) In tenero quamvis corpore maturiori animo. Agius in vita Hathumodae 2.

sie später als Aebtissin, „wenn ich gewürdigt würde, wieder bei meinen Mitschwestern in Herford unter dem Befehle der Aebtissin zu stehen, noch glücklicher, wenn ich niemal von dort wäre losgerissen worden!“

Von der kleinen Genossenschaft, die Liudolf und Oda für ihr im Bau begriffenes Kloster im Thal der Gande bei der alten Kirche gesammelt, wurde sie alsbald, mit päpstlicher Autorität, zur Aebtissin erwählt, und der Freund ihres Vaters, Bischof Altfrid von Hildesheim, kam, um sie in ihre Würde einzuführen, und ertheilte ihr dazu seinen bischöflichen Segen.

Es geschah dieß im Jahre 852, Hathumod zählte damals erst zwölf Jahre *). So große Jugend war bei Wahlen in jener Zeit nichts Ungewöhnliches. Behielten sich ja doch die Stifter, die nicht selten den größeren Theil ihres Eigenthums zum Opfer brachten, in ihren Urkunden ausdrücklich vor, daß die ersten Plätze den Abkommen ihres Hauses zugesichert seien, wenn dieselben anders die dazu erforderlichen Eigenschaften besäßen **). Hathumod, die diese Ehre sicherlich nicht gesucht,

---

*) Hathumodam duodecim annos habentem praefato episcopo (Altfrido) in regimen intromittendam assignarunt, anno dominicae incarnationis 852. Thancmari vita Bernwardi 12.

**) Die Urkunde, welche Ludwigs des Deutschen Sohn, Hathumods Schwager, König Ludwig III. der Jüngere, zu Frankfurt 877 ihren Brüdern Brun und Otto ausstellte, und worin er dem Kloster Gandersheim Königsschutz und Immunität verleiht, drückt sich hierüber also aus: „eo videlicet rationis tenore, ut praefatum Monasterium Regio sublevaretur munimine . . . et quamdiu in illorum“ (sc. comitum Brun et Ottonis) „progenie aliqua Sanctimonialis femina, *quam vitae religio et sanctarum scripturarum instructio et omnium bonorum morum commendet compositio*, absque alius personae contradictione Sanctimonialibus feminis esset praelata, et si aliter, quod absit eveniret, quod talis in illa progenie inventa non esset, quae praefatis scilicet virtutibus non ornata videretur, caeterae Sanctimoniales feminae dignam Dei servitio, quamcunque vellent, eligere inter illas potestatem

die sich vielmehr unter den Gehorsam ihrer Tante nach Herford zurücksehnte, durfte, was ihr an Kraft und Erfahrung fehlte, ruhig Gott anheimstellen.

Ihre liebe Mutter dann, mit deren Rath
Sie einmüthig Alles einst im Leben that,

auch diese, „der sie wie ein Kind liebkoste, wie eine Magd gehorchte", stand ihr nicht minder mit Rath und That, mit ihrer Erfahrung und Frömmigkeit, stets zur Seite. Auch gingen ihr eine Präposita und eine Dekanin, die der Genossenschaft vorstanden, zur Hand. Zudem mochte auch ihr frühreifer, lernbegieriger Geist, der von Kindheit an dem Lesen mit so großem Eifer oblag, und der mit klarem, von keiner Hoffart getrübten Auge das Leben einsichtsvoll beobachtete, ihrem Alter voraneilend, bald der auferlegten Würde gewachsen werden.

Zwei und zwanzig Jahre hat Hathumod ihren Schwestern als Aebtissin vorgestanden. Mit Liebe hat sie uns Agius in dieser Würde geschildert, und seine Schilderung, wie er sie mit gerührtem Herzen niedergeschrieben, sie ist selbst eine der schönsten Früchte ihres reinen Lebens, das sich in dem Geiste des Beschreibers abspiegelt. Der warme Liebeshauch ihrer frommen Seele hat seine schmerzerfüllte Brust durchdrungen, die sich in diesen Worten ergossen.

Wenn der Leser daher so mancher wilden Bluttthaten jener kampferfüllten eisernen Zeiten gedenkt: dann wird er von der lieblichen Zartheit und Güte, von dem heiligen Frieden, von der hingebenden Sanftmuth und Milde, der unschuldvollen

---

haberent. Harenberg Hist. Gand. 64. Leibnitz S. S. II. 372. Leuckfeld. Antiqq. 93. Daß übrigens Vorrechte dieser Art, nachdem der alte religiöse Geist entwichen und die entarteten Enkel das, was die Andacht frommer Väter auf dem Altare zur Ehre Gottes großmüthig geopfert, als ein Mittel zur Befriedigung ihrer üppigen Selbstsucht ansahen, zu manchen Mißbräuchen Veranlassung gaben und zur Verweltlichung und Verderbniß des kirchlichen Lebens beitrugen, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Reinheit und dem hohen Adel dieses Bildes überrascht. Ihm ist's, als sähe er sich aus den Wogen eines brüllenden, wildbewegten, finsteren Meeres plötzlich in eine stille Kapelle versetzt, die sturmgeschützt oben in der Felsenwand steht. Fern in der Tiefe verklingt das dumpfe Brausen des Meeres; kein Laut unterbricht die heilige Stille, von keinem Hauche bewegt brennt das Licht hellen Scheines ruhig vor dem Allerheiligsten. Es ist der Geist Christi, der in dieser Schilderung, im Gegensatze zu dem eigensüchtigen Treiben der Welt, weht; derselbe Geist, der in dem Mittelalter so zahllose Stiftungen frommer, werkthätiger Barmherzigkeit gegründet, und der mitten in den rohesten Parteikämpfen Werke, wie den Dom von Köln und die Nachfolge Christi geschaffen.

Allein während uns die Geschichte das laute Kriegsgetümmel und seine Blutthaten fleißig aufgezeichnet, hat sie nur zu oft das geräuschlose Wirken der aufopfernden Begeisterung und demüthigen Selbstentsagung mit Schweigen übergangen. Die Gründer so vieler Stiftungen, an denen Jahrhunderte ihren Hunger und Kummer gestillt, sind längst vergessen, und über den Baumeister des Kölner Doms schwebt ein ähnliches Dunkel, wie über den Verfasser der Nachfolge Christi. Ja stünde der Kölner Bau nicht handgreiflich vor unsern Augen, die Kritik unserer Zeit, die seines wahren göttlichen Baumeisters, die Christi nicht geschont, würde in ihrer krankhaften Zweifelsucht uns unwiderleglich beweisen, daß in einer so barbarischen Zeit, wie das Mittelalter, nie ein so großartiger, harmonisch gegliederter Bau habe entstehen können.

Wie Hathumod ihre Schwestern an die Tugenden der Jungfrauen von Herford gemahnt hatte, so rief Agius nach ihrem Tode ihr eigenes Bild in seiner Schilderung ihrer Nachfolgerin und den Schwestern von Gandersheim als ein Muster höchster Reinheit und treuester Pflichterfüllung zur Nachahmung vor die Seele: „Damit Ihr“, spricht er zu ihnen, „weil Ihr sie nun nicht mehr nach euerem Wunsche leiblich sehen und besitzen könnt, an ihrem Leben ein Bild von ihr habet, und in

ihren Handlungen und Beispielen sie selbst zu besitzen glaubt." Insbesondere richtet er diese Mahnung der Nachfolge an ihre Schwester Gerberga, die der Hathumod als zweite Aebtissin im Amt folgte:

Nun gefordert ist von dir, o heil'ge Frau,
Ihres Sinnes reiner, milder Liebesthau,
Ihrer frommen Zucht ein Abdruck sanft und mild,
Ihrer Tugenden ein wiederbringend Bild,
Ist von Dir gefordert, Sitte streng und rein,
Fromme Rede, fromme Werke, frommes Seyn;
Dieses ist von Dir gefordert durch das Amt,
Das Du führst, wie durch den Stamm, dem Du entstammt.
Ihr, o würd'ge Schwestern, nun von heil'gem Sinn
Ehret sie als Mutter und als Meisterin.

Indessen, wie mich bedünkt, nicht allein Aebtissinnen und Klosterschwestern können von der Weise, wie diese demüthige Jungfrau ihre klösterliche Genossenschaft vor tausend Jahren leitete, etwas lernen, auch andere Regenten, große und kleine, geistliche und weltliche, gelehrte und ungelehrte mögen sich, unbeschadet ihrer eigenen Vortrefflichkeit, das Eine oder Andere zu nutze machen.

Von Einem Geiste beseelt und nur Einem lebend, war sie gleich von Mund, wie von Werk, und gleich von Werk, wie von Mund; denn sie lehrte, was sie that, und that, was sie lehrte. Es war dasselbe göttliche Licht, welches ihre Seele erhellte, das aus ihren Gedanken, wie aus ihren Worten und Werken hervorleuchtet.

Streng gegen sich selbst und mild und sanftmüthig mit ihren Untergebenen, wollte sie nicht bloß eine Vorsteherin heißen, sondern ihnen eine Beisteherin und Vorgeherin und liebreiche Mutter in Wahrheit seyn.

Bedenkend, daß sie nicht sowohl eine Würde übernommen als eine Bürde, untersagte sie Keiner etwas, was sie sich selbst erlaubt hätte, gebot sie Keiner etwas, was sie nicht selbst zuerst erfüllt hätte: indem sie so ihre Untergebenen

Thun des Guten mehr durch ihre That und durch ihr Beispiel aufmunterte, als durch Befehle und den Zwang der Zucht nöthigte.

Wie sie daher zur Gebetstunde die erste oder unter den ersten in der Kirche erschien und in dem gemeinsamen Schlafgemach die letzte am Abend nach den Schwestern zu Bett ging und die erste am Morgen vor ihnen wieder aufstand: so war sie in all ihrem Thun und Lassen; denn das sah sie, die von ihren Untergebenen mehr geliebt als gefürchtet seyn wollte, als ihre heilige Pflicht an, wie sie durch den Rang ausgezeichnet war, so durch das Leben sich hervorzuthun, und wie dem Namen nach, so auch durch Pflichterfüllung und Verdienst die erste zu seyn.

Mit sich selbst fing sie daher auch zuerst an, durch Entsagung und Selbstüberwindung den Leib dem Geist und den Geist dem göttlichen Willen dienstbar zu machen.

Alles aber, was sie sich auferlegte, was sie sich versagte, und was Andern lästig dünkt und was sie nur mit Verdruß zu thun pflegen, das that sie frohen Sinnes und heiteren Angesichts, denn die Fülle der ihr innewohnenden Gottesliebe machte es ihr anmuthig, die Gewohnheit leicht.

Was die heilige Schrift als sündhaft verbietet, that sie nicht allein nicht, sie verabscheute sogar den Gedanken daran; was dieselbe als nothwendig zum Heile gebietet, das bemühte sie sich nach allen ihren Kräften zu erfüllen; was sie als unschuldig den Schwächern erlaubt, das versagte sie sich in freiwilliger Selbstüberwindung; und was sie nicht von Jedem fordert, sondern den nach höherer Vollkommenheit strebenden anräth, das ergriff sie mit glühendem Eifer und erfüllte es beharrlich.

Wenn die edle Fürstentochter keine weicheren Kleider, sondern nur rauhe, nur wollene, ungeschmückte trug; wenn sie sich des Fleisches ganz enthielt und selbst das nothwendige Getränk und den Genuß der übrigen Speisen und des Brodes sich nur sparsam erlaubte, wenn sie sich diese und andere Opfer

reiwillig auferlegte: so galt ihr die leibliche äußere Abtödtung und Selbstüberwindung doch nur als ein Mittel und ein Vorbild der inneren Entsagung und der heiligen Zucht ihres Geistes. Und wie sie in allem sich gleich war, so war es auch dieselbe jungfräuliche Reinheit und Züchtigkeit, die ihrer Seele innewohnte, die auch ihr mildes, ernstes Angesicht überstrahlte, und sich in jedem Blick, in jedem ihrer Worte ausdrückte, so daß der Neid der Verleumder beschämt und verstummend vor ihr die Augen niederschlagen mußte.

In ihren Reden war nichts von Keckheit, nichts von Leichtsinn und Muthwillen. Ein unkeusches Wort, ein unziemlicher Ausdruck ist nie über ihre Lippen gekommen.

Nie hat Jemand sie zanken, schelten, schwören, verunglimpfen, lügen gehört; Niemand sie zornig, Niemand sie heftig gesehen; noch Jemand sie unmäßig oder unanständig lachen gehört.

Keinen hat sie je beleidigt, keinen verleumdet, keinen geschmäht, sie hat ihre Sanftmuth selbst einem Schmähenden ein rauhes Wort erwidert; alle hat sie vielmehr je nach der Beschaffenheit eines Jeden entweder geliebt oder durch Ehrerbietung ausgezeichnet. *)

Immer heiteren Geistes, immer freundlich von Mienen zeigte sie auch, wenn ihr ein Herzleid widerfuhr oder ein schmerzlicher Verlust sie traf, unter Trübsal und Thränen, eine ungetrübte Seelenruhe.

---

*) Nulla in verbis ejus procacitas, nulla incontinentiae lascivia fuit. Sermo impudicus et verbum turpe nunquam ab ejus ore processit. Nullus aliquando rixantem, nullus maledicentem, nullus jurantem, nullus detrahentem, nullus mentientem audivit. Nemo eam iratam, nemo turbulentam, nemo multum et inhoneste ridentem vidit. Nulli unquam injuriam fecit, nulli calumniam irrogavit, nulli convitium ingessit. Una omnes secundum qualitates singulorum vel dilexit, vel reverentia honoravit. Agius in vita Hath. 7. 8.

Im Hören, im Lesen und Verstehen der Schrift konnte kaum Jemand in dieser Zeit eine größere Umsicht, einen lebendigeren Sinn und ein gesunderes Urtheil zeigen.

Den nächtlichen Gesängen pflegte sie voranzueilen und nach den Frühhymnen wach zu bleiben. Außerhalb ihres Klosters hat sie nie mit Männern oder mit sonst irgend Jemand gespeist; nie hat sie, seit ihrem Eintritte in's Kloster, dasselbe zum Besuch bei den Ihrigen oder auf den benachbarten Landgütern verlassen.

„Von ihrer Freigebigkeit, von ihrem Mitleid wäre es überflüßig zu reden", so lautet des Agius Zeugniß, „da sie alle mit solcher Sorgfalt bedachte, als habe sie aus dem eigenen Herzen sie geboren. Denn welcher Arme, welcher Priester ist je leer von ihr hinweg gegangen? Wer ist nicht von ihren Speisen erquickt, wer nicht ihres Gutes theilhaftig geworden? Zuweilen brach sie den Ihrigen ab, was sie Andern zuwenden könnte; darbte selbst, damit Andere ihr Genügen hätten; hungerte, damit Arme nicht hungerten; dürstete, damit ihren Gästen der Trank nicht gebrach."

„Und bei diesen sich selbst auferlegten Entbehrungen konnte Niemand größere Demuth, größere Liebe, größere Menschenfreundlichkeit zeigen. Mit Gästen in der Regel nur in der Kirche sprechend, pflegte sie, wenn die Personen sich dazu schickten, und die Höflichkeit ihre Gegenwart erforderte, sich zu ihnen während der Eßstunde niederzusetzen, sich mit ihnen von himmlischen Dingen oder göttlicher Schrift zu unterhalten, von ihnen etwas zu erfragen oder sie etwas zu lehren, und ihnen alle mögliche Freundlichkeit so zu erweisen, daß sie dafür Sorge trug, während außen der Leib genährt wurde, daß auch innen die Seele nicht nüchtern blieb."

„Wie sorgsam sie endlich um die Kranken bemüht gewesen, bedarf keiner Erwähnung, indem sie nicht nur die ihr gegenwärtigen wundersam und auf jede Art beflissen pflegte, sondern auch, wenn eigenes Unwohlseyn sie abhielt, die ihr

fremden und entfernten durch Boten besuchte, und was sie ihnen an Speisen angenehm glaubte, zusandte."

Besonnen in all ihrem Thun, zeigte sie sich höchst behutsam und zögernd Freundschaftsbande und nur mit Würdigen anzuknüpfen, sie zu bewahren aber höchst beständig.

Im Uebrigen konnte Niemand einen reineren Glauben, als sie, zu Gott, und einen besseren zu den Menschen haben.

So war sie selbst, das forderte sie von sich, das leistete sie selbst. Sehen wir sie nun als Aebtissin im Verkehr mit den ihr untergebenen Klosterschwestern.

Hier waren ihre Forderungen bescheiden und mäßig, ihre Mittel liebreich und sanftmüthig.

Sie übte gegen Alle nach Würdigkeit die gleiche Zucht: liebte die natürliche Güte und haßte die Bosheit, liebte, was Christus gemacht hat, und haßte, was der Teufel hinzuerfunden.

In Dingen, darin die Regel eine gewisse Freiheit gestattete, hielt sie sich an das Mittelmaß.

Den Genuß der Fleischspeisen, deren sie sich selbst enthielt, gestattete sie ihnen an gewissen Tagen und zu bestimmten Zeiten; und weit entfernt, ihnen ihre Entsagung aufzuzwingen, hielt sie die, welche gleich ihr das wollene Gewand auf der bloßen Haut tragen wollten, davon ab. Die gemeinschaftliche Kleidung sollte nicht allzu geschmückt noch allzu gering, nicht ganz wollen, sondern mittelmäßig seyn.

In Dingen dagegen, die sie als unentbehrlich für die klösterliche Zucht, und geboten durch ihren Beruf und ihre Ordensregel erkannte, gestattete sie keine Ausnahme: so in der Gemeinschaftlichkeit des Lebens, in der Abgeschiedenheit von der Welt, in der Selbstgenügsamkeit.

An Einem Orte nahmen Alle zugleich mit einander das Mahl ein, ruhten zugleich, versammelten sich zugleich zum canonischen Curs der Gebetstunden und gingen zugleich, um zu arbeiten, was zu arbeiten war.

Wie sie selbst, obwohl es ihr zustand, nie in einem anderen

als dem gemeinschaftlichen Erfrischungsraume das Mahl einnahm, so gestattete sie es auch keiner der Schwestern, wo nicht Krankheit zu einer Ausnahme zwang; eben so wenig erlaubte sie Einer eine besondere Zelle.

Und wie sie selbst nie das Kloster verließ, um Besuche bei den Ihrigen zu machen, so stand auch keiner von ihnen, was die Nonnen meistens pflegen, der Ausgang zu den Ihrigen oder zu benachbarten Besitzungen frei. Keine der Schwestern durfte mit ihren Eltern oder Verwandten oder irgend einem Gastfreunde speisen, noch ohne besondere Erlaubniß reden.

Männer waren so ganz ausgeschlossen, daß auch selbst keine Priester, wo nicht eine Krankheit nöthigte, in den Klosterverschluß kamen, oder wo es nicht sonst ein triftiger Grund in der Ausübung ihres Amtes forderte.

Dienerinnen, die sie selbst nicht bei sich hatte, erlaubte sie auch keiner von ihnen.

Die Aermeren, die es anders woher nicht haben konnten, versorgte sie selber.

In dem Müssiggange die Wurzel so vieler Uebel erkennend, ließ sie sich ihre Beschäftigung angelegen seyn. Wie sie selbst dem Lesen der Schrift fleißig oblag, so zeichnete sie auch die Fleißigen mit Vorliebe aus; die Nachlässigen aber, denen sie doch etwas zutraute, trieb sie mehr durch Entziehung ihrer Vertraulichkeit, als durch Zuchtzwang zum Lernen an.

Hatte sie, wie bräuchlich, zu fragen, dann faßte sie Alles so schlicht und so bestimmt, daß sie durch ihre Fragen selbst vielmehr zu belehren, denn zu fragen schien.

Gleich der liebreichsten Mutter wachte sie mit der unverdrossensten, zärtlichsten Sorgfalt gleichmäßig über ihre leibliche Gesundheit, wie über ihr ewiges Wohl.

Unermüdet in ihren Dienstleistungen wandelte sie zwischen den Betten der Kranken, sorgte mit der sinnreichsten Aufmerksamkeit für jedes ihrer Bedürfnisse, und richtete sie mit sanften, liebreichen Reden auf.

Mit der gleichen Liebe und Treue stand sie ihnen in ihren geistigen Leiden hilfreich und mitleidvoll zur Seite.

Ihre Fehler bekämpfte sie in solcher Art, daß sie dabei mit höchster Neigung sie in Lieb und Ehren hielt.

Ihre Vergehungen beweinte sie wie eigene.

Wo eine Schwester an Glauben oder Gesinnung siechte, ward sie selber krank; wo eine ein Aergerniß gab, härmte sie sich selber, ohne darum nicht minder die freundliche Miene ihres ungetrübt heiteren, Gott vertrauenden Geistes zu zeigen.

War so die reinste selbstvergessene Liebe zu Gott und den Menschen die lautere Quelle ihrer Tugenden, so war die anspruchslosefte Demuth ihre Krone. Denn so ausgezeichnet durch den Adel ihres Stammes, so hervorragend durch ihren klaren, eindringenden Geist, so reich an Kenntnissen, so geschmückt mit allen Tugenden, und durch ihre Würde über ihre Mitschwestern gestellt, — dennoch war Keine, die in ihrer Kleidung fast geringer, in ihren Reden bescheidener, und gegen ihre Mitschwestern zur Nachgiebigkeit geneigter erschienen wäre, als die Tochter Liudolfs und Odas, die Aebtissin Hathumod.

Diese Liebe, diese Demuth blieben nicht unbelohnt. Ihr milder Geist durchdrang die ganze jungfräuliche Genossenschaft; alle hingen an ihr als dem höchsten Glücke ihres Lebens, und trauerten nach ihrem Tode, wie Waisen, die ihre beste Mutter verloren, oder wie Agius sagt: „Mit wie großer Liebe sie selber alle geliebt, und wie sehr sie hinwider von ihnen geliebt worden, das bezeugen so viele Thränen von so Vielen bei ihrem Hintritte vergossen.“ Und als er der Schwestern übergroßen Schmerz zu beschwichtigen suchte, da schien ihnen ihre Klage noch allzu gering in Vergleich zu dem Verluste, den sie durch ihren Tod erlitten:

Denn wieviel des Guten uns in ihr ging fort,
Ist nicht würdig auszudrücken durch ein Wort.
Unsre Schwester, Mutter, Amme, Lehrerin,
Aebtissin, Gebieterin war sie, die dahin.

Mit ihr wandelten des Lebens gleichen Gang
Wir, wiewohl geringe Mägde, froh entlang.
Allen war Ein Wollen, Ein Nichtwollen all,
Allen gleiche Wünsche, gleiches Sollen all.
Und nicht weinen sollten, klagen sollten wir,
Seufzen nicht mit herzlicher Begier nach ihr,
Die zugleich uns war des Lebens Lust und Stolz,
Und mit der dahin uns so viel Süßes schmolz!

In allen diesen Zügen, wie sie uns Agius schildert, tritt uns ein wahrhaft christlicher und zugleich wahrhaft deutscher Geist entgegen; es ist das deutsche Gemüth, welches sich darin in seiner ganzen Tiefe und Zartheit offenbart. Darum mag sich denn auch dieß Bild den schönsten, die die deutsche Kunst des Mittelalters geschaffen, an die Seite stellen. Uebertrifft es ja doch die reizendste, farbenreichste Poesie, weil es kein Gebild der Phantasie, sondern der Wahrheit, der Wirklichkeit, dem Leben entnommen, eine lebendige Blume des göttlichen Gartens ist.

Unsere Zeit, die so viel von deutscher Größe spricht, und so arm an deutschen Tugenden ist, dürfte darum auch diese edle deutsche Frauengestalt, wie sie groß in ihrer Demuth und Einfalt, vor tausend Jahren ein heiliges Leben, reich an Tugenden und Wohlthaten, geräuschlos unter ihren Mitschwestern geführt, ihrer Betrachtung und Beherzigung vielleicht nicht unwürdig finden.

(Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Die württembergische Thronrede und andere Württembergiana.

Der König von Württemberg hat dießmal sehr klar und verständlich mit seinen Ständen gesprochen, und nach Außen wie nach Innen Farbe bekannt. Wir lernen aus seiner Thronrede genau kennen, was er will und was er nicht will, und könnten dessen vollkommen sicher seyn, wenn nicht ein Vorgang in Mitte läge, der uns in dieser Gewißheit störte. Sie erinnern sich, mit welcher Bestimmtheit König Wilhelm im vorigen Jahre, als es sich um Anerkennung der Märzverfassung handelte, ausgesprochen hatte, daß er sich dem Hause Hohenzollern nicht unterwerfe, und wie er selbst seinen persönlichen Muth hiefür einsetzte; und dennoch vergingen nur wenige Tage, bis die „getreuen" Stände und die Volksminister diesen Muth gebeugt und eine, ihnen convenable, gegentheilige Erklärung erlangt hatten. Was daher vor einem Jahre möglich war, ist auch heute nicht unmöglich; allein unter den dermaligen Umständen halten wir eine solche unfreiwillige zweite Lesung des königlichen Wortes und Willens nicht für wahrscheinlich; denn sowohl Personen als Verhältnisse sind seitdem anders geworden. Viele von denen, die damals dies große Werk führten

haben ihren Einfluß verloren; die Rede selbst ist in solch imponirendem Imperativ gehalten, daß die Brücke zum Rückzuge wegfällt, und überdieß nehmen die Zeichen im Lande zu, welche erkennen lassen, daß dies viel mißbrauchte Wort: „hinter uns steht das Volk“ jetzt vom König gebraucht werden darf, wenn ihm anders noch erlaubt ist, die Wörtchen „Wir“ und „Uns“ für sich anzuwenden. Jedenfalls ist vorläufig alle Besorgniß, die aus dem Vorgange im April v. J. — ohnehin ein fataler Monat! entstehen könnte, durch den Beschluß der revidirenden Versammlung, keine Antwortsadresse zu geben, beseitigt, und wir haben uns blos umzusehen, was dieses Schweigen zu bedeuten habe, weil ein Sprichwort sagt: „Keine Antwort ist auch eine Antwort.“ Die Einsicht, daß eine Debatte und Beschlußfassung über die deutsche Frage zur Zeit nichts effectuire, scheint vorherrschend gewesen zu seyn, und wäre die vorige Versammlung zeitig zu eben derselben Erkenntniß gelangt, es wären viele unnöthige Reden, Druckkosten und Diäten erspart worden. Nicht minder wirkte die Furcht, gleich von vorneherein einen Zusammenstoß mit der Regierung zu bestehen; so wenig zwar dieses Motiv je ausdrücklich zugestanden werden wird, so gewiß ist aus der bisherigen Haltung der Chorführer abzunehmen, daß sie dem Landfrieden doch nicht trauen, weil sie sehen und fühlen, daß Regierung und Volk einmal Ruhe wollen. Daß für Manche auch die Rücksicht, durch gänzliche Unterlassung einer Antwortsadresse der Nothwendigkeit, dem Staatsoberhaupte irgend etwas Freundliches oder Höfliches zu sagen, enthoben zu sein, bei ihrer Zustimmung (zum Nichtantworten) ein leitendes Motiv war, läßt sich aus den Debatten vermuthen, und aus der Thatsache, daß die Kammermajorität den königl. Oberregierungsrath Schober zu ihrem Präsidenten erwählt hat, schließen. In andern Ländern würde zwar eine Kammer, die einen Staatsdiener solcher Categorie — (nach bayerischem Styl Ministerialrath) — zu ihrem Vorsitzenden wählt, für sehr ministeriell oder gar servil angesehen werden; allein dafür ist im Lande Württemberg — Dank den

Fortschritten der dortigen Aufklärung! — gesorgt; dort ist Staatsdienst und Staatsbürgerthum so scharf geschieden, daß der Staatsdiener, der hiezu Lust hat, ungestört sein Amt versehen und seinen Gehalt beziehen, und gleichzeitig in Versammlungen und Vereinen gegen die Regierung operiren kann; die Moral der Staatsdienstpflicht ist bei Manchen so elastisch, daß sich diametrale Opposition gegen die Regierung mit dem Verbleiben im Amt und Gehalte recht wohl verträgt *), und so dürfen wir uns nicht wundern, daß wir auch in dem neuen Präsidenten nicht den Oberregierungsrath **), sondern den Volksmann gewählt sehen, welcher in der nachmärzlichen Zeit seine Gesinnungstüchtigkeit bewährt, und erst unlängst die Rolle der Vertheidigung in Anklagen auf Majestätsbeleidigung (und Mißachtung der Religion) übernommen und mit Erfolg durchgeführt hat. Damit soll jedoch überall nicht dem edlen Berufe eines Vertheidigers, dem Stande der württembergischen Staatsdiener im Ganzen zu nahe getreten werden, vielmehr haben wir zu beweisen gehabt, daß Höflichkeit gegen den König bei der Präsidentenwahl sicher nicht im Spiele war, und daraus unsern Schluß gezogen.

Am allerwenigsten ging es den Schwarzweißen ein, daß die Thronrede unbeantwortet bleiben solle, und sie entschädigten sich daher durch Erklärungen und Verwahrungen (Goppelt und Reyscher), ja der Präsident der seligen Fünfzehner-Commission las in einer Anwandlung von seiner damaligen kurzen Machtvollkommenheit seinem Landesherren den Text über seine Souverainetät, und kündigte dem neuen Dreikönigsbunde die In-

*) Diese Erscheinung ist übrigens keine Märzerrungenschaft, sondern die natürliche Frucht des vormärzlichen Systems, das solchen Saamen groß gezogen hat, und nun seine eigene Saat ärndtet.

**) Es ist zu bemerken, daß Schober den Staatsdienst verlassen haben soll; ist dem also — was wir im Augenblicke nicht erheben konnten — so gilt natürlich der Oberregierungsrath von der Zeit seines Dienstesaustrittes an „pro non scripto."

quisition der Kammer an; immerhin ist dem Tage zu Erfurt Rechnung getragen, und die Anerkennung von dorther wird für die Getreuen nicht ausbleiben, wenn auch sonst Manches nicht eingetroffen ist.

Das traurige Bild deutscher Nichteintracht, das uns die Thronreden der nächsten Nachbarn — Baden und Württemberg — in abermaliger Auflage vor die Seele führt, macht uns den Wunsch erneuern, daß uns das Jahr 1850 bringe, was das Jahr 1848 nicht erfüllt hat.

Nachschrift,

handelnd von einem hochwichtigen Streithandel über spanische Luftschlößer.

Unmittelbar nach dem Abdruck der obigen Betrachtungen über die Rede des Königs von Württemberg, war es uns nicht wenig interessant, die folgende Stelle in einem Briefe zu lesen, den die Weserzeitung mit der Bemerkung mittheilt, er rühre von einem höchst conservativen Manne aus Württemberg her. Diese treueste Stütze des württembergischen Thrones, gekränkt durch des Königs Politik in ihrem religiösen Bewußtsein, macht ihrem Unmuth darin in folgender Weise Luft:

„Ich bin nicht der Einzige, in dem der König seit einem halben Jahre eine solche radicale Umstimmung zuwege gebracht hat. Es freut ihn, scheints ordentlich, mit seinem treuen Volke zu brechen. Hof- und ultramontaner (!) Adel, Bayern, Oesterreich sind seine Leute. Diesem Bayern und seiner Politik sich nachzuwerfen, war Württemberg, König und Land, nach seiner Vergangenheit doch zu gut. Württemberg hat seit Jahrhunderten seine Bedeutung dadurch gehabt, daß es die protestantische Insel im Süden war. Dies hat wie sein religiöses und wissenschaftliches, so auch

sein politisches Verhältniß zu Norddeutschland bestimmt, und auch jetzt wird weder Stammesabneigung von Seiten des Volkes, noch fürstliches Souveränetätsgefühl dieses Verhältniß umkehren. Die jetzige württembergische Politik ist den Traditionen der Vergangenheit und den Bedürfnissen der Gegenwart gleich sehr entgegen, sie dient wie in Sachsen nur dazu, das staatliche Selbstbewußtsein im Volke zu zerstören, und es gehört wenig Prophetengabe dazu, um vorauszusehen, daß der nächste Sturm, erhebe er sich nun aus dem Innern, oder komme er wieder von Westen, die Kronen von Sachsen und Württemberg wie wurmstichige Aepfel vom Baume blasen wird."

Man sieht, trotz dem, daß man uns wieder und wieder versichert hat, es solle ferner auf dem Rechtsgebiet, auf dem Gebiet der Politik, kein Unterschied der Confessionen mehr statt finden, und daß sich die Katholiken darum unbesorgt einem preußischen protestantischen Erbkaiser, selbst auf die Gefahr hin, daß Oesterreich von Deutschland losgerissen würde, anvertrauen könnten — trotz allen diesen Betheuerungen ruhen die Traditionen dieses württembergischen Conservativen der Weserzeitung, dieses protestantischen Insulaners unseres deutschen Südens, auf den ausschließlichsten Traditionen einer confessionellen Politik vom reinsten Wasser. Seiner Meinung nach hat der König seines paritätischen Württembergs bei seiner politischen Stellung zur Neugestaltung des gesammten Vaterlandes nicht darnach zu fragen, was den politischen Interessen Deutschlands und Württembergs frommt, sondern was den confessionell-protestantischen Interessen Württembergs als einer protestantischen Insel im katholischen Süden zusagt!

Allein während dieser conservative Württemberger sich in so wenig verblümter Weise vernehmen läßt, hat die nicht minder conservative Württembergische Zeitung aus unseren Histor.-polit. Blättern sich herausgelesen: „daß man katholischer Seits für die preußische Hegemonie agitiren würde, sobald das Haus Hohenzollern

zur katholischen Kirche übergetreten wäre". Dem König anheimstellend, zu bedenken, welche zuverläßige Bundesgenossen ihm bei seiner freimüthigen Rede zur Seite stehen.

Die Historisch-politischen Blätter befinden sich durch die Veröffentlichung dieser Entdeckung der Württembergischen Zeitung nach beiden Seiten hin in nicht geringer Verlegenheit.

Tritt nämlich das erlauchte Haus der Hohenzollern wirklich zu der katholischen Kirche über, in der gehegten Hoffnung, daß die Historisch-politischen Blätter alsdann für das Sonderbündniß vom 26. Mai und die erbkaiserliche preußische Hegemonie agitiren würden, und agitiren wir dann nicht dafür, dann müßten wir befahren, daß Friedrich Wilhelm IV. und der edle Prinz von Preußen uns den Vorwurf der Treulosigkeit machten und wohl gar wieder zum Protestantismus zurückkehrten. Tritt aber der umgekehrte Fall ein, agitiren wir für die erbkaiserliche Hegemonie der katholischen Hohenzollern, dann wird uns die Krone Württembergs, der verblendete König des protestantischen Inselreiches im Süden, der sich von seinen conservativen Getreuen nicht warnen ließ, einen Absagebrief zuschicken als falschen Bundesgenossen, die ihn schändlich mit seiner Thronrede im Stich gelassen.

Die Klemme, in der wir uns befinden, ist offenbar.

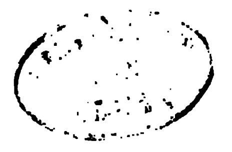
Indessen haben wir zum Glück Seiner Majestät Friedrich Wilhelm IV. nirgend ein wirkliches Versprechen, ihm mit unserer Agitation zur Erbkaiserkrone zu verhelfen gegeben. Wir haben blos den würdigen Pfarrer Meinhold um Vertagung unserer Agitation gebeten, bis zu dem erfreulichen Tage, wo alle Hohenzollern in den Schooß ihrer alten Kirche zurückgekehrt sind, und zwar in der festen Erwartung, wenn sie mit voller Ueberzeugung und nicht aus politischer Speculation wieder ein Glied der katholischen Familie geworden sind, daß sie dann die ersten gegen die Agitation für jede eigensüchtige undeutsche Hegemonie-Politik und sonderbündlerische Sectirerei protestiren würden. Sie würden dann wohl nicht die allgemeinen deutschen Interessen den

protestantisch-preußischen nachstellen. Sie selbst würden Oesterreich die Hand zur innigsten Verbindung darreichen. In seiner Größe und in seiner Wohlfahrt würden sie die eigene und das Glück und die Größe Deutschlands erblicken und ihm freiwillig die Stelle einräumen, die ihm zum Heile Deutschlands gebührt.

Und dabei würden sie unserer Ueberzeugung nach auch mit ihren preußischen Interessen besser fahren, als mit jener das Vaterland zerreißenden separatistischen Vergrößerungspolitik, die an die unglücklichsten Tage Deutschlands und Preußens nur zu lebhaft erinnert und die im glücklichsten Falle nur ein ohnmächtiges, verkrüppeltes Kleindeutschland schaffen kann.

In diesem Sinne würden wir daher allerdings den Uebertritt der Hohenzollern als einen bedeutenden Schritt zur wahren deutschen Einigung ansehen. Denn ein großer Theil jener traurigen Vorurtheile, jenes Mißtrauens und jener Eifersucht, die die Stämme unseres Volkes nun trennen, würde dann von selbst hinwegfallen. Und man würde nicht, wie dieser conservative Württemberger es mit seinem schwäbischen Vaterland halten möchte, Preußen und den Norden wie eine abgeschlossene protestantische Insel ansehen, die kein anderes Ziel kennt, als die Hegemonie ihres eigensüchtigen Hochmuths. Diese unsere Ansichten sind übrigens so wenig specifisch katholisch, daß es Gott Lob noch Protestanten genug gibt, die sie theilen und die eben so entschiedene Gegner eines kleindeutschen Erbkaiserthums sind wie wir, weil sie wissen, daß es der Untergang Deutschlands und also auch Preußens wäre. So haben wir die Vertagung unserer Agitation verstanden. Und hätte die Württemberger Zeitung, die diese große Entdeckung in unseren Blättern gemacht, uns die Ehre erweisen wollen, die Stellung, die wir vom Anfang an in der deutschen Frage eingenommen, auch nur oberflächlich ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen, so würde sie sich wohl hierüber beruhigt haben. Oder ist es uns denn jemals eingefallen, für eine erbkaiserliche Hegemonie der katholischen Habsburger oder einen Wiener Sonderbund zu agitiren, der

Preußen aus Deutschland verdrängte; haben wir nicht vielmehr jeder Zeit bei der Gestaltung des deutschen Bundesreiches die Rechte und den Einfluß Preußens eben so wie Oesterreichs gewahrt wissen wollen, und sind wir nicht gerade darum den erbkaiserlichen Centralisationsplanen der kleindeutschen Politik entgegengetreten? Sollten wir aber jemals für das kleinere Preußen der katholischen Hohenzollern thun, was wir für das große Kaiserreich der katholischen Habsburger zu thun verschmäht haben? Sind wir doch nicht so kurzsichtig und verblendet, um nicht einzusehen, daß auch dann, wenn sämmtliche Hohenzollern mit der Majorität des preußischen Volkes zur katholischen Kirche übertreten würden, Deutschland, Großmächten gegenüber wie Rußland, England und Frankreich, nach wie vor der innigsten Vereinigung mit Oesterreich bedarf und daß seine Sicherheit und sein Wohlstand und das Geschick seiner ganzen Zukunft ebenso wohl an die Donau wie an den Rhein, an die Alpen wie an die Nordküsten geknüpft ist: kurz daß wir ein großes ganzes, kein kleines gespaltenes Deutschland bedürfen. Wie uns dünkt, dürfte daher der König von Württemberg sich hinsichtlich der Treue seiner ultramontanen Bundesgenossen beruhigen und sollten die Hohenzollern das Mißverständniß der Würtemberger Zeitung und ihrer „conservativen" Landsleute theilen und vielleicht gar ihren Uebertritt zur katholischen Kirche in der Erwartung unserer Agitation für Erfurt und ihre Hegemonie beabsichtigen: dann müßten wir sie ehrfurchtvollst bitten, diesen wichtigen Schritt, so gern wir ihn auch sehen würden, doch einstweilen noch zu vertagen.



XLIV.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Erster Artikel.

Daß Wahn und Täuschung über die größere Zahl der Erdbewohner die ausgedehnteste Herrschaft ausüben, und durch sie vorzüglich der Fürst dieser Welt sein Reich erhält, befestigt und erweitert, das haben alle großen Denker alter und neuer Zeit genau beobachtet und unumwunden bezeugt. Es war von jeher die schlaue Taktik des alten Meisters der Lüge, einerseits sich und sein Wirken in Nacht und Nebel zu hüllen, um desto verborgener und unangefochten seine Thätigkeit zu entfalten, andererseits aber auch sein Dunkel mit einem falschen Prunke und täuschenden Flitter zu umgeben, um mit Hülfe der glänzendsten Außenseite sich und seinem Gefolge desto leichteren Eingang zu verschaffen, desto vielseitigeren Erfolg zu sichern. Finsterniß ist sein Reich, aber es soll für Licht gelten; er spielt mit Begriffen, wie mit Grundsätzen; er wechselt die Gestalten mit den wechselnden Umständen; ihm steht Alles zu Gebot, Wahrheit, wie Lüge, Tugend, wie Laster, Recht, wie Unrecht, Gesetzlichkeit, wie Anarchie, denn es sind ja nur Namen, nur hohle Begriffe, nur leere Formen, die ihm in

[illegible], und die er nur in einer Rücksicht der Beach-
[illegible] werth hält, in wiefern sie sich nämlich als Mittel
[illegible] und als dienstbare Glieder sich einreihen lassen in
[illegible] Kette, mit der er Geist und Natur, Denken und Leben
[illegible]. Daher das große Heer seiner Söldner und Ver-
ehrer nach dem alten Prophetenworte kurz als die Classe
derjenigen bezeichnet werden kann, die da die Finsterniß Licht,
und das Licht Finsterniß nennen, die deßhalb verblendet im
Geiste die Wahrheit nicht finden können, und bethört im Her-
zen sie nicht finden wollen. Seine uralten Strategeme hat,
wie so oft in der Geschichte, der Lügengeist auch bei den
neuesten Revolutionen Europas wiederholt in Anwendung ge-
bracht, und zwar erfolgreich, weil mitten unter einem, durch
keine Erfahrungen und keine vernünftige Warnung zu beleh-
renden Geschlecht, mitten unter einer durch seine Einflüsse
herangebildeten Generation, die jetzt wie ein sorgsam gepflegter
Acker dem unermüdlichen Bewirthschafter die durch fortwährende
Anstrengung wohlverdienten Früchte abgeben soll. Auch in den
Volkserhebungen unserer Tage tritt deutlich der uralte Kampf
hervor zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gut und Bös,
auch hier kämpft der Geist der Welt für die Befestigung seines
Thrones und für die Anbetung der von ihm aufgestellten
Götzen, die er dem Gewimmel von Thoren vorhält mit der
ausdrucksvollen Predigt: Ecce Dii tui, Israel! Wir sehen den
Fürsten des Schattenlandes auftreten in einer neuen Lichtge-
stalt, die gar gut die schon so oft von ihm hintergangene
Menschheit durch erkünstelte Reize zu umgarnen versteht; wir
sehen, wie einst das Organ des Denkens, so jetzt das Denken
selber verwirrt, die Festigkeit des männlichen Sinnes unterge-
gangen in fast allgemeiner Charakterlosigkeit; die fortschreitende
Entsittlichung Hand in Hand gehend mit der als heilige
Menschenvernunft angebeteten Thorheit; wir sehen das Urtheil
der überwiegenden Mehrzahl selbst in den klarsten und einfach-
sten Dingen verkehrt und verzerrt bis zur abscheulichsten Car-
rikatur, zur wahren Ironie des denkenden Geistes, zu vollen-

deter, gedankenloser Thierheit. Und wo noch ein schadhafter Fleck zu offen erscheint und die Häßlichkeit des transfigurirten Nachtgespenstes erkennbar wird, da ist die geschäftige Lüge alsbald bereit, mit ihren genialen Erfindungen ihn zu überkleistern, oder mit einem so künstlich geflochtenen Netze zu umziehen, daß das Auge getäuscht, und der Besonnenste selbst oft schwankend und unsicher wird, wie er die Erscheinung sich deuten, was er von dem wunderbaren Phantom sich denken soll. Da wird selbst an den unläugbarsten Thatsachen so lange gedreht und gerüttelt, bis sie in jenem Lichte erscheinen, das für den Blick die angestrebte Wirkung sicher erreicht wird.

Leicht ist es der Nachwelt, mit kälterem Blute und ruhigerem Gemüthe zurückzublicken auf das Treiben vergangener Jahrhunderte, und nur eines zweckmäßigen und vorurtheilsfreien Quellenstudiums bedarf es, um ein klares und entsprechendes Bild von den Bewegungen und Ereignissen früherer Tage sich zu verschaffen. Anders ist's mit den Vorgängen der Gegenwart, wo die Parteikämpfe noch nicht entschieden, die Spaltung noch so sichtbar, das Interesse noch so getheilt, der Ausblick noch so verworren ist, wo die Nebelgebilde falscher Meinungen noch nicht durchbrochen, das Gute und Brauchbare in den herrschenden Ideen von dem Bösen und Verderblichen noch nicht gesichtet, die vielfach verschleierte Lüge noch nicht enthüllt und entlarvt ist. Hier läßt sich weit weniger eine allseitig richtige Anschauung bedeutender und von verschiedenen Seiten verschieden ausgebeuteter Vorkommnisse und Thatsachen gewinnen, und legen sich dem nach Klarheit und befriedigendem Aufschluß strebenden Geiste weit mehr Schwierigkeiten in den Weg. Nur wer, wo möglich an Ort und Stelle, dem Gange großer Bewegungen genau gefolgt ist, und nicht nur oberflächlich mit profaner Neugier sie betrachtet, sondern die Erscheinungen nach ihren Ursachen und Wirkungen zergliedert, und die verschiedenartigsten Formen auf ihre höhere Einheit zurückgeführt hat, unbeirrt von haltlosen Gerüchten und noch haltloseren Darstellungen einer größtentheils lügenhaften Presse,

Eins zerfließen, und die er nur in einer Rücksicht der Beachtung für werth hält, in wiefern sie sich nämlich als Mittel gebrauchen, und als dienstbare Glieder sich einreihen lassen in die große Kette, mit der er Geist und Natur, Denken und Leben umschließt. Daher das große Heer seiner Söldner und Verbündeten nach dem alten Prophetenworte kurz als die Classe derjenigen bezeichnet werden kann, die da die Finsterniß Licht, und das Licht Finsterniß nennen, die deßhalb verblendet im Geiste die Wahrheit nicht finden können, und bethört im Herzen sie nicht finden wollen. Seine uralten Strategeme hat, wie so oft in der Geschichte, der Lügengeist auch bei den neuesten Revolutionen Europas wiederholt in Anwendung gebracht, und zwar erfolgreich, weil mitten unter einem, durch keine Erfahrungen und keine vernünftige Warnung zu belehrenden Geschlecht, mitten unter einer durch seine Einflüsse herangebildeten Generation, die jetzt wie ein sorgsam gepflegter Acker dem unermüdlichen Bewirthschafter die durch fortwährende Anstrengung wohlverdienten Früchte abgeben soll. Auch in den Volkserhebungen unserer Tage tritt deutlich der uralte Kampf hervor zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Gut und Bös, auch hier kämpft der Geist der Welt für die Befestigung seines Thrones und für die Anbetung der von ihm aufgestellten Götzen, die er dem Gewimmel von Thoren vorhält mit der ausdrucksvollen Predigt: Ecce Dii tui, Israel! Wir sehen den Fürsten des Schattenlandes auftreten in einer neuen Lichtgestalt, die gar gut die schon so oft von ihm hintergangene Menschheit durch erkünstelte Reize zu umgarnen versteht; wir sehen, wie einst das Organ des Denkens, so jetzt das Denken selber verwirrt, die Festigkeit des männlichen Sinnes untergegangen in fast allgemeiner Charakterlosigkeit; die fortschreitende Entsittlichung Hand in Hand gehend mit der als heilige Menschenvernunft angebeteten Thorheit; wir sehen das Urtheil der überwiegenden Mehrzahl selbst in den klarsten und einfachsten Dingen verkehrt und verzerrt bis zur abscheulichsten Carrikatur, zur wahren Ironie des denkenden Geistes, zu vollen-

deter, gedankenloser Thierheit. Und wo noch ein schadhafter Fleck zu offen erscheint und die Häßlichkeit des transfigurirten Nachtgespenstes erkennbar wird, da ist die geschäftige Lüge alsbald bereit, mit ihren genialen Erfindungen ihn zu überkleistern, oder mit einem so künstlich geflochtenen Netze zu umziehen, daß das Auge getäuscht, und der Besonnenste selbst oft schwankend und unsicher wird, wie er die Erscheinung sich deuten, was er von dem wunderbaren Phantom sich denken soll. Da wird selbst an den unläugbarsten Thatsachen so lange gedreht und gerüttelt, bis sie in jenem Lichte erscheinen, das für den Blick die angestrebte Wirkung sicher erreicht wird.

Leicht ist es der Nachwelt, mit kälterem Blute und ruhigerem Gemüthe zurückzublicken auf das Treiben vergangener Jahrhunderte, und nur eines zweckmäßigen und vorurtheilsfreien Quellenstudiums bedarf es, um ein klares und entsprechendes Bild von den Bewegungen und Ereignissen früherer Tage sich zu verschaffen. Anders ist's mit den Vorgängen der Gegenwart, wo die Parteikämpfe noch nicht entschieden, die Spaltung noch so sichtbar, das Interesse noch so getheilt, der Ausblick noch so verworren ist, wo die Nebelgebilde falscher Meinungen noch nicht durchbrochen, das Gute und Brauchbare in den herrschenden Ideen von dem Bösen und Verderblichen noch nicht gesichtet, die vielfach verschleierte Lüge noch nicht enthüllt und entlarvt ist. Hier läßt sich weit weniger eine allseitig richtige Anschauung bedeutender und von verschiedenen Seiten verschieden ausgebeuteter Vorkommnisse und Thatsachen gewinnen, und legen sich dem nach Klarheit und befriedigendem Aufschluß strebenden Geiste weit mehr Schwierigkeiten in den Weg. Nur wer, wo möglich an Ort und Stelle, dem Gange großer Bewegungen genau gefolgt ist, und nicht nur oberflächlich mit profaner Neugier sie betrachtet, sondern die Erscheinungen nach ihren Ursachen und Wirkungen zergliedert, und die verschiedenartigsten Formen auf ihre höhere Einheit zurückgeführt hat, unbeirrt von haltlosen Gerüchten und noch haltloseren Darstellungen einer größtentheils lügenhaften Presse,

nur der kann die gegründete Hoffnung hegen, ein auf objectiver Wirklichkeit beruhendes Bild mehrerer zusammenhängender einflußreicher Begebenheiten sich und Anderen entwerfen zu können.

Ueber die römische Revolution ist viel und mancherlei gesagt und geschrieben worden. Für das richtige Verständniß derselben haben die historisch-politischen Blätter nicht etwa erst seit deren erfolgtem Ausbruch, sondern bereits seit einer Reihe von Jahren dem gesunden Theile der deutschen Lesewelt vielfache Anhaltspunkte gegeben, durch die derjenige Standpunkt genau bezeichnet ist, der bei Beurtheilung der so wichtigen Vorgänge in der alten Roma festgehalten werden muß. Wenn wir daher in einigen Rückblicken uns über die römische Revolution aussprechen, so ist unsere Absicht nicht so fast, die Grundsätze für die gerechte Würdigung derselben festzustellen, als vielmehr manche, das Gesammtbild erweiternde und vervollständigende Einzelheiten, manche zur Charakteristik des modernen Radikalismus überhaupt dienende Züge hervorzuheben, die dem größten Theile nach aus eigener Anschauung und Beobachtung entnommen sind. Das Hauptsächlichste der folgenden Darstellung ist aus Aufzeichnungen zusammengetragen, die wir in Rom, meist in den ersten Monaten des verhängnißvollen Jahrs 1848, niedergeschrieben. Damals war Rom selbst von so verschiedenartigen, oft widersprechenden, oft unsinnigen Gerüchten erfüllt, daß Vieles noch einer genauen Sichtung bedurfte und die Kritik, die bei den einzelnen Momenten nicht gefehlt, bei der Zusammenstellung auf's Neue in Anwendung gebracht werden mußte. Darin liegt auch zugleich ein Grund der so späten Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen, die sicher auch jetzt noch nicht ohne alles Interesse seyn werden. Oft warfen wir die zerstreuten Notizen, die wir eben zur Hand genommen, wieder weg, erfüllt von Unwillen und Entrüstung über das, was sie erzählten; doch wurden wir immer wieder zu der Arbeit getrieben, zu der so wenig Vorliebe sich zeigte, und endlich vermochten wir so viel über uns,

die einzelnen Züge zusammenzustellen und zu ordnen. Daher möge der Leser auch die Mängel der Darstellung entschuldigen; er findet keine mit Lust und Freude entworfene Schilderung, sondern ein düsteres Gemälde, das den Geist stets fesselte und doch zugleich wieder zurückstieß, das zwar gezeichnet ward vermöge inneren Dranges, aber nicht mit der Kraft einer von ihrer Idee begeisterten Seele, nicht mit jener beharrlichen Ausdauer, welche nur die Liebe zu dem Gegenstande einzuflößen vermag. Wir wollten ein Ganzes geben, und geben doch nur Fragmente; wir wollten nur Facta geben, nicht Reflexionen; aber immer kehrten die alten peinlichen Gefühle zurück und mischten sich unvermerkt in die Erzählung.

Wer Rom in den Tagen Gregor's XVI. gesehen, der mußte staunen über die Veränderungen, die seit der Thronbesteigung Pius IX. daselbst Platz gegriffen. Rom schien ehedem seine ganze Größe nur in dem Glanze zu suchen, der von den ehrwürdigen Resten grauer Vorzeit und von dem erhabenen Stuhle Petri vom Vatikan her auf es zurückstrahlte; jetzt hatte es den Anschein, als wolle es nur durch und in sich selbst, aus eigener Kraft und in seinem eigenen Busen voll stolzer Selbstgenügsamkeit als groß sich zeigen. Wo sonst das Volk in seinem Regenten vor Allem den Träger der höchsten Würde der Christenheit, seinen heiligen Vater erkannte, da sah es jetzt nur die Person an, die jene Würde bekleidete, es sah nur Pius, nicht den Papst, seinen Pius, seinen Abgott. Die Religion hatte sonst das particularistische und nationelle Element mit jener imposanten Macht zurückgedrängt, die Rom als Weltstadt charakterisirte; jetzt trat es mit erhöhter Stärke hervor und je mehr es sich zu verallgemeinern strebte, desto mehr sank es in seine eigenthümliche Sphäre, den Partikularismus, zurück. Wie sonst alle Feierlichkeiten einen kirchlichen Charakter an sich trugen, so ward jetzt allen, selbst rein religiösen Festen, ein politischer Charakter aufgeprägt und selbst die Kanzel ward bisweilen ein Lehrstuhl neuer politischer Weis-

heit. Wie die Religion sonst alle Kreise des Lebens beherrschte und ihr Alles diente: so nahm jetzt die neue Freiheit für sich fast alle Huldigungen in Anspruch; es war ja Eines; denn — so hörte man selbst einen der ersten Kanzelredner sagen — „Religion ist Freiheit und Freiheit ist Religion." Und wo man sonst kaum an die Möglichkeit einer freien und ungehinderten Bewegung des Radikalismus glaubte: da waren über Nacht gleich Giftschwämmen ganze Schaaren aufgeschossen von radikalen Weltverbesserern; tobenden Advokaten; fanatisirten Proletariern. Wo ehdem Züge von Pilgern, Wallfahrern und anderen Andächtigen überall dem Auge begegneten: da sah man jetzt nur elegant gekleidete Civicisten, schwärmende Kaffeehausgäste, gierige Zeitungsleser und bebartete Freiheitshelden; wo sonst Auferstehungs- und Weihnachtshymnen mit Madonnaliedern ertönten, da hörte man jetzt nur Trommelschlag und Freiheitsgesänge oder doch die bis zum Ekel wiederholte Piushymne, selbst aus dem Munde noch unerwachsener Kinder; wo sonst die größte, ich möchte fast sagen eine heilige Todtenstille geherrscht, wenigstens im Vergleich zu den andern, so geräuschvollen Hauptstädten Europa's, da war wilder Lärm, und widriges, unsinniges Getöse an der Tagesordnung. Die frühere Ruhe und das jetzige Geräusch waren Extreme; die Veränderung mußte in jedem sinnigen Beobachter ein banges, unheimliches Gefühl erzeugen. Man fühlte es tief: Rom ist nicht mehr was es war und was es sein sollte; der dem katholischen Gemüth sonst so wohlthuende Eindruck des Gedankens, hier im Centrum der Christenheit sich zu befinden, er war geschwächt und trat in den Hintergrund; Rom war nicht mehr die glaubensvolle Stadt des heil. Petrus; und was das betrogene Volk später, als Pius bereits aus seinen Mauern geschieden war, mit tiefem Gefühl schmerzlich äußerte, San Pietro und alle Heiligen seien von der unglückseligen Stadt entwichen und es stehe nunmehr die Ankunft des Antichrist bevor, das konnte man jetzt schon theilweise empfinden und nach seiner tiefen inneren Wahrheit fast vor Augen sehen.

Das Alte war verhaßt; es erinnerte ja nur an die trüben Zeiten der lange triumphirenden Tyrannei; gierig erhascht das Neue; es bot ja Hoffnung auf eine schönere Zukunft. Das Fremde ward verabscheut und gelästert, aber doch nachgeäfft und ergriffen mit kindischer Lust; die stolze Roma, die am Tage ihrer geistigen Ueberlegenheit und ihres sonnengleichen Ueberstrahlens aller andern Länder des Erdkreises sich rühmte, sie gab in der Nachtzeit den unreinen Umarmungen fremder Wüstlinge sich hin, Rom, die heilige, jungfräuliche, nüchterne Himmelsbraut schien eine profane, entartete, rasende Buhlerin.

Gehet nur hin auf den belebten Corso, den Mittelpunkt der „wiedergeborenen“ Tiberstadt; seht, wie sie da schwärmen, diese feurigen Söhne des Südens, wie sie sich gegenseitig ermuntern und stärken, sich berauschen an ihren zukünftigen Siegen und Triumphen, wie immer größerer Jubel, immer größere Aufregung und Exaltation sie ergreift. Höret da die Verabredungen über neu zu veranstaltende Festlichkeiten, welche die Wirklichkeit umsetzen sollen in eine Feenwelt, sowie schon jetzt den Himmel und die ewige Ruhe (von aller anstrengenden Arbeit) versprechen müssen. Höret da die feine Kritik über alle Vorfälle bei den vielen festini und festoni, über deren Erfolge und ihre Wirkungen. Höret da die unerhörtesten Lästerungen über die vorige Regierung, die maßlosen Beschuldigungen gegen Polizei, Aristokratie und Clerus, das ungescheute und freche Auskramen radikaler Grundsätze, sowie die kleinlaute und furchtsame Erwiderung der sogenannten Conservativen, da holen sie sich Weisheit aus ihrer Speranza, aus ihrer Pallade, aus der Billancia, aus dem Contemperaneo, aus dem Progresso, aus der florentinischen Alba u. s. w. und endlich (damit auch für die scrupulösen Hyperorthodoxen ein so volksthümlicher und beliebter Orden seinen papierenen Vertreter habe aus dem ganz populären Fra Cappucino. Und wie ist der Philister (denn wie einen deutschen, so gibt es auch einen italienischen Philister) so tief gerührt und entzückt, wenn

er den „Capuziner" in der Art predigen hört: „O edles Volk von Rom! du bist jetzt mündig so groß, so herrlich bist du! du bedarfst nun nicht mehr der Ruthe eines Pädagogen, nicht mehr der Warnung eines Vormundes, nicht mehr der Leitung eines Vaters, und wenn es selbst der heilige Vater wäre. Der große Pius ist mehr als ein Vater; er ist deine Seele, dein anderes Ich; du und Pius sind Eines und dasselbe; du und Pius ihr beide seid unzertrennlich vereint; beide voll Geist und Kraft, voll neuen Lebens!" Jetzt fühlt der Philister erst, was er ist; er theilt mit Pius alles Große, mit Pius die Souverainität! Und welche Hoffnungen für die Zukunft! Und welche Aufklärung über den ganzen Weltlauf! Und dieses neue Licht es ist so wohlfeil, Allen so leicht zugänglich; Knaben bieten für wenige Bajocchi die verschiedensten Blätter und Journale feil; manche werden an den Straßenecken angeheftet, damit nur Jeder sie lesen und Theil nehmen könne an dem feierlichen Lichte; andere werden selbst dem Einzelnen gratis in die Hände gegeben, ohne daß man weiß, woher sie kommen; hundert geheime Pressen verbreiten die „Aufklärung und Bildung für Alle"; das Vorrecht der sogenannten gelehrten Stände ist gefallen; jetzt haben alle gleiche Ansprüche auf die heiligen Rechte eines civilisirten großen Volkes. Jetzt ist Allen eine große Idee aufgegangen; Italiens Größe und Macht — welch' entzückender Gedanke! Ein Italien — und unter Pio Nono's Scepter! Welch' erhabenes Ziel! Da muß doch Alles dem Fortschritt huldigen und nur ein Finsterling, ein Bösewicht kann ihm widerstreben! Darum füllt namenloser Jubel die glückliche, wiedererstandene Roma; ein Geschlecht, reif für alle Heldenthaten, blüht jetzt heran unter dem Banner der heiligen Freiheit. —

Woher aber — so wird man vor Allem fragen — diese Umwandlung? Woher diese plötzliche Veränderung des römischen Volkes, das bei allen seinen Fehlern doch stets einen tief religiösen Sinn bewahrt? — Wer das Volk überhaupt,

und das italienische Volk insbesondere beobachtet, wer die lange vorher vorhandenen Fermente und die in Ueberfluß verschwendeten Mittel der revolutionären Propaganda kennt, den kann diese Umgestaltung nicht Wunder nehmen. Das Volk als Masse hat keine Intelligenz und kein Urtheil, aber ebenso auch keinen Charakter und keinen Willen; das Volk für sich ist blind; es gibt, wie Platon sagt, nur Philosophen aus dem Volke, aber nie ein philosophisches Volk. Es war noch nie ein Volk und es wird nie eines sein, das sich selbst zügeln, leiten und regieren kann; das Volk hat immer seine Lenker und Herrscher nöthig und die Selbstregierung des Volkes ist nur eine Täuschung, mit der eine herrschsüchtige Partei ihre usurpirte Gewalt sanktioniren will. Das Volk gibt sich jedem Einflusse hin mit kindischer Leichtgläubigkeit; es läßt zum Guten sich anleiten, aber auch zum Bösen verführen; wer es an sich zu ziehen versteht, dem folgt es blindlings. Denken wir uns aber noch das italienische Volk, das weit erregbarer und reizbarer ist als die mitteleuropäischen Stämme, und dabei noch viel unerfahrener und ungebildeter auf dem Gebiete der Politik, so läßt sich leicht eine solche Aenderung mit so heftigen Ausbrüchen nationaler Leidenschaften erklären, wie sie namentlich seit 1848 sich gezeigt hat. Vieles was den Nordländer noch kalt und gleichgiltig sein läßt, setzt den Südländer in Feuer und Flamme, seine üppige Phantasie und sein mächtiges Gefühl kommen so oft dem Urtheile des berechnenden Verstandes zuvor und reißen ihn, sind seine Leidenschaften einmal erregt, bis zu Schritten fort, deren Folgen er nicht kennt, deren Tragweite er nicht bemessen kann. War nun die Disposition des Volkes schon für sich revolutionären Bestrebungen günstig, so fehlte es auch nicht an mannigfachen Zündstoffen, die bei dem geringsten Anstoß in hellen Flammen auflodern mußten. Die erste französische Revolution und die Napoleonische Periode hatten auch in Italien ihre nachhaltigen Wirkungen; nicht minder hatte der josephinische Reformationsgeist in der Lombardei und in Toskana vielfache Spuren zurückgelassen. Viele Er-

scheinungen, die in der italienischen Literatur auftauchten, hingen innig damit zusammen und wie gewöhnlich der staatlichen Bewegung für das praktische Gebiet eine vorbereitende literarische Bewegung für die theoretische Sphäre vorangeht: so war auch hier der politischen Umwälzung eine geistige Revolution vorausgegangen, die bis zu den ersten Bestrebungen des italienischen Humanismus hinaufreicht. Censur, Index, Inquisition hatten den Zweck diese Einwirkungen von der großen Masse des Volkes ferne zu halten; allein im Geheimen konnten sie nichtsdestoweniger sich fortpflanzen und waren einmal die Schranken durchbrochen, die Jahrhunderte gesetzt, dann konnte die Strömung desto gewaltiger und brausender hervorbrechen, die so lange zurückgehalten war. Die geheimen Gesellschaften, die vor 1831 in Italien bestanden, dauerten auch nachher noch im Verborgenen fort und diese großartig organisirte Association suchte den Boden nach und nach zu interminiren. In der Schweiz und in anderen Ländern wurden, wie noch bis zur Stunde geschieht, zahllose Traktätchen und Broschuren für das italienische Volk verfertigt, die trotz der Confiscationen und aller hindernden Maßregeln von Seite der Regierungen in die Halbinsel ihren Weg fanden; namentlich hatte der für Ausbreitung republikanischer Grundsätze unermüdlich thätige Mazzini in seiner „Unterweisung des italienischen Volkes“ und in vielen andern Schriften die aufopfernde Hingabe für das Vaterland als erste Religionspflicht, und die Unabhängigkeit und Einheit Italiens als deren erstes Postulat darzuthun gesucht, sowie auch das Papstthum und die mit ihm zusammenhängenden Institutionen als mit der Freiheit und dem Wohle der Nationen unvereinbar geschildert, dabei, wenigstens indirect, ein theilweises Annähern an das protestantische System, das die individuelle Freiheit vertrete, empfohlen. Der noch vorhandene Carbonarismus der dreißiger Jahre leistete diesen Ideen natürlich allen möglichen Vorschub; nebstdem holten viele italienische Jünglinge in Frankreich ihre Bildung, wo sie vielfach liberale Grundsätze in sich aufnahmen; die bei ihrer Rück-

kehr angestellten Vergleiche zwischen Frankreich und ihrer Heimath fielen nothwendig zum Nachtheil der letzteren aus. Die giovane Italia träumte lange ihre wunderlichen Träume und wenn sie vom Schlafe erwachte, strebte sie die zauberischen Bilder festzuhalten, die sie im Traume umgaukelt, ihr phantastisches Spiel fortzusetzen und das auf das Leben überzutragen, was mit so vielfachen Reizen unwiderstehlich ihre Seele gefesselt. Von Malta und Livorno aus wirkten England und seine Freimauerer auf die ganze Halbinsel; die zahlreich in Italien lebenden Britten förderten ohnehin die liberalen und antikatholischen Ideen nach Kräften; der Indicatore di Malta, in Tausenden von Exemplaren durch ganz Italien verbreitet, bereitete mit schlauem Takte nach und nach die Gemüther vor. Rechnen wir noch dazu die Antipathien gegen Oesterreich in der Lombardei und in Venedig, welchem letzteren besonders das rasche Emporblühen Triest's Neid erregte, — Antipathien, die besonders in den Städten sich zeigten, während das Landvolk weniger mißstimmt war — sowie die mannigfachen ökonomischen und administrativen Mißstände der einzelnen italienischen Staaten, die um so drückender wurden, je mehr man sie allmählig dem Volke in's Bewußtsein zu rufen bemüht war: so ist vollends leicht begreiflich, wie schnell Unzufriedenheit und Empörung durchzudringen vermochten. Und wenn die höheren Stände auch bisweilen zu frivoler Lecture griffen, wenn Balbo's Speranze italiane, Gioberti's Primata dell' Italia und Silvio Pellico's Prigioni (so wenig auch der Letztere ein solche Aufregung beabsichtigte) mit Enthusiasmus gelesen und wiedergelesen wurden: so konnte die Bewegung eine desto lebendigere Theilnahme von Seite der gebildeten Klassen sich versprechen und desto tiefere Wurzeln in den Gemüthern schlagen.

Was nun den Kirchenstaat, der mit den übrigen italienischen Staaten in allen diesen Stücken so ziemlich auf gleicher Stufe stand, im Besonderen angeht, so waren seit Ende des vorigen Jahrhunderts ja besonders seit dem Frieden von To-

lentino, demselben so herbe Wunden geschlagen worden, daß sie noch auf lange Zeit nicht zu heben waren und die ganze väterliche Sorgfalt des rückkehrenden Pius VII. ebensowenig als die kraftvolle Thätigkeit Leo's XII. hinreichen konnte. Gregor XVI. hatte beim Antritt des Pontifikates mit Hilfe der österreichischen Waffen die Ruhe wieder hergestellt, was bei den Liberalen die Mißstimmung gegen diese Macht, sowie gegen die päpstliche Regierung noch vergrößerte. Die Finanzen waren zerrüttet; die meisten Reformpläne scheiterten an der großen Schwierigkeit der Ausführung. Kaum konnte den Einen geholfen werden, ohne den Anderen wehe zu thun. Die dem Papste von Seite der Großmächte 1831 gemachten Verbesserungsvorschläge konnten im Anfange nur einem kleinen Theile nach verwirklicht werden und die päpstliche Regierung zeigte hierin wenigstens ihre Bereitwilligkeit, wie auch Guizot anerkannte (Schreiben an Graf Rossi vom 18. Juli 1847), später aber gab man sie ganz auf, da einerseits die kirchlichen Angelegenheiten zu sehr die Aufmerksamkeit des Papstes in Anspruch nahmen, andererseits auch deren Ausführung der Regierung theilweise gefährlich und unräthlich erschien; vielleicht mochte auch das vorgerückte Alter des Papstes, das zu schwierigen Reformen ihn weniger geneigt machte, eine Mitursache sein. Gregor's Pontifikat war nach Aussen groß und glänzend; er unterstützte und hob die Missionen; er nahm mit der freundlichsten Hospitalität viele vertriebene Bischöfe und Priester Spaniens auf, und zeigte in hohem Grade seine Milde und Wohlthätigkeit, namentlich gegen Gelehrte und Künstler. Dabei mußten die verschiedenen kirchlichen Tribunale und Congregationen unterhalten werden; selbst einige Cardinäle, wie den berühmten Mezzofanti, dessen Revenuen kaum zu standesgemäßem Unterhalt hinreichten, unterstützte der Papst. Die reichen Zuflüsse aus den christlichen Ländern haben aufgehört; was noch aus diesen einging, reichte für das Bedürfniß nicht hin. Da mußte der Kirchenstaat subsidiarisch eintreten und das war allerdings ein Mißverhältniß, das immer fühlbarer hervortreten wird,

wenn keine Abhilfe in der nächsten Zukunft erfolgt. Denn die oberste Leitung einer über alle Theile der Erde ausgebreiteten Gesellschaft, wie es die katholische Kirche ist, bringt nothwendig bedeutende Auslagen mit sich, die sicher nicht den nächsten Untergebenen des Kirchenoberhauptes aufgebürdet werden können, sondern, wenigstens einem Theil nach, aus allen Theilen der christlichen Welt durch geregelte Beiträge zu bestreiten sind. Hier wäre nun eine genaue Festsetzung des kirchlichen Finanzetat nöthig, und demgemäß eine Sonderung desselben von den Staatsfinanzen durchaus einzuhalten. So lange Letzteres nicht geschieht, werden die päpstlichen Unterthanen die Ehre, daß ihr Land das patrimonium S. Petri ist, als eine ihrem eigenen Wohl nachtheilige betrachten, so sehr auch durch die zahlreichen Fremden, die nach dem Sitze des Papstes sich begeben, diese Ehre für einzelne Klassen gewinnreich sein mag. Wie groß übrigens die Finanznoth des Kirchenstaates war und begreiflicherweise noch jetzt ist, kann man am besten aus dem im Anfang des Jahres 1848 veröffentlichten Berichte des gewandten Prälaten Morichini (früher Nuntius in München) entnehmen, wonach die Staatsschuld über sieben und dreißig Millionen römischer Thaler betrug. Die Erbitterung, die dieser Mißstand erregte, gab sich in mehrern bald nach Gregor's Tode erschienenen satyrischen Flugschriften kund, wovon z. B. eine den am Himmelsthor erscheinenden Gregor von St. Petrus abweisen läßt, weil er aus Prunkliebe und Ehrsucht das Gut seiner Unterthanen verschleudert, und ihn als so lange dem Fegfeuer verfallen bezeichnet, bis einer seiner Nachfolger den erlittenen Schaden dem Volke wieder vergüte. Das gab zugleich Anlaß zu einer neuen Schmeichelei für seinen Nachfolger, der seinen Vorgänger aus dem Purgatorium zu erlösen berufen sei, gerade so wie er auch die Bestimmung habe, sein Volk aus den so lange getragenen schmählichen Sclavenketten zu befreien.

So griff schon in Gregor's letzten Jahren eine große Gährung um sich, die aber aus Furcht vor dem „Oesterreicher"

sich nicht kund zu geben wagte, einige kleine Verunglimpfungen einzelner Beamten etwa ausgenommen. Für den September 1846 ward eine Revolution vorbereitet. Da starb Gregor „der dreifach gekrönte Sünder“; die Vorsehung bewahrte ihn vor dem Schmerze, den Undank seines Volkes noch hienieden zu erfahren. Den Gliedern des heiligen Collegium war die drohende Gefahr wohl bekannt; daher die schleunige Papstwahl in einem Conklave von zwei Tagen; daher die allgemeine Erwählung des Mastai-Ferretti, dessen milder und versöhnlicher Charakter verbunden mit den glänzendsten Eigenschaften eines kräftigen Mannesalters für die Zukunft noch die beste Bürgschaft gewährte; die Volksstimme hatte zuerst den lebensmüden und bereits mehrmal todtgesagten Mikara als Gregor's Nachfolger bezeichnet; später den talentvollen, aber von Körperleiden gebeugten Gizzi an dessen Stelle gesetzt, mit Mastai's Erwählung war Alles zufrieden, ja entzückt und außer sich vor Freuden. Der 17. Junius 1846 schien der Beginn einer neuen Aera für Rom und ganz Italien. Da frohlockte Alles; man weinte, rief, lachte, hüpfte vor Freuden, Personen, die einander ganz unbekannt waren, fielen mit ächt italienischer Lebhaftigkeit einander um den Hals. Man bewunderte die Würde, die Schönheit, die Liebenswürdigkeit des neuen Papstes. Und als einige Cardinäle, die mit dem Neuerwählten auf den Balcon herausgetreten waren, mit ihren Taschentüchern den Staub von der Loggia abwischten, da sah die vor dem Quirinal versammelte zahllose Menge darin ein gutes Omen für die Thätigkeit des neuen Papstes. Nachdem Pius zum Erstenmale sein Volk mit sichtlicher Rührung gesegnet, brach der Jubel stürmisch aus, in dem Viva Pio Nono, das von nun an zwei Jahre lang der begeisterte Freudenruf der ganzen Halbinsel werden sollte. Das Jauchzen nahm zu bei seinem Festzug nach dem Vatikan noch am Nachmittag desselben Tages, und bei der am 21. Juni Statt gefundenen Krönung.

Dieser allgemeine Enthusiasmus für Pio Nono ward von den Revolutionsmännern klug benützt und ausgebeutet, die

Sache der Freiheit mußte durch ihn gefördert werden und die Revolution ging nun einen langsameren, aber desto sicheren Schritt. So lange es möglich war, stützte sie sich auf sein Ansehen; kam der Bruch, der unvermeidlich früher oder später erfolgen mußte, dann konnte die Bewegung schon so erstarkt sein, daß sie für sich den Kampf weiterzuführen im Stande war. Mit der Amnestie vom 17. Julius erfüllte der Papst den sehnlichsten Wunsch der Patrioten; allgemeine Huldigung war in ganz Europa ihm zu Theil; die auswärtigen Mächte waren völlig mit ihr einverstanden. An sie knüpften sich weitere Zugeständnisse, die mit immer steigendem Applaus begrüßt wurden. Die Amnestie, der Protest wegen Ferrara, das Laienministerium und die Constitution bildeten nun die vorzüglichsten Epochen in der Entwicklung der Revolution. Die Constitution ward vorbereitet durch die Errichtung der Staatsconsulta, dann durch die Municipalverfassung und endlich durch die im Edict vom 30. Dez 1847 ausgesprochene Verantwortlichkeit der Minister. Damit gewann die Revolutionspartei immer festeren Boden und immer ausgebreiteteren Einfluß, bis endlich der Zwiespalt eintrat und seinen Höhepunkt erreichte in der Absetzung des Papstes und der Berufung der Constituante. Von Stufe zu Stufe stieg die Macht der liberalen Bewegung, bis sie, die höchste Sprosse der Leiter erklimmend, den gefeierten Pius herabstürzte vom Throne und sich selber auf ihm festsetzen zu wollen schien. —

Endlos war der Jubel, den die Amnestie hervorrief und vielfältig die Vortheile, die sie den Liberalen gewährte. Nebst der Freilassung vieler routinirten Revolutionshelden hatte die radikale Faktion nicht nur Gelegenheit, durch beständiges Jubelrufen und unaufhörliche Festlichkeiten das Volk im Taumel zu erhalten und zu immer schwärmerischeren Hoffnungen für die Zukunft anzuregen, sondern sie nahm auch daher einen sehr plausiblen Grund, Pius für einen Mann der Freiheit und des Fortschritts, für einen Heros ihrer Art zu erklären, und ihre Zwecke mit denen des Papstes zu identifiziren. Die Menge

von Festlichkeiten, wovon die eine die andere verdrängte, sollte den harmlosen Bürger abziehen von seiner Arbeit und von seinen täglichen Geschäften, um ihn später, wenn die Erwerbsquellen zu versiegen drohten, sicher in der Zahl der malcontenti zu haben; sie sollte aber auch zugleich die thörichten Erwartungen des Pöbels von dem goldenen Zeitalter Italiens in der Art erregen, daß der Enttäuschte nachher zu desto größerem Antheil an der Empörung bestimmt werde. Der Jahrestag der Erwählung und der Krönung des Papstes waren ohnehin schon politische Feste; dazu kamen, der glänzenden Feier des possesso im Lateran, am 8. Nov. 1846 und der dazu nöthigen Vorbereitungen nicht zu gedenken, noch die verschiedenen Namenstage des Papstes, Johannes Ev. und die Festtage der früheren canonisirten Päpste des Namens Pius, dann Neujahr u. s. f. Der Gedächtnißtag der Amnestie sollte fortan alljährlich feierlich begangen werden; jede eigene Verordnung, jedes Gesetz veranlaßte eine neue Feier; ja jede Ausfahrt des geliebten Pius war ein solches Fest und damit eine neue Gelegenheit, die Masse noch mehr zu unterwühlen. Unzähligemal zog der fanatisirte Pöbel vor den Quirinal und verlangte den feierlichen Segen, den die früheren Päpste nur bei hohen Kirchenfesten und sonst wichtigen Anlässen und möglichst sparsam zu ertheilen gewohnt waren. Ein schöner Anblick war es freilich, die jauchzende Menge vor dem auf die Loggia heraustretenden Papste plötzlich verstummen, und auf den Knieen seine Benediction empfangen zu sehen; aber hinter dem scheinbaren Triumpf der Religion verbarg sich der wahre Triumpf ihres Todfeindes, und hinter den Blumen der Liebe und Anhänglichkeit lauerte die Schlange des Verraths und des Verderbens. Die religiöse Feier und mit ihr Pius selbst sollte bald abgenutzt, verbraucht und antiquirt werden; die Scheu der Ehrfurcht sollte sich verlieren, und was jetzt noch mit dem Reiz der Neuheit erquickte, das sollte in kurzer Frist als etwas Alltägliches, Triviales und Werthloses erscheinen. Doch hielten das Volk lange diese Reize gefesselt, und Pius blieb lange sein

Abgott; für ein veränderliches, leichtsinniges Volk sind anderthalb Jahre gewiß eine lange Zeit. Besonders stürmisch und fast gränzenlos zeigte diese Volksbegeisterung sich noch am 31. Mai 1847 bei der Rückkehr des Papstes von Subiaco; war es doch, als hätten diese Römer jahrelang ihren Pius nicht mehr gesehen, und als wären sie eifersüchtig, wenn er auch nur zwei Tage sich aus ihren Mauern entfernte. Bis zum Ueberreiz war da schon der Enthusiasmus gesteigert; er schien schon unnatürlich und krankhaft. Dieses im Staatswesen so unerfahrne Volk, nun auf einmal hineingezogen in den Strudel der Tagsereignisse, durch das Interesse für Pio Nono, mit dem das Interesse der Fortschrittsmänner so innig verkettet schien, diesen zugewendet und bewußtlos der Leitung seiner Agitatoren folgend, dabei fortwährend in einem künstlichen Taumel erhalten, den die erwähnten zahllosen, trotz aller Abmahnungen der Regierung nie enden wollenden Feste nebst den brillanten Fackelzügen nach Monte Cavallo nur erhöhten, dieses Volk war unfähig zu erkennen, worum es sich eigentlich handelte, und darum auch leicht über den Gang und die Tendenzen der Bewegung zu täuschen. Ohne Zweifel war die Begeisterung der Menge für Pius IX. aufrichtig; aber es war eine blinde, leidenschaftliche Begeisterung, es war die schwärmerische Liebe eines Weibes, das fähig ist, aus der Liebe in tödtlichen Haß überzugehen, wenn es nicht seine wenn auch noch so überspannten Hoffnungen bald genug befriedigt sieht. Die fast abgöttische Verehrung für Pio Nono kam mir vor, wie der Cultus jener heidnischen Stämme, die ihre Götzenbilder hoch in Ehren halten, so lange ihnen Alles nach Wunsch geht, aber sie zu Boden werfen, verunehren und mißhandeln, so bald sie ihre Wünsche unbefriedigt, ihre Erwartungen getäuscht sehen. Die römischen Radikalen flößten dem ihnen anhängenden Volke die übertriebensten, ja wahrhaft utopische Hoffnungen ein, die alle auf Pius sich stützten, um diese dann, sobald sie getäuscht würden, als eine furchtbare Waffe gegen den zu gebrauchen, dem sie so lange eine gränzenlose Liebe und

Ehrfurcht geheuchelt. Um den blinden Pöbel von der Liebe und Anhänglichkeit der Progressisten an Pio Nono zu überzeugen, dazu waren hohle Phrasen hinreichend, wie „unser angebeteter Pio, die Wonne des Menschengeschlechtes, der neue Moses — der zweite — Christus.“ Und um den innigen Zusammenhang, ja den Bruderbund zwischen Pius und den Häuptern der Fortschrittsbewegung noch klarer und anschaulicher zu machen, stellte man Beide auf Bildern gar sinnreich neben einander, und wie man in der Schweiz die Portraite Pius IX. und des berühmten Dr. Steiger zusammenstellte, so ist in Rom dem Oberhaupte der katholischen Kirche eine ähnliche Ehre widerfahren: die Zusammenstellung des „göttlichen“ Pius mit dem „göttergleichen“ Sterbini und dem herrlichen (übrigens ungleich edleren) Azeglio, Orioli, Gioberti und andern Helden des Tages, ja sogar mit dem — großen „Volkstribun“ Ciceruacchio. So ward Pius einmal verglichen mit Christus, das anderemal mit den Koryphäen der Radikalen, das war ja Alles Eines. Diese allgemeine Begeisterung für Pius täuschte natürlich auch den gutgesinnten und besonneneren Bürger. Machte man ihn aufmerksam auf die drohende Gefahr der Anarchie, so war stets die Antwort: in Rom ist keine Revolution möglich; alle Herzen hängen ja mit der innigsten Liebe an dem großen Pius; höchstens ist das ein reaktionärer Verschwörungsversuch der gregorianischen Partei, der Anhänger des alten Systems, die dem Volke sein jetziges Glück mißgönnen. Diese „gregorianische Partei“ war eine schlaue Erfindung der radikalen Klubbs, es war der Popanz, mit dem sie den kindischen Pöbel schreckten; es war aber zugleich das beste Mittel, die tüchtigsten Männer zu verdächtigen, die dem Strudel der Empörung noch erfolgreich hätten entgegenwirken können. So kamen nach und nach auch die sonst geachtesten Cardinäle in Mißkredit, damit sie ja nicht in das Ministerium kommen möchten. Die berüchtigte Juliverschwörung von 1847 war ein solches Meisterstück radikaler Fiction, daß die Meisten

vor diesem Phantom in panischen Schrecken versetzt wurden, und kaum noch Einer dem Anderen traute, wenn ihn nicht der Circolo popolare mit infallibler Ausspruch als vertrauenswürdig bezeichnete. So gewannen hohle Blendwerke, ausgehend von der liberalen Winkelpresse, falsche, oft ganz ungereimte Gerüchte, die in den Zeitungen auftauchten und von ihnen ersonnen waren, die größte Macht über die Gemüther; jede Enttäuschung ward gehindert; jede klare Orientirung in der Sachlage von vornherein abgeschnitten. Auch dann noch blieb das Volk in seinem Wahne, als man bei stetem Hochrufen auf den Papst alle Behörden schmähte, und ihnen thatsächlich den Gehorsam versagte. Es ist recht, sprach der Philister, daß auch diese Herren Beamten einmal tüchtig mitgenommen werden, damit sie Furcht bekommen und das Volk mehr respektiren; das schadet gar nichts; dem heiligen Vater ist ja Alles in Treue ergeben. — Der Blinde ist nicht vom Verderben zu retten, so lange er glaubt, daß er so gut wie ein Anderer sieht.

Mit der größten Consequenz eilte der Radikalismus nun seinem Sieg entgegen; er wußte sehr gut, was er wollte; Alles diente ihm; Tausende waren unbewußt seine Handlanger und Viele gab es von denen, die nach Göthe's Ausdruck zu schieben glaubten und doch geschoben wurden. Die Hydra der Revolution erhebt ihr Haupt desto kühner, je mehr man sie mit Freundlichkeit gewinnen will; jedes Zugeständniß enthält für sie nur eine neue Aufforderung, ein weiteres zu ertrotzen. Eine einige italienische Republik, das war der Grundgedanke der Chefs der Bewegung, Sturz der Fürsten und Säkularisation des Kirchenstaates war dadurch gefordert. Das konstitutionelle System sollte den Uebergang bahnen zu Republik, auf Constitution arbeitete nun Alles hin. Der Eintritt von Laien in das Ministerium sollte die gänzliche Säkularisirung des römischen Territoriums vorbereiten; dahin mußte man vor Allem wirken. Sollte der Kirchenstaat seinen bisherigen Charakter

verlieren, so mußte die Geistlichkeit aus den höheren Staatsstellen verdrängt und diese an Laien übertragen werden. Ministerio laico das war eines jener Postulate, die man hundertmal, erst zaghaft und leise, dann lauter und dreister öffentlich aussprach. Die „Volksstimme" forderte dieses; der Clerus war ja einseitig gebildet und mit den wahren Bedürfnissen des Volkes nicht so vertraut, wie jene „Männer des Volkes", die sich seit Jahren nur auf „Volksbeglückung" verlegt hatten. Das Alles war eine bittere Ironie; aber es ward vorgebracht mit der größten Naivität. Wie aber das Ministerium, so sollte das Cardinalkollegium bedacht werden; Männer des Fortschritts sollten es fortan zieren. Ventura, dieser wahrhaft große Redner, wie ich nie einen ähnlichen gehört zu haben mich entsinne, mit Recht bewundert wegen des nobile brio dell' eloquenza, aber gleich Gioberti von Ehrgeiz und falscher Philosophie geblendet, das war dazu der rechte Mann. Seit seinen hinreißenden Reden auf O'Connell, bei denen man ihm in der Theatinerkirche laut Beifall klatschte und ihm wie in einem Schauspielhause bravo und bravissimo zuschrie (28. Juni 1847), war er ein Held des Tages und es war kein Wunder, wenn der gutinstruirte Pöbel mehrmals dem Papste auf seinen Spazierfahrten zurief: Santo Padre, il cappello al P. Ventura! Doch daran kehrte sich Pius nicht, ja er gab sogar einmal dem unsterblichen Redner derbe Verweise. Ueberhaupt hat man den über die verschiedenen Unterredungen dieses Exgenerals der Theatiner mit Pio Nono ausgestreuten Gerüchten wenig Glauben beizumessen; der Einfluß Ventura's auf die Politik der Regierung ist ein sehr untergeordneter und partieller, am wenigsten konnte man aus dem heiteren Gesichte, mit dem er jedesmal von Pius zurückkehrte, auf den Erfolg seiner Vorstellungen mit Sicherheit schließen, wie es so oft geschehen ist; der gewandte Mann hatte nur zu sehr seine Mienen und sein Aeußeres in seiner Gewalt. Auf die Constitution war er allerdings nicht ohne Einfluß; aber seine Vorschläge, wie er sie

auch in einer Broschure kund gab, erregten wegen ihrer zurückhaltenden Mäßigung ihm das Mißfallen der Fortschrittsmänner, das sich erst nach einigen Wochen wiederverlor. Der Ruf nach Laienministern und Constitution ward erst laut, nachdem die zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen waren, ihm den Erfolg zu sichern. Die „öffentliche Meinung“ that das Ihre hiebei.

Ein Staat, der in solchen Zeiten keine bedeutende Militärmacht besitzt, muß den Umsturzgelüsten zur Beute werden. Von einer imponirenden bewaffneten Macht hatte die römische Revolution nichts zu fürchten, wenn nur der österreichische Einfluß ferne gehalten ward, die Schweizertruppen waren an Zahl viel zu gering, um Furcht einzuflößen, und auch sie konnte man so ziemlich aus dem Wege räumen. Dagegen mußte die Volksbewaffnung eingeführt werden und mehrmals verlangte man die Bürgerwehr, obschon das Widerstreben des Staatssekretärs Gizzi bekannt war. Mit der Erlangung dieser Bürgermiliz, welche die Rolle der alten Prätorianer übernehmen sollte, ward das an materiellen Mitteln gewonnen, was die Preßfreiheit an geistigen bot. Endlich ward das Ersehnte erlangt; jetzt gab es neue Arbeit und neuen Jubel. Inzwischen hatten sich in Rom zahllose Wühler aus andern Ländern eingefunden; die hochherzigen Söhne Albion's erklärten sich bereit, selbst für die neue Bürgerwehr bedeutende Geldopfer zu bringen; ja in dieselbe sich einreihen zu lassen. Später machte die Anschaffung der Uniform eine der wichtigsten Angelegenheiten, bald äfften die Kinder das Treiben der Großen nach und es bildete sich das Knabenbataillon della Speranza, für einen tüchtigen Nachwuchs bestimmt. Alles exercirte oder war voll Jubel über die Civica. Als später die Fürstin Belgiojoso, diese Amozone des neuen Heldenthums, die Zierde des café delle belle arti, mit einigen patriotischen Damen in dieser eleganten Uniform erschien, ärntete sie den beabsichtigten Applaus in reichem Maße. Mehrere Principi, darunter der in seiner Popu-

laritätssucht bis in's Gemeine sich verlierende Fürst Canino, traten in dieselbe ein und ihr Chef, Fürst Rospigliosi, fand für seine Bemühungen im Anfang die glänzendste Anerkennung. Nun waren die zweckmäßigsten Einleitungen zu dem großen Werke der Umwälzung getroffen; viele Räder waren in Bewegung gesetzt; das Volk war berauscht und ließ sich nach Belieben leiten. Der Papst hatte nach der Stellung, die er eingenommen, wenig Hilfe von Aussen zu erwarten; er konnte der Bewegung nicht widerstehen; und alle Welt mußte zuletzt es glauben, die Wünsche des „Volkes" seien Befehle für Pio Nono. Die Amnestie zog noch weitere Begnadigungen nach sich, die consequent nicht mehr verweigert werden konnten, vergessen ward, was Pius in seinem Amnestiedekret gesagt: „Wenn Milde das süßeste Attribut des Fürsten ist, so ist Gerechtigkeit seine erste Pflicht." Die Furcht war geschwunden und damit war das Verderben des Staates da. Hier gilt Tasso's Wort:

Cade ogni regno e ruinosa è senza
La base del timor ogni clemenza.

Nun war aber noch ein anderer Hebel vorhanden, der vollends den Sieg der revolutionären Propaganda gewiß machen mußte. Schon lange war der italienische Nationalstolz aus seinem Schlummer geweckt worden; nun ward er noch künstlich gereizt und bis zur Fieberhitze gesteigert. Es war der in Ferrara ausgebrochene Conflict mit Oesterreich, welcher die willkommenste Veranlassung bot, den Haß gegen diesen ächt conservativen Staat und die damit zusammenhängende Idee einer Vertreibung der Oesterreicher bis über die Alpen noch mehr hervorzuheben. Ob die päpstliche Regierung ursprünglich an etwas Weiteres gedacht, als an die Erneuerung des von Consalvi beim Wiener Frieden eingelegten Protestes, wollen wir hier nicht untersuchen; die Art des Verfahrens ist indessen schwerlich ganz zu rechtfertigen. Allein sogleich hatte sich die liberale Presse dieses Ereignisses in einer Weise bemächtigt, daß

die päpstliche Regierung bei der allgemeinen Aufregung genöthigt war, die hieher gehörigen Actenstücke zu veröffentlichen, ja selbst das Abgehen von Militär und Freiwilligen nach dem Norden des Kirchenstaates zur Beobachtung und zum Schutz der Gränzen zuzugeben. Rom sollte möglichst von Truppen entblößt und der guardia civica, bei deren Errichtung der Cardinal Gizzi das Staatssekretariat abgegeben, alle Macht eingeräumt werden. Die lächerlichen Kriegsrüstungen, der in wenigen Tagen zu bramarbarisirenden Kriegern gewordenen Quiriten sind Kinderspielen vergleichbar, die so lange ergötzen, bis eine kleine Beule oder Verletzung das Spiel verleidet. Sehr bald hatten die Helden die Oesterreicher geschlagen, wenigstens mit ihrer zungenfertigen Rede; bald darauf entfärbten sich die Gesichter, und es zitterten die Helden vor dem grundlosen Gerüchte, die „Tedeschi" seien im Anzug gegen Rom. Da hieß es: Hannibal ante portas. Den Sardenkönig erhoben dieselben kriegslustigen Patrioten bald bis in den Himmel, als den ersten Helden der Neuzeit; bald bewarfen sie ihn wieder mit Koth als einen feigen Verräther; kurz ein ähnliches Spiel ward mit Carlo Alberto getrieben, wie nachher in Deutschland dieselbe Journaltaktik es mit dem König von Preußen trieb, der in ihren Organen bald als ein Bluthund und Feind des Vaterlandes, bald als Germania's einziger Retter und Befreier erschien. Je mehr Widersprüche, desto besser, wenn nur im Princip die Consequenz bleibt.

Zwar war die Differenz mit Oesterreich bis zum 23. December 1847 ausgeglichen, wo in Folge der zwischen dem Cardinallegaten Ciachi und dem Grafen Lützow abgeschlossenen Uebereinkunft die Oesterreicher den päpstlichen Truppen die Wachposten an den Thoren und innerhalb der Stadt Ferrara überließen; aber die durch diesen Conflict begünstigte Erbitterung gegen Oesterreich blieb, und die radikalen Klubbs sahen dadurch ihre Plane wesentlich gefördert. Bereits hatten sich in der Lombardei schon mannigfache Gährungen kund gegeben.

die natürlich in Rom die lebhafteste Theilnahme fanden und den Haß gegen die Tedeschi erhöhten. Die liberale Presse proklamirte in vielen Broschüren und Journalen die Unabhängigkeit einer Nationalität von der anderen als heilige Forderung des Naturrechts, und als im Wesen einer Nation von selbst liegend; die Philosophie ward hier, wie so oft herabgewürdigt zu einer Magd der Revolution. Es sind gegen diese Nationalitätstheorie einige Widerlegungsschriften erschienen, die gediegendste ist die des durch mehrere philosophische Arbeiten rühmlich bekannten Jesuiten Taparelli (Della Nazionalità. Breve Scrittura del P. Luigi Taparelli della Compagnia di Gesù. Genova 1847), die freilich dem ohnehin gehaßten Orden noch größere Feindschaft zuzog, worüber wir in einem folgenden Artikel noch Mehreres zu sagen gedenken, da die Verfolgung dieser Gesellschaft in der Geschichte der römischen Revolution eine bedeutende Stelle einnimmt; für jetzt begnügen wir uns, die allgemeinsten Umrisse des Entwicklungsganges der letztern, wenn auch unvollständig und nach dem Maße des von uns selbst Beobachteten, zu zeichnen.

So war schon bis gegen Ende des Jahres 1847 der Same für die Revolution ausgestreut, und er begann bereits zu keimen. Die Früchte der von Pius eingeleiteten Reformen ärndtete nicht sein Volk, sondern der Radikalismus, der sie heißhungrig verschlang und in seinem Magen begrub. Pius beschäftigte sich Tag und Nacht mit neuen Gesetzentwürfen, so daß selbst seine Gesundheit gefährdet war, und die geängstigten Trasteveriner oft durch eigene Deputationen sich nach seinem Befinden erkundigten. Der Papst berief sogar eine Versammlung von Abgeordneten als Staatsconsulta, er versäumte nicht, mit den nachdrücklichsten Worten ihnen ihre Pflicht an das Herz zu legen. Bei dem feierlichen Zuge der Deputirten nach St. Peter (15. November 1847) hatte sich schon die Volkssouverainetät gezeigt; man erwies den Deputirten fast dieselben Ehren, die sonst der Papst ausschließlich genoß; dreifarbige

Fahnen und Cocarden zeigten sich überall. Auch der bessere Kern des Volkes bedachte nicht die Folgen dessen, was er mit Beifallsstürmen begleitete, es war das Volk bereits in seinem Todesschlafe begraben. Nie hat es weniger ein römisches Volk gegeben, als jetzt, wo auf allen Lippen der popolo Romano ertönte.

Ich wandte mich weg von dem prunkvollen Schauspiele dieses Festzuges und von den zierlich geschmückten Straßen, wo unter den Trümmern der gigantischen Vorzeit die Pygmäen der Gegenwart um so verächtlicher erschienen. Ich suchte Einsamkeit und fand sie in der Todtenkapelle der Kapuziner mit ihren „tiefsinnigen Verzierungen von Leichnamen und Knochen." Welch ein Contrast zwischen hier und draußen! Draußen Blumen und Lichter von Lebendigen, aber ohne Geist; hier Blumen und Lampen von Todten, aber mit dem Geiste des Glaubens verbunden und von ihm durchweht. Draußen erinnert das Bild der wiedererstehenden Roma an eine Auferstehung, die nur zum Tode führen kann, hier erinnern die harrenden Leichen der Mönche an jene Auferstehung, die einst zum völligen Besitze eines unverwüstlichen Lebens gelangen läßt; dort wird das Leben besiegt durch den Gräuel der Verwüstung; hier wird die Verwüstung selber dienstbar der Idee des ewigen Lebens. Schmerz und heilige Scheu durchdringen da die Seele, man möchte mit Rückert sagen:

Die blassen Blumen reden sanfte Trauer,
 Wie Andacht schwärmerisch dem Freudenlosen,
 Trostreichen Schein der Blumen abgewinnet;
Und jene Lampen sprühen ernste Schauer;
 Zu solchem Schmucke verblüh'n die ird'schen Rosen,
 Wie an des Lebens Docht das Oel verrinnet.

XLV.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 18. April 1850.

Daß das Verhältniß der weltlichen Macht zur Kirche und zum christlichen Glauben eine Lebensfrage der europäischen Menschheit sei, wird heutzutage wohl nur noch von den rohesten und unwissendsten unter den gewalthabenden Parteigängern Voltaire's ignorirt oder geläugnet. In Betreff der weitern Gestaltung jener Beziehungen zwischen Staat und Kirche wirbeln aber die Meinungen, Ansichten, Forderungen und Wünsche, namentlich in Deutschland, wie die Flocken bei einem Schneesturme durcheinander.

Wir wollen uns, weit entfernt diese Materie hier erschöpfen zu können, darauf beschränken: Einiges von dem, was in Betreff der Abschaffung oder Beibehaltung des „christlichen Staates" in deutschen Landen als Klage oder Hoffnung laut wurde, hier zusammenzustellen. Die sich hieraus von selbst ergebenden Resultate können uns als Meilenzeiger auf dem abschüssigen Wege dienen, den die europäische Gesellschaft mit immer beschleunigter Geschwindigkeit wandelt.

Bekannt sind die Verhandlungen der revidirenden Reichsversammlung zu Berlin in Betreff der Bedeutung, welche die

christliche Religion im preußischen Staate fortan noch haben dürfe. Führen gleich diese Erörterungen zu keinem erfreulichen Ergebnisse, so muß dabei jedenfalls anerkannt werden, daß die gesammte Frage, statt wie anderswo, als ein längst abgemachter, bei vernünftigen Leuten nicht einmal mehr der Erwähnung bedürfender Plunder, mit verachtendem Stillschweigen an die Seite geschoben zu werden, doch noch einer ernsthaften Debatte unterzogen wurde.

Der Artikel 11 der provisorischen Verfassung (vom 5. December 1848) lautete: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse und der Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsübung kein Abbruch geschehen." — „Das Neue in diesem Artikel", sagt hierzu die evangelische Kirchenzeitung von Hengstenberg, „ist der mittlere Satz. Der heidnische Staat erscheint bei Daniel und in der Offenbarung unter dem Namen des Thieres, wegen der dumpfen Gleichgültigkeit gegen das Göttliche. Jenes Thier soll am Ende der Tage in Gog und Magog wieder aufleben. Wir haben hier den Anfang dieses Endes vor uns." Nun besagt allerdings im Wesentlichen der oben ausgesprochene constitutionelle Grundsatz nichts Anderes, als: daß „der Staat" keinerlei Religion haben dürfe, und deren fortan keine mehr haben werde. Wenn und in sofern also diese Erklärung aus der freien Lust des Herzens geflossen ist, scheint die harte Rede Hengstenbergs allerdings wohl begründet. Die Religionsfreiheit in ihrer obigen Fassung ist der Sache wie den Worten nach eine Lossagung von Gott; ein Scheidebrief, der dem Christenthume gegeben wird; ein Manifest, welches besagt, d[aß] der irdische Staat des Allerhöchsten nicht mehr bedürfe, fernere Einmischung der Mächte des Himmels höflichst

und fortan sich auf seine eigene Hand fortzuhelfen suchen werde. So weit ist das antike Heidenthum, wenigstens in seinen Staatsactionen und offiziellen Erklärungen, nie gegangen. Auch in seinen gründlichsten Verirrungen und in seinem tiefsten Verfall stand es hoch über der Verthiertheit der modernen Gottesverachtung, und auch bei dieser Gelegenheit zeigt es sich wieder, daß die moderne Lossagung vom Gotte der Christen nicht zum Heidenthum zurück, (welches immer noch zwei Ausgänge hat!) sondern in einen viel schauerlichern Abgrund, dem Antichrist entgegen führt.

So wahr und richtig dieß Alles aber auch seyn mag, und so bereitwillig wir auch in diese Auffassungsweise eingehen, so möchten wir dennoch den eben citirten, berühmten protestantischen Theologen bitten, sich in aller Ruhe und Sammlung seines Gewissens die Frage zu stellen: ob denn dieser Versuch, die Staatsgewalt gänzlich und unbedingt außerhalb des Conflicts aller kirchlichen Parteien zu stellen, und die Religion demnach rein und lediglich zur Privatsache zu erklären, ein Act des puren Muthwillens und der Willkür der Jetztlebenden, und ob er nicht vielmehr die nothwendige und unabweisliche Folge ist: erstens des Entwicklungsganges, den überhaupt der Protestantismus seit seinem Entstehen genommen; zweitens, der durchweg falschen, auf rationalistischer Basis ruhenden Stellung, worein sich die Staatsgewalt selbst in allen protestantischen und katholischen Ländern des europäischen Continents der Religion und Kirche gegenüber selbst gesetzt hat; und drittens, was insbesondere Preußen betrifft, der großen, kaum mit Worten genügend zu schildernden Mißgriffe und Rechtsverletzungen, welche sich die Regierung dieses Landes seit dem Jahre 1817 hat zu Schulden kommen lassen? Wir unsererseits halten die heutigen Versuche der Abwehr jedwedes Staatseinflusses von Allem und Jedem, was Kirche und Glauben heißt, insofern überhaupt ein Element von Wahrheit in ihnen liegt, für nichts Anderes, als für einen im natürlichen Laufe der menschlichen Dinge liegenden Rückschlag gegen den, alles sittliche Gefühl und den

einfachen Menschenverstand gleichmäßig empörenden Mißbrauch der weltlichen Gewalt in Religionssachen. In einer gegebenen Zeit würde dieser, hätte Gott ihm nicht seine naturnothwendige Schranke gesetzt, die Kirche dem omnipotenten Staatsorganismus eingefügt, sie zu einem nur vom Belieben der Regierungsbehörden Leben und Bewegung empfangenden Polizeimittel für weltliche Zwecke entwürdigt, d. h. sie ihrer göttlichen Mission entkleidet und somit vernichtet haben. Wessen die „herrschende Religion der Gebildeten", der rationalistische Indifferentismus, fähig sei, der fast ohne Ausnahme die Bureaukratenwelt bis zum Fanatismus geistig beherrscht, das hat er, dächten wir, so den preußischen Lutheranern gegenüber, wie bei Gelegenheit des Kölner Attentats in Beziehung auf den Glauben und die Disciplin der katholischen Kirche gezeigt. Wir fragen jeden rechtlichen und denkenden Menschen: ob gegen diesen Druck der Gegendruck ausbleiben, ob, über kurz oder lang, dem maßlosen Anspruche auf Herrschaft des Gott- und Glaubenslos gewordenen Staates über die Kirche etwas Anderes entgegen treten konnte, als jene absolute Ablehnung jedweder Verbindung zwischen Kirche und Staat, die heute eins der Schlagwörter des Zeitgeistes ist? Nicht die Christen haben mit dem Staate, der zur Staatsreligion erhobene Indifferentismus hat mit dem Christenthume gebrochen. Erklärte sich die Staatsomnipotenz zuerst für neutral zwischen den „christlichen Confessionen", so war der weitere Schritt: einer Neutralitätserklärung des Staats zwischen dem Christenthum und seinen erklärten Gegnern eine mathematisch nothwendige Folgerung, die keine Gewalt auf Erden mehr ablehnen konnte. Sie ist zweihundert Jahre nach Abschluß des westphälischen Friedens gezogen worden, und die Vorsehung wird nunmehr, nachdem eine große Periode von Sünde und Irrthum zu ihrem letzten Ziel und Abschluß gelangte, in der Sache weiter ergehen lassen, was Rechtens ist. Einstweilen aber ist so viel gewiß: eine Gewalt, die sich auf die Grundlage jener absoluten Indifferenz gestellt, hat nicht mehr das Recht, den Gott der

Christen zu ihrem eigenen Schutze anzurufen. Schreitet sie zur Verfolgung der Gläubigen, so gehört das höchste Maß von Verläugnung alles natürlichen Rechtsgefühls und von intellectueller Verkehrtheit dazu, es den Christen zu verargen, wenn sie der Gewalt einfach vorhalten: sie sei ja, ihrer eigenen Erklärung zufolge, indifferent; so möge sie also dem Christenglauben und der Kirche dieselbe Wohlthat des Ignorirens angedeihen lassen, die sie seit mehreren Geschlechtsfolgen schon dem Treiben der antichristlichen Secten erwies. So wie aber das christliche Bewußtseyn der antichristlichen Gewalt gegenüber diese Stellung nimmt, so sind auf der andern Seite auch wieder die Folgerungen nicht abzulehnen. Den Vordersatz eingeräumt, muß nun selbst der Schein des christlichen Staates verschwinden, der indirekte, stillschweigende Einfluß des Christenthums auf das politische Leben bis auf die letzte Spur und Erinnerung vernichtet und abgethan werden. Nun aber leidet die Geschichte so wenig einen leeren Raum, wie die Natur. In die Stelle des christlichen Staats tritt eben nicht das Vacuum, sondern der antichristliche Staat, und in dieser traurigen Alternative, — antichristliche Gewalt, wenn die unnatürliche Verbindung zwischen Staat und Kirche fortdauert, und gewaltthätiges Antichristenthum, wenn die Trennung eintritt, — in dieser Alternative liegt eben, — namentlich für uns Deutsche! — die Noth und der ganze Jammer der Zeit. Gegen diese kann kein politisches und sociales Rezept, sondern wie schon oft gesagt, Gott allein helfen.

Der peinliche Conflict zwischen der zur Vollendung drängenden Consequenz eines Princips, und dem natürlichen Gefühl der Besorgniß, welches sich gegen die feierliche und ausdrückliche Anerkennung desselben sträubt, — dieser Conflict ist namentlich in den Berliner Debatten in seiner ganzen Schärfe hervorgetreten. Eine Menge Amendements, Zusätze, Echappatoires aller Art wurden versucht. — „Das Verhältniß der christlichen Kirche und der übrigen Religionsgesellschaften zum Staate zu ordnen, bleibt besondern Gesetzen vorbehalten;“ dadurch

wäre der Knoten nur etwas weiter zurückgeschoben, nicht gelöst worden. „Die Mitgliedschaft beider Kammern, die Erlangung eines obrigkeitlichen Amtes, so wie eines Lehramtes in einer Volksschule christlicher Gemeinden ist abhängig von der Theilnahme an einem gesetzlich anerkannten christlichen Bekenntniß." So lautet das Amendement des Abgeordneten v. Kleist-Retzow. Aber abgesehen davon, daß ein solcher Vorschlag den Zeitgeist und die gebildete Mehrheit, folglich jedenfalls die Majorität der Volksrepräsentanten wider sich haben mußte, so bleibt immer die Frage übrig: ob, da die „gesetzliche Anerkennung" des „Staats" allein und für sich ein unchristliches Bekenntniß unmöglich zu einem christlichen machen kann, selbst durch die Annahme dieses Amendements mehr gerettet gewesen wäre, als ein trügerischer Schein, der wiederum nur eine große Lüge verdeckt hätte. Ein anderes, gewiß sehr wohlgemeintes Amendement lautete: „der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist vom Unterschiede des religiösen Bekenntnisses unabhängig;" denn sonst könnte ja gelegentlich einmal in einen National- oder Reiseschein eingezeichnet werden: N. N. da oder dorther, „Atheist" oder: „Religion, keine." — Sehr richtig sagt Hengstenberg hierzu, daß dadurch in der Sache nichts gerettet gewesen wäre, weil religiöse Bekenntnisse wie das der freien Gemeinden, der „Deutsch-Katholiken," sich gar nicht über das Niveau der völligen Religionslosigkeit erheben. „Besser das offene Bekenntniß, daß man keine Religion habe, als das heuchlerische Vorgeben, daß man eine Religion habe, dem durch eine solche gesetzliche Bestimmung Vorschub geleistet werden würde. Solche Heuchelei ist grade in Deutschland eins der schwersten Uebel, an denen wir kranken. Die Unterscheidung zwischen einer Religion und keiner ist eine durchaus moderne. Die Schrift weiß nur von dem Unterschiede der wahren und der falschen Religion. Sie nennt die Heiden trotz ihrer Götterfülle solche die ohne Gott sind in der Welt. Aber wir leben in der rationalistischen Luft, und da beschleicht es uns gar leicht, daß wir den wesenlosen Schatten, den der

Rationalismus Gott nennt, doch für etwas halten, und meinen, daß eine Vorstufe zum Christenthum sei, was in Wahrheit seine Verneinung ist, und meist nur den Schein eines noch gebliebenen Positiven bewahrt, um desto wirksamer verneinen und die Schwachen täuschen zu können." Wie wahr gedacht, und wie richtig ausgedrückt! Wenn es dem gelehrten Theologen, der diese Worte niederschrieb, nur noch gefallen hätte, die Kette seiner Folgerungen bis an's Ende durchzuführen, und seinen Gedanken fertig zu denken. Dann würde er ohne Zweifel gefunden haben, daß es nicht zwei Wahrheiten geben kann, und daß sein Protestantismus sich zur katholischen Kirche genau so verhält, wie der Rationalismus zu dem, was er positive christliche Wahrheit nennt. Als praktisch politische Folgerung ergiebt sich daraus, daß es nur zwei consequente Systeme giebt: das katholische des Mittelalters, welches ausser der Kirche kein Heil erkennt, und nur dem wahren Glauben der Kirche ein Recht zur Existenz im Staate einräumt, — oder das nordamerikanische, welches jedwede mögliche und erdenkliche Gottesverehrung für gleich berechtigt erklärend, den Glauben an Gott und göttliche Dinge einfach als Privatsache behandelt, und somit die vollständigste Trennung von Staat und Kirche ausspricht. Daß das erstgenannte (katholisch-mittelalterliche) System in seiner consequenten Strenge heute in keinem europäischen Lande mehr durchzuführen sei, dieß bedarf als evidente Thatsache keines Beweises. Aber ob das System der absoluten Freiheit und der Trennung des Göttlichen und Menschlichen die Probe der Erfahrung bestehen, und zu welchen Ergebnissen dieß Experiment in Deutschland, der Heimath und Geburtsstätte des antichristlichen Philosophismus führen werde, in Deutschland, wo ihm alle in der Sitte und dem Herkommen liegenden, nordamerikanischen Grundlagen fehlen, — dieß stehen wir ja an unserm Leibe zu erfahren im Begriff. Einstweilen schwanken wir in kläglicher Halbheit zwischen jenen beiden folgerichtigen Systemen princip- und haltungslos in der Mitte herum, suchen abwechselnd bald die Scylla, bald die Charybdis zu vermeiden,

und participiren, ohne die Vortheile zu genießen, an den Gefahren und Uebelständen der einen wie der andern Alternative.

So auch die Berliner Debatten. Das Endergebniß war, daß durch Beschluß beider Kammern die Worte blieben: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntniß." Gestrichen wurden nur die Worte: „und die Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft." „In der Sache," sagt sehr richtig Hengstenberg, „ist damit nichts geändert. Die gestrichenen Worte dienen noch als Commentar. Es ist nach den gebliebenen nicht bloß gleichgültig, welches religiöse Bekenntniß, sondern auch ob man eins hat. Wir bedauern also die Aenderung. Sie beseitigt nur die Frivolität des Ausdrucks: nicht den Moder selbst, sondern nur den Geruch des Moders." Auch die herzlich wohlgemeinten und von der achtbarsten persönlichen Gesinnung zeugenden Amendements von Stahl und Walter erscheinen uns, angesehen die Stimmung der Mehrheit der Gebildeten, aus denen die eben citirten gesetzlichen Bestimmungen flossen, nur als Versuche das Decorum zu retten. Stahl schlägt den Zusatz vor: „Das Christenthum bleibt maßgebend für alle öffentlichen Einrichtungen, die mit der Religion im Zusammenhange stehen, die Evangelische und Römisch-Katholische Kirche behalten ihr öffentlich nationales Ansehn im Staate." Mit andern Worten: obwohl fortan die lebendigen Organe der Gesetzgebung und das vollziehende Beamtenthum aus Juden und Atheisten bestehen dürfen, so sollen die Kirche und die politischen Institutionen dennoch bei ihren christlichen Ehren und Würden bleiben, und dieses Wunder wollen wir durch den Buchstaben eines Paragraphen der Constitutionsurkunde wirken! So fest sitzt der Aberglaube an die Kraft des geschriebenen Wortes selbst in den Köpfen der Einsichtsvollsten. Das Walter'sche Amendement ist noch unschuldiger. „Die christliche Religion in ihren Hauptbekenntnissen wird als die Religion der großen Mehrheit der Bewohner des Staats anerkannt, und als solche in den Einrichtungen desselben, unbeschadet der Religionsfrei-

heit der Andersglaubenden, berücksichtigt." Wirklich nahm die erste Kammer diesen Vorschlag an; aber als der Abgeordnete v. Ammon, — ein Anachronismus, der sich aus der Intimität der Jagdhunde und Pagen König Friedrich's II. in die Gegenwart verirrt zu haben scheint! — ihr Gewissensbedenklichkeiten erweckte („sie kenne die Tragweite ihres Beschlusses nicht; es könne gar viel darunter verstanden werden, die Ehe, ihre Hindernisse, die Scheidung und deren Gründe, die Schule, die Wohlthätigkeitsanstalten, der Eid, die Festtage u. s. w.") ließ sie, selbst erschrocken über das Uebermaß ihrer Christlichkeit, den gefaßten Beschluß fallen und vereinigte sich mit dem, auch von dem würdigen Herrn Minister v. Ladenberg unterstützten Amendement Viebahn: „die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staats, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. 11 gewährleisteten Religionsfreiheit, zu Grunde gelegt." Die praktische Bedeutung dieses Beschlusses ist vorläufig wohl nur die, daß bei gerichtlichen Vorladungen u. dgl. vorläufig noch, statt des Sabbaths der Juden, der christliche Sonntag respectirt werden wird.

Nicht besser erging es einem andern Antrage Walter's. Er brachte als bedingenden Zusatz zu dem Artikel, welcher allgemeine Sectenfreiheit gestattet, folgenden Zusatz in Vorschlag: „Jede Religionsgesellschaft, welche auf den Schutz des Staates Anspruch macht, ist verpflichtet, ihren Mitgliedern Ehrfurcht gegen Gott, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat, und sittlich gute Gesinnungen gegen alle Mitbürger einzuflößen." Die Absicht des Antragstellers war klar. Wird Sectenfreiheit ohne alle begränzende Bedingung gestattet, so kann es nicht ausbleiben: das politische Clubb- und Verbindungswesen muß sich auf das religiöse und kirchliche Gebiet hinüberziehen. Will die communistische Propaganda fortan ganz sicher gehen, so hat sie nur nöthig sich hinter den Schirm zu flüchten jener maßlosen und unbedingten Freiheit: neue Religionen zu stiften. Der vorgeschlagene Zusatz sollte der Regie-

rung die rechtliche Möglichkeit sichern: gemeingefährliche Verbindungen, sobald sie die Form einer religiösen Secte annähmen, unbeschadet des Princips der Religionsfreiheit, zu unterdrücken. Aber entweder reichte die Voraussicht der preußischen Solone soweit nicht, oder sie wollten gerade der Regierung eben jene Macht entziehen, welche das Walter'sche Amendement in deren Hände zu legen beabsichtigte. Eine Commission der zweiten Kammer, welche den Antrag verwarf, machte als Motiv geltend: „es möchte in gewissen Fällen eine Cognition über das Bekenntniß und dessen Verhältniß zu jenen Anforderungen versucht, und dadurch die Religionsfreiheit" (richtiger: die Freiheit neue Religionen auszuhecken)" in wirkliche Gefahr gebracht werden." Ein Volk, bei dem der Indifferentismus diese Entwickelungsstufe erreichte, hat intellectuell und sittlich abgewirthschaftet; es sitzt nur noch und wartet, wie es in dem Rückert'schen Mährchen heißt, „bis Einer käme, der es mitnähme." Und der ist schon unterwegs. Ja, was das Schlimmste ist, man kann nicht einmal sagen, daß in jenen Aeußerungen der Gottlosigkeit, noch immer das Fünklein Wahrheit lag: daß man lieber alle erdenklichen und möglichen Gefahren der allgemeinen Religionslosigkeit und des zügellosen Sectenwesens über sich nehmen, als dem „Staate", der seine Macht so empörend gemißbraucht, fortan irgend welche Cognition in Religionssachen zugestehen wollte. Dieß war die Meinung keineswegs. Dieselben Menschen, welche die Thore des Hauses zum Behufe des Einbringens neuer Secten nicht weit genug öffnen konnten, bekämpften mit einer wahrhaft dämonischen Erbitterung jeden Schimmer und Schatten der Freiheit, welche den bestehenden christlichen Confessionen eingeräumt werden sollte. Der Art. 12 der Verfassung vom 5. Dez. 1848 lautete: „Die evangelische und römisch-katholische Kirche, so wie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds." Walter sagt von diesem

Artikel, es sei „der beste in der ganzen Verfassung; man kann ihn die Perle derselben nennen“; und wir stimmen diesem Ausspruche, mit welchem sich auch Hengstenberg einverstanden erklärt, aus ganzer Seele bei. — Aber eben deshalb bot die widerchristlich-altpreußische Partei Alles auf, den bestehenden Confessionen diese, ihnen von Gott- und Rechtswegen gebührende Anerkennung ihrer natürlichen Freiheit zu verkümmern. Der oben bereits hinreichend „gekennzeichnete“ Abgeordnete v. Ammon warf das Amendement in den Art. 12: „ordnet und verwaltet ihre innern Angelegenheiten selbstständig, die äußern unter gesetzlich geordneter Mitwirkung des Staates und der bürgerlichen Gemeinde“, wodurch, wie Hengstenberg richtig bemerkt, der Kirche eine Abhängigkeit in Aussicht gestellt wurde, weit größer und drückender wie die, aus der sie so eben dem Anschein nach befreit war. Schon hatte die erste Kammer mit überwiegender Majorität diese Verbesserung angenommen, und sich selbst dadurch ein vollgiltiges Zeugniß ausgestellt, in welchem Maße sie selbst der Freiheit fähig und würdig sei, — als die zweite Kammer noch rechtzeitig durch ihre Verwerfung den pfiffigen Anschlag vereitelte, worauf die erste ebenfalls zurückzog.

Wir fühlen uns — leider! — außer Stande diese Wendung für mehr als einen glücklichen Zufall zu halten und können uns nicht verhehlen, auf wie schwachen Füßen, solchen Intelligenzen und Gewißen gegenüber, die Kirchenfreiheit steht. Sind wir gleich verpflichtet die Wege Gottes, auf denen Er seine Kirche auch in Deutschland führt, anbetend zu preisen, und wissen wir gleich, daß das letzte Ziel, dem wir entgegen gehen, nur die Ehre des Allerhöchsten und der Triumph der Wahrheit (d. h. der Kirche) seyn kann, so macht es dennoch einen widerlichen Eindruck, heute schon katholische Stimmen mit den Errungenschaften der deutschen Revolution prahlen zu hören, wozu sie wahrlich noch keine Ursache haben. Insofern hat Hengstenberg Recht, und wir wünschten, daß sein Wort namentlich unter uns Katholiken weithin beherzigt würde, wenn

er bei dem Jubel, in welchen der amtliche Bericht über die Verhandlungen der zweiten Generalversammlung des Piusvereines ausbricht, („das katholische Volk lernte fühlen, was ihm gefehlt, um glücklich (!) zu seyn, die Freiheit seines Glaubens",) bedenklich den Kopf schüttelt und hinzusetzt: „Die äußere Freiheit kann dem vorhandenen Leben wohl mehr oder weniger förderlich seyn, aber sie hat noch nie Leben erzeugt." — Möchten Alle, auch unter uns Katholiken, sich mit der großen, so oft vergessenen und verkannten Wahrheit durchdringen, daß die äußere Freiheit nicht Zweck seyn kann, sondern bloßes Mittel zur Förderung des Zweckes der Kirche. Möchten umgekehrt aber auch Hengstenberg und seine Partei der eben so evidenten Wahrheit nicht länger widerstreben: daß, wo Leben, christliches, kirchliches Leben vorhanden ist, dieses sich des widersinnigen, tyrannischen Zwanges einer ihm feindlichen, unbefugten Gewalt erwehren muß, sonst wäre es ja kein Leben. Wir begegnen in dieser Beziehung Mißverständnissen, ja schreienden Widersprüchen in der sonst so schlagenden und bündigen Argumentation Hengstenbergs, die uns mit tiefem Schmerze erfüllen, weil sie die Aussicht auf eine Rückkehr unserer „irrenden Brüder", wenn auch vorläufig nur zur Logik und zur einfachen geschichtlichen Wahrheit, in weite, nebelgraue Ferne rücken. Wer, der klar in die Zeit blickt, wird nicht aus ganzem, vollem Herzen einstimmen, wenn Hengstenberg sagt: „wir können es nur für eine große Täuschung halten, wenn man meint, die auf dem Papiere stehende Freiheit werde wirklich und ehrlich gewährt werden. Der von der Kirche losgetrennte Staat kann auf die Dauer nicht anders, als die Kirche knechten. Dasselbe Wesen, was ihn dazu trieb" (schon vor dreihundert Jahren), „die Trennung zu suchen, die Gottlosigkeit, wird ihn auch zur Knechtung der Kirche treiben, so bald dieselbe in irgend erfolgreicher Weise dieß Wesen bekämpft. Lasse man sich doch dadurch nicht täuschen, daß die jetzigen Kammern eine gewisse Geneigtheit zeigen (??), der Kirche die Freiheit zuzugestehen.

Jetzt ist man noch satt, bald wird der Appetit von neuem sich regen." So richtig urtheilt Hengstenberg über das, wessen wir uns von dem apokalyptischen Unthier des außerkirchlich-omnipotenten Staats für die Zukunft zu getrösten haben. Und derselbe Mann ist im Stande, wenige Zeilen später, über die Vergangenheit jener Theorie und Praxis der Staatsgottlosigkeit, die er ja selbst erlebt und mit eigenen Augen mit angesehen hat, wörtlich Folgendes zu sagen: „die Zeit wird noch kommen, da die katholische Kirche sich zurücksehnen wird nach der Gerechtigkeit und Milde, die das preußische Königthum von Gottes Gnaden im Ganzen und Großen unläugbar gegen sie bewiesen hat, da sie den Unterschied empfinden wird zwischen einem lebendigen Herzen, und den seelenlosen Kammermajoritäten und ihrer fühllosen und nicht durch das Bewußtseyn persönlicher Verantwortlichkeit gebrochenen Tyrannei, da sie die Maßlosigkeit und Bitterkeit ihrer frühern Opposition schmerzlich bereuen wird." Mag es allerdings als eine große Thorheit gerügt werden, wenn einzelne Katholiken in der allgemeinen Verwirrung der Zeit, statt allein auf den Herrn ihren Gott zu hoffen, sich eingebildet haben sollten, aus den „seelenlosen Kammermajoritäten", oder den parlamentarischen Formen der Gegenwart werde der Kirche besseres Heil erblühen, als die souveraine Bureaukratie des vormärzlichen „preußischen Königthums von Gottes Gnaden" es ihr zu genießen gab. Wenn aber Hengstenberg, nach allen Erfahrungen der Zeit, heute noch im Stande ist, den Katholiken in Preußen daraus einen Vorwurf zu machen: daß sie die vormärzliche, zur Knechtung der Kirche treibende Gottlosigkeit der preußenthümlich-freimaurerischen Bureaukratie (die, so scheint es uns, seit den Märztagen hinreichend das Visier gelüftet hat!) sich nicht mit Dank und Freude gefallen ließen, sondern ihre heiligen Rechte gegen diese antichristlichen Barbaren mit den geringen Mitteln vertheidigten, welche eine widersinnige, sich ihr eigenes Grab grabende Tyrannei ihnen gelassen hatte, — wenn

sage ich, selbst Hengstenberg zu solchen Argumentationen heute noch fähig und aufgelegt ist, — so kann man diese kaum noch natürliche Verfinsterung des Verstandes und des sittlichen Gefühls nur durch eine schreckliche, aber gerechte Strafe erklären, welche das Gericht Gottes über Jene verhängt, die die Wahrheit beharrlich nicht sehen wollen.

Die Moral, die wir aus allen bisher berichteten Vorgängen und Aeußerungen ableiten, haben wir oft schon in diesen Blättern ausgesprochen. So gewiß es ist, daß Deutschlands Schicksal von der Wiederherstellung der göttlichen Ordnung auf kirchlichem Gebiete abhängt, so gewiß ist es auch unsere Pflicht, die natürliche Freiheit der Kirche gegen revolutionär-despotischen Staatszwang zu vertheidigen. Aber mit einer politischen Formel ist weder der Kirche noch Deutschland geholfen, möge diese auf Staatsschutz oder auf absolute Trennung der Kirche vom Staate lauten. Beiderlei Wege führen in ihrer einseitigen Abstraction nicht zum Heile, sondern zum Verderben unseres Vaterlandes. Das, was allein uns rettet, ist die Wiedervereinigung unseres Volkes im wahren Glauben. Schenkt Gott uns diese, so findet sich auch das rechte Verhältniß des Staats zur Kirche wieder, und demnächst auch auf dieser Grundlage die zeitgemäße politische Verfassung Deutschlands von selbst. Wo nicht, so geht der Name Deutschland in der Geschichte unter, und unser Volk rettungslos und unaufhaltsam in kürzester Frist dem Schicksale Polens entgegen. Es ist uns, als ob wir diese Warnung immer und immer wieder in den Sturm der Zeit hinausrufen müßten, obwohl wir nur allzugut wissen, daß sie entweder nicht gehört, oder nicht verstanden, oder, wo man sie hört und versteht, mit bitterem Hohngelächter beantwortet wird.

Den 22. April 1850.

Während der entscheidende Kampf zwischen der communistischen Anarchie und dem Bestande der christlich-europäischen Gesellschaft täglich allgemeiner wird, und auf allen Punkten der Schlachtlinie heftiger entbrennt, während selbst jeder halbe und Viertelsverstand zu begreifen beginnt, daß ohne Hülfe der Kirche die Staatsordnung verloren ist, hat der unsern Lesern bereits hinlänglich bekannte preußische Minister von Ladenberg ein Mittel gefunden, jenen längst angedrohten preußischen „Vernichtungskampf gegen die katholische Kirche" wieder zu eröffnen, in welchem schon einmal die Herren Bodelschwingh, Eichhorn und Bunsen nie verwelkende Lorbeeren pflückten.

Bekanntlich enthält die preußische Verfassung Bestimmungen, welchen leicht eine, den Rechten der Kirche derogirende, dem Treueide, den jeder Priester dem Bischofe geleistet, widersprechende Auslegung gegeben werden könnte. Nach katholischen Religionsbegriffen ist aber der Eid eine, mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit zu behandelnde, heilige Sache. Geheime Vorbehalte, welche die Kraft und Bedeutung desselben schmähen, sophistische Auslegungen, wie sie bei den heutigen politischen Eidesleistungen an der Tagesordnung sind, hat die Kirche verdammt. Die Priester, welche sich in der Lage befinden, den Verfassungseid schwören zu müssen, waren, selbst abgesehen von der Weisung ihrer Bischöfe, in ihrem Gewissen verpflichtet, diejenigen Erklärungen öffentlich und im Voraus abzugeben, durch welche sie einem Conflicte zwischen ihren beschworenen Standespflichten und dem Constitutionseide entgehen wollten. Die Regierung mußte ihnen für diese Offenheit Dank wissen, schon weil sie dadurch in den Stand gesetzt wurde, genau bestimmen zu können, in wie weit sich ein katholischer Priester durch jenen Schwur gebunden hält und

halten darf. Das mit gewohnter Keckheit vorgebrachte Axiom: daß jeder Vorbehalt bei Leistung eines constitutionellen Eides unmöglich sei, beruht auf einer wahrhaft unverschämten Mißhandlung der Thatsachen. Man braucht ihm gegenüber, aller andern Gründe zu geschweigen, nur auf die ganze Reihe von Vorbehalten hinzuweisen, welche Se. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. machte, als er „in Hoffnung“ sich auf die Constitution vereidigen ließ. Nichts destoweniger hat Herr v. Ladenberg die Absetzung der Priester decretirt, welche sich weigern würden, in die ihnen gestellte Falle hineinzugehen, und ihr Gewissen durch einander widersprechende Eidespflichten zu belasten. Die deutsche Volkshalle, — die wir bei dieser Gelegenheit auf's Neue unsern Lesern als eins der bestredigirten und wohlunterrichtetsten katholischen Blätter in Deutschland empfehlen dürfen, — bringt ein Schreiben „eines Bischofs in Preußen“ an Herrn v. Ladenberg, welches den gesammten Handel in sein wohlverdientes klares Licht setzt. — Es lautet wie folgt:

„Wie ich äußerlich vernehme, haben Eure Excellenz die königlichen Regierungen angewiesen, strenge darauf zu halten, daß diejenigen Geistlichen, welche wegen unmittelbarer Amtsbeziehung zum Staate an der Beschwörung der neuen Verfassung Theil zu nehmen haben, diesen Eid ohne allen Vorbehalt, und namentlich ohne den Beisatz: „„salvis ecclesiae juribus““ zu leisten, oder im Verweigerungsfalle ihre amtliche Wirksamkeit aufzugeben haben.“

„Ich kann nicht umhin, Eure Excellenz zu erklären, daß ich den betreffenden Geistlichen meines Sprengels diesen Vorbehalt „„salvis ecclesiae juribus““ selbst vorgeschrieben habe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich es der Kirche und selbst auch dem Staate, weil ich es mir selbst und den betheiligten Geistlichen schuldig war, davor zu warnen, daß sie nicht unbedingt eine neue eidliche Verpflichtung eingingen,

welche sie möglichen Falles in offenen Conflict mit der gegen die Kirche bereits bei ihrer Priesterweihe eingegangenen heiligen Verpflichtungen bringen könnte. — Denn daß ich als Bischof nicht gleichgültig und stumm bleiben kann, wenn meine Geistlichen der Gefahr ausgesetzt werden, ihre eidlich gelobte Treue gegen die Kirche, oder gegen den Staat zu brechen, werden Eure Excellenz mir zugestehen. Nach welcher Seite hin dann auch der Treubruch falle, macht keinen Unterschied; ein gegen den Staat treubrüchiger meineidiger Priester ist es eben dadurch auch schon gegen die Kirche, die ihn zur Heilighaltung des Eides verpflichtet, geworden; ein Priester, der seiner Kirche die gelobte Treue gebrochen, kann auch dem Staate keine fernere moralische Bürgschaft gewähren, weil sein innerer Tempel entweihet, der Altar, worauf er geschworen, zerbrochen, sein Gewissen gebrandmarkt ist. Die Erfahrung der letzten Jahre hätte, meine ich, diese Wahrheit nach beiden Seiten hin genugsam erprobt. — Es muß mich daher mit tiefem Schmerze und gerechter Besorgniß erfüllen, daß durch den Eingangs erwähnten Erlaß Eure Excellenz diese Vereidigungsfrage, die im Grunde nur eine einfache Frage der Ehrlichkeit ist, in eine Verwicklung gebracht wird, welche zu den allerfatalsten und folgereichsten Conflicten führen muß, wie die französische Geschichte zu Anfang des Jahrhunderts warnend genug gezeigt hat. — Ich kann und darf von meiner Anordnung nicht abgehen, und müßte gegen diejenigen Priester, die sie nicht befolgen sollten, als gegen ungehorsame, mit canonischen Strafen einschreiten. Was gewinnt also der Staat, wenn er auf der Verwerfung der einfachen Clausel beharrt? Nichts anderes, als von der Kirche geächtete Werkzeuge, denen das Vertrauen des katholischen Volkes sich alsbald entziehen wird. Und was kann er durch die Zulassung dieser, das priesterliche Gewissen salvirenden Clausel etwa verlieren? Ich vermag in der That nichts aufzufinden, wenn ich mir nicht die Voraussetzung gestatten will, daß es wirklich beabsichtigt werde, auf

Grund der Verfassung (freilich alsdann im grellsten Widerspruche mit ihren Grundprincipien) anerkannte und bestehende kirchliche Rechte zu beeinträchtigen, wie dieß namentlich in Bezug auf die Volksschulen besorgt wird. — Für einen solchen Fall aber, den Gott verhüte! muß ich mein und meiner Geistlichen Gewissen sicher stellen, denen ich nicht gestatten kann, daß sie durch die unbedingte Beschwörung einer Verfassung, aus welcher derlei Angriffe auf meine verbrieften kirchlichen Rechte abgeleitet werden wollten, sich zu Verschwörern gegen ihre Kirche und ihren Bischof machen. — Ich stelle daher an Eure Excellenz aus tiefstem Herzensdrange und aus gewissenhafter Treue und Sorgfalt auch für den Staat und sein Wohl die dringendst ergebende Bitte, die Eingangs erwähnte Verfügung nicht zur Ausführung zu bringen, sondern einfach geschehen zu lassen, daß die betreffenden Geistlichen als ehrliche Männer handeln, d. h. sich nicht unbedingt zu etwas eidlich verpflichten, was sie in Conflict mit schon früher übernommenen heiligen Verpflichtungen bringen kann: also, daß sie den Verfassungseid mit den für den Staat unverfänglichen, nur ihr Gewissen sichernden Beisatze: „„salvis ecclesiae juribus““ ableisten.“

Hat dieses Wort der Wahrheit Eingang bei der preußischen Bureaukratie gefunden? Mit nichten! Eine Ministerialentschließung; statuirt als Antwort darauf folgende Unterscheidungen:

I „Verlangt ein Staatsbeamter, den Eid der Verfassung mit dem ... Vorbehalt leisten zu dürfen, und ist er hiervon durch angemessene Belehrung nicht abzubringen, so ist er zur Erklärung darüber aufzufordern, ob er, zufolge seiner pflichtmäßigen Ueberzeugung, nach Maßgabe des Inhalts der Verfassungsurkunde durch die Ableistung des Eides ohne einen auf die Rechte der Kirche bezüglichen Vorbehalt sich in einem in seinem Gewissen nicht zu lösenden Conflict sein-

Pflichten als Priester oder Seelsorger zu befinden glaube. Erklärt der Beamte, daß er sich in einem solchen, ohne jenen Vorbehalt, in seinem Gewissen nicht zu lösenden Conflict befinde und deßhalb den Vorbehalt für nothwendig halte, so ist, — da keinem Staatsbeamten gestattet werden darf, einen bedingten Eid zu leisten, und sich nach eigenem Ermessen und nach eigener Auslegung seines Diensteides durch denselben theils für gebunden zu erachten, theils nicht, — der gedachte Beamte, unter Abstandnahme von der Vereidigung, zur Niederlegung seines Amtes, dessen Pflichten in vollem Umfange zu übernehmen er sich außer Stand befindet, aufzufordern, und, falls er dieß nicht will, unter einstweiliger Suspension vom Amte, zur Disciplinar-Untersuchung zu ziehen."
II. „Erklärt dagegen der betreffende Beamte, daß er nach seiner pflichtmäßigen Ueberzeugung durch die Ableistung des Eides ohne Vorbehalt in den oben erwähnten Conflict nicht gerathe (und würde derselbe demnach, wenn ihm die gedachte Weisung seitens des Bischofs nicht ertheilt wäre, den Eid auf die Verfassung mit gutem Gewissen ohne den Vorbehalt leisten können), so ist derselbe, des ausgesprochenen, oder schriftlich erklärten Vorbehalts ungeachtet, zur Ableistung des Eides zu verstatten."

Ihrerseits haben die Bischöfe der kölnischen Kirchenprovinz, als Antwort auf diese Zumuthung, jedem Geistlichen, der in die Lage kömmt, den geforderten Verfassungseid leisten zu müssen, die Verpflichtung auferlegt, der weltlichen Behörde vor der Leistung des Eides folgende Erklärung zuzufertigen:

„Euer .... zeige ich ergebenst an, daß ich bereit bin, den von mir verlangten Eid auf die Verfassung zu leisten, halte mich aber für verpflichtet, mich zuvor, was hiermit geschieht, über die Willensmeinung auszusprechen, in welcher ich diese heilige Handlung vornehme. Diese Willensmeinung besteht darin, daß der neue Eid die Rechte der Kirche und meine

Verpflichtungen gegen dieselbe nicht beeinträchtigen, folglich auch meine kirchliche Stellung in Nichts ändern kann."

Aber auch die sittliche Rüge ist dem Verfahren des Ministers nicht geschenkt worden. Ein Schreiben des edlen Fürstbischofs v. Diepenbrock vom 19. April d. J. enthält folgende Stelle:

„In dem heutigen Staatsanzeiger Num. 106 finde ich einen von Berlin den 18. d. datirten Artikel über das Verfahren des königlichen Staatsministeriums hinsichtlich der Abforderung des Verfassungseides, welchen ich, seines halbamtlichen Charakters wegen, wohl als eine indirecte Erwiderung auf mein an Ew. Excellenz unterm 8. d. gerichtetes ergebenstes Schreiben — da mir eine directe bisher nicht geworden — ansehen muß. Ich finde mich aber dann zu folgenden Bemerkungen darüber veranlaßt. Die Wichtigkeit der Sache fordert volle Aufrichtigkeit, und diese Forderung will ich erfüllen."

„Es ist vor Allem eine völlige Verkennung des katholischen Standpunktes, wenn angenommen wird, daß durch den Vorbehalt „„salvis ecclesiae juribus"" es jedem so schwörenden Geistlichen freigestellt sei, durch willkürliche, subjective Deutung in einzelnen Bestimmungen der Verfassung angebliche Widersprüche mit den Rechten der Kirche, also mit dem Gewissen der Schwörenden, zu finden. Diese Befugniß, über den Bereich ihrer Pflichten und über die Verbindlichkeit seines darauf bezüglichen Eides zu entscheiden, legt die katholische Kirche dem Einzelnen nicht bei; sie hat dafür ihre gesetzlichen Organe, den Episcopat. Der Staat hat also hier von subjectiver Willkür nichts zu besorgen."

„Eine gleiche Verkennung des katholischen Standpunktes gibt sich in der vom königlichen Staatsministerium beschlossenen Instruction kund, wonach den Geistlichen, welcher auf Grund der bischöflichen Erklärung den Eid nicht unbedingt schwören zu können erklärt, „„durch angemessene Belehrung hiervon abzu-

zubringen““ versucht werden soll. Ein solches versuchtes Hineindringen bureaukratischer Belehrung zwischen das priesterliche Gewissen und den im Namen der Kirche sprechenden Bischof muß jeder katholische Priester als eine „„Versuchung““ zurückweisen; denn es wird ihm hier bezüglich seiner bereits beschworenen kirchlichen Pflichten dasjenige zugemuthet, was ihm bezüglich der erst zu übernehmenden staatlichen Pflichten, laut der Instruction, nicht gestattet werden darf, nämlich ein subjectives Beschränken und sich selbst Entbinden davon.“

„Wenn dann aber die ministerielle Instruction noch hinzufügt: falls der Betreffende erkläre, er gerathe nach seiner pflichtmäßigen Ueberzeugung durch die unbedingte Eidesleistung nicht in den Conflict zwischen seinen staatlichen und kirchlichen Pflichten, und ohne die gedachte Weisung seines Bischofs würde er den Eid ohne Vorbehalt leisten können, „„alsdann könne derselbe ungeachtet des Vorbehalts zum Eide gelassen werden, der dann wie ein unbedingter Eid zu betrachten““, so wird hierdurch die „„Versuchung““ zur vollendeten That, der Schwörende zum Treubrüchigen gegen seinen Bischof gemacht.“

„Nein, so läßt ein katholisch-priesterliches Gewissen, welches eben dadurch ein katholisches ist, daß ihm die Stimme seiner Kirche als höheres Gesetz gilt, denn sein subjectives Meinen, sich nicht wenden und einfangen! Ich habe es unter anderen Umständen laut vor aller Welt gesagt, und es ist damals gern gehört worden: „„Wenn der Katholik Gewissenszweifel hat, so fragt er seine Kirche, das in ihr göttlich bestellte Lehramt.“ Damals handelte es sich um Treue gegen den König und den Staat, und Tausende von Schwankenden, durch die einflußreichsten Beispiele irre gemacht, besannen sich und berichtigten ihr unklares oder irre geleitetes Gewissen an dem bischöflichen Worte, welches der Mund ihrer Priester ihnen verkündete und dolmetschte.“

„Glaubt man wirklich, daß diese selben Priester jetzt dasselbe bischöfliche Wort, welches sie zur Treue gegen die Kirche ermahnt, nicht hören dürften? daß eine ministerielle Absolution sie davon entledigen könne?“

„Wenn aber diejenigen Geistlichen, welche vorerst ihrer Kirche treu seyn wollen, um dann in lauterem Gewissen auch ihre Treue gegen den Staat zu bewahren und zu bewähren, darum als unfähig erachtet werden sollen, ein Staatsamt zu verwalten, so kann ich als treuer Unterthan dieß im Interesse des Staates nur höchlich beklagen, denn ich bin der Ansicht, daß „„ehrlich am längsten währt““, und daß, wie neulich ein kräftiger Mund zu Erfurt es ausgesprochen, in einem Menschen nicht zwei Gewissen wohnen können.“

Hierzu ist nur noch die Bemerkung zu fügen, daß wir nicht mehr im Jahre 1837 leben. Wer etwa daran zweifelt, lese in der (spezifisch preußischen) Kreuzzeitung vom 17. April d. J. den Aufsatz: „Zum Eid der katholischen Geistlichen“, in welchem mit einer freimüthigen Klarheit und Wahrheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, das gute Recht der Bischöfe und das Unrecht des widersinnigen Zwanges dargethan wird, den die Verblendung der Bureaukraten, glücklicher Weise mit unzureichenden Mitteln, der Kirche anzuthun sich abmüht.

Den 23. April 1850.

Während auf dem Festlande von Europa der Plan der Vorsehung: die Kirche in eine neue Phase ihrer Geschichte treten zu lassen, mit jedem Tage klarer wird, scheint auch in England ein altes Geschwär aufbrechen zu wollen. Es ist, als ob das von Heinrich VIII. und der jungfräulichen Königin

geschaffene protestantische Territorialsystem nunmehr sein tremendum judicium bestehen sollte. Ein bestimmter Fall, wo der Geheimerath der Königin, der dortlandes als Papst vikariiren muß, noch in neuester Zeit und unangesehen die veränderte Weltlage, sich unklugerweise darauf einließ eine dogmatische Entscheidung zu fällen, und diese noch dazu zu Gunsten eines, heterodoxer Lehren bezüchtigten Geistlichen gegen einen streng-orthodoxen Bischof der anglikanischen Kirche abgab, scheint die dortigen, bereits über das Maß gespannten Verhältnisse zu einem Bruche getrieben zu haben, der schwer zu heilen seyn wird. Ein das Wesentliche des Streithandels kurz zusammenstellender Artikel der Kreuzzeitung gibt darüber folgenden Bericht:

„Der am 8. März dieses Jahres vom Geheimenrath zu Gunsten des Vicar Gorham entschiedene Prozeß hat eine besondere Bedeutung dadurch, daß er die anglikanischen Kirchenzustände in ein helleres Licht stellt. Verfolgt man den Verlauf des Streites, so überzeugt man sich leicht von der Existenz zweier großen kirchlichen Parteien, von denen die eine am kirchlichen Dogma festhält, die andere hingegen von rationalisirenden Tendenzen beherrscht wird. Zur letzteren gehört Gorham. Er wurde von der Königin im November 1847 für die Pfarrei Brampford-Speke, Devonshire, in dem Sprengel der Diöcese Exeter präsentirt. Indeß hielt sich der Bischof von Exeter, Dr. Philpotts, für verpflichtet, die Orthodoxie des Vicar Gorham zu prüfen, ehe er ihn ordinirte. Ein zu dem Ende angestelltes, sehr umfassendes Examen hatte zum Resultat, daß der Bischof die Ordination verweigerte. Gorham beschwerte sich beim Oberconsistorial-Gerichtshof von Canterbury (court of arches), und veranlaßte dadurch den Bischof zur Angabe seiner Gründe, unter welchen der Letztere eine Irrlehre im Dogma von der heiligen Taufe als entscheidend hinstellte. Der kirchliche Gerichtshof bestätigte das Urtheil des Bischofs, und veranlaßte dadurch Gorham zur Appellation an die oberste

Instanz, „„an die Königin im Geheimenrath.““ Hatte das Consistorialgericht vom ausschließlich dogmatischen Standpunkte aus entschieden, so faßte der gewählte Ausschuß des Geheimenrathes den Fall mehr unter dem Gesichtspunkt der Billigkeit auf, und behandelte die Sache so, daß er zu ermitteln suchte, ob die Ansichten Gorham's möglicherweise in dem Ausdrucke des anglikanischen Dogmas eine Stelle finden könnten. Der wesentliche Klagepunkt des Bischofs von Exeter und des Consistorialgerichts nun war der, daß Gorham den sacramentlichen Charakter der Taufe, in specie der Kindertaufe, verwerfe. Richtig und entschieden hatten die genannten geistlichen Behörden festgehalten, daß in der heiligen Taufe, als einem Sacramente nach der Lehre der heiligen Schrift und der anglikanischen Kirche, die geistliche Wiedergeburt Statt finde, während Gorham sie nur „„ein Gnadenzeichen““ nennt, „„durch welches Gott unsichtbar in uns wirke, aber nur in Solchen, welche die Taufe würdig empfangen.““ ... Der Geheimeraths-Ausschuß hat nun von seinem Standpunkte aus die Lehransicht Gorham's nicht im Widerspruche mit dem Ausdruck des kirchlichen Dogmas gefunden, und verlangt darum die Ordination des Genannten. Wie berichtet wird, widersetzt sich der Bischof von Exeter, fest entschlossen, dem reformirt-rationalisirenden Elemente keine Concession zu machen, und, wie bekannt, ist Dr. Philpotts nicht der Mann, seinen Entschlüssen untreu zu werden. Die Sache hat neben der materiellen zugleich die formell wichtige Seite, daß sie zur Erörterung der kirchlichen Jurisdictions-Verhältnisse und der obersten Fragen über die Stellung der Kirche zum Staate führt, indem von der strengkirchlichen Partei die Competenz des Geheimenrathes angefochten, und von Neuem auf die ursprünglichen Verfassungsformen hingewiesen werden wird, die nur der Wiederbelebung bedürfen, um der Kirche in Sachen der Lehre und des Cultus ihre eigene höchste Instanz zu sichern. Täglich steigert sich die öffentliche Theilnahme an der Angelegenheit, deren Wichtigkeit erst aus ihren, im Augen-

blick noch nicht zu übersehenden, Folgen zu entnehmen seyn wird."

Bereits hat der Bischof von Exeter an den Erzbischof von Canterbury ein Schreiben erlassen und durch den Druck veröffentlicht, welches schon am fünften Tage nach seiner Erscheinung die neunte Auflage erlebt hat. Sehr bemerkenswerth in diesem Schreiben ist folgende Stelle: „Wenn ein Urtheil des geheimen Raths die Lehre von der Taufe verändert, so gibt es für uns nichts Gewisses mehr; man muß aber Wahrheit haben, und man wird sie suchen, vielleicht zu Rom, welches sich der wandellosen Bewahrung der ewigen Wahrheit rühmt."

Der Hauskaplan des Bischofs, Herr W. Maskell, Vikar an der Marienkirche zu Dever, hat dieses Wort bereits That werden lassen. Auf seine Pfründe von 100 bis 150 Pfund Verzicht leistend, hat er erklärt: daß er in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren Willens sei. Wir haben es immer geglaubt und behauptet, daß in dem englischen Charakter ein großer Fond von Wahrheitsliebe und Logik stecke. Dieses Kapital kann nicht für immer todt daliegen; es muß früher oder später seine Früchte tragen. Gott gebe, daß diese bald, und ungehemmt durch störende Nachtfröste, zur vollen Reife gedeihen.

Aber auch in Deutschland hat sich ein Ereigniß zugetragen, welches Jeden, der da weiß, wo die Lebensfragen unserer Zeit liegen, wie ein Sonnenstrahl gemahnen muß, der durch düstere Wetterwolken bricht. Der Kaiser von Oesterreich hat am 18. April auf einen Vortrag des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten eine Verordnung erlassen, durch welche das System jenes, die Kirche in ihrem Lebensprincip bedrohenden, und den Staat nicht minder gefährdenden Zwanges gebrochen wird, der in Oesterreich seit achtzig Jahren auf dem religiösen Leben lastete. Mehrere jener Rechte und Frei-

heiten, ohne welche die Kirche dortlandes nur ein verkümmertes und kränkelndes Daseyn fristen konnte, werden ihr zurückgestellt. Die Vollendung dieses durch Klugheit und Gerechtigkeit gleichmäßig gebotenen Werkes der Befreiung ist in nahe Aussicht gestellt. Aber fast wichtiger noch als die bereits restituirten Rechte ist die Form, in der diese Pflicht erfüllt wurde. Durch den Vortrag des Ministers, der aus einem gemeinschaftlichen Beschlusse des Ministerrathes hervorgegangen zu seyn scheint, geht, wie durch den kaiserlichen Erlaß, ein Ton der Rechtlichkeit, der Wahrhaftigkeit, der Ehrlichkeit, wie er seit achtzig Jahren in ganz Europa der Kirche gegenüber außer Gebrauch gekommen war. So steht in der wichtigsten Frage der Zeit Oesterreich, welches in diesem Betracht am weitesten zurück geblieben war, dasselbe Oesterreich, auf dessen eingerostetes Beispiel alle Feinde der Kirche in allen fünf Welttheilen hohnlachend sich beriefen, plötzlich im besten und wahrsten Sinne des Wortes an der Spitze des Fortschritts. Wahrlich! dieser Act ist in Hinsicht seiner weltgeschichtlichen Bedeutung den größten Siegen in Ungarn und Italien mindestens an die Seite zu setzen. Bleibt Oesterreich auf dieser Bahn so wird ihm und seinem Beherrscher der Segen Gottes für seinen muthigen und freisinnigen Schritt nicht ausbleiben.

XLVI.

Ueber das Schulwesen von Ost- und West-Preußen.

In einem früheren Hefte Ihrer geschätzten und sehr verbreiteten Zeitschrift findet sich eine Darstellung des katholischen Schulwesens in der preußischen Provinz Sachsen. Dieß gab mir Veranlassung, aus dem seit sechs Jahren erscheinenden „katholischen Wochenblatt für Ost- und West-Preußen“ auch eine Zusammenstellung zu liefern über das katholische Schulwesen von Ost- und West-Preußen, die ich Ihnen zu beliebigem Gebrauche hier mittheile.

Was das höhere Unterrichtswesen betrifft, so haben die beiden angeführten Provinzen eilf protestantische und drei katholische Gymnasien; was die Universität Königsberg angeht, so ist dieselbe bekanntlich ganz protestantisch. Sonntagsschulen gibt es in diesem Lande nicht, denn man hat den Grundsatz, der Lehrer wolle und soll nach sechs Tagen Arbeit auch einen Tag Ruhe haben.

Was nun das Schulwesen von Ostpreußen angeht, so liefert die angeführte Zeitschrift darüber nicht viel. Das katholische Schullehrerseminar befindet sich in Braunschweig. Auch fehlte bis zum Jahre 1848 in dem bei der Regierung

vorhandenen sogenannten Schulrathe ein katholisches Mitglied ganz, und zwar war dieß auch in Westpreußen der Fall. In Tilsit, wo eine katholische Kirche vor einigen Jahren gebaut werden sollte und wollte, war bis 1848 noch keine katholische Schule vorhanden. Eben so sind auch noch folgende, von katholischen Familien bewohnte Orte bisher ohne katholische Schulen gewesen: Ortelsburg, Willenberg, Liebenberg, Friedrichshoff, Johannisburg, Bialla, Lyk (1360 Seelen zählend!), Oletzko, Ziegenberg, Goldapp, Lötzen, Aris, Rhein.

In Beziehung auf Westpreußen ist nun unsere Quelle viel vollständiger. In dem Regierungsbezirk Marienwerder, der im December 1846 in Summa 289,414 protestantische und 298,151 katholische Einwohner hatte, waren in jenem Zeitpunkte: Stadtschulen 52 protestantische, 28 katholische, gleich 80; mit Schulklassen (Lehrer) 146 protestantische, 44 katholische, gleich 190; Landschulen 679 protestantische, 369 katholische, gleich 948; Schulklassen (Lehrer) 581 protestantische, 370 katholische, gleich 951; mithin Stadtschulklassen und Lehrer 190, Landschulklassen und Lehrer 951, zusammen 1028 Schulen mit überhaupt 1141 Schulklassen und Lehrern. Von 120,500 schulpflichtigen Kindern kommen hiernach auf jeden der 1141 Lehrer 105 Kinder.

In dem Regierungsbezirk Danzig finden nach unserer Quelle folgende Schulverhältnisse statt. In Neufahrwasser bei Danzig, das auch bis 1846 eine katholische Kirche nicht haben durfte, sind hundert katholische Schulkinder; da ein zweiter Lehrer für diese nöthig war, so hat man sich der Anstellung eines solchen geweigert, und eine Simultanschule in Vorschlag gebracht.

Eben so fehlt es in der Niederstadt von Danzig noch an einer zweiten katholischen Schule, weßhalb siebenzig katholische Kinder die protestantischen Schulen besuchen müssen. Daß in das Waisenhaus zu Danzig katholische Kinder nur unter der Bedingniß aufgenommen werden, wenn sie zur protestantischen Confession übertreten, behauptet unsere Quelle ebenfalls.

Zu der Schule zu Dirschau sind 169 protestantische und 146 katholische Kinder; es fungiren an derselben drei protestantische und zwei katholische Lehrer, jedoch der Art, daß die letztern bloß in den untern Klassen den Unterricht besorgen dürfen, während die sämmtlichen Kinder der obern Klassen (vom zehnten bis zwölften Jahre) von den protestantischen Lehrern allein unterrichtet werden. — Die Schule zu Zeisgendorf zählt 82 katholische und 42 protestantische Kinder, der Lehrer ist aber Protestant. In der Schule zu Lunau sind 42 katholische und 15 protestantische Kinder, der Lehrer ist protestantisch. In der Pfarrschule zu Baldau sind 17 katholische und 19 protestantische Kinder, obgleich diese Pfarrei 1900 Communicanten zählt; der Lehrer ist protestantisch. Die Schule zu Rokittken hat 40 katholische und 12 protestantische Kinder; der Lehrer ist protestantisch. Die Schule zu Gerdin hat 44 katholische und 5 protestantische Kinder; der Lehrer ist protestantisch. Die Schule zu Uhlkau hat 38 katholische und 15 protestantische Kinder; der Lehrer ist protestantisch. Die Schule zu Brattjan hat 32 katholische und 8 protestantische Kinder; der Lehrer ist protestantisch. Eben so ist es mit der Schule zu Ballowken und mit jener zu Navra. Die Schule zu Luttomerbrück hat 68 katholische und 35 protestantische Kinder; der Lehrer ist protestantisch. Die katholische Schule zu Neumark zählte (1846) 192 katholische Kinder, und der Lehrer hatte einen Gehalt von 84 Rthlr.; die protestantische Schule hatte 60 Kinder, und der Lehrer hatte 150 Rthlr. Gehalt; in dem genannten Jahre ging man damit um, den katholischen Lehrer zu verdrängen und noch zwei protestantische Lehrer anzustellen; da im Jahre 1848 dieser katholische Lehrer starb, so bekam ein getaufter Jude diese Lehrerstelle. Die Folge war, daß die Eltern ihre Kinder nicht in die Schule schickten, und so ging die katholische Schule ganz ein. Die katholische Gemeinde Pragritz-Colonie bei Elbing erhielt erst nach vielen Kämpfen im Jahre 1843 für ihre 150 katholische Kinder einen katholischen Lehrer; früher mußten diese Kinder den protestantischen Schulunterricht

genießen. Ganz ohne katholische Schule ist heute noch das Kirchdorf Tiesenau. Zum Schluß will man noch bemerken, daß das katholische Schullehrerseminar für Westpreußen sich in Graudenz befindet.

In Beziehung auf das Schulwesen in Pommern findet sich in dem katholischen Wochenblatte Folgendes: Die katholische Pfarrei Bütow hatte für ihre 259 schulpflichtigen Kinder bis zum Jahre 1839 keine katholische Schule; in dem genannten Jahre wurden deren aber drei errichtet. Zum Unterrichtslokale wurden die Hirtenhäuser eingerichtet. Die Stadt Lauenburg, obgleich sich in derselben eine katholische Gemeinde und Pfarrei befindet, die in 64 Ortschaften 1500 Seelen mit drei Kirchen zählt, hat bis heute noch keine katholische Schule. In Stralsund, wo sich auch eine katholische Pfarrei findet, ist seit 1840 eine katholische Schule errichtet; dagegen fehlt noch Beides auf der Insel Rügen, obgleich daselbst viele Katholiken sich finden.

In der Stadt Spandau, Provinz Brandenburg, ist eine katholische Pfarrgemeinde; da sie aber ohne katholische Schule ist, so gehen die sechszig katholischen Kinder in die protestantische Schule. Dasselbe Verhältniß findet statt bei der achthundert Seelen zählenden katholischen Gemeinde zu Brandenburg an der Havel. Auch hier ist eine katholische Schule nicht vorhanden. — So viel meine Quelle.

Sicherlich muß jeder Freund der katholischen Kirche wünschen, daß auch über andere Länder des protestantischen Deutschlands, z. B. Hannover, Mecklenburg solche Angaben gefertigt werden. Mögen Geistliche und Lehrer zu solchen Zusammenstellungen das Ihrige beitragen; die pädagogischen Zeitschriften wären hiezu zu benützen.

XLVII.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Der Bau des neuen Klosters von Brunshausen, den Liudolf begonnen, war noch nicht unter Dach; Hathumod hatte unterdessen mit ihrer klösterlichen Genossenschaft ihren Wohnsitz auf einem der alten Kirche benachbarten Meierhofe. Allein bei der zunehmenden Schaar der Jungfrauen fand sich nun, daß der Raum auf dem beschränkten Felsen gar zu eng sei, und jenseits des Wassers allzu wenig Sicherheit biete. Liudolf wurde daher Willens, den neuen Bau, wie es scheint, einstweilen auf sich beruhen zu lassen, und sich nach einem geräumigeren und sicherer gelegenen Bauplatz für ein größeres Kloster umzusehen.

Und hier ist es nun, wo die Legende eintritt, die mit ihren Blumengewinden das heilige Andenken der gottgeliebten Hathumod umflicht. Durch ein Wunder nämlich wurde dem Herzog die Stätte kund gegeben; ein anderes Wunder zeigte der jungen Aebtissin die Steine für den heiligen Bau. Agius, der von anderen Gesichten Erwähnung thut, gedenkt der beiden Wunderzeichen mit keiner Silbe, die spätere Roswitha dagegen, der die Zeit der Hathumod schon in dem farbenreichen

Duft der Vergangenheit erschien, erzählt beide in ihrem Gedicht, wie sie dieselben aus dem Munde der Ueberlieferung vernommen *), und aus dieser Quelle ist diese Erzählung ohne Zweifel in die späteren Chroniken übergegangen. Sie erzählt also:

Als Liudolf mit den heiligen Leibern heimgekehrt war und nun in seinem Sinne hin und her schwankte, wo er den Grundstein zu einem größeren Gotteshause legen sollte, da wurde ihm durch ein Zeichen der göttliche Wille kundgegeben. In dem Walde nämlich auf der linken Seite des Wassers, nahe bei, wo nun das Stift Neu-Gandersheim steht, hatten die Hirten des Herzogs ihren Aufenthalt auf einem kleinen Meierhof, rings von den schattigen Hügeln der Gande eingeschlossen. Wenn sie nun die Thiere zu weiden hatten, ruhten sie Nachts unter freiem Himmel an einer bestimmten eingefriedigten Stelle, die dem Besitzer eines Hofes gehörte, von den Mühen des Tages aus. Hier nun geschah es eines Nachts, es war gerade zwei Tage vor dem hohen Feste Allerheiligen, da gewahrten sie durch das nächtliche Dunkel rings in dem Walde, der ihre Schlafstelle umgab, viele Lampen hellen Lichtes leuchten. Sie staunten gar sehr über den großen Glanz, der die Waldnacht erhellte, und wußten nicht, was die neue Erscheinung zu bedeuten habe. Erschrocken gingen sie zu dem Herren des Hofes, erzählten ihm, was sie gesehen, und beschrieben ihm den Ort, den der Lichterglanz erhellt. Der Mann will sich mit eigenen Augen von der Erscheinung überzeugen, und begibt sich in der folgenden Nacht, also am Vorabend vor Allerheiligen, dort hinaus an die eingefriedigte Stelle, um zu wachen. So überwältigte ihn der Schlaf, und die Augen fielen ihm zu, aber nur so lange, bis auch ihm das Gesicht zu Theil ward. An derselben Stelle des Waldes, aber

*) Als Gewährsmann führt sie an:
„Ut fert multorum sententia vera sciontium."

zu einer früheren Stunde, als in der vergangenen Nacht, sah auch er dieselben hellleuchtenden Lampen, nur war dießmal ihre Zahl noch größer. Er nahm den hellen, herrlichen Lichterschein für ein heiteres, heilvolles Vorzeichen, und mit den ersten Strahlen der Sonne schon verbreitete sich die frohe Kunde von dem wunderbaren Gesichte ringsum, und erfüllte Alles mit Freude, und so kam sie vor anderen auch zu den Ohren des Herzogs. Indessen wollte auch er sich vorsichtig selbst davon überzeugen, ob auch ihm der Himmel etwas Aehnliches durch das Erscheinen eines solchen Zeichens kund thun werde.

Mit vielen Begleitern begab er sich also in der Nacht des Festes selbst zu der genannten Stelle, und spähte mit wachenden Augen umher. Und siehe da! es stand nicht lange an; die schwarze Nacht hatte kaum die schlummernde Erde mit ihrem Dunkel bedeckt: da werden die hellleuchtenden Lampen in dem Waldthale sichtbar, und die Lichter zeigen sich im Kreise, in bestimmter Ordnung gereiht, den Baurіß oder den Umfang mit strahlender Schrift bezeichnend, den einst das leuchtende Gotteshaus einnehmen sollte. Vor dem überirdischen Lichte dieser wunderbaren Lampen schwanden die Schatten der Waldbäume und das Dunkel des nächtlichen Himmels!

Da brachen die Erstaunten hocherfreut in Gottes Lob aus, und betheuerten Alle einstimmig, der Ort müsse dem Dienste dessen geweiht werden, der ihn also mit seinem Lichte erfüllt habe.

Der dankbare Liudolf, gehorsam dem Zuge der göttlichen Gnade, ließ mit Zustimmung seiner geliebten Gemahlin die Bäume fällen, das Dornicht ausreuten und das ganze Thal säubern, und so den Bauplatz zurecht richten. Dann wurde, nachdem er die Kosten für ein so großes Werk beschafft, der Grundstein zu der Kirche und dem neuen Stifte gelegt; und alsbald stiegen die Mauern des schönen heiligen Baues, den der festliche Lichterglanz vorbedeutet, zur Freude aller Frommen aus der Erde hervor.

Allein das gottgeweihte Werk erfuhr ein schweres Hin-

derniß; es gebrach nämlich, so fährt Roswitha fort, dort in der Gegend an tauglichen Bausteinen. Hathumod aber, die fromme Aebtissin, hoffte vertrauensvoll zu Gott, daß er gläubigem Gebete Alles gewähren werde. Tag und Nacht seinen heiligen Dienst begehend und sich abtödtend, erhob sie, vereint mit ihren Genossinnen, ihr Flehen zu ihm empor um seine himmlische Hülfe, damit das begonnene, ihm geweihte Werk nicht unvollendet liegen bleiben möchte. Und siehe, es währte nicht lange: da wird ihr die Barmherzigkeit, die sie so eifrig unter Fasten und Gebet anrief, zu Theil. Als sie nämlich so einst vor dem Altare auf ihrem Angesicht lag, da vernahm ihr Ohr eine sanfte Stimme, die sie mahnte, hinauszutreten. Sie folgte dem Ruf, und voranschreitend sieht sie draußen auf der Spitze eines hohen Felsens einen Vogel sitzen. Sie geht mit gläubigem Sinne, dem höheren Rufe folgend, hinaus, nimmt werkkundige Bauleute mit sich und eilt raschen Schrittes, von dem hehren Geist geführt, zur Baustätte der herrlichen Kirche. Dort sieht sie eine weiße Taube sitzen, es ist dieselbe, die sie vorher auf der hohen Felsenspitze erblickt. Die Taube erhebt sich und fliegt mit ausgebreiteten Flügeln voran, den gewohnten, sonst so raschen Flug jedoch also mäßigend, daß die Braut Christi mit ihren Begleitern der luftigen Führerin folgen konnten. Und als die Taube nun zu der Stätte kam, wo wir jetzt den Steinbruch kennen, da ließ sie sich zur Erde nieder und pickte mit dem Schnabel an der Stelle die Erde auf, wo die großen Steine verborgen lagen. Als dieß Hathumod sah, ließ sie alsogleich die Stelle reinigen und die Erde abgraben, und da wurde, Dank der barmherzigen Güte Gottes! eine solche Fülle großer Bausteine sichtbar, daß sie für Kirche und Kloster hinreichten. Und so wurde denn der heilige Bau Tag und Nacht weiter geführt *).

---

*) Roswithae carm. de prim. Gandersh. V. 184—280. Unmittelbar vor der Erzählung dieser Wunder ist in der Handschrift der Roswitha offenbar eine Lücke. Eben war Liudolf noch in

Doch die Stiftung Liudolfs wuchs nicht nur durch todte Steine, auch die Zahl der lebendigen mehrte sich. Außer Hathumod traten vier seiner Töchter bei ihr in den Orden; darunter war auch Gerberga, die, wie Roswitha erzählt, ein eigenes Schicksal gehabt. Frühe hatte sie schon in ihrem Herzen der Welt und ihren Freuden entsagt, und sich dem jungfräulichen Dienste Christi verlobt. Sie hielt aber ihren Wunsch verborgen und wurde einem vornehmen, mächtigen Manne, Namens Bernhard, verlobt. Sie wagte es nicht,

---

Rom und spricht mit Sergius II.; da befindet er sich plötzlich in Sachsen, forschend nach einem Bauplatz für das neue Kloster; mitten inne aber steht ganz abgerissen und unverständlich der Vers 184:

Qui foret ecclesia dignus mox aedificanda

wobei locus zu verstehen ist, indem die Dichterin hier an Vers 106 wieder anknüpft, wo sie die Ansiedelung zu Brunshausen nur eine vorläufige genannt:

Illic obsequio domini digne celebrando,
Dum locus investigari possit magis aptus,
Communi multas vita junxere puellas.

Diese Lücke, die Pertz entgangen ist, umfaßt den Zeitraum von 844 bis 856, und es fällt die Rückkehr Liudolfs, die Beisetzung der heiligen Leiber, die Einführung der Hathumod als Aebtissin und die ersten Jahre ihrer neuen Würde in die ausgefallene Zeit. Bei dieser Gelegenheit ist auch ein Irrthum zu berichtigen, der sich in mehreren älteren Karten findet, und dem auch ich in der Beschreibung der Oertlichkeiten S. 509 ff. gefolgt bin. Die Stadt Gandersheim liegt nämlich nach Stielers Atlas nicht auf dem rechten, sondern auf dem linken Ufer der Gande; Brunshausen dagegen auf dem rechten, und das Kirchdorf Alten-Gandersheim wieder auf dem linken. Daher konnte auch Roswitha, die in dem Stift Neu-Gandersheim schrieb, von der alten Kirche von Brunshausen, die Karl der Große zuerst gegründet, sagen:

Quae fuit ecclesiae possessio denique parvae,
Trans ripas Gandae supra montana locatur.

das Geschmeide und die glänzenden Gewänder abzulegen und ging angethan in fürstlicher Pracht. Doch blieb ihr Vorsatz, den Schleier zu nehmen, ihrem Verlobten nicht verborgen. Besorgt, die Geliebte zu verlieren, begehrte dieser ein Zwiegespräch mit ihr. Lange wollte sie jedoch nicht zum Vorschein kommen, was ihn in seiner Furcht bestärkte. Da drang er mit seinen Bitten so lange in ihre Mutter Oda, bis diese endlich der Tochter zu erscheinen befahl. Gerberga tritt hervor in bräutlichem Gewande, glänzend von Gold und Edelsteinen. Bernhard mahnt die geliebte Jungfrau an das Gelöbniß, das sie ihm gegeben. „Jetzt aber“, fuhr er fort, „zwingt mich das Gebot meines Herren und Königs hinaus in den Krieg zu eilen, darum kann ich kein Wort hier verlieren; allein, kehre ich wohlbehalten aus dem Krieg zurück: dann gehörst du mein, das schwöre ich dir bei meinem Schwerte und bei meinem Halse; dann führe ich dich heim und mache dein jungfräulich Gelübde zu nichte.“ So sprechend, erhob er die Rechte empor, schwörend, daß er sein Wort erfüllen werde. Demuthsvoll erwiederte die Jungfrau: „Christus stelle ich mich und mein Leben anheim, möge sein Wille geschehen, das ist mein Gebet!“ Bernhard schied von dannen; sein drohender Schwur aber ging nicht in Erfüllung; Gott hatte es anders mit ihm beschlossen; er kehrte nicht aus dem Kampfe heim; wie so Viele ein Opfer jener kriegerfüllten Zeiten, ward das Kampffeld sein Hochzeitbett. Gerberga nun nicht weiter an der Ausführung ihres höchsten Wunsches gehindert, nahm sofort den Schleier *).

Liudolf gab mit opferwilligem Herzen seine Zustimmung zu diesem Schritte seiner Kinder, was Agius zum Andenken des Dahingeschiedenen den Schwestern tröstend in's Gedächtniß ruft. Nachdem er nämlich seiner Wallfahrt nach Rom gedacht, sagt er:

Von da bracht er würd'ger Heiligen Gebein,
Räumte Gott dann einen Theil der Güter ein,

*) Roswitha l. c. V. 320—361.

Gab der Schwestern fünfe in den Dienst des Herrn,
Gab in's Mönchekloster auch den jungen Sohn:
Was er hatte, Gott bekam sein Theil davon.

Dagegen schloßen die andern Kinder, die sich der Welt widmeten, die angesehensten Verbindungen; darunter wurde Liutgard dem Sohne Ludwigs des Deutschen, König Ludwig III. angetraut, während ihr Bruder Otto auch eine Enkelin königlichen Geschlechtes, Hedwig, heimführte, die die Stammmutter der sächsischen Kaiser wurde *).

Liudolf hatte seinen neuen Bau von Gandersheim im Jahre 856 begonnen. Die Gegend war geräumiger und durch die Anmuth der Wiesen und der nahen Waldbäume einladender; auch boten die Sümpfe und das unwegsame Dickicht der Waldungen umher den Jungfrauen größere Sicherheit. Allein der Bau war noch nicht zur Vollendung gediehen, da traf ein harter Schlag die aufblühende Genossenschaft.

Liudolf stand in der Blüthe männlicher Kraft, er hatte kaum die Mitte des menschlichen Lebens erreicht; er war wohl und gesund, und durfte sich noch ein langes Leben versprechen; da wurde sein Geist durch ahnende Träume, die ihn an sein Ende mahnten, zu tiefem Ernst gestimmt.

Denn im Traume sah er, wie auf hoher Wand
Er gleich einem Schwankenden mit Zittern stand,
Und da er gedachte schon zu stürzen jach,
Hört er einen, dessen Ruf zur Seit ihm sprach:
Weh dem Armen, der da fällt und niedergeht,
Und dem keine Hoffnung mehr zur Seite steht!
Doch voll Glauben sprach er: Nein, so wird's nicht seyn;
Eine Hoffnung bleibt, wenn Gott mir's will verleihn.
Und so glitt er nieder mit den Füßen sacht,
Bis er dem Boden näher sich gebracht;
Dann mit alter Macht sprang er hinab sofort,
Und auf beiden Füßen aufrecht stand er dort,
Wo ein großer Chor, zum Aufgang hingewandt
Mit dem Antlitz, um Gott Dank zu bringen, stand.

*) Thietmar. Merseb. I, 2 und Calendarium Merseb. 9. Kalend. Jan.: „Hathuwi mater Henrici regis." Pertz Mon. V, 735.

Kurz darauf hatte er einen zweiten Traum. Dem tapferen Sachsenfürsten war, er hange, zum Falle geneigt, hoch oben an dem Wipfel eines schlanken, überhohen, blüthenreichen Baumes; eben wollte er stürzen, da hörte er plötzlich eine Stimme ihm zurufen: er möge nur immer getrost den schwachen Ast ihm zur Seite mit beiden Händen erfassen, und er werde jeglicher Gefahr entgehen. So that er; und gehalten von dem schwachen Aste, sank er ganz sachte, ohne allen Schaden, den hohen Baum hinunter, und kam aufrecht auf den Boden zu stehen. Und hier sah der Gerettete wiederum die Kirche und den heiligen Chor, der frohe Loblieder zu Gott empor sandte.

Beide Traumgesichte deutete der tröstende Agius nach dem Hingange des Herzogs und der Hathumod den trauernden Schwestern als ein Vorzeichen seines Todes und seiner Rettung durch die Frömmigkeit seines Kindes. Denn, sagt er, wie jene Steinwand, auf deren Firste er in schwindelnder Höhe stand, aus vielen Steinen sich aufbaute, so waren auch der Männer viele seinem Machtgebot untergeordnet, und gebietend stand er an der Spitze seines Volkes, alle durch Macht, Ehre und Tapferkeit überragend. Weil er aber dem leiblichen Ende nahe, nicht dem ewigen Tod unterliegen, sondern seiner Seele Heil gewinnen sollte, darum kam er aufrecht mit den Füßen nach dem Falle zu stehen, und darum preist der heilige Chor, den er gründend dem Herren geweiht, für seine Rettung Gottes Güte und Herrlichkeit. Und eben so bedeutete der hohe, prachtvolle Baum in seinem Blüthenschmucke mit der himmelan ragenden Krone sein Geschlecht, das so glorreich vor der Welt prangte, und dessen gottgefällig Streben, der Erde abgewandt, zum Himmel gekehrt war. Er hing am höchsten Wipfel, weil er mächtig und ruhmvoll die Seinen alle übertraf; doch stand er nicht fest auf dem Wipfel, nein

Schwebend hing er, weil, bei angenahtem Tod,
Ihm zu schwanken schon begann sein Machtgebot.
Doch ihn hielt ein naher Ast, weil ihm gelind
Helfen sollte Hathmod, seines Leibes Kind.
Nur gering war dieser Ast, weil sie, ein Weib,
Nie aus Ehrgeiz Ruhm gesucht für ihren Leib.

Den hielt er in Händen, weil mit reicher Hand
Er viel Gut ihr und den Mägdlein zugewandt.
Dieß Verdienst ist's, dieß, wodurch im Gleiten schon
Der Gefahr er des zwiefachen Falls entflohn.
Denn was Adel ihm und ird'sche Herrschaft nahm,
All das ihm kraft der Almosen wieder kam.

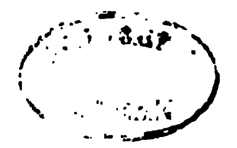
Wenige Tage nur waren ihm nach diesen Traumgesichten noch gegönnt, da war seine letzte Stunde genaht. Seine Stiftung empfahl er seiner geliebten Gemahlin, seine Söhne Bruno und Otto bat er sterbend, den heiligen Bau, wo der Chor gottgeweihter Jungfrauen für die Ruhe seiner Seele beten sollte, was es sie auch kosten möge, mit frommem treuen Sinne keine Mühe scheuend, zu Ende zu führen. So sagte er den Seinen Lebewohl, und erfaßt auf dem Gipfel irdischen Glückes von der Hand des Todes *)

„Starb er, reuig beichtend, in des Herren Huld."

Sein Leib wurde bis zur Vollendung der neuen in der alten Kirche von Brunshausen, wo auch die Gebeine der Heiligen, die er von Rom mitgebracht, ruhten, beigesetzt. Sein Tod fällt in das Jahr 866, zehn Jahre, nachdem er den Bau von Gandersheim begonnen. Als Grabschrift mögen ihm seine eigenen Worte dienen, womit der fromme Sachsenfürst seine zweite Stiftungsurkunde beschließt: Wir bitten darum Euch, die ihr diesen Stiftungsbrief leset oder höret, daß Ihr Euch mit flehendlichem Gebete für uns an den Schlüsselhalter des himmlischen Reiches wenden wollet, damit derselbe, nach dem Hinscheiden unseres Leibes, kraft der ihm verliehenen Gewalt, uns die Thüre des Paradieses öffne und beim letzten Gerichte vor dem Throne des ewigen Richters uns als ein fürbittender Schützer zur Seite stehe. Amen."

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Annales Xantenses berichten zum Jahre 866: Mense Januario eclipsis lunae facta est, et sanctissimus episcopus Bremensis Ansger de hac luce migravit. Liudolfus comes a septentrione, et in Italia Everwinus, gener Ludewici regis, magnifici viri, de hac luce subtracti sunt. Dagegen setzen die Annal. Sangall. Pertz. Mon. I. 50 und die Annal. Weingart. Ibidem 66 den Tod Liudolfs ins Jahr 864; daß er in der Blüthe seiner Jahre starb, geht aus Roswitha's Klage hervor: Dum vix aetatis fines tetigit mediocres.



XLVIII.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Zweiter Artikel.

Der Leser, der bis jetzt unsern kurzen Mittheilungen gefolgt ist, wird es vielleicht befremdlich gefunden haben, wie wir so sehr an den Vorgängen der römischen Revolution Antheil nehmen konnten, ohne jene Persönlichkeit näher zu beachten, deren gefeierter Name an der Spitze der Bewegung glänzt; wie wir uns auf eine Schilderung der revolutionären Zustände im Kirchenstaate einließen, ohne anders, als nur vorübergehend Pio Nono's zu gedenken, dessen Charakteristik doch vom höchsten Interesse seyn muß. Aber wir haben von Anfang an der Person des allgepriesenen Pius besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und werden dem Leser keineswegs das Bild vorenthalten, das uns tief in die Seele geprägt ist; wenn auch die Schwierigkeit, ein vollständiges Charakterbild desselben zu geben, und die Ideen des Papstes als weltlichen Herrschers genau zu bezeichnen, noch so groß ist, so wollen wir doch hierüber unser Urtheil offen und klar darlegen, und wenigstens unsere subjective Anschauung entwickeln, über deren objectiven Werth tiefer blickende

Beurtheiler entscheiden mögen. Nach einem kurzen Verweilen bei dem Bilde des neunten Pius wollen wir dann die weitere Entwickelung der Revolution in den wichtigsten Zügen verfolgen.

Seit der Ertheilung der Amnestie, dem ersten wichtigen Regierungsacte des neuen Papstes, sind die verschiedenartigsten Urtheile über diesen aufgetaucht, oft sich gerade entgegengesetzt, und um so unwahrer, je mehr sie aus Parteigesinnungen ihren Ursprung hatten. Viele der äußersten Conservativen gaben dem Papste die Schuld, er habe durch seine Amnestie erst die ganze europäische Revolution von 1848 hervorgerufen. Dieses ist wohl in den Augen eines Jeden, der die politische Weltlage kennt, offenbar unrichtig; die geheimen Fäden der Revolution bestanden schon lange vor seiner Thronbesteigung, und auch ohne diese wären jene Umsturzbewegungen hervorgebrochen, die bald nachher sich geltend machten und noch jetzt nicht überwunden sind. Ein neuer Anhaltspunkt für das revolutionäre Treiben war sie allerdings; aber die radikale Partei, die dadurch festeren Boden gewann, hätte sich doch auch ohne dieselbe in einem Kampfe auf Leben und Tod ihn errungen. Pius betrat einen andern Weg, als Gregor, der mehr seiner Herzensgüte, aber auch mehr seinen Grundsätzen zusagte; er wollte verbessern, was zu verbessern war, abhelfen, wo er konnte, mochte ihm auch drohen, was da wollte. Er wollte wie ein Vater sich zu seinem Volke wenden, auch auf die Gefahr hin, schlecht für seine Liebe belohnt zu werden. Eine Aenderung im Kirchenstaate mußte erfolgen; er wollte sie übernehmeu, sollte er auch das Opfer seines Strebens werden. Wenn nun auch seine Schritte nicht Jedem fehlerfrei erscheinen, so darf doch Keiner jene Umstände übersehen, die sein Verfahren, wenigstens theilweise, rechtfertigen können. Ohnehin darf ein billig Denkender bedeutende Schritte eines Souverains nicht rein nach dem Erfolge bemessen; die Absicht, die er gehegt, der Standpunkt, den er eingenommen, die Verhältnisse, die ihn umgeben, müssen alle ihre Berücksichtigung finden. Wir

Menschen, auch die geistvollsten nicht, können unmöglich alle Erfolge unserer Handlungen voraussehen; wir können nur nach höheren Principien unter den verschiedenen Umständen das Zweckmäßigere wählen. Die Revolution war unvermeidlich; eine gewaltsame Explosion wäre in jedem Falle erfolgt. Sie ganz zu vernichten, war nicht möglich; sie zeitweise zu beschwichtigen und zu verzögern, das konnte gelingen. Pius hat das Seine gethan; er benahm der Revolution jeden vernünftigen Vorwand; er schlug sie mit den Waffen des Geistes, da seine materiellen Kräfte ihr nicht gewachsen waren. Hätte er aber, auf dem Standpunkte seiner Vorgänger beharrend, alle und jede Concession an den Zeitgeist verweigert, und die Revolution wäre dann doch erfolgt: so hätte man nur der quietistischen Stabilität des Papstthumes alle ihre Wirkungen zugeschrieben; hätte Pius — so würde man gesagt haben — nachgegeben und zeitgemäße Zugeständnisse gemacht, dann hätte er sich und seinem Volke all das spätere Uebel erspart. So kurzsichtig auch ein solches Urtheil wäre, so hätte es doch bei Tausenden Eingang gefunden, und die Gemüther würden sich noch mehr von dem „veralteten Institut des Papstthums" entfernt haben. Nun aber hat der Papst gethan, was er thun konnte; er ging bis zur äußersten Gränze, die seine Pflicht und sein heiliger Eid ihm vorgezeichnet; mehr konnte er nicht thun. Traf ihn nun doch die ganze Schwere des sich entladenden Gewitters, so waren es Undank und Bosheit, die ihn verfolgt; die Sympathien Tausender mußten sich ihm zuwenden; er erschien als Dulder, dem es vorbehalten war, erst im Unglück seine wahre Größe zu bewähren. Eine providentielle Fügung schien es zu wollen, daß der Statthalter Christi, dem erwürgten Lamme ähnlich, als ein unschuldiges Sühnopfer die Sünden seiner Mitwelt trage, und daß wie das gesammte Leben und Leiden des menschgewordenen Sohnes Gottes im Leben und Ringen seiner Kirche sich wiederholt, also auch die Hinopferung des Schuldlosen stets in ihr ein entsprechendes Analogon finde. Wahrhaftig es ist dieses Alles bei ihm in Er-

füllung gegangen, und es läßt sich in dieser Beziehung wiederholen, was der alte Meister Dante über die Gefangenschaft Bonifaz VIII. sagt:

> Veggio ... nel Vicario suo Cristo esser catto;
> Veggiolo un altra volta esser deriso,
> Veggiolo rinnovellar l'aceto e 'l fele,
> E tra i vivi ladroni esser anciso.

Pius wollte der drohenden Gewalt nicht mit Gewalt begegnen, was ihm doch nicht gelungen wäre; er trat der Gefahr mit sanfter Seele entgegen und verband sich die durch Wohlthun, die auf seinen Sturz bedacht waren. Es gibt zwar eine gewisse geschichtliche Nothwendigkeit, vermöge der aus disponirenden Antecedentien Revolutionen entstehen; aber der wahre Christ glaubt an kein Fatum, das die Freiheit aufhebt. Es war nicht alle Hoffnung auf Rettung aufzugeben; es konnten die bethörten Völker noch die Zeit ihrer Heimsuchung erkennen; es konnten die unruhigen Elemente noch beschwichtigt werden. Vielleicht wäre das auch geschehen, hätten nicht die französische Revolution und der lombardische Krieg, so wie die andern Vorgänge von 1848 Statt gefunden, die selbst die größten Staatsmänner nicht vorausgesehen. Immer bleibt es wahr: Wer den Anstoß zu einer großen und durchgreifenden Bewegung gibt, kann unmöglich alle Modalitäten und Nuançen in ihrer Entwickelung vorher erkennen, noch weniger aber die entfesselten Elemente in Zaum halten; diese werden ihn vielmehr fortreißen mit physischer Gewalt, der die geistige Macht der Idee nicht mehr Widerstand zu leisten vermag. Es zeigt sich in dem Leben manch eines Helden der Geschichte eine großartige Tragödie, die mit seinem Untergange schließt, und seine innere sittliche Größe dann am glänzendsten offenbart, wenn seine äußere physische Größe vernichtet ist. Pius war der Begründer einer bessern Zeit der Kirche, nicht durch seine mit allgemeinem Beifall begrüßten staatlichen Reformen, sondern durch seine willige Kreuzesaufnahme, die der Kirche erst ihren wahren Triumpf bereiten half. Gleich den

Päpsten der ersten Jahrhunderte ging er oft in verschiedene Kirchen, theilte dem Volke das Abendmahl aus, predigte selbst; und noch öfter würde er es gethan haben, hätte er nicht die unbändigen Freudenäußerungen der jubelnden Menge gescheut. Seine ganze Lage wußte er wohl zu beurtheilen. Sagte er doch schon an seinem Krönungstage zu den beiden bei ihm im Wagen sitzenden Cardinälen: Oggi commincia la persecuzione; heute ist der Beginn der Verfolgung. Und als ihm, da er eben von einem Besuche der Kirche der Lazaristen zurückkehrte, die jubelnden Römer die Pferde ausspannten und selbst seinen Wagen wie im Triumphe zogen, da hatte sein Angesicht einen so schmerzlichen Ausdruck (der wohl der lärmenden Menge, nicht aber dem aufmerksamen Beobachter entging), daß man sehen konnte, wie mühsam er seinen Lippen wieder das bald darauf folgende Lächeln abzwang. Ich wenigstens konnte ihn nie für so beschränkten Geistes oder für einen bloßen Gefühlsmenschen halten, der, bezaubert von der allgemeinen Huldigung und geblendet von Ehrgeiz, einer falschen Popularität nachstrebt; ich sah, obschon ich nicht allen und jedem seiner Schritte stets dieselbe Anerkennung zu zollen im Stande war, doch stets etwas Großes und Höheres in ihm; vielleicht — das will ich gestehen — vielleicht hatte auch mich der Zauber seines Antlitzes voll Anmuth und Grazie gefesselt, den noch kein Portrait treu wiederzugeben vermocht hat. Oft folgte ich ihm unter zahlreichen Spaziergängern, wenn er zu seiner Erholung zur Porta Pia hinausfuhr; dort stieg er etwa eine halbe Stunde außerhalb des Thores aus dem Wagen und ging zu Fuße. Mit der innigsten Theilnahme bemerkte ich, wie schon in nicht ganz zwei Jahren die Last seines Pontificates ihm die Haare gebleicht, und das mitten unter einem Jubel, durch den ein Anderer, wäre er ihm zu Theil geworden, sich leicht für den Glücklichsten der Sterblichen gehalten haben würde.

Pius war von großen und edlen Gedanken beseelt; seine Absichten waren rein. Seine Schritte gingen mit der Zeitströmung

Hand in Hand; der Ruf nach Constitution kam ihm nicht unerwartet; die Vorbereitungen dazu hatte er bereits getroffen, namentlich durch die Verantwortlichkeit der Minister. Das heilige Collegium hat dem größten Theile nach seine Schritte gebilligt; so namentlich die Constitution. Was seit der von ihm verlangten Kriegserklärung gegen Oesterreich geschah, kann dem Papste nicht mehr aufgebürdet werden. Die vorhergehenden Reformen fanden die völlige Zufriedenheit selbst der auswärtigen Mächte, wie von Frankreich namentlich die Briefe Guizots an Graf Rossi vom 5. August 1846 und vom 18. Juli 1847 zeugen. Erst in der diplomatischen Note vom 25. August 1847 äußert Guizot Besorgnisse über die fernere Gestaltung der Dinge, die der Papst selber schon lange gehegt, ohne daß sie ihn zu einer Aenderung seiner Regierungsmaxime bestimmt hätten. Wenn Pius und seine Minister sich über den Geist der Bewegung und über die in der Nation vorherrschenden Elemente täuschten, so war es sicher nicht ihnen allein, sondern auch auswärtigen Staatsmännern so ergangen. Daß das römische Volk von 1846 reifer, mündiger und praktischen Ideen zugänglicher sich zeigte, als das von 1831, wie Guizot äußerte, war ein bitterer Irrwahn; daß, wie Jener ferner bemerkte, die gemäßigten Liberalen die Oberhand gewinnen würden, über die gleich Anfangs frech hervortretende Partei des Umsturzes, war eine eben so leere und unbegründete Hoffnung. Doch diese letzte Hoffnung war immer noch werth, eine Beachtung zu verdienen; erst seit der französischen Februarrevolution war sie gänzlich vernichtet. Pius wollte seine Aufgabe lösen, so gut er konnte; später, nachdem er einmal diese Bahn betreten, mochte ihm eine gewaltsame Umkehr, bei der Aufregung der Geister, mit zu großen Gefahren verbunden scheinen; hatte er aber den Weg des Nachgebens einmal eingeschlagen, dann waren alle folgenden Umgestaltungen die natürlichen Folgen der ersten Schritte.

Wir können den Papst nicht besser beurtheilen, als wenn wir seine eigenen Worte beachten namentlich in der so wichti-

gen Allocution vom 29. April 1848. In diesen Allocutionen ist kein Machwerk schlauer Diplomatie zu suchen, sondern die edle, offene Sprache des Kirchenoberhauptes vor der gesammten katholischen Welt. Die Allocution vom 29. April, die nach den radikalen Blättern einer Einwirkung der Reaction ihren Ursprung verdankt, in der That aber nur die nähere Erklärung und Anwendung des in der Allocution vom 4. October Enthaltenen war, spricht sich vornämlich über die Grundsätze des Papstes aus, die geradezu jeder Revolution entgegen standen und entgegen stehen mußten, und erklärt sein Festhalten an den unerschütterlichen Principien des kirchlichen Primats deutlich und bestimmt. Sie schildert die politischen Reformen im Kirchenstaate als hervorgegangen aus dem Streben, dem Bedürfnisse des Volkes eben so, wie den in der Denkschrift vom 21. Mai 1831 enthaltenen Forderungen der Großmächte zuvorzukommen, so wie seine Thätigkeit, die übergroßen Freudenbezeugungen möglichst zu beschränken, und den Erfolg seiner von den auswärtigen Mächten durchaus gebilligten Concessionen zu sichern. Das Dazwischenkommen der allgemeinen europäischen Völkerbewegungen, an denen nicht er die Schuld trage, schildert der Papst als das Ereigniß, das alle mäßigenden Einflüsse paralysirt, die heillose Verwirrung hervorgebracht und den Undank seines Volkes enthüllt. Mit Abscheu erklärte er sich gegen den Preßunfug, gegen die ihm zugemuthete Kriegserklärung, und gegen die ihm zugedachte Präsidentenstelle der italienischen Republik. Schon hier und noch mehr in den späteren Allocutionen und Breven hat Pius die Radikalen trefflich gezeichnet. Man könnte freilich geltend machen, der Radikalismus habe im Kirchenstaate bereits vor der französischen Februarrevolution schon jene Position errungen, von der mit Gewißheit sich sein vollständigster Sieg habe voraussehen lassen; es könne daher nicht diesen Einwirkungen allein und zunächst der Gang der Ereignisse beigemessen werden. Auch wir stimmen hiermit überein; aber nichts destoweniger ist von hoher Bedeutung ein anderes ausländisches Ereigniß, der Sieg des

Radikalismus in der Schweiz. Dieser gab erst den römischen Liberalen jene feste und sichere Haltung, mit der sie nachher imponiren konnten, und in soferne hat in dieser Beziehung die päpstliche Allocution nicht Unrecht, wenn sie den äußerlichen Völkerbewegungen einen so mächtigen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge im Kirchenstaate zuschreibt. Ungescheut jubelten die Patrioten bei den Nachrichten von der Unterjochung der Sonderbundskantone, und sie brachten dem Schweizer-Consul nach Freiburgs Uebergabe eine festliche Serenade. Gegen diese namenlose Frechheit erhob Pius vergebens in rührenden Klageworten seine Stimme; er zeichnete die gegen die Religion verübten Gräuelthaten mit lebendigen Farben, und sprach seinen tiefen Schmerz aus über die Freude derjenigen, die solchen verruchten Thaten öffentliche Anerkennung gezollt. Schon im ersten Jahre seines Pontificates hatte er das Vorgefühl und die Voraussicht dessen, was da kommen werde; er konnte nur warnen, strafen konnte er nicht; denn die eigentlichen Anstifter blieben stets verborgen, und die deren Mandate vollstreckten, waren nicht die wahrhaft Schuldigen, oder auch zu zahlreiche Pöbelhaufen, als daß etwas gegen sie hätte ausgerichtet werden können. Seine öfteren, so warmen und wahren Allocutionen und Proclamationen zeugen von dem tiefen Kummer, der über seiner Seele lag; von Stunde zu Stunde kam das Verderben näher; es sollte das Unheil nicht enden, bis er den Leidenskelch völlig mit seiner Hefe getrunken.

Aber noch einer anderen öffentlichen Aeußerung des Papstes müssen wir erwähnen, die nicht minder energisch und kraftvoll war. Schade, daß seine ganze Macht nur im Worte bestand! Doch dieses Wort, er wußte es zu gebrauchen; seine Worte waren Pfeile, die oft die Herzen durchbohrten, wenn auch die Wunden durch vielfachen Balsam bald wieder geheilt wurden. Die improvisirte Anrede Pius IX. an die vor dem Quirinal versammelte und auf seinen Segen harrende Menge, der er schon in seiner kurz vorausgegangenen Proclamation

ernste Wahrheiten gesagt, machte am 11. Februar 1848 ganz klar, wie Pius dachte und was er wollte. Bei dieser außerordentlichen Scene erschien er wahrhaft groß; er redete, und jedes Wort hatte seine Bedeutung. Ehe er den Segen gebe, sprach er, wolle er einige Worte sprechen; er mahne zu Ruhe und Eintracht, zu Mäßigung und Discretion in den Wünschen, die nie der Heiligkeit der Kirche und der Würde des Staates zu nahe treten dürften. Gewisses Geschrei einiger Wenigen könne, dürfe und wolle er nicht berücksichtigen. Das non posso, non debbo, non voglio ammettere sprach er mit der größten Entschiedenheit und mit dem vollen Gefühle seiner Würde. Man vergleiche damit die früheren Aeußerungen des Papstes, so seine Worte an die Glieder der Consulta im November 1847, und man wird die gleiche Gemüthsstimmung darin erkennen.

Uebrigens dürfen auch noch manche andere Umstände nicht übersehen werden. Von vielen treuen Katholiken, die das Verderben voraus sahen, wurden auch seine Absichten verkannt, was ihn tief schmerzte; von Vielen ward er mißverstanden, und das letztere war seine bitterste Klage bei seiner vertrauten Umgebung; man versteht mich nicht, sprach er, non m'intendono. Insbesondere hatte er wenig treue Beamte; die Ersparungen in den Finanzen, die viele Minderungen hoher Gehaltsbezüge nöthig machten, hatten viele der alten Beamten mißstimmt; die neuen Gesetze und Formen machten sie vollends ärgerlich, oder doch indolent und gleichgiltig. Für eine durchgreifende Reorganisation des ganzen Staatslebens aber ist die allseitige, hingebende Thätigkeit, so wie die treue, gewissenhafte Mitwirkung aller derjenigen unerläßlich, die Organe des Souverains in obrigkeitlichen Stellen sind. Freilich hatten die Beamten, beständig angegriffen und verfolgt, wenig Schutz von der gebrochenen Regierung zu hoffen; aber es gebrach ihnen auch an Takt und Energie, um eine Achtung gebietende Stellung gegenüber dem jede Autorität höhnenden Zeitgeiste zu

behaupten. Die wahren Freunde des Papstes waren lau und träge; seine versteckten Feinde desto rühriger und gewandter. Jeden neuen Act des Papstes wußten sie für sich zu deuten und zu benutzen. Sind aber die Handlungen der Regenten allen Deutungen und Mißdeutungen ausgesetzt, so war dieß nach all dem Vorausgegangenen bei Pius um so mehr der Fall. Hatte man doch selbst sein früheres Leben in einen zauberhaften Roman zu kleiden gewußt, aus dem man sich die seltsamsten Dinge erzählte, mit denen die kecke Phantasie ihr heiteres Spiel trieb. Viele auch in deutschen Zeitungen reproducirte Nachrichten über das Leben des Giovanni Mastai vor seinem Pontificate beruhen theils auf Verwechslungen mit anderen Gliedern dieser Familie, theils auf tendenzmäßig erdichteten Erzählungen, die man vielseitig bis in's kleinste Detail ausgesponnen und mit artigen Zugaben bereichert hat. Auch Levin Schücking hat in seiner, mit vielem Anflug von Poesie geschriebenen „Römerfahrt" (Coblenz 1848) dem vergötterten Pio Nono durch sein mit einem schwankenden „Vielleicht" eingeleitetes Insinuiren eines romantischen Liebesabentheuers (!) noch größeres Interesse des lesenden Publikums zuzuwenden gesucht; ein solcher Heiligenschein durfte dem so zartfühlenden Heros des modernen Christenthums nicht abgehen, dem er doch einmal angehören sollte. Was mußte sich Pio Nono nicht noch Alles gefallen lassen! Den Einen war er ein Freigeist, Freimaurer, Freidenker; den Andern ein immer noch zu hierarchisch gesinnter Reformator; wieder Anderen das erste staatsmännische Genie Europas; Anderen ein seichter, von Ovationen aufgeblähter Kopf; den Einen ein Gott, den Andern ein Teufel. In der That, er ward in der Mitte zweier Schächer gekreuzigt.

Nach all dem Gesagten fassen wir unsere Ansicht über den berühmten Papst in folgenden Sätzen zusammen. Pius war und ist ein treuer Katholik, ein frommer Priester, im Privatleben eine liebenswürdige Persönlichkeit, auf dem Throne ein väterlicher Herrscher. Er hat volle Gewalt über sich selber

und ein heiteres Lächeln verbirgt oft den tiefen Schmerz seiner Seele. Er ist Italiener von ganzem Herzen; aber über den Italiener geht ihm der Papst, über die Nation die Kirche. Er ist durchdrungen von der hohen Idee seiner apostolischen Würde, und auch in der freundlichen Herablassung sich stets derselben bewußt. In der Rede ist er gewandt und lebhaft, im Handeln rasch und rückhaltlos. Wohl ist Milde und Herzensgüte ein hervorstechender Zug seines Charakters, aber sie geht nicht bis zur Schwäche, wie man so oft ihm vorgeworfen, seine Pflicht steht ihm höher. Er ist ausgerüstet mit hohen Geistesgaben, ohne gerade genial zu seyn; er ist nicht unerfahren in der Politik, ohne indessen sich eigensüchtig durch die Grundsätze der Staatsklugheit bestimmen zu lassen. Er ist der Mann des Gebetes. Seine Absichten waren groß und edel, und wenn er in Manchem sich täuschte, so war er ja Mensch und das errare humanum gilt in diesen Dingen auch von Päpsten; kein „Ultramontaner" hat aber je den politischen Maßregeln der Päpste Unfehlbarkeit beigemessen. Für einen unübertrefflichen Staatsmann habe ich auch Pius IX. nie gehalten, zollte ihm aber nichtsdestoweniger die aufrichtigste Bewunderung selbst in der Zeit, wo man unablässig die „Ultramontanen" als dem „reformatorischen Papste abgeneigt" zu schildern bemüht war. Im Feuerofen der Prüfung bewährte sich völlig das reine Gold seines erhabenen Charakters. Gaëta und Neapel haben den hochherzigen Pius größer gesehen, als das stolze Rom in den festlichen Tagen des ersten Jubels ihn zu zeigen vermocht hat.

Nach dieser Episode, in der wir ein unserer subjectiven Anschauung treu entsprechendes Bild Pio Nono's zu entwerfen suchten, so wenig vielleicht es manchem unserer Leser, als das richtige erscheinen mag, gehen wir zu den Decemberereignissen von 1847 über, die um so wichtiger sind, als sich bereits hier der politische Horizont bedeutend umdüsterte, und schon die Anfänge jenes Mißtrauens gegen den vorher mit betäubendem

Jubel überall begrüßten Pius kund gaben, welches nachher bis zur völligen Unzufriedenheit gesteigert ward. Cardinal Ferretti, der Nachfolger Gizzi's, dem die radikale Presse nur ein sechsmonatliches Ministerium gleich Anfangs prophezeite, und den sie bald wieder zu verdrängen versprach, was ihr auch gelungen ist, war seiner Ueberzeugung nach nicht der Mann der Concessionen und Transactionen mit der radikalen Bewegung. Der Conflict zwischen seiner Ueberzeugung und der Stellung, in die er nun versetzt ward, mußte nothwendig ihn in eine schiefe Richtung bringen, deren Nachtheile selbst die Thatkraft seines Geistes nicht zu beseitigen vermochte. Er mußte, um nicht Alles zu verderben, sich den Dingen anbequemen, wie sie waren, und die wohlwollenden Gesinnungen seines gekrönten Vetters ebenfalls an den Tag legen. Nebstdem kamen ihm die Häupter der Bewegung mit einer solchen zuvorkommenden Aufmerksamkeit und Veneration entgegen, daß er nicht umhin konnte, sie herablassend und gütig zu behandeln; sollte nicht alle Hoffnung aufgegeben werden, so mußte er die Besseren und Gemässigteren der Progressisten an sich ziehen und gewinnen. Man hielt die Ultraradikalen für den geringern und schwächeren Theil, der natürlich der überwiegenden Zahl der besseren Liberalen, wie Orioli, Azeglio u. A. weichen müsse. Die Ultraradikalen und Umsturzmänner waren allerdings die geringere Zahl; allein das ist ja eben eine Hauptsache bei den modernen Revolutionen, daß eine an sich schwache Partei durch ihre Taktik und die Macht der Ereignisse die Zahmen inconsequenten Halben nach und nach beseitigt, verdrängt und überflügelt; daß sie überrascht und stürmisch eilt, während jene zaudern; daß sie mit unerschütterlicher Consequenz und nach wohl durchdachtem Plane verfährt, während die sogenannten gemäßigten Liberalen ihre Kräfte zersplittern, unter sich uneinig sind und um Theorien sich streiten, die oft himmelweit von einander liegen; daß daher Jene diese als brauchbare Werkzeuge benützt, so lange beide Richtungen gemeinsamen Schrittes mit einander gehen und Ein Ziel verfolgen, aber, so bald die

Wege sich scheiden, sie wegwirft und ausstößt, nachdem sie selber durch deren Hülfe groß geworden und zu einer gewaltigen Macht herangediehen ist. Die Revolution untergräbt allmählig die Fundamente des Gebäudes, während die gemäßigte Richtung der Liberalen einen Stein nach dem andern löst; die Abtragung des Daches folgt, es stürmt dann die Revolution rasch darauf los und macht tabula rasa. Das Vertrauen also, das man auf die gemäßigten Wackelmänner setzt, wird getäuscht; diese sind nicht im Stande, das Unheil abzuwehren und dem Verderben zu steuern; sie müssen entweder selber der Strömung folgen, oder sie werden durch deren Andrang vernichtet. Zwischen diesen beiden Parteien, von denen gleich wenig Heil zu erwarten war, stand Ferretti; was konnte er, nachdem die Dinge schon so weit gediehen, und die Revolution mit jedem Tage kecker auftrat, bald alle Transaction verschmähend, noch Wirksameres thun?

Wenn man es befremdend fand, daß Ferretti den Volksmännern später sich nicht mehr so gefällig erwies, als er im Anfang zu thun den Schein hatte, so waren die immer dreister hervortretenden Forderungen der Parteien Schuld, denen er unmöglich seine Zustimmung geben konnte, und wenn er sich verschieden über dieselben Männer äußerte, so war das kein Wechsel seiner Gesinnung, sondern eine nothwendige Rückwirkung ihres verschiedenen Benehmens und ihrer veränderten Stellung gegenüber der Regierung. Die Beschränkung der Presse, und Verschärfung der Polizeiaufsicht war mehr als je Bedürfniß; sie lagen lange im Sinne des Staatssekretärs; aber es bedurfte äußerer Anläße, sie mit Grund eintreten zu lassen; und als diese sich fanden, trat das „reaktionäre" Ministerium damit hervor. Das waren natürlich Hauptverbrechen in den Augen der ungezügelten Presse; die Winkelpressen waren um so thätiger, je mehr die Redactionen der Journale auf ihrer Hut seyn mußten. Man nannte bereits den beliebten und allerdings talentvollen Prälaten, Corboli-Bussi, als Ferrettis Nachfolger. Die Unruhen in Neapel, die Verhaftung Paradisi's, des Anklägers Torlonias, die vie-

len Gerüchte über den Ursprung des Arbeitertumults in Trastevere, und die immer noch in Gang gehaltenen Befürchtungen reaktionärer Umtriebe mehrten die Mißstimmung um ein Bedeutendes.

So kam der Festtag des Evangelisten Johannes heran, an dem man das Namensfest des Papstes durch einen Fackelzug nach dem Quirinal zu feiern babsichtigte. Trotz der heftigen Regengüsse fand dieser Statt; die Theilnehmer waren aber dem größten Theile nach ein durch Ciceruacchio zusammengerafftes Gesindel. Durch sein Erscheinen auf dem Balcon bei dem ungünstigen Gewitterregen zog sich Pius eine Erkältung zu, an der er einige Tage zu leiden hatte. Sein motu proprio vom 30. December über das Ministerkonseil ward bald günstig, bald ungünstig beurtheilt. Am meisten gefiel nebst der ausgesprochenen Verantwortlichkeit der Minister die Bestimmung, daß vierundzwanzig Auditoren gleichsam als *diplomatische* Pflanzschule dem Ministerium beigegeben werden sollten, die Hälfte von weltlichem Stande; hier sah man doch wenigstens die Keime des so heiß ersehnten Laienministeriums.

Der erste Tag des neuen Jahres 1848 brachte in Rom schon so ziemlich den Vorgeschmack alles dessen, was in ihm zu erwarten stand. Eine Sciroccoschwüle zeigte sich am politischen Horizont; Alles war in Unruhe und Beängstigung. Daß ein Sturm drohe, ahneten Viele; woher aber, das war den Wenigsten klar. Jeden Tag war ein Aufruhr, ein Skandal zu befürchten, und dem Papste ward im Geheimen immer mehr der Boden untergraben. Damals tauchte jene Liste der vierunddreißig „Postulate des Volkes“ auf, die immer mehr der Masse eingepredigt wurden. Der erste Punkt verlangte Preßfreiheit, der zweite Entfernung der Jesuiten, der dritte Bewaffnung der Bürgergarde, der vierte Eisenbahnen, der fünfte Verhinderung unrechtmäßiger Gewaltausübung von Seite der Polizei, der sechste ein unparteiisches Gesetzbuch u. s. f. Charakteristisch ist außer Nr. 10, Lega italiana, noch der eilfte Punkt: Judenemancipation; das war eine Forderung desselben

Volkes, das so entrüstet sich zeigte, als nur davon die Rede war, der jüdischen Bevölkerung das Wohnen außerhalb ihres Ghetto zu gestatten! Nicht minder bedeutsam waren Nr. 16: Artillerie für die guardia civica; Nr. 17 Publikation der Protokolle der Staatsconsulta; Nr. 18 Säcularisirung der Beamtenstellen; Nr. 28 Freilassung der von der Amnestie noch ausgeschlossenen vierundzwanzig Gefangenen; Nr. 29 Vertrauen auf das Volk; Nr. 32 Abschaffung der Fideicomisse; Nr. 33 Reform der Gesetzgebung über die manus mortuas; Nr. 34 Anhalten der religiösen Congregationen zu besserer Beobachtung der staatsbürgerlichen Pflichten. Solche Forderungen, welche die Partei des gemäßigten Fortschritts desavouirte, mehrten die Gährung. Am Neujahrstage wollten die Radikalen mit Gewalt bis zum Papste dringen, um diese bereits an mehreren öffentlichen Plätzen angeschlagenen „Volkswünsche" ihm selber zu überreichen, und nur das Einschreiten des Governatore hielt sie davon ab. Fürst Corsini, der neue Senator, den man dafür gewinnen wollte, ermahnte in seiner bei dem Amtsantritte erlassenen Proclamation zu Ruhe und Arbeitsliebe, zu Mäßigung und Gesetzlichkeit; er mußte aber selbst zum heiligen Vater gehen, um den Haufen zu beruhigen. Man hat von der wirklichen Ueberlieferung der genannten Postulate an den Papst vielfach geredet; nachher ward der Nachricht widersprochen. Das Wahre an der Sache ist Folgendes nach den Mittheilungen eines wohlunterrichteten Prälaten. Da der Papst eine mit solchen Aufträgen abgesendete Deputation nicht vorließ, ehe dem Staatssekretär die Postulate selbst überreicht waren, so kam der politische Harlekin Ciceruacchio mit diesen zu Ferretti. Dieser las das Blatt und warf es entrüstet dem Ueberbringer vor die Füße. Ihr Schurken (birboni)! rief er aus, seid ihr nie zufrieden? Seid ihr unersättlich? Wie weit soll euere Unverschämtheit noch gehen! Auf einen solchen Empfang nicht gefaßt, erschrack der Bote der öffentlichen Meinung und stammelte zitternd: Eminenz, ich wußte nicht, was auf dem Blatte steht; einige Volksfreunde haben es mir übergeben.

Ich weiß es, sprach Ferretti, daß nicht Ihr der Hauptschurke seid, Ihr seid das willenlose Werkzeug Anderer. Aber Ihr nehmt keinen Rath an; Euch ist nicht zu helfen. Das war das Schicksal dieser, des „Jahres der Errungenschaften“ so würdigen „Volkswünsche.“ Solche Vorgänge verschwieg die wühlerische Presse freilich; aber desto mehr stieg ihre Wuth gegen den Cardinal. Ja sie stellte später sogar die Sendung des „Volkstribuns“ an den Staatssekretär in Abrede, und erklärte sie für ein eitles Mährchen. Am Neujahrstage selbst wurden indessen überall die Wachen verstärkt. Den 2. Januar fuhr der Papst zur Beruhigung der erhitzten Gemüther und auf Bitten des Senats aus. Da war der wackere Volkstribun gleich bei der Hand, um seine lächerliche Figur auf einen nach der päpstlichen Carosse fahrenden Hofwagen zu postiren, wo er seine Fahne schwang, welche die Inschrift hatte: Heiliger Vater, Gerechtigkeit für das Volk, das mit Euch ist! Inzwischen schrieen mehrere neben dem Wagen herlaufende Volksmänner, als deutlichen Commentar zu dieser Inscription, ihr: Nieder mit den Reaktionären! Freiheit! Fortschritt! und betäubten durch ihr unbändiges und fast drohendes Geschrei das Ohr ihres Schlachtopfers. Pius kam mehr krank in den Pallast zurück, als er ihn verlassen; er konnte der harrenden Menge den Segen dießmal nicht ertheilen, und Ciceruacchio kommandirte seinen Troß nach Hause. Der Grimm der Patrioten hatte meist dem ganz unschuldigen Monsignor Savelli gegolten; eigentlich aber war Cardinal Ferretti gemeint. Viele wußten nicht, was sie riefen; sie schrieen eben, weil das gerade in der Mode war und nothwendig zu einem guten Patrioten gehörte. Daß bei diesen und den vielen ähnlichen Vorfällen zahlreiche Mystificationen Statt hatten, ist nur zu gewiß. Die Regierung mußte vor Allem suchen, die allzuhäufigen Festzüge nach dem Quirinal möglichst selten zu machen, und da der römische Magistrat das eigentliche Organ war, durch das die Gesinnungen des Volkes dem Monarchen ausgedrückt werden sollten, war es ungeziemend, diese Aeußerung

derselben von Anderen zu vernehmen, oder gar durch das wilde Geschrei der Masse sie sich überbringen zu lassen. Was das Gouvernement für seine Selbsterhaltung that, und das geschah immer so schonend als möglich, das ward ihm regelmäßig zum Verbrechen gemacht, und bei dem allgemeinen Mißtrauen und der Zerrissenheit aller Classen der Bevölkerung ward von ihm allein stets Vertrauen auf die guten Gesinnungen des Volkes gefordert.

Unterdessen konnte der Geist des Aufruhrs auch in den übrigen italienischen Staaten sich erheben; in Sicilien war bereits der Aufstand ausgebrochen; in Mailand, Genua, Livorno hatte es Tumulte gegeben. Englische und schweizerische Emissäre reichten sich durch ganz Italien die Hände; die schöne Halbinsel sollte eine zweite Heimath des Radikalismus werden, wie es die Schweiz bereits geworden. Seit dort sein Sieg entschieden und sein Herd gegründet war, konnte er auch in dem übrigen Europa sich kühn und mit Blitzesschnelle verbreiten. Die römischen Klubbs suchten vor Allem die lebhaftesten Sympathien für alle diese Bewegungen zu erregen; der dem Schweizer-Consul gebrachte Fackelzug war das Präludium; einen gleichen Zweck hatte die am 11. Januar in der Kirche des heil. Karl Boromäus für die beim Mailänder Cigarrentumult gefallenen „Patrioten" veranstaltete Todtenfeier; gerade so wie eine spätere, wo es nicht mehr auffallend seyn konnte, abgehaltene Feier für die Barrikadenhelden von Wien — eine politische Solennität mit religiösem Gepränge. Dabei kamen viele, in pomphafte Phrasen eingekleidete Aufforderungen zur Vaterlandsvertheidigung zum Vorschein; die Clandestina führte das dulce pro patria mori beständig im Munde; die hin und wieder reisenden Agenten des Auslandes mehrten die Besorgnisse nach Kräften. In den Versammlungslokalen der exaltirten Fortschrittsmänner verschlang man mit Gier die Nachrichten aus Sicilien, Neapel, Sardinien, Parma und der Lombardei; die Pamphlete gegen die Regierung erschienen in Tausenden

von Exemplaren an den Straßenecken angeheftet. Ferretti mußte an allem Uebel die Schuld tragen; er konnte unmöglich länger dem Ministerconseil präsidiren. Bereits mehrmal hatte er erfolglos seinen Vetter um seine Entlassung gebeten; jetzt konnte dieser nicht mehr widerstehen, und ernannte den Cardinal Bofondi zum Staatssekretär (21. Januar), während Ferretti als Legat nach Ravenna abging. So war bereits der dritte Staatssekretär ernannt; auch diesem konnte man keine lange und glückliche Führung des Ministeriums versprechen. Die Regierung wurde jetzt zu immer neuen Concessionen gezwungen; die Uebergabe dreier Portefeuilles an Laien ward mit Freuden begrüßt; aber es war noch immer zu wenig; die nie zu sättigenden Exaltirten riefen immer nach Mehr. Nachdem der Wunsch des ministero laico wenigstens theilweise befriedigt war, rief nun Alles nach Constitution. Alle darauf hinzielenden Vorgänge in den übrigen italienischen Staaten fanden im Kirchenstaate den lautesten Anklang; Dank- und Freudenfeste gab es in Menge. Die auf Anlaß der neapolitanischen Constitution in Folge einer vom Senate ergangenen Einladung am 3. Februar in Rom veranstaltete Illumination war bereits mit drohenden Demonstrationen gegen Solche ververbunden, die man für anticonstitutionell gesinnt hielt. Warum gibt Pius noch keine Constitution? fragte der römische Philister, der doch nicht sehen wollte, daß Rom hinter andern Ländern zurückblieb. Daran sind die Aristokraten Schuld, hieß es, die Jesuiten, die Cardinäle, Lambruschini, „der Despot und die Geißel Italiens“, Bernetti, „der Chef des Bureaukratismus“, Altieri, „der Sklave des Barbaren“; diese und die vielen Principi sind die Feinde der Volksfreiheit. Da war das Gesindel über diese geistlichen und weltlichen Aristokraten hoch ergrimmt, ließ aber doch Torlonia und andere Fürsten hochleben, wenn sie mit reichlichen Spenden von Wein und Fleisch die vom Schreien und Toben ermüdeten Helden erquickten. Andere wirkten beruhigend ein auf die Menge; die Constitution, sagten sie, wird bald, in sechs bis sieben Wochen, erscheinen,

und wird noch vortheilhafter ausfallen, als selbst die neapolitanische. Jetzt war es nichts Seltenes mehr, daß einzelne Haufen nach Monte Cavallo zogen und mit gellender Stimme, so daß es bis in die inneren Gemächer des Pallastes erschallte, ihr Constituzione! oder (da Viele das Wort nicht verstanden) ihr Constipazione! riefen. Von den Engländern zeigte besonders Lord Minto, obschon sehr mit Sicilien beschäftigt, den römischen Patrioten seine Sympathien, so daß dieser fleißige Correspondent und Agent Palmerston's mit Serenaden beehrt ward; ja die Dankbarkeit für die freisinnigen Britten machte sich in den (für das leitende Comite allerdings fatalen) Ausrufungen geltend: Es lebe das freigebige England! Es leben die guten Freunde in Brittanien! Die Fäden der radikalen Verbrüderung zeigten sich so immer deutlicher, der Zusammenhang klarer. Die radikale Presse Roms hatte zehn Tage vorher schon die Uebergabe Freiburgs verkündigt; später mit ächt prophetischer Gabe den Sturz Metternich's um mehrere Wochen voraus gesagt; sie wußte Alles, sie sah Alles. So bildete sie den Glauben an ihre Untrüglichkeit bei dem bethörten Volke heraus. Die konservative Presse war verhältnißmäßig sehr schlecht vertreten; die Gazetta di Roma, die als Staatszeitung an die Stelle des Diario getreten war, hatte vollauf zu thun, nur die der Regierung am meisten nachtheiligen Gerüchte und Erfindungen der Revolutionspartei zu widerlegen; zu dem Unternehmen, ein gediegenes, konservatives Blatt zu gründen, scheute sich Jeder die Hand zu bieten; selbst die den Gedanken in Anregung gebracht, wurden von den „Söhnen der Freiheit" verfolgt. Alles politisirte, raisonnirte, phantasirte, lärmte, tobte; die Theater suchten die allgemeine Aufregung noch zu fördern; die guardia civica übte Justiz auf den Straßen und vor den Kaffeehäusern; die Stelle des governatore di Roma, der gewöhnlich zugleich Polizeiminister war, wurde zu einer unerträglichen Last; man wollte ja gar keine Polizei mehr; die war eines freien Volkes unwürdig, und nebstdem erwartete man in wenigen Tagen die —

„Constitution.“ Hatte man schon von der Errichtung des municipio sich goldene Berge versprochen, um wie viel mehr erst von der Constitution! Dabei sah man auf die Schweiz, als den Musterstaat Europas; dahin sollte auch der Kirchenstaat kommen. Und Pio Nono? Ach der wurde ja, wenn nicht Re d'Italia, doch — erster Präsident der italienischen Republik.

Pius war keineswegs der Constitution abgeneigt; er hielt sie für ein Bedürfniß der Zeit. Aber er wollte sie erst vorbereiten, und dahin zielten die meisten der vorausgehenden motuproprio. Man wartete niemals den Erfolg der früheren Maßregeln ab, und ließ der Regierung nie Zeit, die Früchte ihres Bemühens zu ärndten; sondern im Sturmschritte drängte man sie zu immer neuen Einrichtungen und Statuten. So großes Interesse Anfangs die Staatsconsulta hatte, so sehr war sie nachher ohne Bedeutung und Einfluß; man stritt lange über die Veröffentlichung ihrer Verhandlungen; diese hatten aber schon längst ihr Interesse verloren: Eben so wußte man auch die Constitution, welche die äußerste Gränze der päpstlichen Concessionen seyn sollte, noch ehe sie erschien, dem Volke gleichgültig zu machen. So lange man nicht wußte, ob eine Constitution erscheinen werde, drang man darauf mit Ungestüm; als man gewiß wußte, der Papst werde sie geben, drängte man sie bald wieder in den Hintergrund. So war sie schon vor ihrem Erscheinen antiquirt; überhaupt suchte man den Pöbel zu gewöhnen, alle Concessionen der Regierung nicht als Wohlthaten, sondern als eine Pflicht, ein dovere zu betrachten, vermöge der Pius dem Volke nur das restituire, was seine Vorfahren ihm ungerecht entrissen. Darum ist es leicht begreiflich, wie es schon in den ersten Februarwochen zu tumultarischen Auftritten auf dem Corso kommen konnte, wo man rief: A basso la moderazione! Diese Tumulte riefen die energische Proclamation und jene gewichtigen, oben bereits erwähnten Worte hervor, die Pius von der Loggia aus am am 11. Februar dem versammelten Volke sagte. Da schien in

der trunkenen Menge die Besinnung wiederkehren zu wollen; aber sie war von kurzer Dauer; der Einfluß der Klubbs war viel zu nachhaltig. In dem geheimen Consistorium vom 14. Februar wurde die Einleitung zu der Constitution in der Art begonnen, daß eine besondere Commission für die zweckmäßigen Erweiterungen des Staatsgrundgesetzes niedergesetzt ward. Der neue Polizeiminister, Fürst Teano, bezeichnete seinen Amtsantritt durch die Verhaftung mehrerer verdächtiger Individuen, namentlich Solcher, die etwas zu voreilig schon jetzt das Morte ai preti! angestimmt. Der Papst suchte durch seine kraftvolle Anrede die Civica von dem Geiste der Anarchie ferne zu halten, die aber nur zu sehr bei ihr Eingang gefunden. Inzwischen begann seit dem 20. Februar der Adressensturm um Constitution, mit der Pius zu lange zu zögern schien; die Schrift Ventura's über die sicilianische Frage ward mit Applaus empfangen, während seine Broschüre über die römische Constitution, wie wir bereits erwähnt, als zu gemäßigt und mit zu viel Zurückhaltung geschrieben, sehr ungünstig aufgenommen ward. Die Gährung nahm überhand; während jetzt im Auslande Dinge vorfielen, welche die imposante Macht der revolutionären Partei zu ihrer vollen Größe erhoben, und den Gang der Ereignisse auch hier in einer Weise beschleunigten, daß bald auch der letzte Stern einer besseren Hoffnung erbleichte.

Mir ist es nicht möglich, pragmatisch nach den Forderungen, die man an den Geschichtschreiber stellt, alle diese Vorgänge zu entwickeln; das mag ein ruhigerer Beobachter, der nicht so sehr von Mitgefühl ergriffen ist, als ich. Man erlasse es mir, die wichtigen Einflüsse der französischen und deutschen Revolution hier näher zu beleuchten; sie sind ohnedieß zur Genüge bekannt. Ich begnüge mich, aus dem noch übrigen Theile der römischen Revolution die wichtigsten Bilder dem Leser vorzuführen, so wie sie mir in die Seele geprägt sind, und die Beobachtungen darzulegen, die ich hier zu machen Gelegenheit fand. Auch hier werden nur Bruchstücke erscheinen, doch vielleicht für den ernsten Betrachter nicht ohne Werth.

XLIX.

Persönliche Freiheit. Gleichheit. Brüderlichkeit. Gesetzlichkeit *).

Wenn wir nach so vielen Revolutionsfreiheiten die Freiheit der Person, mit Inbegriff der Sicherheit sowohl der Person als des Eigenthums, zuletzt erwähnen, so geschieht es, weil diese Freiheit die vernünftigste und allgemein verständlichste von allen ist, welche die Revolution proclamirt hat. Sie kann auch nicht anders, als diese Freiheit proclamiren, weil ohne diese alle anderen Freiheiten des Bodens und der Möglichkeit entbehrten. Es fragt sich hier lediglich um die praktische Uebung, wie sie ihre eigene Forderung erfüllt, ihre Versprechungen hält, wie viel freier die Personen, wie viel sicherer sie selbst und ihr Eigenthum durch die Revolution geworden sind. Da ist nun für's erste die große Anzahl Bürgerpflichten, welche die Revolution vorschreibt und erzwingt, eben keine Erweiterung der persönlichen Freiheit. Der Bürger in dem neuen System muß einmal mit Aufopferung seiner Zeit, mit Hintansetzung seiner Beschäftigung und seines Erwerbs

---

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution" s. Bd. XXIII. S. 796.

den allgemeinen Waffendienst mitmachen, Stundenlang Wache stehen, in unruhigen Zeiten, d. h. unter Herrschaft eben dieses Systems, in der gewöhnlichen patrouillirer Weise Straßenunfug verhüten, Bewegungen dämpfen nöthigenfalls Blut und Leben gegen die immer neu wachsenden Köpfe der ultrarevolutionären Hydra einsetzen. Er muß in Ausschüssen sitzen, ohne immer seine Mitwirkung ablehnen zu können, Wähler seyn zu einer Menge Municipal-, Provincial- oder Reichsversammlungen. Er muß dem Loose Folge leisten, das ihn zu einem Geschwornengerichte beruft, und mit gespannter Aufmerksamkeit, will er sein Gewissen nicht beflecken, den oft mehrtägigen Sitzungen eines dunkeln und verwickelten Prozesses beiwohnen. Sein Vermögen wird durch die Menge und Höhe neuer Steuern — denn das revolutionäre Regierungssystem ist bekanntlich von allen das theuerste — bedeutend in Anspruch genommen; andere Zumuthungen für Beiträge zu allerlei Revolutionszwecken werden an seinen patriotischen Eifer gemacht. Dieß in gewöhnlichen, und, wenn das Wort erlaubt ist, ordentlichen Läuften dieses Systems. Aber die außerordentlichen und unordentlichen Läufte sind nicht viel ungewöhnlicher. Die Meisterschaft der Revolution überbietet sich nicht selten selbst, oder wird ihr eigener Dupe. Bewegungen anderer Art, als die von den ursprünglichen Meistern gewollten, überrennen die erste Linie der revolutionären Ordnung. Die Grundsätze der Revolution erfüllen sich dann consequenter. In diesem Falle aber gerathen Eigenthum und Leben der Bürger in die äußerste Gefahr. Der Proletarier sucht seine Freiheit, wie er sie versteht; der Communist realisirt seine Begriffe von Eigenthum. Raub und Mord können dann die tägliche Ordnung werden. Zur Abschlachtung der freien Bürger gibt es übrigens auch noch andere Wege. Man sehe und erwäge die ältere und neuere Revolutionsgeschichte Frankreichs und Oesterreichs. So hält die Revolution auch dieses Versprechen. In Anschlag darf übrigens auch gebracht werden, wie selbst im ruhigsten Verlaufe der Revolutionsherrschaft unzählige Gesetze erwachsen,

die dem Bürger wehren, seine Kinder zu erziehen, wie er will, seinen Rock machen lassen, wo er will, den Wein zu trinken, den er will, und Unzähliges dieser Art, denn die revolutionäre Gesetzgebung ist unerschöpflich und erfinderisch, und gewinnt mit scharfem Auge auch dem harmlosesten Schritt des Privatlebens jene Seite ab, durch die er in's öffentliche Recht und unter den gesetzlichen Zwang verfällt. So viel von der persönlichen Freiheit der Revolution.

Wir gehen über zu einer andern Revolutionsparole. Nicht als ob wir die erste Parole, der Freiheit, auch nur einigermaßen erschöpft, als ob wir die Myriaden der hierin verborgenen, in praktischer Anwendung leider nur allzu offenbaren und fühlbaren Lügen alle entlarvt hätten. Unsere Absicht legt uns Kürze auf, wir mußten mit einzelnen Hervorhebungen und Andeutungen zufrieden seyn. Zum Glücke für die Verständlichkeit unserer Darlegung und zum Unglücke für die Welt läuft ein reicher, erklärender und ergänzender Commentar durch die Geschichte unserer Zeit. Wir können Niemanden dunkel bleiben, die thätige Revolution gibt sich Mühe, uns zu erhellen und zu vervollständigen; wir können selbst Niemanden ungerecht oder unwahrhaftig scheinen; die Revolution hört nicht auf, für uns zu zeugen und uns zu rechtfertigen. — Also die zweite Revolutionsparole lautet: Gleichheit. Ein noch viel unklareres und täuschungsreicheres Wort, als jenes der Freiheit. Der mathematische Begriff der Gleichheit ist freilich im höchsten Grade klar; allein er ist in jener Wissenschaft ein absoluter. Von einer absoluten Gleichheit der Menschen kann mit gesunden Sinnen nicht gesprochen werden; also von einer relativen, d. h. in gewissen Rücksichten und Beziehungen. Und in welchen? — Hier beginnt die Unklarheit und Täuschung. — Es steht einmal fest, daß alle Hervorbringungen der Natur und des Geistes im höchsten Grade mannigfaltig, d. h. ungleich

sind, und daß es z. B. unmöglich ist, unter den Tausenden von Blättern desselben dicht belaubten Baumes zwei zu finden, die sich vollständig und in Allem gleich wären. Es ist, als wenn die Natur, obwohl sie alle diese Blätter nach einem bestimmten Gesetze im Allgemeinen gleichförmig bildet, dennoch in Bildung des Einzelnen sich so zu sagen eine gewisse Freiheit vorbehalten wollte. Diese Mannigfaltigkeit in den niedrigen und geringen Hervorbringungen tritt bei den höheren und bedeutsameren in desto größerer Auffälligkeit hervor, und noch viel weniger, als zwei Blätter desselben Baumes wird man zwei Bäume derselben Gattung, oder zwei Thiere desselben Geschlechts in ihrer ganzen Bildung gleich und einstimmig finden. Die Verschiedenheit der Menschengesichter braucht nicht in Erinnerung gebracht zu werden. Die Natur ist hier, wie überall, Ausdruck und Sinnbild des Geistes. Die geistigen Erscheinungen aller Art sind von der unendlichsten Mannigfaltigkeit, nicht bloß was Wesen und Anlagen der Geister, als solcher, sondern auch was Beziehungen und Verhältnisse aller geistigen Erscheinungen betrifft. Nach der Lehre der Kirche sind die Engel nicht gleich. Die Menschen werden, nach der täglichen Erfahrung, in der äußersten und determinirtesten Ungleichheit geboren, und zwar, als Synthesen von Geist und Leib, in dieser zweifachen, beiderseits aber unendlich vielfältigen Ungleichheit; verschieden an Gesundheit und Kräften, an Fähigkeiten und Anlagen, an mitgeborenen Verhältnissen zu ihres Gleichen. Denn so lange die Revolution nicht den Charakter der Welt und die Bedingungen des Lebens revolutionirt haben wird, was ihr nie gelingen kann, so wird der Sohn des reichen und geehrten Mannes schon von Geburt an in ganz anderer Stellung zu seinem Nebenmenschen seyn, als jener des Armen oder Verachteten. Fügen wir zu dieser natürlichen und ursprünglichen Ungleichheit die noch weit bedeutsamere und folgenreichere aus dem Gebrauche der Freiheit und in der Geschichte des Lebens entwickelte hinzu, erwägen wir gründlich und aufrichtig die Verschiedenheit der Menschen an Kenntnissen

und Fertigkeiten, an moralischem Charakter, an thatsächlich erworbenen Rechten, so ergibt sich mit Nothwendigkeit und unabweislicher Evidenz, daß das in sich mannigfaltigste und ungleichste Geschöpf auf Erden der Mensch sei. Der Gedanke von einer Gleichheit der Menschen ist dem Alterthume völlig fremd. Diesen, in seiner Wahrheit gewaltigen und erschütternden Gedanken, hat zuerst das Christenthum ausgesprochen. — Wie, das Christenthum? — Und die Revolution hätte einen christlichen Gedanken zu dem ihrigen gemacht, und ließe sich's angelegen seyn, ihn der Welt zu verkündigen? — Ja, wie sie immer thut. Sie vergiftet mit dem Zusatze ihrer Lüge jede große und ewige Wahrheit, und bereitet sie so zu einem furchtbaren, ewigen Gifte zum Verderb der Generationen und Jahrhunderte. Sie muß so vorgehen. Denn aus sich selbst hat sie nichts; die reine Lüge ist nicht geschickt, ein Menschenherz zu gewinnen, das zur Wahrheit geschaffen und vorbestimmt ist. Sie muß Wahrheiten tödten, und mit ihrer Lügenseele in die Wahrheitscadaver hineinfahren, um Menschengeister zu betrügen, welche nur die Form und Erscheinung der Wahrheit dauernd gewinnen kann. Die Wahrheit aber ist eine Einzige; alle einzelnen wahren Sätze und gewöhnlich so genannten Wahrheiten bestehen und wirken nur in so fern als solche, als sie Verbindung und Zusammenhang mit allen übrigen Wahrheiten und mit der ganzen Einen Wahrheit, — ihre Gemeinschaft der Heiligen, wenn der Ausdruck erlaubt ist — nicht aufgeben. Wer den einzelnen Satz aus diesem Zusammenhange mit andern, bestimmenden, bedingenden, erklärenden, vervollständigenden, belebenden Wahrheiten herausreißt, um ihm eine vereinzelte Gültigkeit abzuquälen, der tödtet ihn, so viel an ihm ist; er hat keine lebendige Wahrheit mehr, nur eine todte, logische Form, die jeden Geist aufzunehmen bereit ist. Ein lateinisches Sprüchwort lautet: Duo cum faciunt idem, non est idem. Mit wenigstens gleichem Rechte kann man sagen: Duo cum dicunt idem, non est idem. — Wenn das Christenthum die Menschenwürde so hoch stellt, daß es darüber und

in dieser Beziehung die Gleichheit aller Menschen ausspricht, so ist über jenen höchsten Gedanken von der Kindschaft und Ebenbildschaft Gottes im Menschen, von der Bruderschaft Jesu Christi, von der Bestimmung zur ewigen Herrlichkeit völlig Absehn genommen von allen natürlichen und irdischen Beschaffenheiten und Verhältnissen, in welchen eben die Ungleichheit beruht. Diese natürliche und irdische Ungleichheit der Menschen läugnet aber die christliche Lehre so wenig, daß sie vielmehr von allen Seiten bestätigend und billigend darauf hinweist. Die christliche Gleichheit der Menschen liegt völlig außer und über dem äußerlichen Leben, seinen Erscheinungen und seinem Rechte, und ihr Reflex darauf kann nur die Härten und Herbigkeiten mildern, die wiederum mit einer absoluten Ungleichheit gegeben wären, indem er den Hochgestellten jeden Geringern vor Gott als seinen Bruder erkennen lehrt, den Niedrigen aber, aller Demuth und von Gott gewollten Unterwerfung unbeschadet, in seinem christlichen Bewußtseyn erhebt, und in jedem Vornehmeren nicht sowohl die glücklichere Person, als den durch diese gebietenden göttlichen Willen verehren heißt. — Ganz anders die Revolution. Von Menschenwürde hat sie, trotz ihres betäubenden Geschreis davon, nie das Geringste verstanden. Sie weiß nichts von der Abkunft, von der Bestimmung des Menschen; sie will nichts davon wissen; sie hat auf jeden Gedanken daran, und auf alle Folgen daraus verzichtet. Sie versteht also die Gleichheit nur, und will sie nur, für die menschliche Gesellschaft, für die äußeren Verhältnisse, für das gangbare Recht. Was kann sie meinen? Daß der Menschencharakter an sich in jeder menschlichen Persönlichkeit der gleiche ist? Das wissen wir viel sicherer, behaupten es viel zuversichtlicher, und beweisen es viel gründlicher, als sie. Aber wir erwarten sie bei den Consequenzen. Was soll nun folgen aus dem allgemein gleichen Menschencharakter? — Daß die Menschen alle gleiche Rechte haben? — Der Schluß wäre exorbitant, und um nichts vernünftiger, als wenn man aus diesem selben gemeinsamen

Menschencharakter folgern wollte, daß sie alle gleiche Beschäftigung treiben, gleiche Leistungen hervorbringen, oder gleiche Diät gebrauchen sollten. Dennoch sagt es die Revolution, und lügt es wissentlich, denn sie selbst kann sich die völlige Ausdehnung dieser Lehre nicht gefallen lassen, und führt ihrerseits die schauerlichste, jeder rechtlichen Base entbehrende Ungleichheit zwischen revolutionären Herrschern und revolutionär Beherrschten ein. Aber auch dieser Satz ist ihr, wie so viele andere, ein Mauerbrecher, um sich in den Besitz zu setzen, oder wenn wir lieber wollen, ein Köder, womit sie, das Kind der Klugheit „die Narren zum Besten hält, wie sich's gebührt." Zehnfacher Narr, wer ihn ernsthaft verstehen, und die Revolution um seinen gleichen Rechtsantheil beim Worte nehmen wollte! — Mittel des Betruges ist auch hier wiederum die Mißverständlichkeit des Wortes oder Ausdrucks. Weil das ursprüngliche Menschenrecht gleich ist, jenes Recht nämlich, welches dem Menschencharakter als solchem inhärirt, den Menschen als Selbstzweck von allen bloß dienenden Sachen unterscheidet, und als Grundlage jedes Rechts alle ferneren Rechtserwerbungen erst möglich macht; so sollen auch die Rechte der Menschen gleich seyn, von allen rechtsbegründenden Thatsachen vor, mit oder nach der Geburt soll abgesehen, diese sogar für ungültig erklärt werden, damit in einer decretirten Rechtsuniformität jener flache, wellenlose Gesellschaftsbrei erzielt werde, der zwar auf die Dauer unhaltbar ist, den aber die Revolution gerne zu bereiten unternimmt, um die widerstandslose Masse in ihre Formen zur neuen, von ihr gemeinten Ungleichheit zu gießen. — Der Satz hat übrigens für die unklar Denkenden noch eine andere, verfängliche Seite. Es leuchtet dem gesunden Menschenverstande ein, und liegt als Forderung in jeder menschlichen Brust, daß alle Rechte gleich heilig, d. h. gleich sicher seyn sollen; das ist nun freilich ganz etwas anderes, als daß alle Rechte gleich, dem Umfange und Gehalte nach, seyn müssen; allein der des scharfen und bestimmten Denkens Ungewohnte hört sich anfänglich aus die-

sem falschen Satze jenen wahren heraus, verwechselt in der Folge beide, und ist in der Lüge gefangen. Es ist ein vollkommen richtiger Satz, daß die Rechte des Geringsten in der Gesellschaft eben so unantastbar seyn und bleiben müssen, wie jene der Erhabensten und Mächtigsten, und daß die Groschen des Bettlers so sicher liegen müssen in seinem Hute, wie die Tonnen Goldes des Reichen in seinen Schatzkammern. Aber daraus folgt mit Nichten, daß der Geringe so viele Rechte haben müsse, wie der Hochgestellte, oder der Bettler so viel Geld, wie der Millionär. — Man erkennt in allen diesen Verwechselungen wahrer und falscher Sätze, und im Gebrauche von Wörtern und Redensarten, die sie begünstigen, die mit Klängen auszahlt, während sie wesentliche Rechte dahinnimmt, und höchstens dem Ohre Worte hält, während sie Menschen und Geschlechter um Glück, Ehre und Existenz betrügt.

Zu den Parolen der Freiheit und Gleichheit fügte die Revolution in Frankreich in den neunziger Jahren und seit den Februartagen des Jahres 1848 gewöhnlich eine dritte hinzu: die Brüderlichkeit. Sie macht mit diesem Klange selbst nicht viel Geschäfte, und er dient ihr eben nicht weiter, als in französischer Sprache den Reim zu ergänzen: liberté, égalité, fraternité. Ueber den besondern Begriff der Brüderlichkeit hat sie sich des Weitern auszulassen bisher vermieden, vielleicht weil sie die Parallele mit der christlichen Bruderliebe scheute. Nachdem sie etwas Bestimmteres darüber noch nicht vorgebracht, so haben wir zur weitern Entgegnung nicht Gelegenheit, und wenden uns zu einem andern Schlagworte der Zeit.

Wenn sich der Parole der Freiheit einerseits die Worte der Gleichheit und Brüderlichkeit als Pendants und Correlate anschließen, so steht ihr auf der andern Seite das Wort der Gesetzlichkeit gegenüber, als selbst von der Revolution er-

kannte nothwendige Antithese, und bedingende Gegenidee. Abermals ein treffliches Wort, und eine sehr schöne Sache, wo sie eine Wahrheit ist. Was ist nun aber die Gesetzlichkeit der Revolution? — Das Gesetz ist nach der schönen Etymologie des deutschen Wortes ein Gesetztes; die nächste Frage ist: von wem gesetzt? — Hierüber differirt die revolutionäre von der alt-europäischen Auffassung. Allerdings wird das Staatsgesetz von Menschen gesetzt; aber die Gesetzgeber vergangener Zeiten hielten den Inhalt des Gesetzes nicht in ihre Hand gegeben; sie erkannten ein Gesetz, das dem Ihrigen voraus gehe, das ihrer Arbeit Norm und Leitstern bleiben müsse, einen ewigen, unveränderlichen, bindenden Willen Gottes. Dieses göttliche Gesetz irdisch und zeitlich auszudrücken, die besonderen, von den Umständen gebotenen Formen des allgemeinen Inhalts aufzufinden, hielten sie für ihre Aufgabe. — Anders auch hier die Revolution. Da sie dem Menschen alles gibt, so liegt in ihm auch, nach ihrer Auffassung, nicht bloß die Modification, sondern der Ursprung des Gesetzes; er hat kein Vorgesetz, kein Urbild, dem er, um das Wort zu brauchen, nachgesetzgeben soll; es gab kein Gesetz vor seiner Vernunft und seinem Willen; dieser Menschenwille nun also setzt das Gesetz. Also ist dieses Gesetz Willkür. Von der Frage, ob das Gesetz recht sei oder nicht, ist hier keine Rede mehr; das Gesetz ist gerecht, weil es gesetzt ist, von dem souverainen Volke nämlich, oder seiner stellvertretenden Kammer. Dieses unfehlbare, eiserne Gesetz wird nun jedwedem Anspruch auf Recht oder Billigkeit entgegengehalten, davor muß Alles niederfallen und anbeten. Dieß ist die Theorie und Praxis der revolutionären Gesetzgebung. Ein französischer Minister hat einmal auf öffentlicher Tribune ausgesprochen: Die Freiheit sei der Despotismus des Gesetzes. Diese Definition der Freiheit ist bezeichnend für die Freiheit, wie für das Gesetz der Revolution. Es ist weder die Sache der Einen, noch des Anderen, zu despotiziren, und das schärfste Gesetz der wohl-

geordneten christlichen Staaten schloß nie die Wirksamkeit der Gnade und selbst der Billigkeit aus. Der Willkür aber ist Despotismus eigen, und so ist er es auch jenem Gesetze. Dieses furchtbare, von Menschen ersonnene, in der Verwirrung aller erhaltenden und bauenden Ideen ausgeheckte Gesetz, welches seinen Weg, um bestimmende und bedingende Nebenideen unbekümmert, unbarmherzig gerade aus nimmt, und Alles vor sich niederwirft, was mit seinem noch so berechtigten Leben in diesen Weg gerathen ist, erinnert an das entsetzliche Wort: Wir haben ein Gesetz, und nach dem muß er sterben." — Fragen wir weiter: Gegen wen ist der Despotismus des revolutionären Gesetzes gerichtet? — so lautet die Antwortet: Gegen alles, was nicht Revolution ist. Denn es fehlt viel, daß auch hier der Vorgang ehrlich wäre, und die Revolution sich selbst mit ihren eigenen Gesetzen bände. Alte Rechte, erhaltende Bestrebungen, Privatfreiheit und Privatglück mögen dem Schwerte dieses Gesetzes verfallen; für sich selbst und ihre Missethaten weiß die Revolution jederzeit mit dem Gesetze auszukommen. Sie nimmt sich sogar selten die Mühe der Umgehung oder hinterlistigen Auslegung; sie hat ein viel einfacheres Mittel, indem sie das Gesetz am geeigneten Orte schweigen läßt. — Sind die schreiendsten Verletzungen der öffentlichen Ruhe, Mißhandlungen ehrenwerther Privatpersonen, Raub und Todtschlag vorgekommen — Verbrechen, die natürlich alle im Gesetze vorgesehen sind — und geht der Frevel von der revolutionären Seite aus, wie er denn immer von daher ausgeht, so weiß man das reactionäre Unrecht der Beschädigten hervorzuheben, den vorgefallenen Exceß allerdings zu beklagen, den gerechten Unwillen des „Volkes", welches Justiz zu üben genöthigt worden sei, wenn auch nicht zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen, und dann zur Tagesordnung überzugehen. Das Schwert des Gesetzes bleibt in der Scheide, der Gesetzlichkeit ist ihre Nase gedreht. Wehe aber der allerrechtmäßigsten Handlung, die von der andern

Seite her dem revolutionären Gesetze in die Querre kommt! — Da ist des Geschreis in Kammern und Blättern nach unnachsichtlicher Anwendung des Gesetzes kein Ende, man wird nicht müde, die schneidendste Schärfe desselben hervorzurufen, und wenn es endlich getroffen hat, so geht der triumphirende Schrei durch das Land: Force est restée à la loi! — Wir kennen ein Land, wo man geistliche Corporationen in gewaltthätigem Aufruhr aus ihren Häusern vertrieben hat, und das Gesetz hat geschwiegen, ja es kam dienstfertig herbei, und that seinerseits durch Verfügung der Aufhebung jener Corporationen nach, was der Pöbel vor ihm gethan hatte; — wo man den gesetzlich nur von dem Monarchen zu bestellenden Minister in seiner Wohnung überfiel und seine Abdankung erzwang, und das Gesetz blieb in Ruhe; wo man in einer alle Niederträchtigkeit überbietenden Schandpresse Minister und Monarchen mit rohem Schimpf überhäufte, Sitte und Glauben verhöhnte, Gott lästerte, und das Gesetz blieb taub und stumm; dieses selbe Gesetz regte sich alsbald, wie man der scheußlichsten Empörung Gewalt entgegenzusetzen entschlossen war, und erklärte den Versuch für widergesetzlich, es fehlte ihm wenigstens nicht an gutem Willen, mehr zu thun. — Dieß ist die Wahrhaftigkeit der revolutionären Gesetzlichkeit.

L.

Für die katholische Gemeinde in Neustadt-Eberswalde in der Mark Brandenburg.

Wieder ein Hülferuf an das katholische Deutschland aus dem Norden. Die katholische Gemeinde in Neustadt-Eberswalde bittet um milde Beiträge für Erbauung einer Kirche und eines Schulhauses.

Indem wir diesen Hülferuf durch unsere Blätter verbreiten, halten wir es am Orte, zugleich Aufschluß zu geben, warum wir dieses mit solcher Bereitwilligkeit thun.

Vom Norden Deutschlands ging der unglückliche Glaubenszwiespalt aus, welcher dasselbe von der Höhe einer die Welt beherrschenden Schutzmacht der katholischen Kirche herabstürzte, und es bis zur Stunde in einer unseligen religiösen und politischen Zerrissenheit erhielt. Es ist unsere innigste Ueberzeugung, daß dieser Norden, wenn je eine wahre, innere und nicht eine bloß äußerliche, durch diplomatische Künste zusammengeleimte Einheit Deutschlands zu Stande kommen soll, seinem größeren Theile nach von dem großen Abfalle, den er gemacht, zurückgebracht, und zur Mutterkirche, aus deren Schooß er aus Hochmuth sich ausgeschieden hatte, wieder hingeleitet werden muß. Es ist unläugbar, daß unter den noch gläubigen gebildeten Volkstheilen des Nordens gerade in der

gegenwärtigen Zeit, wo die Mächte des Bösen in so mächtiger Kraftentwickelung selbst gegen das Heiligste anstürmen, wo so Vieles ihnen unterliegt, was nicht auf Gottes Fundamente ruht, eine eigene geistige Bewegung sich kund gibt; daß die Augen gar Vieler sich nach jenem Felsen hin richten, der, aus dem Giftschaume der Wogen des Zerstörungssturmes unerschüttert und auf's neue vom göttlichen Lichte beleuchtet und erwärmt, sein Haupt gegen den Himmel hinaufhebt, und dort die Menschheit mit der Ewigkeit und Gott verbindet.

Da bietet sich ein reiches katholisches Missionsfeld, dessen Bepflügung jedem Katholiken, dem Deutschen insbesonders, am Herzen liegen soll. Wir haben im zweiten Bande, Jahrgang 1849, S. 523 auf dasselbe durch eine Stimme aus dem Norden selbst, die ihren Hülferuf in unseren Blättern ertönen ließ, aufmerksam gemacht, und unsere Bereitwilligkeit zur Sammlung von Beiträgen für katholische Missions-Schulhäuser im Norden ausgesprochen; wir haben abermals im letzten Hefte das katholische Schulwesen in Ost- und West-Preußen, seine Vernachlässigung, Zurücksetzung, bisweilen Unterdrückung besprochen; wir rufen auch jetzt wieder die katholische Bevölkerung Deutschlands auf, ihre Blicke dorthin zu richten, wo aus einer einzelnen Gemeinde von Glaubensgenossen der Ruf um Hülfe und Unterstützung zur Rettung ihres Heiligsten an uns ergangen ist. Es geschieht dieses in einem Hülferuf, gerichtet an alle Glaubensgenossen nah und fern, mit dem Datum vom Palmsonntag 1850 und unterzeichnet von den vier Vorstehern der katholischen Gemeinde Neustadt-Ebenswalde. — Auf dem katholischen Deutschlande ruht zuerst und zunächst die Pflicht, den Glaubensgenossen inner seinen Marken hülfreiche Hand zu bieten, um die höchsten Güter auf Erden ihnen zu retten, für die Zukunft zu erhalten, und sie Anderen auch zugänglich zu machen. Wir Deutsche sind eine Völkerfamilie, die zu Großem in der Geschichte berufen war, eben so Großes vielleicht in der Zukunft noch zu vollbringen hat; den Bedrängten unter uns

hülfreich beizustehen, das Theuerste ihnen zu retten, und dadurch zum großen geistigen Wiederaufbau Deutschlands unser Schärflein beizutragen, ist eine speziell auf uns ruhende Familienpflicht. — Diese Pflicht ist um so dringender, als sie uns gegenüber unseren bedrängten Glaubensbrüdern im Norden obliegt; denn diese sind gleichsam das Saamenkorn, an dessen Erhalten die Verbreitung der Kirche im Norden geknüpft ist, die bereits vorhandenen Grundsteine zum künftigen Bau, die um keinen Preis der Zerstörung preisgegeben werden dürfen. An uns ist es, sie zu schützen. Wenn daher Ehre und Gotteslohn allen Jenen — die für Ausbreitung unseres heiligen Glaubens in fernen Gegenden nach Kräften mitwirken, gebührt, so gebührt sie im doppelten Maße Demjenigen, welcher die gleiche schöne Pflicht in der eigenen Familie, und gerade da, wo sein Wirken am nothwendigsten ist, ausübt, ja ihre Erfüllung sich da vorzugsweise angelegen seyn läßt.

Wir geben nun noch einige Notizen über das vorliegende Unterstützungsgesuch, welche wir dem erwähnten Hülfsgesuche der Vorsteherschaft entnehmen. — Die katholische Gemeinde in und um Neustadt-Eberswalde — eine Stadt von ungefähr 6000 Einwohnern — zählt 400 bis 500 Seelen. Die Stadt liegt sechs Meilen von Berlin, am Finowkanäle, welcher die Oder und Havel verbindet, an der Berliner-Stettiner-Eisenbahn; in der Nähe sind drei bedeutende königliche Hüttenbergwerke, wo viele Katholiken sich aufhalten. Auch befindet sich dort eine königliche Forstakademie, wo ebenfalls viele katholische Zöglinge ihre Studien machen. Bis vor einem halben Jahre war der einzige Glaubenstrost für die vielen hier ansässigen Katholiken der einmal des Jahres zur österlichen Zeit von der so vielfach in Anspruch genommenen Pfarrgeistlichkeit zu St. Hedwig in Berlin abgehaltene Gottesdienst. Seit einem halben Jahre aber, wo die katholische Gemeinde Wriezen — drei und eine halbe Meilen von Neustadt-Eberswalde — einen Pfarrer erhielt, hat sich dieser im schönen Eifer seines Berufes der ver-

lassenen Gemeinde angenommen, und hält alle sechs Wochen regelmäßig, an Festtagen noch besonders, Gottesdienst, und gibt alle vierzehn Tage den Kindern, von welchen ohngefähr sechszig die Schule besuchen, Religionsunterricht.

Die Gemeinde wünscht nun eine eigene Kirche und ein Schulhaus zu erbauen. Die Kosten des Kirchenbaues werden auf 2800 bis 3500 Thaler, diejenigen des Schulhausbaues auf 1500 Thaler veranschlagt. Da dieselbe sehr arm ist, so vermag sie bei der äußersten Anstrengung aus eigenen Mitteln nicht mehr als etwa zweihundert Thaler zusammenzusteuern; sie hat jedoch, im Vertrauen auf die Mildthätigkeit und den Glaubenseifer der Glaubensbrüder in Deutschland den Bau bereits begonnen.

Das ist die Lage dieser katholischen Gemeinde. — Diejenigen, die neben ihren Beiträgen für die nordischen Missionsschulhäuser im Allgemeinen noch einen besondern Beitrag für die katholische Gemeinde zu Neustadt-Eberswalde und zum angeführten Zwecke an uns einzusenden wünschen, bitten wir, dieses bei der eingeschickten Gabe speziell zu bemerken. Wir führen zum Schluße die Worte des von der Vorsteherschaft erlassenen Hülfeschreibens an:

„Kommt, helfet uns, traget Bausteine herzu, ein Jeder, so viel er vermag, zu einer Wohnstätte und zur Ehre des Allerhöchsten, dem Lob und Preis sei überall und zu allen Zeiten.“

LI.

Literatur.

Gotthard. Ueber die Ortsnamen in Oberbayern.

Wir haben hier zwar ein einfaches Lycealprogramm vor uns, glücklicherweise ist aber darin für die vaterländische Geschichtskunde mehr enthalten, als in manchem großen Buche. Der Verfasser, schon als Herausgeber des Heliand bekannt, hat seinen Gegenstand in einer Weise aufgefaßt, daß er die Kenntniß von unsern Voraltern namhaft erweitert, und wesentliche Beiträge zum Verständniß unserer Vorzeit und zur Würdigung unserer Stammesherkunft liefert, gegen welche alte Vorurtheile sich nicht mehr behaupten können. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, nämlich da Napoleon seine Heeressäulen gegen das wankende deutsche Reich anrücken ließ, und an Bayern einen willigen Verbündeten fand, hatten unsere Geschichtschreiber und Gelehrten nichts Wichtigeres zu thun, als dem corsischen Eroberer zu beweisen, die Bayern seien eigentlich gar keine Deutsche, sondern von gallischer Herkunft; es sei demnach naturgemäß, daß sie mit dem wälschen Volke Hand in Hand gegen die übrigen Deutschen zu Felde lägen. Umsonst erhob damals der Rheinische Merkur seine Stimme, um diese Deutschvergessenheit der einheimischen Historiker nach Gebühr zu rügen. — Die Celtomanie erhielt sich, wie klassisch, und gelangte selbst zu akademischen Würden. Man ging sogar so weit, Ort für Ort in unserem bayerischen Heimathlande mit Hülfe Alles

erklärender Lexica, wie des sogenannten keltischen Dictionäres von Bullet, aus der gälischen Sprache herzuleiten, und uns nolens volens zu doppelzüngigen Bastarden zu machen. Wo besagter Sprachmischmasch nicht ausreichen wollte, griff man in den griechischen Wortschatz, und langte nach dem nächstbesten Anklang zum Erstaunen der übrigen Welt eine Erklärung für bayerische Ortsnamen hervor. Natürlich, man verstand sich von der Schule her auf lexicales Latein und Griechisch; wer hätte sich aber die Mühe nehmen mögen, sich erst auf die deutsche Muttersprache zu verlegen? Wäre das nicht ein Dolchstoß in's Herz der bojischen Nationalität, ein undeutsches Unternehmen gewesen, da es dem Deutschen charakteristisch ist, vor Allem das Fremde zu schätzen? München z. B. durfte nicht mehr von den guten, alten Mönchen, den ersten Colonisten der Gegend sich schreiben, sondern leitete sich direkt vom griechischen Munichia ab; und da es nun noch ein Oster- und Schwabmünchen, ein Münchhausen u. s. w. im Lande gab, so tauchten in Bayern allein eine Menge griechischer Munichia auf. Mochte ein Name noch so deutsch lauten, er wurde in's Keltische umgedeutet, und dieß um so leichter, als man auch keltisch nicht verstand; das griechische Idiom aber erhielt darum Berechtigung, weil ja die alten Stammbrüder der Boyen, die Helvetier, zu Cäsars Zeit sich auch griechischer Schrift bedient hatten.

Napoleon ließ sich dieses gelehrte Michelthum gefallen, und wußte im Uebrigen die künstlich erzeugten gallischen Sympathien gehörig auszubeuten. Es schien fast, als sei Leibnitz mit seinem Lobe auf Bayerns Historiker zu früh gekommen, um so mehr, wenn man selbst die Mangelhaftigkeit in der Edition der Monumenta Boica in's Auge faßt. Erst vor einem Jahrzehent gelang es einem einheimischen Forscher, Dr. Zeuß, den Vorwurf von der bayerischen Gelehrtenwelt abzuwälzen, und wissenschaftlich darzuthun, die alten Boyen hätten nicht einmal zu irgend einer Zeit im Lande südlich der Donau gewohnt, geschweige daß unsere Vorfahren von ihnen abstammen sollten, und nur die Sprache verändert hätten; sondern die Bayern seien nur aus dem markomannischen Baias, dem alten Bojenheim, unter Annahme dieses Landesnamens in ihr jetziges Vaterland eingewandert, und eben die Abkömmlinge jener

Markomannen. Lange zuvor hatten bereits die Gebrüder Grimm und Mone aufmerksam gemacht, daß, wenn irgendwo noch deutsche Sitten und Gebräuche, und Anklänge an altdeutsches Leben sich vorfinden, dieß in Altbayern der Fall sei. Alle alten Heldengeschlechter der Nation treten in ihrer Mitte zusammen auf, so die Welfen und ihr Zweig, die Agilolfingen, welche auch noch als Adel unter den Franken fortbestanden. Dann die Huosi (Hosli) oder Asen, die Hahilinga und Aeniona, welche bei den Niedersachsen im Zweige der Hegelingen im Liede Gudrun, und den Aenenas des angelsächsischen Widsüdliedes wieder auftauchen. Das Volksgeschlecht der Schyren tritt im spätern Herrscherhause neuerdings hervor, und ihre alten Gefährten, die Turzilingen, sind ebenso im edlen Stamme der Drozzi repräsentirt. Die Fagana aber, ihrem Namen nach die Freydigen (von fagan, gothisch faginon, exsultantes), die in den früheren Sitzen der vindelizischen Belaunen oder Bellajer in der Balay sich niedergelassen hatten, gehören Bayern vollends ausschließlich an.

Werfen wir unsern Blick weiter, so finden wir die im Liede der Nibelungen besungenen, ritterlichen Tengelingen im bayerischen Oberlande einheimisch, wonach ihr Stammsitz in Dengling, wie der Name Blödel in Plattling sich erhalten hat, obwohl längst Niemand mehr an König Amalger von Tengelingen mit seinem Sohne Wolfrat als sagenhaftem Reichsverweser des Heldengedichtes, „König Rother“, sich erinnert. Freilich gehört auch der Dichter der Nibelungen selbst dem bajuarischen Volksstamme an, der noch immer mit seinem eigenthümlichen Stammdialect in Hochdeutschland in einer Vollzahl von fünf Millionen sich fort behauptet. Im obigen Liede Gundrun, der deutschen Ilias, finden sich Namensanklänge, wovon nur noch in Altbayern eine Erinnerung geblieben ist: so in Mobelanesdorf das Andenken an Madelane, die Burg der Hegelingen; so von Horrant dem Sänger und dem Helden Sigebant, welch letzterer Heroenname, außer bei den Bayern, sich im ganzen deutschen Volke nicht wieder trifft. Der Berchtung der Wolfdietrichsage, unserer nationalen Odyssee, ist kein anderer als Berchtold von Andechs, Dießen und Meran, und der Empörer Hadamar von Diezzen, von dessen Königthum die Geschichte nichts weiß, erinnert durch seine Beinamen an einen

der Hauptsitze der Mythe von Dietrich von Bern in den oberdeutschen Landen. Wendel und Kerwendel, an welchen Riesen sich die ursprüngliche Tellsage knüpft, sind hier zu Bergen versteinert, und der hohe Gölb bei Berchtesgaden mahnt an den eddischen Giöl, an welchen der Wolf Fennir gebunden seyn soll. Menja und Fenja die Riesenjungfrauen der Edda, und das Gold, das sie malen, Mangold und Fangold, finden sich nur in unserem süddeutschen Lande namentlich vor, so daß Grimm dadurch aufmerksam gemacht, mit Recht erklärt: „Aus diesen Namen darf man schließen, daß den Bayern dazumal bekannt war, welche Bewandtniß es um das Fanigold und Manigold hatte, das von den Riesinnen gemalt wurde.“ Indessen hat sicher seit Wolfram von Eschenbach, dem deutschen Dante, und unserem bayerischen Landsmanne, das Verständniß jener Beziehungen im Volke gänzlich aufgehört.

Wenn der Geschichtschreiber H. Leo äußert, es gebe im ganzen heutigen Sachsen zwischen Saale und Elbe kaum einen Ortsnamen, der nicht, wie Leipzig, Dresden oder Berlin, von den Slaven, oder wenn er deutsch laute, von den späteren deutschen Colonisten sich herschreibe, so muß man umgekehrt von Bayern sagen: es gibt hier wenig Ansiedelungen, die, nicht der ursprünglichen Einwanderung angehörend, noch in ihrem Namen von dem ersten Gründer Zeugniß geben, und auf die Patronymien deutscher Götter und Volkshelden zurückweisen. „Denn die Alten hielten viel auf große und bedeutsame Namen, schreibt Aventin; Namen aber, wie Peter, Georg, Hans, Paul sind bei den Teutschen neue, und erst nach Kaiser Friedrich des anderen Tod eingedrungen.“ Die deutsche Vorzeit nannte ihre Geschlechter nach Namen, die auf's innigste mit dem religiösen Bewußtseyn des Volkes zusammenhingen, und nur noch zum Theil als Familienbenennungen sich fort erhielten, während die römisch-christlichen Kalendernamen fast ausschließlich die Stelle der Appellative einnahmen.

Die meisten Ortsnamen beurkunden also noch den anfänglichen Gründer, von der Familie des ersten Anbauers ist die Mehrzahl der Namen abgeleitet, und verstehen wir diese, so sprechen

mit einmal Tausende unserer Vorfahren, deren Daseyn keine Schrift verewigt, uns noch lebendig und persönlich an. Diese älteste Volksgeschichte, seine Niederlassungen, und das Leben und Weben unserer Altvordern im Glauben und Gedanken an den alten deutschen Götterhimmel, und an ihr nationales Heldenthum nachzuweisen, hat nun Professor Gotthard sich zur würdigen Aufgabe gestellt, und die Frage überaus befriedigend gelöst. Die ganze Schrift, aus dem Lande und Leben gegriffen, gewährt uns nicht bloß ein Bild der früheren patriarchalischen Zeit, sondern bereichert eben so die Elemente unseres mythologischen, wie historischen Wissens. Es ist nun nicht mehr zweifelhaft, daß die alten Bayern den Namen Asen oder Ansen eben sowohl kannten, wie nach Jornandes die Gothen, und daß sie ihn mit Gott (coz, goz, gaud, gaudus) gleichbedeutend hielten. Im Mährchen wird auch Oswalt für Wodan stellvertretend gefunden. Für den hergebrachten Namen Gott aber sprechen Orte wie Godingun (Gauting, Göttingen), welches eine heidnische Priester- und Opferstätte bezeichnet. Zu unserem Erstaunen stellen aber alle altdeutschen Namen höherer Wesen noch in hundertfältigen Ortsbeziehungen sich heraus, so Thor (Thorer heißt im Dialect des Oberlandes der Donner, und man sagt noch immer, es thorrt), Freyr oder Frikk und dessen Gattin Frea oder Frigge (von Fri-his stammt Frigisingen oder Freisingen!); Baldr oder Phol (wovon Balderschwang, Pfohling) und dessen Gattin Nanna oder Nanda (z. B. in Nanhofen), so wie der göttliche Name Niörd, Hödr oder Hadu, wovon Hadern, Hadersdorf u. s. w., die also mit einem römischen Hadrianum nichts gemein haben. Ferner Hermodr oder Harimuot (Hörmating, nicht Harmating, welches alt Hademaring heißt); Geban oder Oegir die Meergötter (in Gebeningen oder Gemmingen, Oiging u. s. w.), während Ran, Oegirs Gattin, in Ranshofen und vielen anderen sich kund gibt. Chruodo, der altdeutsche Saturn, lieh seinen Namen dem Gründer von Hruodheringen oder Riedering und vielen ähnlichen. Eben das gilt von Hringr, Sigi, Skilto, Gram und den übrigen Gliedern der Götterfamilie, von Regin und Megin (in Namensverbindungen Rein und Mein) den weisen und weltregierenden Mächten.

Da die Bayern vor allen den Kriegsgott Ziu oder Tiuffo verehrten, von welchem alle Deutschen ihren Ursprung herschreiben, und ihm, laut der Ueberlieferung dem Tetmann, namentlich auf Weihenstephan einen Tempel errichtet hatten, so können uns Orte, wie Zeißing, Zeisberg, Zeißmanning nicht lange mehr ein Räthsel bleiben. Als germanischer Herakles führt derselbe den Namen Er, Erich, Iring, Armin oder Irmin; nach ihm, wie nach den übrigen Halbgöttern, Ing oder Ingolt, und Beav finden wir wieder eine Menge altbayerischer Orte benannt. Um so mehr nach Riesen und Helden, deren Namen Ritter und Heroen als Personalbezeichnungen am liebsten erborgten, so Jöttun (Jettenbach, Jetzendorf u. s. w.), Thurs (Thirschenreut), Hun (Hiening, Hinchan), Unzo oder Enz (Anzing, Antdorf), Heimo und Ecke, Isolt und Rumolt, Fasolt und Witolt (in Wittelsbach). Wenn Jakob Grimm über das Alter des Namens Freund Hein für Tod zweifelhaft ist, so bieten sich hier bald das alte Wort Heune oder Riese, bald Hagen, abgekürzt Hein, wovon Heinrich, zur Erklärung dar. Von den drei Heldenjungfrauen Hildr, Gunnr und Thrudr stammen die Benennungen Hilgertshausen, Gundlhausen, Traudersdorf und viele andere. Eben so gingen die Namen Wilkin (des deutschen Vulkan), und der beiden Schmiede Wielant (wonach die Franzosen den bösen Feind valant benennen), und Manimo oder Mime (wofür Memmingen, Mammendorf u. a. zeugen), ferner Wittig (Witichesdorf,- mühl u. s. f.), Eigel, Uffo (Iffeldorf) und ähnliche einst in Bayern von Mund zu Munde. Nicht minder leben Gibiche und Nibelung, Günther, Gernot und Hagen, Volker (Volkersdorf) und Dankwart oder Tankred (Tankerling), Gripir oder Gripho Greifenberg) und Amalo, Odoaker (Ottakring) und Sibiche, Eckel und Blödel oder Podalung (wovon Polling), Helke und Herke, Uota und Utto oder Uz, Aribo und Ort, Gelfrat und Else, Herolf und Hake, Hamadeo, Pipin und Thegan, und so viele der Namen uns die deutsche Heldensage bietet, in zahlreichen Ortsnamen (Wielandsheim, Atzling, Amling, Helching, Herching, Giebing, Gelbersdorf, Elsenheim, Erpfersdorf, Utting und Utzing, Hampersdorf, Tehaninga oder Deining, Herolfing, Wippenhausen und Piping) bis auf unsere Tage fort.

Was aber von den Götter- und Heroennamen, gilt eben so

von hundert anderen, die das Stammwort von unzähligen Orten, gewöhnlich mit der Geschlechtsableitung auf ing hergegeben haben. Bayerns agilolfingische Herzoge führen noch sämmtlich altgermanische Benennungen (Hugibert z. B. ist ein Beiname Wodans); die späteren Fürsten aber tragen allbereits christliche Kalendernamen.

Minder bedeutsam und schon einer zweiten Kategorie angehörig sind die Orts- und Personalbenennungen, welche auf die verschiedenen deutschen Volksstämme sich gründen. Dazu kommen noch die Benennungen, welche der Ortsbeschaffenheit von Bergen und Flüssen, endlich jene von Thieren oder vom Jagdleben, und die vom Culturzustande hergenommen sind. Bei letzteren überzeugt sich der Leser, wie arm unsere Schriftsprache an Wörtern und Wurzeln bereits geworden ist, indem vor Jahrhunderten noch unglaublich viele Bezeichnungen, die jetzt nur mehr lokale Bedeutung haben, und im Allgemeinen unverständlich lauten, ihre appellative Geltung behaupteten.

So ist unser in Rede stehendes Schriftchen, auf das wir hiemit die öffentliche Aufmerksamkeit lenken möchten, ungeachtet seiner Kürze von bloß vierzehn Octavblättern, außerordentlich lehrreich. Hervorgegangen aus langjährigem Studium und vielseitigem Beobachten und Vergleichen, gestützt auf die zahlreichen altdeutschen Nomenklaturen, insbesondere bei Meichelbeck, hat es unter andern auch den Recensenten der Mühe überhoben, seine gleichmäßigen Untersuchungen in diesem Gebiete weiter auszuarbeiten. Der Herr Verfasser lehrt uns das Vaterland wieder neu schätzen und lieb gewinnen, indem uns der heimische Boden an so vieles Herrliche erinnert, was früher da gewesen, und so wenig wie der älterliche Familienverband, anderwärts wieder geboten werden kann. Trefflich schließt diese Schrift an Panzer's Sammlung altbayerischer Volkssagen sich an; wenn wir aber zum Schluß noch etwas wünschen sollten, so ist es, daß der Verfasser Zeit und Mittel finden möge, sein Studium auch dem Volkskalender zuzuwenden, um alle Sitten und Gebräuche, welche seit unfürdenklichem Alter an bestimmte Zeiten und Tage im Volksleben sich knüpfen, und ungeachtet der Christianisirung oft in eben so unschuldiger, als sinnreicher Beziehung nach altdeutschem Herkommen gelten, erschöpfend darzustellen und aufzuhellen.

LII.

Hathumod.

Ein Bild deutscher Vorzeit.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode Liudolfs konnte Oda um so ungestörter ihrer Tochter in der Förderung des Stiftes mit ihrem frommen Sinne und ihren Erfahrungen zur Seite stehen. War ja in jenen Zeiten nichts häufiger, als daß vornehme, reichbegüterte Wittwen klösterliche Genossenschaften stifteten, oder, wenn sie dieselben schon früher gegründet hatten, nach dem Tode des Gemahls den Schleier nahmen, und ihre letzten Tage dort in stillem Frieden zubrachten, sicher vor den Stürmen und Unbilden einer rauhen, wildbewegten Zeit. Daher sagt ein billig urtheilender, ehrenwerther protestantischer Geschichtschreiber, Möser, in seiner Osnabrückischen Geschichte (I. S. 301): „Die großen Familien sahen damals dergleichen Klöster als die besten und ruhigsten Wittwensitze an, stifteten solche mehreren Theils in dieser Mitabsicht, und behielten sich den ersten Platz in denselben vor. Sie waren solchergestalt die glücklichsten und nützlichsten Einrichtungen ihrer Zeit, und die Töchter, welche darin unter der mütterlichen Aufsicht einer solchen vornehmen Wittwe erzogen wurden, befanden sich an einer Art von Hof und zugleich in der Schule einer

wahren Frömmigkeit und Tugend, dergleichen außerhalb den Klöstern, in der übrigen bewohnten Welt, damals gewiß nicht anzutreffen war" *).

Das Andenken an Oda's Tugenden und ihre segensreiche Milde hat sich Jahrhunderte hindurch in dem dankbaren Gedächtniß der Nachkommen fortgepflanzt. Der Priester Everhardus, der seine Ganderсheimische Reimchronik nach guten Quellen um das Jahr 1216 schrieb, preist sie in seiner schlichten, alt-niedersächsischen Sprache, wie es vor ihm Roswitha gethan, um ihrer Demuth, ihrer frommen Gottesliebe, Barmherzigkeit und edlen Gastlichkeit willen, sprechend:

Ger milde Herte was von Homöde reine
Allerhande Döghede waren ör ock ghemeine,
Und wert, dat men das in der Werlde pleghe,
Dat men der Vrömicheit Königrike gheve,
Dennoch mochte se sin ghewesen Königinne,
Nochten hadde de Vrowe ock de Sinne,
Dat se Gott vörchte und lev hedde sere,
Unde dachte, wu se de himmelschen Ere

---

*) Ein Beispiel dieser Art führt Möser (I. S. 311) an: „Eckberts Gemahlin, St. Ida, stiftete das Kloster Hertfeld an der Lippe, welches nachmals, auch wie billig, für die Erhaltung ihres ruhmwürdigen Andenkens und für ihre Heiligsprechung gesorgt hat." Er macht aber auch noch eine andere beherzigenswerthe Bemerkung hinsichtlich des Schutzes dieser kirchlichen Fideicommisse, der sie ein Jahrtausend hindurch sicherte: „Jede Stiftung", sagt er I, 278, „erfordert einen Patron, welchen die Kirche erkennt und verehrt; sie braucht einen Titel, um ihr Eigenthum von dem Eigenthum Anderer zu unterscheiden, und weil von einem Patron zu einem Herren nur ein Schritt ist: so ist es immer sicherer, einen Heiligen, als einen Fürsten dazu zu nehmen. Die Kirche hat hierin, so wie überhaupt in der Heiligung ihres Eigenthums, gegen das Einreißen der weltlichen Macht, Alles erschöpft, was die menschliche Klugheit vermag. Auch hierin kommen die Heiligen einer Stiftung zu statten, daß sich keiner zu ihrem Schutzherrn aufwerfen kann".

Under düssen erdischen mochte beholden,
Den Nakeden kledede se vor dem kolden,
Den Hungeren ghef se gherne ör Brod,
Den Dorostigen löste se von finer Nod,
Neinen versmäde se to den Seken tö Gande,
We ock lach an Kerkenern edder an Bande *).

Es war rührend, mit welcher Liebe die Tochter der Mutter begegnete, wie die Eine der Andern in herzlichster Hingabe zuvorzukommen suchte. Wenn Hathumod die Mutter nur im mindesten traurig sah, bemühte sie sich, ihren getrübten Sinn auf jede erdenkbare Weise mit wunderbarer Gefälligkeit aufzuheitern. Weil sie wußte, daß die Mutter gern aus Büchern lesen hörte, so sagte sie ihr, sie habe etwas zum Hören Liebliches und zum Merken-Nützliches gefunden, was sie ihr lesen müsse. Und dann jauchzte sie in unbeschreiblicher Freude auf, wenn die Mutter, die ihre freundliche Absicht erkannte, um ihr Kind zu erheitern, nun vorgab, den Ort nicht verlassen zu wollen, und ihr zuzuhören. In ihrer Freude dankte sie dann Gott, herzte die Mutter mit Küssen, und erzählte den Schwestern wieder und wieder, was sie ihr versprochen.

Während indessen so innerhalb der heiligen Einfriedigung des Klosters die reinsten und zartesten Tugenden in stiller Heiterkeit blühten, wurde die Welt draußen fort und fort in wilden Kämpfen zerfleischt und verwüstet. Und wenn Hathumod später auf ihrem Todesbette, als ihr Geist schon wie von den Fesseln des Leibes befreit, lichten Blickes auf die finstere Erde herabsah, dort einen Sturm erbrausen hörte, und die Umstehenden aufforderte, doch zu horchen, „in welcher Erschütterung, in welchem Wirbel, in welchem Kampfe sich die Welt befinde"; so galt dieß in moralischer, wie in physischer Beziehung von der damaligen Weltlage, da

*) Diese niedersächsische Reimchronik des dreizehnten Jahrhunderts ist abgedruckt bei Leibnitz SS., bei Harenberg Hist. Gand. 476 und bei Leuckfeld Antiq. Gand. 353.

in jenen Jahren die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft, wie der Natur, zu wanken schienen.

Der alte verderbliche Zwist wucherte fort in dem karolingischen Herrscherhause; die Söhne lagen mit den Vätern in Hader und Krieg, die Brüder mit den Brüdern, gegenseitig sich ihre Länder verwüstend und ihre Herrschaft untergrabend. Manche von ihnen befleckten und entkräfteten sich auch, gleich den Merowingern, durch Sittenlosigkeit, und zerrütteten durch ihr böses Beispiel und offenes Aergerniß Staat und Kirche. Unterdessen dauerten, von dieser Zwietracht begünstigt, Jahr für Jahr die mörderischen Kämpfe gegen die Slavischen Stämme fort; Jahr für Jahr brachen die wilden Söhne des Nordens, die kühnen Normannen, mit ihren verheerenden Raubzügen von den Küsten tief in das Innere des zerrissenen Reiches; nicht minder machten die feurigen Söhne der heißen Wüste, die Sarazenen, nach wie vor, die südlichen Küsten und Länder zum Tummelplatz ihrer verwüstenden Beutegier und Eroberungslust. „Wehe dir, Frankenreich!“ ruft darum klagend der Poeta Saxo, der die Schrecken und den Jammer dieser Zeiten erlebte, „wehe dir! wie warst du einst unter deinem großen Karl so glücklich! wie bist du jetzt, die du eines solchen Schirmers entbehrst, so überelend! Von welchen harten Schlägen wirst du nun niedergeworfen, die du schutzlos von allen Seiten den Verheerungen grimmer Völker offen stehst! Hocherfreut jauchzen deine Feinde über deine Thränen; für und für bereichern sie sich an deiner Beute; die Tausende deiner Gefallenen, die Menge deiner Gefangenen übertrifft an Zahl den Sand des Meeres; denn seit Karl dahingegangen, ist dein Schmuck, dein Ruhm allgemach dir geschwunden und zu nichte geworden“ *).

Hatten im Jahre 846 die Sarazenen das Grab des Apostelfürsten in der Peterskirche zu Rom geplündert, so mußte

---

*) Poeta Saxo V, 405.

die Christenheit 871 die Schmach und den Schmerz erleben, daß die Ungläubigen sich Jerusalems und des Oelberges und aller heiligen Stätten in der Umgebung bemächtigten, und die Mönche, die dort dem Herren an seinem Grabe dienten, mißhandelten und in die Gefangenschaft führten.

Der Hunger gieng wie gewöhnlich im Gefolge des Krieges. Wurden ja die Länder zugleich in den innern Kämpfen und durch die Raubzüge der äußeren Feinde um die Wette verwüstet. Die junge Mannschaft fraß das Schwert, und wer hätte den Acker noch bauen mögen, um ihn alsbald geplündert, oder vom Feuer verzehrt zu sehen! Tiefe Schwermuth und Ueberdruß des Lebens beim Anblick jener trostlosen Zwietracht und dieser Gräuel der Verwüstung ergriff die Menschen, so daß sie sich nur, wie die Schreiber in den Jahrbüchern von Zeit zu Zeit ausdrücklich anmerken, mit Widerwillen und Ekel dazu verstanden, das Elend dieser Tage für die Nachwelt aufzuzeichnen.*) Denn was das Schrecklichste war, wie der Krieg den Hunger, so hatte der Hunger und das Elend wieder Pest und Seuchen in seinem Gefolge, die Tausende und Tausende, welche das Schwert des Feindes verschont hatte, eines jammervollen Todes dahinrafften. Fort und Fort lesen wir darum in den Jahren, in welchen Karl der Kahle über Frankreich und Ludwig der Deutsche über Deutschland herrschten, von Hungersnoth und Seuchen. Was endlich noch dazu kam, diese Uebel auf's höchste zu steigern, war, daß derselbe Aufruhr, der die Menschenwelt zerrüttete, auch in die Natur eingekehrt schien; auch aus ihr war die Harmonie gewichen, auch ihre empörten Elemente tobten im wilden Kampfe gegen einander. Schwere Ungewitter, Hagel und Ueberschwemmungen, verheerende Stürme

*) **Dissensio regum nostrorum et desolatio paganorum per regna nostra fastidiosum est enarrare. Annal. Xant. ad ann. 862.** Und im Jahre 849 schon klagen sie in gleichem Sinne: **Gentilitas consueto ab aquilone christianitatem nocuit, magis magisque convaluit; sed fastidiosum est enarrare.**

und Erdbeben, Trockenheit und tödtliche Kälte trugen so das Ihrige dazu bei, die Noth zu steigern und das Gift der Seuchen zu schärfen. Die Urkunden der Zeit beseufzen es tief, daß Gott alle zerstörenden Geister losgelassen, die Sünden der Fürsten und der Völker zu strafen. So wird nach der schrecklichen Hungersnoth vom Jahr 850 eine neue im Jahr 852 und 853 in Sachsen berichtet, dann eine Pestseuche 857 *); eine vierte Hungersnoth 862 war gleichfalls mit einem großen Sterben in Deutschland verbunden; das Jahr 865 trübten Ueberschwemmung und Hagel; 867 tobten die Sturmwinde, die die Häuser zusammenwarfen; 868 ordnete schon im Herbst ein Gebot der Könige ein dreitägiges Fasten an, da Hunger und Pest mit ihren Schrecken drohten, zugleich erschütterte ein starkes Erdbeben die Reiche, so daß gar Viele des Lebens verzweifelten. 869 giengen diese Befürchtungen im vollsten Maaße in Erfüllung: schon im Februar nacht-schwarze Regenwolken und Donner, in der Fastnacht ein Komet, dann furchtbarer Sturmwind, eine ungeheure Ueberschwemmung, in der Viele unversehens umkamen. Und endlich zur Sommerszeit wiederum die entsetzlichste Hungersnoth in vielen Provinzen, besonders in **Burgund** und **Gallien**, wo eine große Anzahl Menschen eines „bitteren Todes" starb, so daß erzählt wurde, Menschen hätten Menschen gegessen **). 872 war der Sommer wieder glühend heiß und eine versengende Dürre; 873 eine Heimsuchung neuer Art, die die Zeitgenossen an die Leiden des alten

---

*) Plaga magna vesicarum grassatur in populo et detestabili eos putredine consumpsit, ita ut membra dissoluta, ante mortem deciderent. Annal. Xant. ad ann. 857.

**) Annal. Xant, ad ann. 868 und 69. Die Annal. Engolismens. Pertz Mon. VI, 5. sagen zum Jahr 868: Tanta fames fuit, ut unus homo alium interficeret et bestiarum more dentibus laniaret. Aehnliches berichten die Annal. S. Columbae. Pertz I, 103 von 868 und fügen hinzu, daß es an Menschen gefehlt hätte, die Leichen zu begraben, denn in der Stadt Sens allein wurden an einem Tage 56 Todte gefunden.

Aegyptens erinnerte. Die Jahrbücher von Fulda berichten darüber also:

„In diesem Jahre, 873, herrschte eine gewaltige Hungersnoth in ganz Italien und Germanien, und Viele starben an Mangel. Zur Zeit der neuen Früchte aber wurde das deutsche Volk, da es seine Sünden so forderten, von einer neuen, dem Frankenvolke bisher unbekannten Plage hart getroffen. Denn Würmer, wie Heuschrecken, kamen von Osten her geflogen, mit vier Flügeln und sechs Füßen versehen, und bedeckten die ganze Oberfläche des Landes wie Schnee, alles Grün der Felder und Wiesen zerstörend. Sie hatten ein weites Maul und einen ausgedehnten Leib und zwei Zähne stärker als Steine, womit sie die härtesten Baumrinden zu benagen vermochten. Ihre Länge und Dicke glich ohngefähr dem Daumen eines Mannes, und so ungeheuer war ihre Menge, daß sie in einer Stunde des Tages bei Mainz hundert Joch Fruchtfeld verheerten. Wenn sie flogen, verhüllten sie auf eine Meile die ganze Luft, so daß die, welche unten standen, kaum den Schein der Sonne zu sehen vermochten. Einige von ihnen, die an verschiedenen Orten getödtet wurden, hatten ganze Aehren mit den Körnern und den Halmspitzen im Leibe. War ein Theil von ihnen weiter gen Westen gezogen, so kam der andere, und so boten sie durch ihren Flug während des Verlaufs von zwei Monaten den Zuschauern einen entsetzlichen Anblick dar.“ — „Sie gaben“, fügen diesem Berichte die Jahrbücher von Xanten bei, „wenn sie flogen, einen scharfen Laut von sich, wie kleine Vögel. Und wenn sie sich erhoben, konnte man den Himmel kaum wie durch ein Sieb sehen. An mehreren Orten kamen ihnen die Kirchenhirten und die gesammte Priesterschaft mit ihren Reliquien und Kreuzen entgegen, und riefen zu Gottes Barmherzigkeit, daß er sie vor dieser Plage beschütze. Doch richteten sie nicht überall Schaden an. In dem Herbste war wieder großer Schnee, und so suchte der Herr sein Volk mit verschiedenen Plagen heim und züchtigte seine Bosheit.“

Aber auch das einst so blühende Herrscherhaus sollte für

seine Sünden die züchtigende Hand Gottes empfinden. Der Tod lichtete unvorhergesehen schnell ihre Reihen, oder erschöpft an Geist und Leib welkten sie kläglich dahin, mit Blödsinn behaftet oder in schwarze, an Wahnsinn gränzende Schwermuth versunken, oder wilder Raserei und dämonischen Zuständen preisgegeben. Dasselbe Jahr 873, das voll Entsetzen jene zahllosen Schwärme von Heuschrecken gesehen, war auch Zeuge eines unheimlichen Auftrittes dieser Art; und zwar war Hathumods Schwager, Ludwig der Jüngere, der Gemahl ihrer Schwester Liutgard, dabei betheiligt. Nach der alten frevelhaften Sitte hatte er mit seinem jüngern Bruder Ludwig böse Pläne gegen seinen Vater und König, Ludwig den Deutschen, heimlich angesponnen. Ehe sie jedoch zur Ausführung kamen, hatte der König einen Tag nach Frankfurt berufen, wo auch die beiden Brüder erschienen. Den weiteren Hergang erzählen die Jahrbücher von Fulda wörtlich also:

„Als der König sich mit den Seinen zu Frankfurt über des Reiches Wohl berieth, da wurde die Güte des Herrn offenbar und die Bosheit Einiger enthüllt. Denn da er am 26. Januar den Rath betrat, überfiel in seiner und seiner Großen, der Bischöfe und Grafen Gegenwart, der böse Feind seinen jüngsten Sohn Karl, und plagte ihn so gewaltig, daß er kaum von sechs Männern konnte gehalten werden. Und das geschah von Rechtswegen. Denn er, der den von Gott erwählten und geordneten König betrügen wollte, sah sich selbst betrogen, und der dem Vater Stricke der Hinterlist legen wollte, fiel selbst in die Stricke des Teufels; damit er aus dieser diabolischen Pein erkenne, es sei kein Rath wider Gott. Der König aber und alle, die zugegen waren, vergoßen tiefbetrübt Thränen. Und als er zur Kirche geführt wurde, damit die Bischöfe Gott für seine Heilung anflehten, drohte er mit offenem Munde, bald mit leiser, bald mit lauter Stimme, die, welche ihn hielten, zu beißen. Der König wandte sich also an seinen gleichnamigen Sohn Ludwig und sprach: „„Siehst Du, o Sohn! welcher Dienstbarkeit Ihr Euch überantwortet,

Du und dein Bruder, wenn Ihr gegen mich etwas Böses anzuspinnen trachtet. Nun kannst Du erkennen, wenn Du es vorher nicht wolltest, daß nach dem Ausspruche der Wahrheit nichts so verborgen ist, das nicht zu Tage kömmt. Beichte darum Deine Sünden, und thue Buße und bitte Gott demüthig, daß sie Dir nachgelassen werden. Ich, so viel an mir ist, ertheile Dir meine Verzeihung."" — Und derselbe Karl erzählte, nachdem der Anfall des Teufels beruhigt war, mit lauter Stimme, so daß es Viele hörten, so oft sei er der Gewalt des Bösen hingegeben worden, als er sich in eine Verschwörung gegen den König eingelassen."

So bereiteten sich die Karolinger dasselbe Loos, das die Merowinger getroffen; und es nahte die Zeit, wo Leichenzug in ihrem Geschlechte auf Leichenzug folgte; denn die entweihte Krone sollte von ihrem Haupte genommen werden und mit dem Ausgange des Jahrhunderts das entartete Haus seinem Erlöschen kläglich entgegengehen.

Das waren die Stürme, die zu Hathumods Zeit die christliche Welt erschütterten, während sie im Frieden des Heiligthums ihre Tage unter Gebet und milder Wohlthätigkeit zubrachte. Und wahrlich in diesen bedrängnißreichen Jahren, mit ihrem Elend jeder Art, das an die Thüre ihres stillen Gotteshauses klopfte, fehlte es ihr nicht an Gelegenheit, so vielen Unglücklichen Hülfe und Trost zu spenden. Und welcher Arme, fragt Agius, wäre leer von ihr hinweggegangen? Wer wäre nicht von ihren Speisen erquickt, nicht ihres Gutes theilhaftig geworden, da sie ja alle mit solcher Sorgfalt bedachte, als habe sie aus dem eignen Herzen sie geboren!

Doch früher, als die Armen wohl ahnen mochten, sollte sie aus den Finsternissen dieses vergänglichen Lebens zum höheren Lichte und zu den ewigen Freuden berufen werden.

In jenem jammerreichen Jahre, 873, zählte sie erst drei und dreißig Jahre; das folgende sollte das letzte ihres Lebens seyn, ohne daß sie die Vollendung des neuen Klosterbaues

von Gandersheim erlebt hätte. Auch der Beginn dieses Jahres 847 war von übler Vorbedeutung, gleich dem vorhergehenden. Der Winter war äußerst hart, und hielt länger an, als gewöhnlich. Von Anfang November bis zur Frühlings Tag- und Nachtgleiche fiel Schnee ohne Unterlaß, so daß die Leute dadurch sehr im Einsammeln des Holzes gehindert wurden. Daher es denn auch geschah, daß nicht nur viele Thiere, sondern auch Menschen vor Kälte starben. Rhein und Main waren fest zugefroren, und lange Zeit konnte man sie zu Fuß überschreiten. Und nun folgte auf diesen unglücklichen Beginn wieder eine Hungersnoth und eine Pest von so furchtbarer Art, daß, nach dem Zeugniß der Jahrbücher von Fulda, fast der dritte Theil aller Menschen von ihr hinweggerafft wurde.

Das allgemeine Siechthum dieses Jahres suchte auch die klösterliche Genossenschaft an der Gande heim. Und wenn der Tod die Hathumod, die eben noch gesund und wohl zu seyn schien, auch frühzeitig und plötzlich aus der Mitte ihrer geliebten Genossinnen hinwegführte, so überraschte er sie doch keineswegs.

Nur eine kurze Lebensdauer auf Erden war ihr beschieden; darauf deutete schon die frühe Reife ihres Geistes hin, der, in seiner Entwickelung rasch voraneilend, die schwache Lebensflamme ihres leiblichen Daseyns schneller als gewöhnlich aufgezehrt hatte. Je näher aber der entscheidende Augenblick kam, um so vorherrschender wurde bei ihr das Seelische, das nach seiner völligen Befreiung von den irdischen Fesseln rang. Nur mit Mühe noch konnte der Leib, seiner Auflösung nahe, die Seele zurückhalten, die stäts mächtiger ihre Flügel regte, voll Sehnsucht nach jener Heimath, wo ihre Gedanken seit frühe geweilt. So war die Triebkraft ihres irdischen Lebenskeimes erschöpft, und der geistige sollte jetzt aus der Scholle des Leibes, nachdem das Leben seinen Kreislauf vollendet, zum höheren Lichte emporsteigen:

„Denn der Leib kann nicht von langer Dauer seyn,
Und zerbrechlich ist das sterbliche Gebein.

Geh' es denn zu Grund hier, daß in Gottes Reich
Es erstehn mög unvergänglich, geisterbleich.
So wird das Getraidkorn von der Scholl umhüllt,
Um zu steigen hundertfach von Frucht erfüllt *).

Sie selbst hatte das Bewußtseyn dieser ihrer Reife und die Ahnung, daß die Stunde ihres Scheidens nimmer fern sei.

Wohl ist unseren Blicken die innere Werkstätte des Lebens und des Geistes verhüllt, und wie der Eintritt in das Leben, so ist auch der Austritt aus demselben für unser irdisches Auge, das nur das Aeußere, Sinnliche wahrnimmt, ein Geheimniß. Wir können es nicht sehen, wie der innere Mensch sich aus dem äußeren entwindet, wie die Seele sich ihres leiblichen Kleides entkleidet, wie sie sich in sich selbst zurückzieht und gleichsam versuchsweise, wie ein junger Vogel, die ersten Ausflüge macht. Doch sagt es nicht selten ein inneres Gefühl dem Menschen, wie sich allgemach die Bande, die Leib und Seele zusammenhielten, lockeren, und er wird es dann sich gar wohl bewußt, wie das Lebensfeuer matter und matter wird, und der Geist, dem Entschweben nahe, neue, vorher ungeahnte Schwungkraft gewinnt, und leichter und freier und hellsehender seinen Kerker zu durchbrechen beginnt.

Hathumod, obwohl sie erst vierunddreißig Jahre zählte, hatte dieses volle Bewußtseyn des allmähligen Ueberganges des Lebens in den Tod, dieser fortschreitenden Entleiblichung und Vergeistigung, und zwar ehe die letzte Krankheit sie auf das Lager warf, da sie noch äußerlich gesund schien, und alle Pflichten ihres Berufes unverdrossen erfüllte.

Ihr Ziel war erreicht, sie war eine völlig gereifte Frucht, die nur noch äußerlich mit den letzten Fasern an dem Baume des irdischen Lebens hing; bei dem ersten Hauche des Herbstwindes fiel sie in des Gärtners Hand; hierüber war sie nicht im Ungewissen.

Dieses Vorgefühl ihres baldigen Todes gab sich ihr in

*) Agius in dialogo de obitu Hathum. V. 165.

seltsamen Träumen und wunderbaren Gesichten kund, die prophetisch auf den Ausgang hindeuteten, von denen sie selbst sagte, daß sie ihr ungewohnt gewesen, und von denen Agius bezeugt, daß sie dieselben erzählt, da sie noch gesund gewesen, wo also ihre Freunde kaum ein so schnelles Ende der jungen Aebtissin ahnen mochten.

Es trat nämlich, wie sie deutlich fühlte, bei ihr jener eigenthümliche Mittelzustand ein, worin der Mensch zwischen zwei Welten, zwischen Leben und Tod, zwischen Dießseits und Jenseits, in ungewissem Dämmerlicht mitten inne steht. Der Mond des zeitlichen Lebens ist noch nicht ganz unter, die Sonne des ewigen noch nicht ganz aufgegangen; die Bande sind gelockert, aber noch nicht gelöst. Der Leib scheint auf Augenblicke schon abgestorben, und der Geist, wenn auch noch nicht ganz frei, doch auf Augenblicke wie abwesend, schaut gleichsam durch die Spalten seiner in Staub zerfallenden Hülle die Gestalten und Wunder einer andern unsichtbaren Welt, um dann wieder, bis zu seinem völligen Scheiden, auf die Erde zurückzukehren. Diesen Sinn hatte es ohne Zweifel, wenn sie in jenen Tagen, die ihrer letzten Krankheit vorangingen, erzählte: wie es ihr oft träume, als fliege sie mit leichtem Leibe, und als wohne sie, des Körpers entkleidet und doch auch körperlich, auf eine wunderbare, dem Menschen unaussprechliche Weise zugleich den himmlischen und den irdischen Dingen bei.

Aber eben dieses schwebenden, unbestimmten Charakters wegen ist auch gerade dieser Zustand ein nebelhafter, bilderreicher Dämmerzustand, worin die wirren Phantasien des kranken Leibes, in dessen Adern das Fieber brennt, gar mannigfach in die Gesichte des hellsehenden Geistes hinüberspielen, und Wahrheit und Schein sich vielfach mit einander verbinden. Der Mensch gleicht dann einem Schiffer im Zwielicht, seine irdische Heimath tritt hinter ihm ferner und ferner zurück, in mitternächtliches Dunkel begraben, ihre Formen verschwimmen im ungewissem Dunkel; seine künftige aber dämmert erst im fernen Osten, noch in Morgennebel gehüllt, vor seinen Blicken

auf; kaum daß er die höchsten Spitzen ihrer heiligen Berge im Frühroth gewahrt, wie sie aus dem Schooße der Nacht aufsteigen. Denn das irdische Auge beginnt sich schon zu trüben, um bald zu brechen, das geistige aber ist noch nicht frei von der zeitlichen Nacht, noch nicht dem höheren Lichte völlig erschlossen; und während der müde, ermattende Leib sich zur Ruhe neigt und zusammenbricht, ringt der erwachende Geist noch schlaftrunken in diesem nebelhaften Zwielicht mühsam nach Klarheit. Können wir oft im gesunden Zustande nur schwer unterscheiden, was wir wirklich erlebt, und was wir nur geträumt, so deutlich und klar standen die Bilder und Gestalten vor den Augen unseres Geistes, so lebhaft erinnern wir uns noch eines jeden Wortes, das sie zu uns gesprochen haben: wie viel schwerer ist es in diesem Uebergangszustande, wo die Klarheit des Bewußtseyns so oft von den Schmerzen des mit dem Tode ringenden Leibes getrübt wird, wahre Gesichte, die der Geist wirklich geschaut, von den Phantasien des Fiebers und den Spiegelbildern der aufgeregten Einbildungskraft zu unterscheiden.

Agius warf sich daher auch selbst die Frage auf: ob die Gesichte, die sie ihm erzählte, und die Erscheinungen, mit denen sie verkehrte, Phantasien des Fiebers, Träume und Einbildungen gewesen, oder ob ihr Blick, von Gott begnadigt, in die geheimnißvollen Tiefen der Geisterwelt geschaut, und sie himmlischer Erscheinungen und Stimmen sei gewürdigt worden. Ihr Anblick, wie sie während der Gesichte gleichsam todt und mit abgestorbenen Gliedern dalag; die Wahrnehmung, daß sie ihm Dinge, die erst in späterer Zeit, oder an fernen Orten geschehen, wirklich voraussagte; der Umstand endlich, daß das, was sie gesehen und gehört, so erschütternden Eindruck auf sie machte, und ihre Seele durch seine ehrfurchtgebietende Größe und wunderbare, entzückende Schönheit mit so überwältigender Kraft durchdrungen, daß sie es als das hochheiligste Geheimniß kaum ihren Vertrautesten mitzutheilen wagte, und erblaßte und zitterte, wenn ihre sterblichen Lippen das Unaussprechliche, Uebernatürliche, Göttliche in menschlichen Worten auszuspre-

chen vergeblich rangen: alle diese Zeichen bestimmten ihn zu dem Glauben, daß das, was sie gesehen, keine eitelen Träume und Einbildungen gewesen, sondern wirkliche Erscheinungen und lichte Gesichte eines hellsehenden Geistes, der vorschauend und fernsichtig Raum und Zeit durchbringt.

Sie selbst verschloß, starken Geistes, ihre innere Bewegung; sie schien äußerlich unbefangen und unverändert, und sprach davon wie von Träumen. Nur bei einer zufälligen Gelegenheit ließ sie einen Wink fallen, der ihr Inneres enthüllte. Und zwar war es die fromme Besorgniß um das künftige Geschick der ihrer Hut anvertrauten Genossenschaft, die ihren Mund öffnete. In einem vertrauten Gespräche nämlich mit einem der ihr Zunächststehenden, ohne Zweifel einem Priester, vielleicht dem Agius selbst, beklagte sie den noch so unsicheren und schutzlosen Zustand ihres Klosters. Der Freund suchte sie mit der Bemerkung zu beruhigen, daß sein Zustand wohl noch ein schwacher, aber, Gott Lob! ein guter wäre. Was die Güte betreffe, erwiederte sie, so stehe diese in des Allmächtigen barmherziger Hand, dagegen thue es ihr gar wehe, daß es noch nicht in königlichen Schutz genommen sei. Wieder entgegnete Jener beschwichtigend, diesem Mangel werde sich schnell abhelfen lassen, da ja ihr Bischof ihr wohlwolle, und sie Verwandte und treue Freunde am Hof habe, die den besten Willen und auch das Ansehen besäßen, ihre Wünsche zu unterstützen. Hierauf aber lautete ihre prophetische Antwort: auch sie glaube das, und es werde bald geschehen, aber dennoch werde sie es nicht mehr erleben. — Wie es auch wirklich geschah; denn ihr Tod erfolgte nicht lange darnach, 874, und drei Jahre später, 877, nahm König Ludwig das Kloster auf Ansuchen ihrer Brüder, Bruno und Otto, in seinen königlichen Schutz. Noch setzte sie damals, auf den Sinn ihrer Worte hindeutend, hinzu, das alles möge nun werden, wie Gott wolle, sie aber bitte ihn um sein Gebet und seinen Segen, da sie durch mehrere wunderbare und ihr sonst ungewohnte Träume beunruhigt werde. Und nun erzählte sie ihm ein sol-

ches Bild, das ihr war gezeigt worden und an die verwandten Traumbilder erinnert, die ihr Vater Liudolf kurz vor seinem Tode gesehen, da auch er, wie die Tochter, noch wohl und gesund war.

Ihr war nämlich im Traume, so erzählte sie, sie sehe ein Rad von wunderbarer Größe; in seine Schaufelen waren mancherlei Thiergestalten verschlungen; von einem darunter laufenden Strome wurde es mit wunderbarer Geschwindigkeit herumgetrieben; sie selbst aber saß mit den meisten ihrer Mitschwestern an der Axe, auf der Nabe des Rades, an seine Speichen wie mit gewissen Kettchen gebunden; endlich aber, als es ihr in der Angst vorgekommen, sie werde da unten hinab in den Strom geschleudert werden, fiel sie nicht in den Fluß, wie sie gefürchtet, sondern auf die nahe Erde. Hierauf wachte sie auf; aber obwohl wach und schon wieder zu sich gekommen, sei sie doch an allen Gliedern erstorben und noch zitternd dagelegen.

Die Deutung dieses Traumbildes liegt wohl nahe. Das von dem Strome so wunderbar schnell umgetriebene ungeheure Rad bezeichnet ohne Zweifel den großen Kreislauf des Lebens, wie er von dem Strome der Zeiten umgetrieben wird. Sie selbst, mit den meisten ihrer Mitschwestern, fest gegründet in Gott, seinem Willen und seinen Gesetzen gehorchend, saß gesichert in der Mitte, an der Axe des Rades; als aber die Zeit gekommen, da sie dem Kreislaufe des Lebens entnommen werden sollte, und die Bande, die sie an die Speichen des Weltrades banden, sich lösten, und sie nun fürchtete, hinabzustürzen und in dem Strom der Tiefe unterzugehen, da stand sie gerettet jenseits der unruhvollen, im Kreise sich drehenden, vergänglichen Zeitlichkeit auf dem festen Boden der Ewigkeit *).

*) Ob die in die Schaufelen dieses großen Weltrades verschlungenen mancherlei Thiergestalten — cujus (sc. rotae) palae diversas animalium figuras insertas haberent — den Thierkreis bedeuten, oder Elementar-Geister, oder dämonische Gewalten, muß dahingestellt bleiben.

Noch minder verhüllt war der Sinn eines andern Traumgesichtes, das in dieselben Tage unmittelbar vor ihre letzte Krankheit fällt. Als sie sich nämlich wieder einmal mit leichtem Körper in die Luft entrafft fühlte, da erschienen ihrem hellsehenden Auge alle Gebäude des Klosters wie abgedeckt; Alles, was in jedem einzelnen sich befand und da vorging, lag offen vor ihren Blicken da, Alles war ihr völlig durchsichtig. Da gewahrte nun Hathumod in der Kirche etwas wie einen weitklaffenden Erdschlund. Und als sie, sehr bekümmert über diesen düsteren Anblick, darüber nachsann, wie diese Kluft an der heiligen Stätte wohl entstanden sei, und wie sie wieder möchte ausgefüllt werden: da hörte sie eine Stimme, die ihr sagte, sie solle dieselbe nicht ausfüllen, denn sie werde ihre künftige Wohnstätte seyn. Und nun hörte sie einen Chor von Singenden, die einen Psalm **) sangen. Und als die Singenden zu dem Verse gekommen waren: „Dieß ist meine Ruhestätte in Ewigkeit, hier will ich wohnen, weil ich sie mir erwählt habe", und sie selber, wie es ihr dünkte, mit ihnen sang, da wachte sie auf und wurde munter, und hatte noch beim Erwachen die Worte jenes Psalmes im Munde, der die Erfüllung der göttlichen Verheißungen feiert und den Segen, der einst Sions harrt, dessen Leiden Gott in Freuden verwandeln wird, und dessen Heilige ewige Jubellieder singen werden.

Dem Freund, dem sie dieß Alles wie Träume erzählte, ahnte gar wohl den verhängnißvollen Sinn dieser Gruft und

---

**) Die Urschrift des Agius nennt hier den 140. Psalm; allein die Worte: „Haec requies Mea in Saeculum saeculi; hic habitabo, quoniam eligi eam", stehen nicht im 140., sondern im 131. Psalm. Es ist derselbe, den jüngst Pius IX. in den Tagen der Trübsal, vertrieben von Rom, in einem seiner klagenden Schreiben hülferufend anstimmte: „Memento, Domine, David et omnis mansuetudinis ejus." Er dient auch in der Vesper von Weihnacht bis Dreikönig.

des Grabgesanges, den sie dort gesungen; allein, um sie nicht durch seine Besorgniß zu beunruhigen, that er vor der Hand nichts dergleichen, und ließ sich nichts von seiner Auslegung merken. Später jedoch erinnerte er sie, wie zufällig, an Manches, was er zur Förderung ihres Heiles vor ihrem Hinscheiden für ersprießlich hielt. Und die Fürbitten, die er bei ihr um diese oder jene milde Wohlthat und andere fromme Werke einlegte, erfüllte sie, so viel es in ihren Kräften stand, mit ihrer gewohnten frommen Gottergebenheit und ihrer Alle umfassenden Herzensgüte.

Allein, wenn so ihre Freunde auch ihre Befürchtungen unterdrückten, so täuschte sie sich durchaus nicht über ihren Zustand und das, was ihr bevorstand. Agius mußte sich selbst aus ihrem eigenen Munde hievon überzeugen. „Zu derselben Zeit", lauten seine Worte, „als ich selbst dort war und eben weggehen wollte, wollte sie es durchaus nicht zugeben, indem sie mit einem leichten Lächeln bemerkte: ich könnte ja nicht wissen, wie lange mir noch vergönnt seyn würde, mich ihrer zu erfreuen, und sie zu sehen; treffe es sich aber, daß sie schneller hinginge, dann würde es mich doch reuen, wenn ich jetzt so gegen ihren Willen fortgegangen wäre; und damit hub sie an, sowohl selber mich zu bitten, als mich durch ihre Schwestern bitten zu lassen, daß ich doch nicht säumen möchte, zu kommen, so bald ich erfahren würde, sie sei erkrankt."

Mitteler Weile hatte das Siechthum, das draußen unter den Völkern so furchtbare Verheerungen in diesem Jahre, 874, anrichtete, auch das Kloster ergriffen. Und so ward ihr die Gelegenheit, noch zuletzt die ganze Fülle ihrer werkthätigen, aufopfernden Liebe zu zeigen, als die meisten ihrer Mitschwestern schwer erkrankt darnieder lagen. „Es ist nicht zu sagen", bezeugt Agius, „wie emsig sie dieselben besuchte, wie eifrig sie ihnen beistand, mit welcher ängstlichen Sorgfalt sie zwischen den einzelnen Betten umherging, wie sanft sie jede der Leidenden anredete, mit welchen bewundernswerthen und mannigfaltigen Dienstleistungen sie die leibliche Beschwerde derselben zu

erleichtern suchte, indem sie auf jede Weise Vorsorge trug, damit ihnen ja keine nothwendige Hülfeleistung, oder sonst etwas, was sie wünschten, abgehen möchte." Es war, als hätte sie, ahnend, wie bald sie selbst von dieser Zeitlichkeit und aus der Mitte ihrer Genossinnen scheiden sollte, einer Jeden zum letzten Andenken noch einen Beweis ihrer mütterlichen Liebe und hülfreichen Sorge geben wollen.

Kurze Zeit hierauf, während sie so mit unverdrossener Sorge unter den Erkrankten umherging, zeigten sich bei ihr nun auch körperlich die ersten Vorboten der Krankheit. Allein festen Geistes und treu bis zum letzten Augenblicke in dem Berufe, den ihr Gott auf Erden zugewiesen, ausharrend, gab sie nicht alsogleich weichlich und mattherzig dem Uebel nach. Sie beschleunigte ihr Ende nicht, trüben Todesgedanken nachhängend, und die Hände seufzend in den Schooß legend; sie kämpfte vielmehr eine zeitlang tapfer gegen die Krankheit an, in der Meinung, sie zu überwinden, oder vielmehr hinweg zu täuschen. Denn so lange besuchte sie noch mit den Schwestern den Chor und wohnte im Saale dem Tische bei, bis die Füße ihr endlich den Dienst versagten. Ehe jedoch die überhandnehmende Krankheit sie auf's Lager warf, hatte sie noch ein drittes Gesicht, in dem sich wieder ihre liebreiche Sorge für das Heil ihrer vom Tode bedrohten Schwestern kund gibt.

Sie sah im Traume eine große Aue, die hatte der Frühling mit aller Arten Blumen geschmückt, und darauf glaubte sie fast alle die von ihren Schwestern zu erblicken, die noch im jugendlichen Alter blühten. Und als sie sich nun an der Schöne und Lieblichkeit dieses Anblickes ergötzte, da schien ihr die Aue wie von plötzlichem Brande aufzulodern. Jetzt fing sie aus übergroßem Mitleid zu rufen an: daß doch der Herr sich der Armen erbarmen und Christus ihnen zu Hülfe kommen möge, damit er sie nicht völlig zu Grunde gehen lasse. Und weil sie den heiligen Martinus immer mit besonderer Andacht verehrte, und ihn in ihren größten Bedrängnissen meist anzurufen pflegte, hub sie auch jetzt an, wie es ihr

schien, ihn flehendlich zu bitten, daß die Schwestern durch seine Verdienste und seine Dazwischenkunft doch dem Feuer möchten entrissen werden. Und alsbald schien ihr einer von wunderbarer Schönheit und Glanz zur Seite zu stehen, ihr verheißend, durch seine Verdienste und Zwischenkunft das Feuer zu löschen und jene zu retten. Hierauf wachte sie auf, und als sie nun ihren Traum Mehreren erzählte, empfahl sie ihnen, ja den heiligen Martinus, als ihren Erretter aus den Flammen, fortan mit sonderer Andacht und Dienstbeflissenheit treulich in Ehren zu halten.

So berichtet Agius über diesen Traum, und fügt dann hinzu: „Daß aber der heilige Martinus ihr auch im Wachen sichtbar erschienen sei, dürfen wir ihr nach ihrer Erzählung und ihren Worten unbedenklich glauben. Denn da eines Tages einige ihrer Schwestern bei ihrem Lager saßen, fing sie plötzlich zu rufen an: der heilige Martinus sei zugegen und wandle auf dem Estrich; und ermahnte die Sitzenden vor dem Gegenwärtigen aufzustehen und dem Vorbeiwandelnden freundlich zu begegnen; und die täuschten sich oder wollten täuschen, sagte sie, die ihn, wie man in seinem Leben liest, häßlich genannt hätten: sie habe nie etwas von solcher Schönheit gesehen. Obschon die Gegenwärtigen nichts hievon zu sehen vermochten, so konnten sie sich doch durch ihre Mienen und ihre Haltung von der Wahrheit ihrer Worte überzeugen. Denn fröhlich kehrte sie ihr Antlitz bald nach dieser, bald nach jener Seite ihrer Zelle, womit sie den Zuschauenden deutlich zu erkennen gab, daß sie ihm mit den Augen folgte, wo sie ihn über den Estrich hinwandelnd erblickte. Und da sie, seit sie sich gelegt, nie auf eine andere Seite sich kehren, nie auf der rechten Seite ihres Leibes liegen wollte, so kehrte sie sich jetzt ohne irgend eine Hülfe, nach dorthin, und blieb so lange ohne ein Zeichen irgend einer Beschwerde in dieser Lage, bis das Gesicht zu Ende war. Auch den Vorhang suchte sie mit den Händen wegzuheben, der an jener Wand hing, und befahl, die Wand selber zu entfernen, damit der Heilige Gottes

durch nichts behindert würde. Und weiter, da es aus den vorhergehenden Zeichen nicht zweifelhaft war, der Heilige befinde sich auf der mittäglichen Seite, so fing sie an, die Gegenwärtigen wieder und wieder zu ermahnen, sie möchten ihn doch betrachten. Woraus denn offenbar erhellt, daß sie dieß, gegen die Macht ihrer siechen Schwäche, durch die Verdienste dessen vermochte, den sie ihren leiblichen Augen sichtbar nannte, während sie ihn wahrhaft mit dem Blicke ihres Geistes schaute."

Da geschah es denn bei diesem ihrem Verkehr mit jener unsichtbaren Welt der Geister nicht selten, daß die, welche ihrer warteten und pflegten, wenn sie ihnen von ihren wunderbaren Erscheinungen etwas anvertraute, es mißverstanden, oder sie unterbrachen, oder ihre Worte in etwas anderes umzukehren suchten. Allein mit ihrer gewohnten liebreichen Geduld und Sanftmüthigkeit pflegte sie dann, wie es schon vor dem Fieber der Fall gewesen, und sie jetzt noch mehr als früher that, nicht darauf zu bestehen oder zu widersprechen, sondern nur zu sagen: das kann wohl seyn. So fragte sie z. B. zu derselben Zeit, als sie eine Weile mit geschlossenen Augen wie schlafend gelegen hatte, ihre leiblichen Schwestern, die damals gerade allein bei ihr wachten: wer bei ihr sei? „Wir sind da, liebe Schwester!" sagten jene. Da fragte sie weiter, ob sie denn nichts gesehen oder gehört hätten? Da sie wieder darauf mit Nein antworteten, sprach sie: „und hört Ihr denn nicht die Stimme, die fragt: ob die Taube bereit sey?" Nun hing aber über ihrem Bette eine Taube von Krystall mit Reliquien, und da Schwester Christina hievon Veranlassung nahm, ihre Frage mißdeutend, zu erwiedern: Das komme Ihr wohl nur so vor, damit die Schnur des Krystalls, die nicht recht befestigt war, ausgebessert würde — entgegnete Hathumod gelassen: „das kann wohl seyn!"

Nichts that ihr jedoch weher, als wenn sie irgend einem zweimal etwas Heimliches sagen wollte und der, dem sie ihr Vertrauen schenkte, einen andern dazu herbeizog. So eines Tages, als sie auf dem Bette lag und ihre Schwester Ger-

berga, die ihre Vertrauteste war, neben ihr saß. Sie bat alle übrigen sich zu entfernen, um der Schwester ganz allein ein Gesicht anzuvertrauen; denn nie habe sie etwas von solcher Schönheit, solchem Glanze und solcher Lieblichkeit gesehen. Alle giengen nun weg; mit Beihülfe der Schwester richtete sie sich im Bett auf und hieß Gerberga dann das Ohr an ihren Mund legen, damit Niemand anderer es hören möchte. Allein als Hathumod nun reden wollte, fing sie an zu erblassen und zu zittern. Die erschrockene Schwester fragte, ob sie nicht den Priester Wulfhard, der gerade draußen wartete, herbeirufen sollte, um es ihm zu sagen. Sie gab es aber nicht zu, denn sie wolle es keinem anderen offenbaren, als nur ihr. Doch als sie nun zum zweitenmal dazu den Mund öffnen wollte, fing sie abermal so heftig an sich zu ängstigen, daß sie fast verscheiden zu wollen schien. Die Schwester fürchtete sich, allein bei ihr zu bleiben, und rief wirklich den Priester. Nun aber behielt sie ihr Geheimniß für sich und beklagte sich nicht wenig, daß die Schwester gegen ihren Wunsch und Willen anderen davon gesprochen.

Ganz dasselbe widerfuhr ihr auch mit ihrer Mutter, die auf die Nachricht von der Krankheit der geliebten Tochter nach Gandersheim geeilt war. Auch dieser wollte sie ein wunderbares Geheimniß ganz allein im tiefsten Vertrauen mittheilen. Wieder entfernten sich alle auf ihren Wunsch; die Mutter saß allein bei ihr; Hathumod schickte sich an, zu reden, aber wieder begann sie zu erblassen, zu zittern und sich zu ängstigen. Da meinte die Mutter, die mit Besorgniß die Erschöpfung ihrer Tochter sah, Hathumod könnte es wohl der Schwester Gerberga, wegen ihrer Vertrautheit, sagen. Sie jedoch legte indessen den Finger auf den Mund mit der Versicherung, daß sie es nun weder dieser, noch der Mutter, noch irgend einem Menschen sagen werde. Worüber Agius die Bemerkung beifügt: „Warum nun dieß nicht enthüllt werden sollte, das erkläre, wer kann. Gewiß ist zu glauben, daß sie etwas Großes und Göttliches gesehen habe; denn nichts

Geringes und Menschliches konnte das seyn, von dem sie eines Theils solche Schönheit und Lieblichkeit rühmte und andern Theils selber mit solchem Erzittern es aufnahm. Das wenigstens mag jedem wunderbar scheinen, daß sie etwas von dem, was sie gesehen, der Mutter verbergen konnte, da sie dieselbe immer liebte und einzig verehrte und ihr in allen Stücken wie eine Magd zu gehorchen pflegte."

Vielerlei waren der Gesichte, die sie in diesem Zustande des hellsehenden Verzücktseyns hatte; denn oft fragte sie die Umstehenden: welch ein Geräusch und Getön das sei, was sie höre. Oft forderte sie dieselben auf, zu hören, was für ein Sturm brause, oder in welcher Erschütterung, in welchem Wirbel, in welchem Kampfe die Welt sich befinde. Worüber Agius abermal bemerkt: „wohl könnten wir glauben, es sei ihr dieß Alles wegen der Heftigkeit ihrer Krankheit, wie es zuweilen zu geschehen pflegt, nur so vorgekommen, würde nicht das, was wir vorausgeschickt, uns zu einem andern Glauben bewegen."

Je ernster die Krankheit zu werden drohte, um so rührender gab sich die Liebe der Ihrigen kund. Alle schienen mit einander zu wetteifern, ihr noch einen letzten Dienst der Liebe und des Dankes für so viele Güte zu erweisen. Es offenbarte sich nun recht, wie Ein Geist Alle beseelte und wie innig Alle an ihr hiengen, die so treu jede ihrer Pflichten erfüllt, so selbstvergessen Alle geliebt, so demuthsvoll und gütig Allen gedient, so schwesterlich und mitleidsvoll die Leiden Aller getheilt und gelindert hatte. Heiliger Friede und aufopfernde Liebe, die sie ihr ganzes Leben hindurch gelehrt und geübt, umgaben zum Lohn, da ihr Ende nahte, das Lager der Sterbenden. Da war ihre hochbetagte Tante, die trotz ihrer Altersschwäche ihr immer unermüdlich beistand; ebenso bereitwillig zeigten sich die Präposita, die Decanin und die Custodin der Kirche, und die übrigen Schwestern. Und die, welche von ihnen nicht beständig bei ihr in der Zelle seyn konnten, lagen entweder für sie in der Kirche Gesängen und Gebeten ob, oder wachten vor

der Thüre der Zelle. Ihre leiblichen Schwestern insbesondere ließ sie nicht von ihrer Seite. Ein Bild der treuesten schwesterlichen Liebe umgaben sie, als unermüdete Wärterinnen, das Lager der theueren Kranken, machten ihr das Bett zurecht, legten ihr das Kissen dem Kopfe bequem, richteten sie auf, rieben ihr die Hände, wärmten ihr die Füße, trockneten ihr den herabströmenden Schweiß, kühlten die fieberheiße Stirne mit dem Fächel, bereiteten ihr das Bad und die Speisen und trugen sie ihr herbei, und kamen in jedem Dienste eine der anderen zuvor.

Auch zu Agius, den sie so hochhielt und der ihr innigstes Vertrauen besaß, hatte sie gleich beim Beginne ihrer Erkrankung, jedoch mit Verschweigung der Nachricht ihres Unwohlseins gesendet, daß er doch ja kommen möchte. Es war der vorletzte Tag ihres Lebens, an dem er aus dem nahen Kloster zu der Kranken kam; er ahnte wohl kaum, daß er sie sobald schon verlieren würde. Sie empfing ihn, so weit die Erschöpfung es zuließ, mit dem größten Entzücken; voll schwesterlicher Liebe behielt sie ihn bei sich und war, trotz ihrer eigenen schweren Leiden, mit rührender Sorgfalt um seine Pflege bedacht, an die sie beständig mahnte. Und wenn sie in ihrem Weh auf keine Weise etwas verkosten wollte, so that sie es, wenn die Schwestern ihr sagten, Agius habe es bestellt oder zurecht gemacht. Entfernte er sich nur ein wenig, so verlangte sie nach ihm und nannte wiederholt seinen Namen. Mit der größten Anstrengung suchte sie auch Mehreres mit ihm zu reden; allein die Gewalt der Krankheit hatte ihre Kraft schon allzu sehr erschöpft; daher beseufzte sie es schmerzlich, daß er so spät gekommen. Um ihn jedoch zu beruhigen, ließ sie ihn herbeirufen, als ihr Speisen gebracht wurden; sie aß sie vor seinen Augen und sagte, seinen Kummer zu beschwichtigen, daß sie sich in allen Stücken wohl befinde. Erfreut hierüber faßten sie schon die größte Hoffnung, sie werde dem Tode entgehen; allein der Abend war kaum angebrochen, da war diese Freude in den tiefsten Kummer verwandelt; das Uebel nahm fort und fort mit solcher Gewalt zu, daß alle Hoffnung schwand. Doch

auch jetzt noch konnte Agius sich von der Zartheit ihres engelreinen Gewissens und dem Hellblicke ihres Geistes überzeugen.

In der nun folgenden Nacht nämlich, es war die letzte, ehe sie verschied, saß er neben ihrem Bette, ihre leiblichen Schwestern standen rings herum. Sie schien etwas ihn Betreffendes zu flüstern; die Schwestern meinten, sie habe wieder nach ihm verlangt und sagten, er sei da. Hathumod hingegen erwiederte, sie habe sich sammt ihnen seinetwegen versündigt, und Agius um ihretwillen sich verschuldet, weil er gegen seine Gewohnheit hier länger verweilt hätte. Agius antwortete: es würde umgekehrt seinen Klosterbrüdern gewiß lieb seyn, wenn er etwas zu ihrem Troste und ihrer Beruhigung beitragen könnte, dazu sei er ja hergesandt. Dießmal indessen sprach die Todkranke nicht wie sonst: „das kann wohl seyn", wie innig sie ihn auch liebte, wie gern sie ihn auch bei sich sah. Sie antwortete vielmehr: dem sei nicht so, wie er meine, und es sei besser, daß er nun scheide und heimzukommen eile; denn was sie sage, sei volle Wahrheit. Agius folgte nun, und als er heimkam in sein Kloster, fand er zu seinem Erstaunen, daß sich Alles wirklich so verhielt. Die Brüder nämlich, die von ihrer schweren Erkrankung noch nichts wußten, hatten an seinem langen Ausbleiben Aergerniß genommen und, wie er nachher erfuhr, um dieselbe Zeit der Nacht, wo sie jene Worte von ihrer und seiner Verschuldung gesprochen, hatte der Abt darüber mit Einigen von ihnen geredet. „Und dieses", so schließt der gerührte Agius die Erinnerung an dieses Begegniß aus der letzten Nacht vor ihrem Tode, „räth mir zu glauben, daß sie auch damals irgend etwas Großes möge gesehen haben, als sie gar häufig Hei! Hei! ausrief, uns Anwesende wie zum Hören aufforderte, und, weil sie nichts anders mehr hervorbringen konnte, öfter Hört! Hört! wiederholte."

Agius kehrte, nachdem er den Brüdern ihren hoffnungslosen Zustand mitgetheilt, zu dem Sterbebett der Frommen zurück.

In wehmuthvoller Weise schildert er den Kampf der starkmüthigen Gottergebenheit und des tiefen Schmerzes, den in jenen Stunden ihre Mutter, die Gemahlin Liudolf's, die edle Frankentochter, in ihrem mütterlichen Herzen an dem Todbette der theuren Tochter stritt. „Den inneren Kummer unter freundlicher Miene bergend, suchte die bewunderungswürdige Mutter die Weinenden zu beschwichtigen, und Alle mit ihrer Rede zu beruhigen: indem sie Andere wollte getröstet sehen, die sich selber nicht trösten konnte. Mit welchen Seufzern ging sie selbst zwischen der Kirche und dem Bette der Tochter hin und her! Wie viel vergoß sie der Thränen dort im Heiligthum vor dem Grabe der Heiligen, auf daß sie ihre Tochter nicht verliere, daß sie selber für sie sterben möchte, damit sie, wie sie vor ihr an dieses Licht getreten, auch vor ihr von hinnen scheiden dürfte! Einigemal stand sie im Hinzutreten zu ihrer Tochter stille und hielt zaudernd den Schritt zurück; so zweifelte fast die tapferste der Frauen, was sie thun sollte! Ein Gefühl zog sie heran, ein anderes hielt sie zurück; jenes mahnte sie, doch beim Verscheiden ihres Kindes zugegen zu seyn, dieses hielt sie ab, nicht sehen zu wollen, was sie ohne Schmerz nicht sehen konnte! Was sollte sie thun? Die Liebe rief sie, der Schmerz hielt sie zurück. Sie trat dennoch hinzu, aber auf die mit dem Tode ringende Tochter vermochte sie nicht zu sehen. Sie ging hinweg, und doch konnte sie der leidenden Tochter nicht ferne bleiben. Schon fing", so fährt er fort, „der Leib der Kranken allmählig an, zu erkalten, doch ihr Geist blieb fest auf den Himmel gerichtet. Sie sang öfter mit uns dieselben Psalmen, wie wir, öfter andere, öfter auch einzelne abgerissene Verse aus dem Psalter, jedoch in solchem Zusammenhange unter sich verbunden, daß nicht zu zweifeln war, sie seyen in demselben Geiste, wie sie geschrieben waren, jetzt ihrem heiligen Herzen eingegeben. Unter Psalmodie und Gebeten war der Herr immer in ihrem Munde, Christus immer in ihrem Herzen; und wo sie nicht die Augen ein wenig wie zum Schlafen schloß,

so sang sie entweder Psalmen oder redete vom Heil ihrer Seele. Ihre Sünden in Gedanken, Worten oder Werken begangen, beichtete sie beständig und fragte, ob sie dafür Vergebung hoffen dürfe. Zum öfteren auch gedachte sie der Scheidung der Guten und Bösen nach der Rechten und Linken am Tage des Gerichtes, und fragte, ob dann einer der Heiligen oder der Gerechten dem anderen beistehen könnte. Zuletzt empfahl sie sich meinem Glauben und meinen Händen, und bat meine Niedrigkeit, sie auch den Heiligen, deren Reliquien in unserem Kloster aufbewahrt werden, zu empfehlen. Und als ob sie schon jenen letzten Dingen, von denen sie sprach, beiwohne und bereits schon vor dem Richterstuhle Gottes stehe, fing sie unterdessen, die Blicke fest auf das gerichtet, was sie zu sehen schien, zu zagen und zu beben an, und der Wechsel ihrer Mienen ließ wiederum erkennen, daß sie auch damals etwas des Künftigen gehört oder gesehen. Bischof Markward von Hildesheim war zu derselben Zeit mit den Geistlichen dort anwesend, und erfüllte in feierlicher Weise alles an ihr, was beim Verscheiden für nothwendig erachtet wird: salbte sie mit dem heiligen Oel, ertheilte ihr zur letzten Aussöhnung den Ablaß ihrer Sünden, und reichte ihr das heilige Opfer dar. Fortwährend wurden unterdessen Psalmen gesungen, Litaneien und Gebete gesprochen, das Evangelium gelesen, und nichts von dem, was vor dem Ausgang der Seele geschehen soll, unterlassen."

„Aber schwerer und langwieriger war ihr letzter Kampf, ehe sie zu Gott hinschied; denn sein Rathschluß wollte es also, damit nicht künftig von einer so heiligen Jungfrau gesagt würde: „„Sie war nicht unter den Menschen, und mit den Menschen ward sie nicht gegeißelt““, und auf daß, wenn noch etwas von den Flecken menschlicher Schwäche in ihrem Gemüthe auszutilgen war, sie durch diesen härteren Todeskampf davon gereinigt werde."

„Schon fingen allmählig ihre Glieder alle zu ersterben an, ihre Sprache zu verfallen, ihr Athem leiser und leiser zu

erlöschen; dennoch küßte sie noch mit innigster Andacht das Holz des heiligen Kreuzes, das wir dort hatten, richtete ihre Augen darauf, und lispelte mit ihrer letzten Kraft, so viel sie noch vermochte, in Zwischenräumen aus den Psalmen. Und da kam es mir bei, den Psalter von vorn anzufangen und genau aufzumerken, bei welchem Psalm und bei welchem Verse sie hinscheiden würde. Was denn auch recht übereinstimmend mit ihren heiligen Verdiensten geschah. Denn da ich am vierzigsten Psalm den vorletzten Vers betete: Mich aber hast Du meiner Unschuld wegen aufgenommen und mich bekräftigt vor Deinem Angesicht in Ewigkeit. — Me autem propter innocentiam suscepisti; et confirmasti me in conspectu Tuo in aeternum — da gab sie ihre Seele, die heilige, wie wir zuversichtlich glauben, dem Himmel zurück und hauchte ihren Odem aus. Doch wartete ich noch, wie es Sitte ist, ob sie vielleicht noch einmal aufathmete, bis ich die beiden folgenden Psalme, die so wohl zu ihrem Hingange paßten, vollendet, wo dann die deutlichen Zeichen ihrer Entschlafung sichtbar wurden, und die Glocken der Kirche es zu verkünden läuteten. Kaum ist zu sagen, in welcher Menge auf ihren Ruf das Volk zur Kirche strömte, und wie seufzend und jammernd die Schaar der Schwestern zusammen kam, um ihre Seele Gott zu empfehlen. Nachdem dieß unter vielen Thränen geschehen, blieben die meisten an dem Orte zurück, um die Leiche, dem Gebrauche gemäß, zu waschen, während die übrigen unterdessen in der Kirche Psalmen sangen und beteten. Noch will ich eine wunderbare Sache berichten, die aber von den Schwestern, die zugegen waren, als wahr bezeugt wird, daß nämlich die heilige Leiche, als sie schon auf dem Sessel zum Waschen hergerichtet war, die Augen wie völlig gesund aufschlug und die Lippen, als ob sie die Umstehenden anreden wollte, öffnete. Nachdem nun der Leib gewaschen und würdig in Linnen gehüllt war, wurde sie auf den Schultern der Priester zur Kirche getragen; junge Mägdlein mit Kerzen schritten

voraus, ein würdiges Geleite von Jungfrauen und ein psalmensingender Chor folgte. Dort aber welch ein Seufzen, welch ein Schluchzen, welch ein Wehklagen war, wer könnte sich deß ohne Thränen erinnern, wer könnte es, ohne zu weinen, erzählen! Alles war verwirrt. Die Stimmen der Singenden und der Wehklagenden konnte man nicht unterscheiden; die ganze Kirche erschallte von den Stimmen der Wehklagenden; es war wie ein einziger Weheruf: daß sie ihre beste Gebieterin, ihre liebreichste Mutter verloren! Nun sei keine mehr, die mit solcher Freigebigkeit die Gäste sammle, mit solcher Barmherzigkeit den Armen zu Hülfe springe! Und haufenweise zeigten die dort versammelten Männer und Frauen, die einen die Kleider, die andern andere Geschenke, die sie von ihrer Güte empfangen. Sie selbst aber, die Hingeschiedene, war Christus, dem Armen, so arm gefolgt, sie hatte so sehr in dieser Tugend geblüht, daß zur Zeit ihres Hintrittes sich zu ihrer Bestattung nicht einmal das Nothwendige vorgefunden hatte; die Leiche der Fürstentochter, dem höchsten Range entsprossen und Vorsteherin ihres Klosters, die wohl ein Mehreres hätte haben können, — sie lag, in fremdes Linnen gehüllt, umgeben von den ungezählten Wehklagenden, die so viele Wohlthaten aus ihrer milden Hand empfangen!" *).

(Schluß folgt.)

*) Ipsa Christum pauperem paupercula secuta tantum in hac virtute floruit, ut tempore dormitionis ejus neque funeri saltem necessaria ex suo adessent, sed alieno linteolo involveretur,; quamvis summo loco nata et monasterio praeposita, plura si vellet, habere potuisset. Agius in vita Hathum. 28.

LIII.

Gedanken über die kaiserlichen Kundmachungen vom 21. April 1850.

Seit Menschenaltern hat sich für die unermeßliche Mehrzahl der Bewohner der österreichischen Monarchie der Tag des Patrociniums des heiligen Josephs als Tag der Freude und des unverkennbaren Segens aus dem Jahreslauf in solcher Weise nicht herausgehoben, wie in dem laufenden Jahr 1850, an welchem ihnen der „Vortrag des Ministers des Cultus über Regelung der kirchlichen Angelegenheiten" zusammt der „Allerhöchsten Entschließung Seiner Majestät des Kaisers" ist kund gegeben worden; der Tag, mit welchem in der unermeßlichen Mehrzahl der Staatsbürger des großen Oesterreichs die Ueberzeugung rege werden konnte, ihr Vaterland solle wieder in die Reihe der katholischen Länder eintreten, unter diesen, wie demselben gebührt, den vordersten Rang einnehmen. Spräche das Gerücht wahr: es sei durch Zufall die Veröffentlichung dieser Actenstücke, denen wir die ungleich gewichtigere Benennung einer That und eines Ereignisses beilegen möchten, um ein paar Tage verzögert worden, so möchten wir darin, daß dieselbe dadurch mit diesem, jedem katholischen Christen so liebwerthen Tag zusammenfiel, eine Segen verkündende Vorbedeu-

tung verehren. Die Tage von St. Lucia, Novara und Vilagos werden fortan in der Geschichte als Tage glänzen, deren Erfolge die vielfach erschütterte und wankende Monarchie in ihrem äussern Bestehen gefestigt haben; der Tag des Patrociniums des heiligen Joseph mag in ihren Jahrbüchern als der Tag bezeichnet werden, mit welchem die Nothwendigkeit ihrer innern Heilung anerkannt worden ist, von welchem deren wahre Genesung beginnen kann, wollen anders diejenigen, die hiefür besonders zu wirken haben, mit vereinten Kräften deren Anbahnung und Festigung sich angelegen seyn lassen. Denn nicht von den Satzungen und Regulativen, wie wohl durchdacht entweder dieselben seyen, oder wie weit sie hinter dem, was der Einzelne als Ideal sich aufstellt, zurückbleiben mögen, hängt Gedeihen und Erfolg ab, sondern von dem redlichen Willen, von der Richtigkeit und von dem unverdrossenen Bestreben eines jeden Einzelnen in dem Bereiche seines Wirkungskreises, so wie davon, daß Jeder den seinigen nicht für unbedeutend und allzubeengt halte, weil er in einen solchen hinüberblicken kann, der vielartiger und umfangsreicher ist. Satzungen aber und Regulative sind nicht allein danach zu bemessen, inwiefern sie freie Bewegung zurückgeben, sondern auch darnach, inwiefern sie hemmende Schranken beseitigen. Daß diese fallen, das kann verfügt werden; daß sodann jene eintrete, daß sie immer freudiger sich entwickle, das ist einzig Sache der eigenen Thatkraft, des rüstigen einerseits, des wohlüberlegten Handelns anderseits, des einträchtigen Zusammenwirkens unter allen Umständen.

Es ist aber bei dem, was am ein und zwanzigsten April des Jahres Eintausend achthundert und fünfzig Oesterreichs Völker vernommen haben, und was weithin durch Deutschlands Gaue ein freudiges Staunen und eine hoffnungsreiche Zuversicht unfehlbar hervorrufen muß, zweierlei zu betrachten: die Form sowohl als der Inhalt. Jedes Zugeständniß, auch die Rückgabe des rechtmäßigen, aber wirklich entzogenen, oder durch lange Zeit verkümmerten Besitzes verdient Anerkennung; war-

mer Dank gebührt ihr, wenn es in freundlicher, Vertrauen weckender, noch mehr als wenn es in feierlicher Weise geschieht. Wie anders wenn den Handlungen des obersten Fürstenrechtes das Gepräge der eigenen Ueberzeugung und des freien Willens aufgedrückt ist, als wenn die Wirkung unausweichlicher Nothwendigkeit unverhüllt und unverkennbar daran zur Schau tritt! Daß die Veröffentlichungen des 21. Aprils jene Signatur an sich tragen, das muß jeder erkennen, der eines offenen Auges sich freuen darf, und wird jeder anerkennen, der unbefangenen Sinnes dieselben aufgenommen hat. Wir vernehmen in dieser Kundmachung nicht bloß den Antrag eines Ministers, dem Oesterreichs hochgefeierter Kaiser seine Zustimmung, dabei jenem den Auftrag zu zweckdienlicher Vollführung ertheilt, sondern nachdem der Minister seinen Rath vorgetragen, ist es der Monarch selbst, welcher spricht, welcher die Substanz desselben formulirt, welcher mit eigenem Wort es ankündigt, was künftighin geschehen soll. Die organische Erkräftigung der katholischen Kirche durch Lösung unwürdiger Bande, welche die Verblendung bisher um sie geschlagen, ruht fortan nicht auf den Paragraphen eines ministeriellen Regulatives, ihr ist der gesichertere und gedeihlichere Boden des lebendigen kaiserlichen Wortes gegeben. Es ist nicht der Diener, wie hoch gestellt er sei, es ist der Herr selbst, welcher die Bande löst; es ist nicht jener, es ist dieser, welcher auch für das Weitere, wessen wir noch harren, einsteht. Wer wollte von Zweifel sich beschleichen lassen, wo dieser spricht; wo solche Bürgschaft schon in dem bisher vernommenen Worte liegt? wo eine weitere dafür gegeben ist, daß hierüber ebenfalls Er Selbst sprechen werde?

Wollen wir sowohl den Vortrag des Ministers als die Allerhöchste Entschließung etwas näher in's Auge fassen, so müssen wir allervörderst uns klar machen, daß neben dem Wünschbaren das Mögliche und neben dem Ideellen das durch die Verflechtung der Umstände und Verhältnisse Bedingte nicht außer Berücksichtigung dürfe gesetzt werden. Das ist der Kunst-

griff der Feinde der Kirche, mit dem sie den unwissenden, der Ueberlegung entweder unfähigen oder entwöhnten Haufen bethören, daß sie die Zeiten nicht scheiden und die Gesetze, Vorschriften und Einrichtungen der Kirche mit der zu irgend einer Frist durch die äussern Verhältnisse gebotenen oder gegebenen Anwendung derselben vermengen, das Wechselnde für Verbleibendes ausgeben, um desto sicherer das, was bleiben soll, dem Wechsel zu unterwerfen. Was bei ihnen aus überlegter Absichtlichkeit hervorgeht, würde bei den treuen Gliedern der Kirche unverzeihliche Verwirrung seyn! Mögen sie sich davor hüten!

„Einem Zustande innerer Auflösung gehen Städte und Staaten entgegen, wo die religiösen Ueberzeugungen ihre Macht auf die Gemüther verloren haben. — Die Staatsgewalt hat das ernste Amt empfangen, die Rechtsordnung nöthigen Falls durch Anwendung äusseren Zwanges zu schirmen. Doch wenn das Pflichtgefühl ihren Anordnungen nicht zur Stütze dient, so ist ihre Macht gelähmt.“ So spricht der Minister Eingangs seines Vortrages. Er spricht so in dem Augenblick, in welchem nicht lange vorher ein sieggekröntes Heer von siebenmalhunderttausend Streitern die überall aus den Fugen weichende Monarchie wieder gefestigt hat; in welcher man durch vielfache neue Organisationen und formelle Neugestaltungen dieser Festigung Sicherheit und Dauer verleihen zu können glaubt. Damit anerkennt er, daß diese materiellen Mittel zur Erhaltung und Förderung der Staaten nur dann des beabsichtigten Erfolges sich erfreuen mögen, wenn die Wirksamkeit der mit jenen Hand in Hand gehenden dynamischen Mittel anerkannt, darum möglich gemacht wird. In welchem Lande ist seit fünfzig Jahren aus solcher Feder eine solche offene, runde, freie Erklärung hervorgegangen? Wir wissen zwar wohl, daß es niemals unterlassen worden ist, jede Proclamation, jeden Erlaß, selbst, wo es zweckdienlich erachtet ward, ein Steuergesetz mit den Worten Gott und Religion zu verzieren; aber jedermann wußte, was diese Worte, Worte und wieder Worte, aus der Feder des Proclamirenden und Erlassenden zu bedeuten hatten. Hier

vernimmt das Ohr seit langem zum erstenmal wieder etwas von „religiösen Ueberzeugungen“, von deren „Macht auf die Gemüther“, von einem „Pflichtgefühl“, dessen „der Staat zur Stütze bedarf.“ Hat auch der Staatsmann, dem wir deßwegen billig unsere ungeheuchelte Verehrung zollen, in Anbetracht dessen, was sich aussprechen läßt, was daneben der Interpretation des Einzelnen anheimgestellt bleiben muß, auf diese Ausdrücke sich beschränkt, so lehren Geschichte und redliche Beobachtung der Zeitverhältnisse einen jeden, daß nur der katholischen Kirche, ihrer Lehre und ihrem Erziehungsberufe (der Mensch soll zu seiner Bestimmung erzogen werden, bis ihn das Grab aufnimmt) eine wesentlich bejahende, bauende und erhaltende Kraft innewohne und daß sie allein es vermöge, das „Pflichtgefühl“ nach dessen reinstem Gehalte hervorzurufen, zu bilden und zu kräftigen.

Legt weiter der Minister auf die „geschichtliche Entwicklung und die gegebenen Zustände Oesterreichs“ Werth und Gewicht, so vernehmen wir hierin die in unsern Tagen äusserst wohlthuende und beruhigende Erklärung, daß seine Rathschläge in Betreff der künftigen Stellung der Kirche in Oesterreich von revolutionärem Anstrich unberührt bleiben sollen. Ist doch das der constante Charakter aller Revolutionen unter allen Himmelsstrichen, ob nun diese die kirchlichen, die staatlichen oder die gesellschaftlichen Verhältnisse, oder, wie es in unserer Zeit geschieht, alle zumal berühren, daß es für sie keine Vergangenheit giebt, daß sie nichts Bestehendes anerkennen, daß ihnen der Tag, an welchem sie festen Boden gewinnen, als der Geburtstag des Menschengeschlechtes und aller Bedingungen seines Daseins gilt. Bedeutsam einigt der Vortrag „geschichtliche Entwicklung“ und „gegebene Zustände“ in einer Weise, in der sie zu einander in das Verhältniß von Ursache und Wirkung treten. Denn Zustände sind auch von Revolutionen unzertrennlich, ob nun dieselben von oben herab darnieder wuchten, ob sie von unten herauf umwühlen; in beiden Fällen (und wir haben beide erfahren) giebt es für sie so wenig

eine „geschichtliche Entwicklung“ als ein rechtliches Bestehen, welches Ursache und zugleich Wirkung von jener wäre. Diese „geschichtliche Entwicklung“ demnach soll wieder in ihrer Geltung anerkannt, denjenigen Zuständen, die aus dieser heraus sich gebildet haben, nicht bloß den thatsächlichen, — die oft ohne, selbst im Gegensatz zu jener durch Gewalthandlung mögen herbeigeführt worden seyn, — billige Rechnung getragen werden.

Daß in dem Vortrage auf §. 2 des Patentes vom 4. März 1849 nicht bloß Rücksicht genommen, sondern die Stelle: „jede Kirche solle im Besitze und Genusse der für ihre Cultus, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonde verbleiben,“ wirklich angeführt wird, halten wir für etwas besonders Erfreuliches; zumal auch das, was seitdem von neuem kund gemacht worden ist, zu der zweifellosen Hoffnung berechtigt, daß nicht minder in dieser Beziehung die künstlichen (es ist das der gelindeste Ausdruck, welcher uns zu Gebote steht) Theorien dem natürlichen und vollen Recht weichen werden. Der Ausdruck „Besitz“ ist ein so bestimmt ausgeprägter, ein so unmißverstehbarer, daß über den Umfang seiner Bedeutung Niemand im Unklaren seyn kann. Dabei ist die Sprache des Ministers so offen, seine im Bisherigen dargelegte Gesinnung eine so anerkennenswerthe, die Räthe, die er in so wichtiger Angelegenheit dem Monarchen gegeben hat, zeugen von einem solchen redlichen Willen gegen die Kirche, daß wir den Anträgen und Schlußnahmen in Betreff des eben erwähnten Gegenstandes mit der vollesten Beruhigung entgegensehen. Was ist die Kirche von dem Standpunkte einer des Besitzes fähigen Verbindung anders als eine große Hausgenossenschaft? Jeder solcher gewährt der Staat Besitz und Genuß ihres Vermögens und schirmt sie dabei, ohne den oder diejenigen, welche, an deren Spitze stehend, dieses Vermögen verwalten, zu bevormunden, so lange sie nicht durch ihre Wirthschaft Veranlassung geben, darum nachzusuchen, oder solches kraft obliegender Pflicht zu verfügen. Allerdings wäre die Möglichkeit gegeben, daß die concrete Person der morali-

schen, das vorübergehende Individuum der bleibenden Institution durch gewissenloses Wirthschaften Nachtheil bringen könnte; das soll möglichst verhütet, das Jus inspiciendi auf seinen richtigen Begriff, auf seine natürlichen Schranken zurückgeführt werden, was aber nicht durch solche Präventiv-Maßregeln geschehen dürfte, die den Ausdruck „Besitz" zu einer Illusion machen müßten.

Lesen wir in dem Vortrage des Ministers die Stelle: daß die „katholische Kirche im ganzen Reiche für die sittliche Grundlage des Volkslebens von der höchsten Bedeutung sei," so begrüßen wir hierin einerseits abermals ein Bekenntniß, wie wir es seit einem halben Jahrhundert von einer solchen Stelle nicht zu hören gewohnt waren, und begreifen anderseits die schäumende Wuth der revolutionären Partei sowohl innerhalb als ausserhalb der Monarchie, die dann erst ihres Sieges gewiß seyn würde, wenn sie mit dem Bestreben, dem Volksleben diese Grundlage zu entziehen und die ihrige an deren Stelle setzen zu können, durchdringen könnte. Mit würdiger Entschiedenheit, mit männlichem Muth, mit dem Bewußtsein als treuer Rath des Monarchen aufzutreten, hat der Minister in diesen Worten denjenigen allen, welche auf dem Schutt der Kirche ihre Geschoße gegen den Thron betten möchten, den Handschuh hingeworfen. Konnte er daran zweifeln, daß sie nicht eiligst denselben aufheben würden? Sollte er aber daran zweifeln können, daß nicht Millionen treuer Glieder der Kirche und darum zugleich loyaler Staatsbürger sich um Thron und Dynastie um so freudiger schaaren werden, als ihnen nunmehr Bürgschaft gegeben ist, daß unter allseitiger Berechtigung die Kirche fortan nicht mehr die einzig Rechtslose seyn werde.

Der schmerzliche Partikularismus (schmerzlich, weil er die freie, volle Lebensthätigkeit so lange hemmte, schmerzlicher noch in seinen unvermeidlichen Folgen), in welchen einst unter unrichtigen Voraussetzungen die Kirche in Oesterreich hineingedrängt wurde, hat nun sein Ende erreicht; die Kirche in Oesterreich tritt wieder in jene von Gott gesetzte Verbindung

zurück, in welcher allein das bezeichnende Wort „katholisch“ seine unverkümmerte Bedeutung findet; ihr Oberhaupt wird nicht mehr bloß nach einer conventionellen, aber todten Höflichkeitsformel, sondern thatsächlich als solches wieder anerkannt; folgenschwere Bestimmungen, die vollkommen rechtsgültig (so lange wenigstens eine Kirche bestehen soll) nur in Gemeinschaft mit Ihm sich treffen lassen, sollen nicht ohne Einvernehmen mit demselben ihrem Abschlusse zugeführt werden. So ist auch die Hoffnung der lichtfreundlichen und beglückungslustigen Gegner der Kirche vereitelt, dieselbe unter dem Absterben von außen her desto ergiebiger von innen durchwühlen zu können. Oesterreichs Clerus und Oesterreichs Volk darf mit derselben Zuversicht, wie in den staatlichen Beziehungen auf seinen Kaiser, in den kirchlichen auf Denjenigen blicken, den Christus zum obersten Hirten seiner Heerde gesetzt hat.

„Der Zustand von Unentschiedenheit wirkt lähmend auf das innere Leben der Kirche, dessen kräftigere Entwickelung ein immer allgemeiner gefühltes Bedürfniß ist.“ Ein wahrhaft goldenes Wort, bedeutungsreich in zweifacher Beziehung; hier zu den Einrichtungen, Anordnungen und der allgemeinen Gestaltung, dort zu den Personen, welche berufen sind, in irgend einer Sphäre diese für das Leben zu vermitteln. Was vermöchten jene, wenn sie noch so wohl ausgedacht wären; wenn noch so edle und fruchtreiche Keime in ihnen lägen, wo es an diesen gebricht? Gibt es nicht Verhältnisse und Momente, in welchen die Unentschiedenheit, die Thatlosigkeit, die Willenslähmung noch verderblichere Folgen hat, als alles feindliche Entgegenwirken? Braucht man weit zu gehen, um sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen?

Noch zu vielen Bemerkungen läge Stoff in dem Vortrage des Herrn Ministers, noch manches Erfreuliche ließe sich dem Formellen diesen folgereichen Schlußnahmen abgewinnen; aber wir müssen uns dessen enthalten, um nicht allzuweitläufig zu werden, um den Raum für Erörterung des Sächlichen nicht zu verkümmern.

1. Der Verkehr mit dem Oberhaupte der Kirche soll wieder unbedingt frei seyn. Wie überhaupt der Kirche (was deren Feinde, gehörte nicht mauvaise foi zu den Grundbedingungen ihres Gebahrens, wohl sich merken dürften) durch die kaiserlichen Entschließungen keine neuen Rechte gegeben, nur die von jeher bestandenen wieder anerkannt worden sind, so ist auch hierin bloß das Natürliche an die Stelle des Unnatürlichen zurückgetreten. Denn unnatürlich darf es doch genannt werden, daß ein Bischof in den ungehemmtesten Verkehr mit dem Mufti zu Konstantinopel hätte treten dürfen, das bedeutungsloseste Brieflein an das Oberhaupt der Kirche hingegen dem argwöhnischen Späherauge einer nicht immer loyal gesinnten Staatsgewalt unterwerfen müssen. Unnatürlich muß es doch genannt werden, daß ein Priester, wäre er im Besitz der erforderlichen Geldmittel gewesen, einen Besuch von Mekka unbedenklich hätte vornehmen können, würde er ad limina Apostolorum gewallfahrtet seyn, bei der Rückkehr die gesammte wohlselige Polizei (vielleicht in mehr als einem Sprengel die allerunterthänigst dienstbeflissene geistliche noch dazu) sich unfehlbar auf den Hals geladen hätte. Unausweichlich mußte jenes Hemmniß, für das es nicht einmal einen Namen, geschweige denn ein rechtfertigendes Wort gibt, mit der neuen Gestaltung der Dinge nothwendig fallen; daß sie wirklich gefallen sei, nicht mehr aufrecht sich halten lasse, hat der Clerus von Wien im vorigen Jahre durch eine an den Papst gerichtete Adresse (seit siebenzig Jahren unerhört) thatsächlich bewiesen. Dasselbe hätte unbedenklich auch jeder Bischof thun mögen. Aber würdiger ist es doch, in offener Erklärung die Berechtigung einzuräumen, als bloß schweigend geschehen zu lassen, was nimmermehr sich hindern ließ. Es kann Fälle geben, die den Schmuggelhandel unfehlbar herbeiführen, der gewissenhafte Mann wird jederzeit den freien und offenen Verkehr vorziehen. Die Stellung eines Bischofs ist aber eine solche, die ihm, bei entschiedener persönlicher Thätigkeit für dieselbe, und bei allem Willen, seine Rechte zu wahren, dennoch manche Rücksichten gebietet, die ein anderer nicht zu nehmen hat. Wie demnach diese Erklärung des Monarchen, so ist sie zugleich auch derjenigen würdiger, die fortan von derselben Gebrauch zu machen haben.

(Schluß folgt.)

LIV.

Die socialen Zustände des hebräischen Volkes im Alterthume.

(Bruchstück aus einem ungedruckten Werke: die Politik in ihrer welthistorisch-genetischen Entwickelung.)

Wer Neigung und Blick für die naturgeschichtliche Seite der Politik mit bringt, findet in dem, was die heiligen Schriften des alten Bundes über die kirchliche und politische Verfassung des Volkes Israel berichten, eine Ausbeute für die neuentstehende Wissenschaft der politischen Physiologie und vergleichenden Politik, wie in keiner andern Quelle älterer oder neuerer Zeit. Daß dieser, über alle Vorstellung reiche, Jedem zugängliche Stoff, trotz so vieler ausgezeichneten, ältern und neuern Forschungen im Einzelnen, nicht besser für den eben bezeichneten Zweck benutzt worden ist, dürfte beim ersten Anblick Wunder nehmen. Aber der Grund liegt einfach darin, daß die historisch-genetische Methode in der Behandlung der Politik (die Naturgeschichte des Staats) selbst erst von sehr jungem Datum ist. Der ältern Anschauungsweise (bis auf Haller) war der Staat eben nur ein Product des menschlichen Verstandes und willkührlichen Beliebens, sei es eines

Einzelnen, oder eines Senats weiser Männer, oder einer allgemeinen Volksversammlung. Von einem so untergeordneten, und man kann hinzusetzen: irreligiösen Standpunkte aus, läßt sich denn freilich die Verfassung des hebräischen Volkes — des merkwürdigsten, welches je gelebt hat! — eben so wenig wie irgend eine andere begreifen. Erst Der, welchem der Staat ein unter der Leitung der Vorsehung entstandenes Erzeugniß ewiger Gesetze der Natur und der Geschichte ist, kann sich mit einer Untersuchung, wie sie hier angestellt werden soll, befreunden. Abgesehen davon war aber auch der Gesichtspunkt, aus welchem man die Gesetzgebung Mosis faßte, häufig nach der einen oder andern Seite hin verfehlt. Nahm der ältere Protestantismus den mosaischen Staat nicht selten für die unmittelbar von Gott dictirte Normalverfassung, welche in jedem einzelnen Lande jeder Zone und zu jeder Zeit, sklavisch in allen ihren Zügen copirt werden müsse, so stellte sich umgekehrt die spätere, ihrem Ziele näher rückende und die Maske lüftende Denkgläubigkeit auf den entgegengesetzten Standpunkt. Die der ältern protestirenden Orthodoxie auf dem Fuße folgende Aufklärung begab sich sofort auf das Feld der Skepsis, erklärte das alte Testament für gute Beute, und legte an die Geschichte des Volkes Gottes, als Maßstab der Kritik, Begriffe, die aus dem engsten Kreise der trügerischen Erfahrungen des Zeitalters Voltaire's und Friedrichs II. geschöpft waren. In Folge dessen suchte man die Begebenheiten einer jugendkräftigen Zeit, in der das Wunder mit dem Glauben gleichen Schritt hielt, und beide das tägliche Brod der Menschheit waren, im Sinne der rationalistischen Spießbürgerlichkeit des greisenhaftesten und abgestandensten aller Jahrhunderte (des 18. der christlichen Zeitrechnung!) zu begreifen. Der hegel'sche Atheismus der jüngst vergangenen Tage, der sich zur Stunde bereits selbst gerichtet hat, ist nur die letzte Vollendung dieser ausleerenden Kritik. Heute dürfen wir es als einen wahren und großen Fortschritt der Wissenschaft bezeichnen, daß der eine wie der andere dieser Irrthümer als überwunden behandelt werden darf. Niemand

denkt jetzt mehr daran, das mosaische Recht in seinen Einzelnheiten als eine für alle Zeiten und Völker gültige praktische Norm des Staatswesens behandeln zu wollen. Allerdings ist es das Wort Gottes; dieses aber ist als bindender Befehl zunächst nur an die Kinder Israel ergangen. Für den Christen, der unter dem Gehorsam der Kirche steht, haben die Satzungen Mosis nur in soweit verbindliche Kraft und gesetzliche Bedeutung, als sie durch die christliche Ueberlieferung gegangen, und durch die Autorität der Kirche eine christliche Weihe erhalten haben. Wir empfangen das Gesetz Mosis nur aus der zweiten Hand und, wie die heilige Schrift überhaupt, durch die Kirche; somit kann von jenem puritanischen Mißbrauche desselben bei dem, der in der Gemeinschaft der Kirche Christi steht, nicht die Rede seyn. Eben so fern liegt aber auch umgekehrt dem gläubigen Christen die oben bezeichnete falsche Aufklärung, und die mit geflissentlicher Bosheit gegen die Offenbarungen Gottes getriebene, pantheistische Kritik, die so lange jede tiefere Ergründung, jedes ächte Verständniß der socialen Zustände des hebräischen Volkes von vornherein unmöglich machte. Als Christen verstehen wir die heiligen Schriften des alten Bundes nur im Sinne und Geiste der Kirche (die in diesem Punkte so mit der Ueberlieferung der Synagoge, wie größtentheils mit dem ältern Protestantismus zusammentrifft). Wir werden also das, was die biblischen Bücher von der Geschichte des israelitischen Volkes berichten, als gewisse und zuverlässige geschichtliche Wahrheit behandeln, und den beschränkten und willkührlichen Skepticismus der Aufklärungsperiode als etwas Abgethanes unbeachtet zur Seite liegen lassen. Heute bedarf dieß wohl keiner Rechtfertigung mehr.

Dieß ist der Standpunkt, von welchem die nachfolgende Untersuchung ausgeht. Sie hat nicht den Zweck, antiquarische Forschungen anzustellen, sondern aus der längst bekannten biblischen Geschichte der Hebräer politische und sociale Folgerungen zu ziehen, die über dem Wirrwarr der Tagesmeinungen vielen unserer Zeitgenossen aus dem Gesichtskreise entschwunden sind.

I.

Die Hebräer sind das einzige Volk der Welt, bei welchem sich die Kunde vom Ursprunge, vom Fall und von den ersten Schicksalen der Menschheit in ihrer vollen Reinheit erhalten hat. Die Hauptgrundzüge dieses Berichts lassen sich auch in den Sagen aller andern Urvölker erkennen. Aber durch Zusätze, Verstümmelungen, Verwechselung und Vermengung mit spätern Begebenheiten und phantastische Ausschmückung, sind sie hier zum mehr oder weniger entstellten Mythus geworden. Unsere Aufgabe ist es nicht, die Aechtheit und Wahrheit der Ueberlieferung beweisen zu wollen, welche sich bei den Nachkommen Abrahams von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte, bis Moses sie endlich durch die Schrift festhielt und verkörperte. Wir wollen hier nur darauf deuten, welche Folgerungen und Ergebnisse für die Naturgeschichte des Staats sich gewinnen lassen, wenn wir, — ohne weitern Streit mit der Skepsis, — die Genesis, einfach wie sie lautet, als Ausgangspunkt und Grundlage einer politischen Untersuchung setzen.

Nach der mosaischen Geschichte schuf Gott ein Paar, von welchem die gesammte übrige Menschheit abstammt, und diese Stammeltern fielen und erniedrigten unser Geschlecht durch die erste Sünde.

Diese beiden Daten, ohne welche (beiläufig bemerkt) die Räthsel der Philosophie und der Geschichte überhaupt nicht gelöst werden können, sind auch allein geeignet, Licht und Ordnung in die Naturgeschichte des Staates zu bringen.

Es gibt zwei mögliche Anfangspunkte der Geschichte der Gesellschaft. Entweder man denkt sich im ersten Anfange eine Vielheit von menschlichen Einzelwesen zusammenhanglos neben einander lebend, sei es an einem Orte, sei es (als Autochthonen) in mehrern Ländern zugleich. Diese Annahme führt unabweisbar zu der nahe liegenden Folgerung, daß die Gesellschaft durch den Willen und die Ueberlegung dieser isolirten

Einzelnen, also der erste Staat als Communität, Gemeinwesen und Republik durch ihren Vertrag entstanden sei.

Oder man schließt von der unläugbaren Thatsache, daß jeder Mensch von einem Vater erzeugt und von einer Mutter geboren seyn muß, rückwärts auf ein, durch einen Act der göttlichen Schöpfung entstandenes erstes Menschenpaar, welche Annahme wenigstens nicht unbegreiflicher wäre, als zehn, hundert oder tausend ursprüngliche Autochthonen, die in jedem Lande zugleich aus dem Boden hervorwuchsen.

Wir können die Frage unörtert lassen, welche von beiden Voraussetzungen dem gesunden, natürlichen Gefühle mehr zusagen wird. Wir haben es hier überhaupt nicht mit mehr oder weniger wahrscheinlichen Voraussetzungen und Erklärungsversuchen, sondern mit der mosaischen Urgeschichte zu thun, und diese berichtet den zweiten jener Fälle, nicht als Conjectur oder Hypothese, sondern als geschichtlich überlieferte, unzweifelhaft gewisse Thatsache.

Der erste gesellige Zustand, (in diesem Sinne also der erste Staat) war diesem nach kein unorganischer Haufe von Menschenatomen, die sich erst durch ihre Willkühr aneinander schließen und mit theoretischer Ueberlegung als Verbindung gliedern mußten, sondern ein von Gott selbst erschaffener, natürlicher Organismus, — eine Familie. Eine solche ist dann aber auch die ganze Menschheit; alle die ein Menschenantlitz tragen sind Seitenverwandte oder Abkömmlinge von einander, weil sie Nachkömmlinge gemeinschaftlicher, erster Eltern sind. War ferner die erste Familie der erste Staat (dieß Wort hier im weiten und allgemeinen Sinne gleichbedeutend mit: geselliger Zustand genommen), so sind alle spätern Staatsformen auch nicht reine Erfindungen der Willkühr und des voraussetzungslosen Beliebens; sie sind keine Versuche, auf einer tabula rasa gemacht, sondern bloße Entwickelungen, Veränderungen, Umbildungen eines ursprünglich gegebenen, nicht von Menschen erfundenen Zustandes. So gewiß dieß ist, so muß dabei aber

dennoch gleich von vorneherein ein gefährliches Mißverständniß beseitigt werden. Daraus: daß die erste Familie der erste Staat war, folgt nicht, wie Robert Filmer und Thorel wollen, daß die Famile oder der patriarchalische Zustand ein Normalstaat sei, eben so wenig wie daraus, daß jeder Mensch im Anfange ein hülfloses Kind war, geschlossen werden kann, daß der Zustand der ersten Jugend mit allen seinen Consequenzen der allein rechtsmäßige sein müße. Die heilige Geschichte berechtigt uns zu den wichtigsten historischen Folgerungen. Sie liefert uns das Fundament für die Naturgeschichte der Gesellschaft. Aber staatsrechtliche und praktisch-politische Probleme späterer Zeiten oder heutiger Zustände bloß aus der Genesis entscheiden zu wollen, war ein großer Fehlgriff einer frühern legitimistischen Schule des siebenzehnten Jahrhunderts.

So wie die, auch von der christlichen Kirche als Wort des heiligen Geistes anerkannten, heiligen Schriften der Hebräer uns Aufschluß geben über den Ursprung aller geselligen Verbindung unter den Menschen aus der ersten Familie, so liefert andrerseits die Kunde von dem Falle der Menschheit den unentbehrlichen Schlüssel zu den Erscheinungen des Lebens, der Einzelnen, wie der Gesellschaft. Durch die erste Sünde trat die Entzweiung der Menschheit mit Gott, mit der Natur, mit seines Gleichen ein. Fortan mußten Adam und sein Geschlecht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod eßen; ohne harte Arbeit trug der verfluchte Acker nichts als Dornen und Disteln. Daher das, Andere vom Genusse ausschließende Eigenthum; ein unblutiger stiller Krieg, den Selbstsucht gegen Selbstsucht führt; daher auch der offene und erklärte Krieg der Waffen und sein Gefolge: Eroberung, Unterjochung, Herrschaft des Starken und Dienst des Schwachen, Tyrannei und Auflehnung; daher endlich die häusliche Sclaverei, die Leibeigenschaft, oder die noch drückendere Armuth des Scheinfreien, mit allen ihren Gräueln und Schrecken. Aus diesen traurigen Bedingungen ihres Daseins kann die Menschheit so wenig wie der Einzelne willkürlich wieder heraus treten. Sind Krankheit und Tod

das Loos des Menschen, von dem Verlust des Paradieses an, so tragen auch alle seine Werke und seine gesellschaftlichen Einrichtungen den Keim der Zerstörung in sich. Nichts ist ganz so, wie es sein soll. Daher auch die unvermeidliche und nothwendige Gebrochenheit, die Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit, die Unzulänglichkeit aller und jeder menschlichen Zustände und politischen Ordnungen.

Der Mensch kann diese Ketten nicht aus eigener Kraft zerreißen. Jeder Versuch sie abzuschütteln verschlimmert das Loos des Volkes, welches ihn macht und zieht die Fessel nur noch enger zusammen. Das, was uns in den Zustand des Schmerzes und der Unvollkommenheit versetzte, — die Sünde, in welcher wir empfangen wurden, — bringt jeder Einzelne ohne Ausnahme mit auf die Welt. Gegen deren Folgen helfen keine bloß äußerlichen Mittel; es läßt sich kein politischer Zustand erfinden, der das Ungemach des Lebens beseitigen, das verlorne Paradies wieder öffnen, einen Zustand reinen Glücks und ungetrübter Zufriedenheit herstellen *) könnte. Wohl aber ist nach den Worten der Genesis (und dieß ist der dritte, für die Universalgeschichte der Gesellschaft wichtige Aufschluß, den

*) Die Revolution unserer Tage will die vorhandenen geselligen Zustände (Obrigkeit, Ehe, Eigenthum u. s. w.) von Grund aus (radical) zerstören, und dann Einrichtungen in die leere Stelle setzen, welche schon zum Theil (durch Proudhon, Lamennais, Daumer, Feuerbach u. A.) erdacht, wenn auch noch nicht erprobt sind, zum Theil (nach Vollendung des Werkes der Zerstörung) erst erfunden werden sollen. Die Thatsache des Falles hat in der Theorie der Revolution eben so wenig einen Platz, wie die christliche Lehre von der Erlösung. Die Leiden der Menschheit sind nach der Religion des Umsturzes ein ungeheures Unrecht, welches Könige und Fürsten, Aristokraten, Priester, Reiche und Eigenthümer ihr muthwillig angethan haben. Denen, die ihr dienen und ihrer Lehre blind glauben werden, verspricht die Revolution alle Reiche der Welt, ja selbst (wie namentlich Cabet) ein Leben von hundert und vierundvierzig Jahren.

sie uns gewährt!) es ist der Menschheit mit dem Fluche zugleich ein Erlöser verheißen. Diese durch die Urväter von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Hoffnung hat das Volk der Hebräer rein bewahrt, bis zu dem Tage, wo in der Fülle der Zeiten die Jungfrau den Heiland aller Welt gebar.

Es ist unsere Absicht nicht, die Urgeschichte der Menschheit von den Tagen Adams bis auf Abraham, den Urvater des hebräischen Volkes, zum Gegenstande unserer Untersuchung zu machen. Die Wiege der Menschheit ist mit heiligem Dämmerlichte umgeben, ähnlich wie das Leben des Einzelnen mit der Unbewußtheit des ersten Kindesalters anhebt. Das, was die Genesis sagt, befriedigt unsere Wißbegierde nicht, aber es gestattet uns Schlüße auf den Zustand der urweltlichen Gesellschaft. Beginnt die Menschheit mit einer Familie, so ist auch, ganz ähnlich wie bei den Hebräern, deren älteste Geschichte wir mit Sicherheit bis auf ihren Stammvater verfolgen können, die erste und älteste Verfassung der in ungetheilter Einheit zusammenlebenden Menschenfamilie, die patriarchalische, oder die Herrschaft des Familienoberhauptes gewesen. Diese aber konnte sich bei der Lebensdauer der Urväter in einer Weise entwickeln, wie später nie mehr. Adams Alter kam auf 930 Jahre, Methusalem wurde 969, selbst Noah noch 950 Jahre alt. Erst nach der Sündfluth nimmt die Lebensdauer ab. Sem lebt 600, Abraham der zehnte nach ihm bloß noch 175 Jahre. Nimmt man mit Gatterer*) an, daß sich die Zahl der Menschen immer in 41 Jahren verdoppelt habe, so hätte sie am Ende von Adams Lebensdauer, bereits zwischen 8 bis 9 Millionen betragen. Der gesellige Zustand der Urzeit wäre demnach der, einer in's Riesenhafte ausgewachsenen Familie gewesen, deren natürlicher Herrscher der gemeinschaftliche, noch vorhandene Stammvater Aller gewesen sein muß. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Cain (Genesis Cap. 4.)

---

*) Universalhistorie Th. I, S. 157.

Gründer eines besondern, von den übrigen getrennten Stammes (oder Staates) wurde.

Daß Adam bei oder kurz vor seinem Tode die Würde des Patriarchats etwa, nach Cain's Brudermord, ausnahmsweise auf den zweitgebornen Seth übertragen habe, davon findet sich in der Genesis keine Spur. Wahrscheinlich aber ist aus mehreren Gründen die Primogenitur die Regel. Der Erstgeborne ist der Aelteste nach dem Stammvater, mithin der Ehrwürdigste, dem Patriarchen am nächsten Stehende. Zudem führt die Genesis die Reihenfolge der Erzväter vom Erstgebornen zum Erstgebornen auf*), gerade so wie wir die Reihenfolge der Regenten eines Reiches nennen. Die Auflösung der ursprünglichen Einheit, die Trennung des Menschengeschlechtes, wird dagegen ausdrücklich als ein bei weitem späteres Factum berichtet. Blieb daher das Geschlecht zusammen, so ist es kaum anders möglich, als daß es ein Haupt haben mußte, und dieß zu sein hatte der Erstgeborne, und demnächst dessen Erstgeborner, ohne Zweifel den nächsten Anspruch. Allein wir können den Streit über diese Fragen auf sich beruhen lassen. Denn die Fluth, von der auch die Sagen aller andern Völker Meldung thun, vertilgt das sündhafte Geschlecht, und Noah wird nach ihr der zweite Stammvater der Menschheit. Die Gesellschaft beginnt mit ihm unter ähnlichen Bedingungen, wie nach der Schöpfung mit Adam. Noah und sein Weib, und seine drei Söhne Sem, Cham und Japhet mit ihren Weibern gehen in die Arche, und diese acht Menschen sind die Wurzel der neuen Menschheit, Noah's drei Söhne die zweiten Stammväter unsers Geschlechts. „Aber die Söhne Noes, sagt die Genesis**), die

*) Z. B. „Methusala war sieben und achtzig Jahre alt, und zeugte Lamech. Und Methusala lebte, nachdem er Lamech gezeugt, siebenhundert und zwei und achtzig Jahr, und zeugete Söhne und Töchter." (Genesis Cap. 5, 25. 26.)

**) Cap. 9. V. 18 u. 19.

aus der Arche gingen, waren Sem, Cham und Japhet; ... das sind die drei Söhne Noes, und von diesen ist das ganze Menschengeschlecht auf der ganzen Erde entsprossen." Dann werden (im zehnten Capitel) die 72 Stämme der Noachiden aufgezählt und am Schlusse dieses Berichts heißt es: „Das sind die Geschlechter Noes nach ihren Völkern und Nationen. Aus ihnen schieden sich die Völker auf Erden nach der Fluth."

Es leuchtet von selbst ein, daß es schwer, und meistentheils unmöglich ist, die später in der Geschichte auftretenden, oder gar die heutigen Völker auf einen bestimmten Stammvater zurückzuführen. Das aber ist gewiß, daß jedes Urvolk aus einer Familie entstanden sein, und mithin unter den Abkömmlingen der drei Söhne Noah's Einen zum Stammvater gehabt haben muß.

Die beiden für die Geschichte der Gesellschaft wichtigsten Thatsachen, welche die heilige Urkunde aus der, der Sündfluth unmittelbar folgenden Zeit berichtet, sind:] Noah's Fluch und Segen und die Trennung und Zerstreuung des Menschengeschlechts, als der Herr dessen Sprache beim Baue auf der Ebene Sennaar verwirrte. „Und Noe, ein Ackersmann, fing an die Erde zu bauen und pflanzte einen Weinberg. Und da er Wein trank, wurde er trunken und lag entblößt in seiner Hütte. Als dieß Cham sah, der Vater Chanaans, daß nämlich seines Vaters Schande entblößt sei, sagte er es draussen seinen beiden Brüdern. Aber Sem und Japhet legten einen Mantel auf ihre Schultern, und gingen rücklings hin die Schande ihres Vaters zu bedecken, und wandten ihr Angesicht weg, daß sie ihres Vaters Schande nicht sahen. Als aber Noe erwachte vom Wein, und erfuhr, was ihm sein jüngster Sohn gethan, sprach er: Verflucht sei Chanaan, ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern! Und sprach: gebenedeiet sei der Herr der Gott Sems; Chanaans sei sein Knecht. Gott breite Japhet aus; und er wohne in den Hütten Sems, Chanaan sei sein Knecht." Daß Segen und Fluch sich wie Reich-

thum und Armuth, wie Schönheit und körperliche Gebrechen, wie gute und böse Anlagen auf die Nachkommen vererben, und daß Gott die Missethaten der Väter an den Kindern und Kindeskindern straft und ihre Tugend belohnt bis auf die fernsten Geschlechter, dieß ist eine Thatsache, welche die tägliche Erfahrung lehrt, und ohne welche die Weltgeschichte ein unverständliches Räthsel bliebe. Chanaan ist unter den Söhnen Chams und den Nationen, welche von ihnen stammen, wohl nur genannt, weil dessen Nachkommen mit dem Volke, zu welchem Moses sprach, in die nächste Berührung kamen, und die Wirkung des Fluches, den der Erzvater aussprach, für sie die unmittelbarste und wichtigste Bedeutung hatte. Er ist aber an dem ganzen Geschlechte Chams in Erfüllung gegangen; die Völker, die von diesem stammen tragen das Joch der christlichen Nationen, der Nachkommen Sems und Japhets, bis auf den heutigen Tag. Denn aus Sem's Geschlechte ist Christus geboren, und Japhets Nachkommen, die heutigen Europäer, wohnen in den Hütten Sems, weil sie an dem Heile Theil nehmen, welches von den Juden kam. Jener Fluch und Segen erklärt uns die Ungleichheit der Racen und die unläugbare Thatsache, daß es Völker gibt, in denen von ihrer Wiege an der priesterliche oder ritterliche Charakter vorschlägt, während es andere gibt, auf denen umgekehrt der unvertilgbare Fluch harter Dienstbarkeit lastet.

Den Thurmbau zu Babel hat die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts nach Kräften geläugnet und verlacht. Nachdem aber in neuester Zeit Reisende die noch vorhandenen Fundamente des Riesenbaues mit eigenen Augen untersucht und besichtigt haben, wird die Thatsache selbst wohl von keinem einigermaßen Unterrichteten mehr bezweifelt. Dennoch knüpfen sich Fragen an dieselbe, die noch lange nicht genügend aufgehellt sind, und die wir hier nur im Vorbeigehen andeuten wollen. Wenn nach der biblischen Chronologie Noah sogar die Geburt Abrahams noch um 58 Jahre überlebte, oder wenigstens, wie eine andere Berechnung will, erst ein Jahr vor Abrahams Ge-

burt starb, so fällt jedenfalls der Thurmbau noch in seine Lebensdauer. Nun ist es mit eben so großer Gewißheit vorauszusetzen, daß Noah, der zweite Stammvater der Menschheit, so lange er lebte ihr natürliches Oberhaupt gewesen sei, als es unmöglich ist anzunehmen, daß der heilige Seher, den Gott auf so wunderbare Weise gewürdigt der Erhalter unsers Geschlechts zu werden, sich bei dem Werke titanischen Uebermuthes betheiligt haben könnte. Beiderlei Voraussetzungen aber angenommen: wie verhielt sich denn der Thurmbau, der jedenfalls eine Art Rebellion gegen die Autorität Gottes war, zur Autorität des gemeinschaftlichen Vaters aller damals lebenden Menschen? Bringen wir das, was die Genesis von dem Tyrannen Nimrod sagt *), damit in Verbindung, daß der Thurmbau in dem Lande vor sich ging, von wo aus Nimrod's Reich seinen Anfang nahm **), so ist die Meinung mehr als wahrscheinlich, daß Nimrod der Urheber und Leiter des gottlosen Baues gewesen. Dieß vorausgesetzt gewönne dann die gesammte Unternehmung die Bedeutung eines entscheidenden Wendepunktes in der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft. Nimrod, der Enkel Chams, „der zuerst mächtig zu sein anfing auf Erden“, erschiene dann dem noch lebenden Patriarchen Noah gegenüber als der erste Usurpator; sein Reich als der erste, auf Gewalt gegründete Versuch: einen künstlichen Staat in die Stelle des ursprünglichen Familien- und Naturstaates zu setzen. Der Thurm sollte Zeichen und Sinnbild des auf menschliche Ueberhebung gegründeten, neuen despotischen Univer-

---

*) Der heil. Augustinus (de civitate Dei Lib. XVI. cap. 4.) sagt: dictus est gigas iste *venator contra Dominum* (Genesis X. 9.) Quod non intelligentes nonnulli, ambiguo graeco decepti sunt, ut non interpretarentur *contra* Dominum, sed *ante* Dominum; *ἐνάντιον* quippe et *contra* et *ante* significat.

**) Genesis X. V. 10. Der Anfang seines Reiches aber war Babylon.

salreiches werden. Aber auch die Strafe aller Frevler gegen die ewige Ordnung der Gesellschaft hätte den Gewaltherrn und seinen Anfang getroffen. Gott der Herr verwirrte, damals wie später und noch in neuester Zeit, die Sprache der Maurer. Der Bauplan scheiterte. Die alte Eintracht war freilich gesprengt. Aber aus der frevelhaften Auflehnung ging nicht die beabsichtigte, neue despotische Einheit, sondern gerade das Gegentheil: die nicht gewollte Vielheit und Zerstreuung der Menschheit hervor, ebenso wie umgekehrt die Herrschaft der Gewalt nothwendiges Ergebniß der falschen Freiheitsbestrebungen ist. In dieser tiefern Weise faßt namentlich der heilige Augustin *) die babylonische Verwirrung der Sprachen auf. Er nennt Nimrod einen gewaltigen Jäger gegen den Herrn. „Was ist aber unter dieser Benennung Jäger anders zu verstehen, als ein Betrüger, Unterdrücker, Vertilger der auf Erden Lebenden? Mit seinen Völkern errichtete er einen Thurm gegen den Herrn, wodurch die gottlose Hoffart angedeutet wird. Aber nach Verdienst wird das schlechte Gelüsten bestraft, auch wenn es seinen Zweck nicht erreicht. Worin bestand die eigenthümliche Art der Strafe? Die Herrschaft des Gebietenden liegt in der Zunge, und dort wurde der Hochmuth gezüchtigt. Derjenige, der nicht erkennen wollte, daß er dem Befehle Gottes zu gehorchen habe, wurde nicht verstanden, wenn er selbst dem Menschen befahl. Und somit wurde jene Verschwörung aufgelöst. Jeder wich von dem zurück, den er nicht verstand, und gesellte sich nur zu dem, mit dem er sprechen konnte. Und also wurden die Völker nach ihren Zungen getrennt, und durch alle Länder zerstreut, wie es Gott gefiel, der dieß auf verborgene und uns unbegreifliche Weise bewirkte."

II.

Es ist uns keine sichere Kunde aufbehalten, wohin sich Noah nach der Trennung der Völker mit den ihm anhängen-

---

*) De Civit. Dei Lib. XVI. c. 4.

den Geschlechtern gewendet. Eben so wenig können wir die Urvölker und die ältesten Reiche, die in jener Zeit der Auflösung der großen Menschenfamilie entstanden sein müßen, mit historischer Genauigkeit auf ihren Ursprung zurückführen. Den Werth der hieher gehörenden mannigfachen, oft sehr geistreichen Vermuthungen zu prüfen und den mehr oder minder dichten Schleier zu lüften, der die Wiege der alten Reiche deckt, ist hier nicht der Ort. Die Hebräer allein sind das Volk, dessen Geschichte von seinem ersten Ursprunge an, in seinen Grundzügen klar vor uns liegt. In Sems Geschlechte erhielt sich, inmitten der, über die Menschheit hereinbrechenden Verwirrung des Heidenthums, die reine Ueberlieferung der Uroffenbarung. Der zweite seiner Nachkommen war Heber, von dessen Sohne Phaleg die Genesis (X. v. 25) sagt: daß in seinen Tagen die Erde getheilt wurde. Der fünfte nach diesem war der Sohn Thare Abraham *). „Und der Herr sprach zu Abram: Geh aus Deinem Lande und aus Deiner Verwandtschaft und aus Deines Vaters Hause und komm in das Land, das ich Dir zeigen will. Und ich will Dich zum großen Volk machen, und Dich segnen, und will deinen Namen groß machen, und Du sollst gesegnet seyn. Ich will segnen, die Dich segnen und verfluchen, die Dich verfluchen, und in Dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde.“ Also wird Abraham in derselben Weise Stammvater des hebräischen Volkes, welches sich in seiner Person von dem großen Stamme der Menschheit abzweigt, wie Adam und Noah Stammväter und Erzeuger der ganzen Menschheit gewesen waren.

Mit dem Zeitpunkte wo Thare „Abram seinen Sohn nimmt, und Lot den Sohn Arans, seines Sohnes Sohn, und Sarei, das Weib Abrams seines Sohnes“, und zieht mit ihnen aus, von Ur in Chaldäa, um ins Land Chanaan zu ziehen, mit diesem Zeitpunkte beginnt die Familiengeschichte des hebräischen Volkes, die wir als jedem Christen bekannt voraussetzen dürfen.

*) Genesis XII. 1—3.

Wir können uns in Betreff derselben auf folgende Bemerkungen beschränken.

Wir kennen die Schicksale der Erzväter von Phaleg bis Thare nnd Abraham nicht. Wahrscheinlich ist der Typus ihres wandernden Hirtenlebens derselbe gewesen, wie später unter Abrahams Söhnen und Enkeln. Gewiß aber ist: daß, wenn nicht früher schon, so doch mit jener Auswanderung aus dem Lande Ur in Chaldäa für Thare und später für seinen Sohn die vollständigste Unabhängigkeit von jeder andern oberherrlichen Gewalt (nach unserem heutigen Sprachgebrauche: Souverainetät) eintritt. Das Land, wohin er zog, hatte gar keinen bestimmten Herrn, es war von Nomaden bewohnt. Abraham, Isaak und Jakob vereinigen als Patriarchen in ihrer Person die Würde des Familienoberhauptes, mit der des Priesters, Lehrers und Bewahrers der Ueberlieferung, und beides mit der Stellung des unabhängigen Heerführers und obersten Richters. Hier schlummern in der Patriarchalverfassung, wie im Schooße der Mutter, die Keime der theokratischen Priesterherrschaft, wie die des heroischen Königthums unentwickelt neben einander. Und dennoch kann von einer unumschränkten Gewalt im Sinne der heutigen Zeit nicht die Rede seyn, denn Abraham und die Erzväter, seine Nachkommen stehen selbst unter der besondern Leitung Gottes, der zu ihnen spricht, wie der Mann mit dem Manne. Nach außen hin aber ist Abraham in allen Stücken ein unabhängiger Fürst, dem zu einem heutigen Könige nichts fehlt, als ein großes Volk. Das seinige ist erst im Keime vorhanden. — Eine gelegentliche Nachricht in der Genesis bezeichnet den Umfang dieses abrahamitischen Reiches. Abraham hatte dreihundert und achtzehn Knechte, die sämmtlich in seinem Hause geboren waren. Hatte er deren Aeltern gekauft oder im Kriege gefangen? oder hatten sie sich ihm freiwillig zu eigen ergeben? Wahrscheinlich sind alle drei Entstehungsarten der Sklaverei neben einander vorgekommen, da zu Joseph's Zeiten sogar schon der Sklavenhandel im vollen Gange war. Denn

übt, trotz des geringen Umfanges seiner Macht, Abraham alle Rechte eines unabhängigen Königs, wenn auch nur im Kleinen. Er schließt Bündnisse und führt Krieg. Er schickt, ganz nach der Sitte späterer Zeiten, seinen Knecht Eliefer, um für seinen Sohn Isaak eine Braut zu werben. Mit seines Bruders Sohne geht er einen politischen Vergleich und Theilungsvertrag ein*). Zugleich ist dieser Fall ein Beispiel, wie sich in der patriarchalischen Zeit, wo die Wurzeln der Geschlechter liegen, und fast jeder Mensch Stammvater eines Volkes ist, die Familien und mit ihnen die Staaten von einander abzweigen. So entstehen aus der Blutschande Lots die Moabiter und Ammoniter. Ismael wird der Stammvater der Araber, Esau der der Edomiter. Aber auch der Begriff der rechtmäßigen Erbfolge (Legitimität) der damaligen Monarchen hebt sich auf dem rein theokratischen Hintergrunde jener einfachen Verhältnisse hervor. Er knüpft sich rein und lediglich an den Segen Gottes, welcher diesem bestimmten Blut und Geschlechte, dem Abraham und der Sarah, ertheilt wurde. Deßhalb ist Isaak allein der rechtmäßige Erbe und Nachfolger, und der mit der Magd erzeugte wird vertrieben. Aber der Segen kann auch verloren gehen. Esau, der sich mit zwei Kananiterinnen vermischt, und durch die That bewiesen hat, wie wenig ihm daran liegt, die Reinheit seiner Abstammung auf seine Nachkommen zu überliefern, verkauft seine Erstgeburt für ein Linsengericht, und Jakob empfängt das hohe Vorrecht, welches in den Worten des Segens liegt: „Völker sollen Dir dienen und Stämme sich vor Dir beugen; ein Herr sollst Du seyn über deine Brüder, und die Söhne deiner Mutter sollen sich vor dir bücken.“ In ähnlicher Weise lautet auch der prophetische Segen Jakobs, den Juda empfängt, weil Ruben sein Recht durch Blutschande verwirkte, Simeon und Levi sich dessen durch die grausame Metzelei zu Sichem unwürdig machten. „Juda, dich werden deine Brüder loben. Deine Hand wird sein auf dem Nacken deiner Feinde, vor dir werden sich bücken die Söhne deines Vaters.“

*) Genesis Cap. 13. V. 5—11.

Mit der Einwanderung der Söhne Jakobs in Aegypten geht deren äußere Unabhängigkeit verloren. Sie werden, obwohl ihnen Freiheit von allen Abgaben zugesichert worden, Gäste und Unterthanen des Pharao, bleiben aber, indem sie zu einem zahlreichen Volke anwachsen, ein unvermischtes Geschlecht.

Auf Jakob folgt kein weiterer gemeinsamer Patriarch des ganzen Volkes. Dennoch aber lösen sich die Kinder Israel unter ägyptischer Herrschaft keineswegs in einen atomistischen Haufen von Individuen auf. Die Stammes- und Familienverfassung bleibt unter allen äußern Stürmen und Bedrängnissen noch viele Jahrhunderte lang das Netz, welches, ganz abgesehen von jeder spätern positiven, politischen Einrichtung und Eintheilung, die Nachkommen Abrahams zu einem wohlgeordneten, naturwüchsigen Organismus verbindet und zusammenhält. An sich ist jedes unvermischte Urvolk eine Familie. So werden in der Genesis (Cap. 25. V. 16. Cap. 36. V. 15 u. ff) die Stammesfürsten der Ismaeliten und der Edomiter (Nachkommen Esaus) aufgezählt; auch bei den heutigen Arabern erinnert der Name Scheich (der Alte), den die Häupter der Horden führen, noch an die ursprüngliche Würde des Familienoberhauptes, und in der (erst nach der Schlacht bei Culloden zerstörten) Clanverfassung der Schotten hatten sich Reste des Familienstaates bis nahe an unsere Tage erhalten. Den Hebräern aber war das, in jedem einzelnen Gliede des großen Ganzen lebende Bewußtseyn der Blutsverwandtschaft tiefer eingeprägt, als allen andern Völkern; es wurde bei ihnen von der Hoffnung auf einen Messias getragen, der aus ihrem Volke stammen werde. So war dem rechtgläubigen, hoffenden und sehnsüchtig der Erlösung harrenden Juden das Fortführen der Geschlechtsregister Sache des Glaubens und der Familienehre zugleich. Israel war in seinem innersten Wesen ein genealogisches Volk, und hieran knüpfte sich seine, strenger wie bei jedem andern ausgeprägte, und länger festgehaltene Familiengliederung. Bildeten alle Stämme zusammen ein, von ge-

meinsamer Erinnerung und Erwartung eng zusammengehaltenes, großes Gemeinwesen, so machte jeder einzelne Stamm wieder einen besondern Staat im Kleinen aus. Die Israeliten wurden jedenfalls, wie auch die Formen ihrer politischen Regierung wechseln mochten, nach der Zahl der zwölf Stämme von zwölf Fürsten regiert. Im II. Buch Mosis Cap. 4. V. 29 ist von einer Versammlung aller „Aeltesten" der Söhne Israels in Aegypten die Rede. Im 6. Cap. V. 14 u. ff. werden „die Fürsten der Stammhäuser nach ihren Geschlechtern" aufgezählt; und im IV. Buche Cap. 2 nennt Moses die damals lebenden Fürsten jedes Stammes. Auf der Wanderung durch die Wüste lagern die Israeliten „nach den Stammhäusern ihrer Geschlechter." Die zwölf Stämme zerfielen nämlich in weitere und engere Sippen, „Geschlechter" und „Häuser der Väter" (oder Stammhäuser). Dann erst wurde nach einzelnen Köpfen gerechnet. Jede Abtheilung aber hatte ihre Häupter, welche (z. B. Josua Cap. 23. 24) bei Volksversammlungen zusammentreten. Auch zu Davids Zeiten werden noch die Fürsten der Stämme erwähnt. (I Chron. Cap. 23. V. 2. Cap. 27. V. 16.) Hieraus erhellt, daß das Volk Israel, auch wenn es kein allgemeines Oberhaupt (König oder Richter) hatte, dennoch immer unter seinen natürlichen und angebornen Führern stand. — Außerdem bildete, wie sich aus dem Nachfolgenden ergeben wird, nach Mosis Zeiten der Hohepriester jedenfalls einen kirchlichen, und, wenn es nöthig war, auch einen politischen Mittelpunkt. „Wenn man", sagt Michaelis ganz richtig, „den Kopf davon nahm, so blieb doch immer ein lebendiger Leib, nur daß er sich in dem einen Falle langsamer bewegte, als im andern."

Diese natürliche Gliederung des Volkes Israel müssen wir im Auge behalten, denn seine Familienhierarchie ist die Grundlage für alle spätern geistlichen und weltlichen Einrichtungen des hebräischen Staates. Darum war auch das Gebot: „vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren" (3. B. Mos. 19, V. 32), eines seiner Grundgesetze.

LV.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Dritter Artikel.

Seit den gewaltigen Erschütterungen der Märztage schritt die Revolution mit verdoppelter Schnelligkeit vor; Alles folgte ihrem Siegeswagen; sie spielte die Meisterin der Völker und ihrer Geschicke. Da folgt schnell eine Handlung der anderen; das Drama gewinnt an Interesse und Lebendigkeit, eilt aber auch darum desto rascher dem Schluße entgegen. Immer verwickelter wird der Knäuel, die Katastrophe bereitet sich vor und doch zögert sie wieder; endlich löset sich die Verwickelung; aber die Gemüther sind unbefriedigt; das Drama schließt zwar, aber nur, um in einem neuen sich fortzusetzen. Die italienische Revolution ist so wenig, als die deutsche, abgeschlossen und beendet; sie ist temporär unterdrückt, in ihrem Princip aber besteht sie fort; sie ist nicht geistig überwunden, sie ist nur physisch beengt. Erst einer ferneren Zukunft ist es vorbehalten, das Ende des großen Kampfes herbeizuführen, der in der Gegenwart unausgefochten blieb.

In diesen Märztagen hätte man Flügel haben mögen, um von einem Punkte Europas schnell zu dem andern zu gelangen,

und alle die Bewegungen zu beobachten, die aus einer und derselben Quelle hervorgingen, und auch in ihrem äußeren Auftreten diesen gemeinsamen Ursprung hinlänglich beurkundeten. Ich war in Rom, und da gab es genug zu sehen und zu hören; auf diesem Punkte konnte man sich leichter zufrieden geben; fast jeder Tag brachte sein neues Ereigniß. Vor allem war es interessant, die Eindrücke zu beobachten, welche die französische Februarrevolution, wovon die ersten bestimmten Nachrichten am 3. März eintrafen, in den Gemüthern hervorbrachte. Als der Pöbel statt des früheren Wappens vor dem französischen Gesandtschaftslokal auf der piazza dei dodici Apostoli die Fahne der Republik erblickte, da zog er massenweise dahin und brüllte unaufhörlich sein: Viva la Francia! Morte ai Re! Einige Bürger äußerten darüber Besorgnisse; wir leben ja auch in einem monarchischen Staate, sagten sie; wie reimt sich dazu solche Freude über den Sturz eines Königs? Aber sie wurden bald beruhigt, als man ihnen sagte, der Franzosenkönig sei ja der erbittertste Feind Pio Nono's gewesen, mit Recht könnten sich also die Freunde des Papstes über den Untergang desselben freuen. Natürlich stimmten auch sie dann in den Jubel ein. Während nun den Königen und den „eidbrüchigen" Ministern ein solches Pereat gebracht ward, ließ sich auch mitten unter dem wilden: Viva la libertà! ganz schwach das Viva Pio IX.! hören; denn letzteres war einmal stereotyp geworden, und durfte wenigstens nicht ganz fehlen. Die Ideale dieser Republik gewannen nun wieder eine große Macht; die lombardischen Kriegsgesänge wurden auch in Rom heimisch, und schienen bald an die Stelle des antonomastisch so genannten inno (Pius hymne) zu kommen. Guerra, guerra, sangue, sangue! das war meist der Refrain dieser Schlachtlieder. Moral und Humanität dieser patriotischen Gedichte liegt in dem einen Satz: „Jeder Dolch, jedes Schwert ist heilig, das des Barbaren Brust durchstößt!"

Jetzt begann die Fastenzeit, sonst so still und einförmig in der Tiberstadt, wo aller Lärm, besonders alles nächtliche

Geschrei streng verpönt war — ein Verbot, um das sich die Männer der Freiheit wenig bekümmerten. Pius hatte schon vorher die Fastenprediger der verschiedenen Kirchen zu sich beschieden, und ihnen in wenigen, aber nachdrucksvollen Worten angedeutet, worauf sie besonders zu wirken hätten in dieser gefahrvollen und unheilschwangeren Zeit. Allein andere Prediger hatten ihnen schon vorher das Terrain abgewonnen; die Stimme des Rufenden mußte in der Wüste verhallen. Hatten doch selbst einige fanatisirte Mönche vorher die Kanzel entweiht durch Entwickelung ihrer radikalen und rationalistischen Theorien, wie sie auch in den Schriften Gioberti's und anderer Wortführer des Umschwungs hervortraten, und zwar in einer Weise, die der Keckheit und Frechheit der deutschen Rationalisten wenig nachgab; hatte doch selbst der unstreitig große Redner Ventura, vielleicht um seine beinahe schon verscherzte Popularität wieder zu gewinnen, sich so weit verirrt, daß er auf den Exerzierplätzen der Guardia civica seine feuersprühenden Freiheitsreden hielt, und unter Waffengeklirr dem Strome seiner Beredsamkeit freien Lauf ließ; hatte doch der Circolo popolare in dem Colosseum, das sonst durch die Erinnerung an das hier verspritzte Blut der Glaubenshelden und durch die Stationenandacht dem frommen Volke theuer war, seine Tribune aufgeschlagen, von wo aus er immer mehr die neue Heilsbotschaft zu verbreiten begann. Ciceruacchio, ein neuer Menenius Agrippa, oder vielmehr dessen Zerrbild, bezauberte die Hefe des Volkes durch seine volksthümliche Eloquenz, und donnerte, ähnlich dem P. Gavazzi, seine Philippiken gegen den Tedesco und die Anhänger des alten Systems, einen Fortschritt proclamirend, von dem er selbst nichts wußte, als daß es nicht so bleiben könne, wie es war. Aus vielen Anekdoten von diesem „Volkstribun“, der das brauchbarste Werkzeug war, um die radikalen Ideen unter das Volk zu bringen, und gleichsam ein Kanal, der die Gewässer der geistreichen Demokratie hinleitete in den sumpfigen See des niedern Volkslebens, will ich hier nur eine anführen, die ihn und seine Umgebung am be-

sten bezeichnet, und die Fadheit der ganzen Komödie klar erkennen läßt. Dieser „Schutzengel Roms“ predigte einst im Amphitheater des Titus besonders heftig den „heiligen Krieg“ gegen Oesterreich, und um für ihn sein aufmerksames Auditorium noch mehr zu entflammen, fügte er gravitätisch hinzu, er selber werde persönlich Theil nehmen an dieser glorreichen crociada; und um es (denn da er noch nie eine spada geführt, konnte es etwas zweifelhaft scheinen) unzweifelhaft zu machen, erhob er die Hand, wie zum Schwur: Vi giuro! — Halt ein! — so rief jetzt plötzlich eine Stimme aus der Menge, du darfst nicht ziehen, du bist der Schutzgenius der Stadt. — Ich muß, donnerte der Held, ich muß, mein Patriotismus drängt mich; ja ich will mein Blut vergießen für das Vaterland. Vi giuro, versérò il mio sangue, si, il mio sangue per la patria! Aber der Interpelator gab noch nicht nach. Wie? sprach er, du Schutzengel, sag einmal aufrichtig, willst du, daß Rom zu Grunde geht, daß die Feinde es plündern und anzünden, daß sie unsere Weiber und Kinder tödten? Willst du das? — Nein, sprach der große Mann, etwas abgekühlt, nein, das will ich nicht. — Nun aber, fuhr der Interlocutor weiter, wenn du wegziehst, dann ist Rom verlassen, entblößt, schutzlos, verloren. Und die Masse stimmte ein mit lautem Gebrüll: No, no, Padronangelo, non partire! Jetzt gab sich der Held gefangen, eine Thräne der Resignation vergießend. O es fällt mir schwer, sprach er; mein Herz sehnt sich nach dem heiligen Kampfe. Aber euch zu Liebe, ihr Bürger, dir zu Liebe, edle Roma, will ich das Opfer bringen und — bleiben. — Bravo Padronangelo! brüllte der Chor. — Aber, fuhr der Schutzgeist fort, wenn ich nicht ziehen kann, so will ich doch von meinem Geblüte, ich will meine Söhne senden; manderò il mio sangue; und dabei wies er auf zwei rothwangige Knaben; das waren die jungen Helden, die der Heldenvater für solche Heldenthaten bestimmte; manderò il mio sangue! bei diesem Erguß seines Patriotismus brach der Jubel von Neuem los: Evviva Padronangelo, ev-

viva! Vor Rührung versagte jetzt dem Helden die Stimme. Als nachher das Gesindel der Volontari in die Lombardei zog, gingen aber natürlich die zwei Angioletti nicht mit; sie mußten ja die Großthaten in Rom mit ansehen, und daran zu republikanischen Helden gestempelt werden.

Es war Aschermittwoch (8. März), wo Pius in der Paolina des Quirinal die Asche austheilte. Mit tiefer Rührung sprach er jedesmal das: Memento homo, quia pulvis es. Auf seinen edlen Zügen sah man Würde und Andacht, Liebe und Besorgniß gepaart. Viele unruhige Bewegungen hatte man schon am Morgen wahrnehmen können; es war wiederum eine Gewitterschwüle eingetreten, die jede Brust beengte. O hätte er doch den tiefen Gedanken des Tages, so wie er vor seiner Seele schwebte, einprägen können in alle Herzen, die doch nur an ihm und an seiner Verherrlichung zu hängen schienen! Wie glücklich wäre dann er, wie glücklich sein Volk gewesen! So aber war die Zeit, wo die Finsterniß Gewalt hatte, wo er absichtlich falsch verstanden ward von denen, die mit ihm eines Sinnes zu seyn sich rühmten, und von Jenen mit Mißtrauen betrachtet, die, auf gleichem Standpunkte mit ihm stehend, der Kirche und ihrem Primate ganz ergeben waren! Das Memento des Aschermittwochs war ganz vergessen; den ernsten Ruf des Tages wollte Keiner verstehen. Statt dessen ertönte es überall: Scuoti, Roma, la polvere indegna; der Staub sollte möglichst entfernt und beseitigt werden; der paßte nicht zu den stolzen Entwürfen eines freiheitstrunkenen Geschlechtes. Ein adelicher Römer, den Neuerungen abhold, bemerkte eines Tages, als er die eben angeführten Worte des bekannten Volksliedes singen hörte, man müsse den Vers eigentlich also ordnen: Scuoti la polvere, Roma indegna; wobei er freilich einen andern Staub im Sinne hatte, nicht den alten, sondern den neuen. Rom hatte den alten „Staub" abgeschüttelt; aber es wirbelten neue Staubwolken empor. Tausende von Jenen, die eine angenehme Lüge der unerfreulichen Wahrheit vorziehen, waren jetzt in ihrer erträumten

Herrlichkeit selig, und sonnten sich an den Strahlen der Märzsonne mit immer neuem Wohlbehagen; faktisch hatte ja schon das „Volk" die Zügel der Regierung in den Händen; der „göttliche Pius" mußte sich mit leeren Worten begnügen, wenn er nicht gar, wie man es schon bisweilen hörte, bloßer „Pfarrer von St. Lateran" werden wollte. In seinem Namen wider seinen Willen! das war jetzt die Devise der Volksbeglücker. Drei Jahre nach Ertheilung der Amnestie mußte das päpstliche Wappen erst durch Franzosen wieder auf dem Castell St. Angelo aufgesteckt werden, und ein Jahr nach dem Festzug der ersten Deputirten mußte Pius entfliehen aus der Siebenhügelstadt.

Am 10. März hatte Rom schon wieder ein neues Ministerium; der öftere Ministerwechsel war ein gutes Zeichen für die „Volkspartei." Diesesmal mußte es gewiß Anklang finden; Männer wie Galletti und Sturbinetti waren ohne Zweifel willkommen; die Mehrzahl der Minister waren bereits Laien, und gegen Cardinal Antonelli als Staatssekretär wußte man vorerst nichts einzuwenden. Von dieser Seite war nun, wenigstens im Augenblicke, nichts zu thun möglich; es mußten also von einer andern Seite her die Aufregung genährt und Umsturztendenzen gefördert werden. Jetzt mußten lärmende Demonstrationen die Stille der Fastenzeit stören, womit einerseits die äußerste Verachtung gegen die Gesetze der früheren Zeit eines religiösen Despotismus ausgesprochen, andererseits der italienische Nationalstolz und der radikale Patriotismus gehoben werden sollte. Außer den Jesuiten waren diese Demonstrationen den Deutschen zugedacht, namentlich aber dem österreichischen Botschafter, als dem Repräsentanten, der am meisten der Einheit, Größe und Freiheit Italiens im Wege stehenden und nothwendig entgegenwirkenden Macht. Schon frühere Versuche zu Katzenmusiken vor dem palazzo di Venezia, dem österreichischen Gesandtschaftshotel, waren durch einige besonnenere Offiziere der Civica vereitelt worden; die

persönliche Achtung, die der edle Graf Lützow seit vielen Jahren in Rom genoß, bewirkte auch, daß im Anfange wenig Theilnehmer zu solchen Attentaten sich zeigten. Als aber am 21. März die Nachricht von Metternich's Abdankung nebst der anderen von einer in Wien improvisirten Republik allgemein verbreitet wurde, da mußten die hochherzigen Patrioten den verhaßten Doppeladler zu Boden treten und das zweiköpfige Ungeheuer vernichten, das bisher so höhnisch sie angrinste, und der jungen Freiheit Italiens Verderben zu drohen schien. Stürmisch verlangten „Abgeordnete des Volkes", die mit Gewalt bis zu den Gemächern des Gesandten drangen, von diesem die Herabnahme des kaiserlichen Wappens, und die Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne der neuen Republik; als dieser sie pflichtgemäß verweigerte, und gegen jeden Gewaltstreich als Verletzung des Völkerrechtes protestirte, legten sie Leitern an und warfen an zwei Seiten des Pallastes unter Brüllen und Jauchzen den schwarzen Unglücksvogel zu Boden, während die Bürgerwache ganz unthätig zuschaute. Da scholl es mit tausendstimmigem Rufe und mit einem wahrhaft kannibalischen Getöse: Morte, morte ai Tedeschi! und was das Schönste war, einige unserer deutschen Landsleute, von derselben Gesinnungstüchtigkeit beseelt, brüllten es mit, wahrscheinlich mit dem Diktamen sich beruhigend, damit seien ja doch nur die abscheulichen Oesterreicher gemeint und seine Zopfmänner, nicht aber patriotische und freiheitsliebende Söhne Germaniens. Das war freilich nur elendes Gesindel und aus diesem nur Wenige; die deutschen Künstler, an deren Spitze Männer, wie Overbeck und Achtermann standen, hielten sich natürlich von diesem Scandale fern. Graf Lützow hatte nach dem Quirinal geschickt; aber die Behörden konnten erst dann einschreiten, als das Attentat bereits verübt war. Die auswärtigen Gesandten waren alle über die dem Vertreter Oesterreichs widerfahrene Beschimpfung hoch entrüstet; die päpstliche Regierung war außer Stand, die erforderliche Genugthuung

zu leisten. Hätte Pius nur die geringste Kunde von diesem Vorhaben gehabt, er würde Alles aufgeboten haben, den Skandal zu verhüten, selbst wenn seine persönliche Dazwischenkunft nöthig gewesen wäre. Graf Lützow legte, nachdem er seinen Protest der Regierung und dem diplomatischen Corps mitgetheilt, seine Stelle nieder, inzwischen versah der bayerische Gesandte die Geschäfte für Oesterreich; diesem hatten vorher die römischen Helden eine Serenade gebracht, bloß um die Beschimpfung seines Nachbars, des österreichischen Gesandten, durch den Gegensatz noch auffallender zu machen. Eine solche Wuth des fanatisirten Pöbels, der bereits das Andenken seiner besten Männer besudelt und die glorreichsten Erinnerungen seiner Vorzeit in den Staub getreten, war bei der vorausgehenden Aufregung und bei dem jetzigen Stande der Dinge leicht erklärlich; die Barbaren konnte man ja nur barbarisch behandeln und die Vaterlandsliebe forderte tödtlichen Haß gegen die Feinde Italiens. Evviva l'Italia! Evviva Pio Nono! Evviva Gioberti! Evviva l'independenza e la libertà! Das waren die stürmischen Hochrufe, die wie der Ruf des Banditen klangen: Evviva la Vergine! Evviva il diavolo! das war die militärische Bravour des neuen Heldenthums: Tod den Tedeschi! Sie müssen sterben; sangue di San Pietro, sie sind reif für den Tod! Darin bestanden alle seine Meisterstücke und Großthaten. Daß aus dieser Beschimpfung Oesterreichs der Regierung neue Verlegenheiten entstehen würden, das hatte man vorausgesehen und beabsichtigt; sie sollte vollends an den Rand des Abgrundes gebracht werden. — Die Constitution, so lange ersehnt und erbeten, war gegeben; sie hatte aber längst schon ihren Reiz verloren. Man kann nicht verkennen, daß sie mit großer Weisheit und mäßigender Zurückhaltung ausgearbeitet war; aber ihre Durchführung ward eben so unmöglich, wie der Beginn der Eisenbahnarbeiten, mit denen man sich so lange herumtrug; man wollte nur Projekte machen, arbeiten wollte man nicht. Hätte man sich an die

Urbarmachung des agro Romano, die unter den Decemberpostulaten sich befand, machen wollen, so hätte das liederliche und freiheitberauschte Gesindel die entsprechendste Beschäftigung gefunden; aber darum war es Keinem der Schreier zu thun. Man hatte die an die Constitution sich knüpfenden Feste nicht aus Dankbarkeit für den Papst und für die bereitwillig sie annehmenden Cardinäle veranstaltet, sondern um ein neues Aufregungsmittel zu gewinnen. Die mit der Constitution eintretende Ministerveränderung war sehr gleichgiltig; es waren nur leere Namen, die fortan erschienen bis auf Mamiani's und später Rossi's Ministerium; die eigentliche Gewalt hatte der circolo popolare in Händen. Viel wichtiger als dieses Alles waren die aus der Lombardei einlaufenden, meist lügenhaften Siegesberichte, welche die Idee einer römischen Republik immer mehr in den Vordergrund zu bringen geeignet waren, und die durch sie veranlaßten Kriegsrüstungen, die mit gewohntem Pomp von der Presse ausposaunt wurden. Immer schwieriger und verwickelter ward so die Lage der Regierung; Pius war ohne Militär, ohne Geld, ohne energische Unterstützung von Außen, wie von Innen; Oesterreich konnte in diesem Augenblicke nicht helfen; zudem mußte es mißtrauisch die Handlungen des Papstes ansehen; ganz Italien war in Alarm und Verwirrung. Größeren Unordnungen suchte man durch Verhaftung und Ausweisung verdächtiger Individuen auszuweichen; aber die verborgenen Leiter der Bewegung hüteten sich wohl, Anlaß zur Verhaftung zu geben; nebstdem hätte Entfernung der Volkshäupter, so weit sie bekannt waren, nur die schreckliche Katastrophe beschleunigt. So ging es fort, bis man von Pius eine offene Kriegserklärung gegen Oesterreich verlangte. Da hatte das Gaukelspiel ein Ende; das kategorische Nein des Papstes, mit dem er den versuchenden Dämon abwies, machte den Bruch offenbar; seitdem galt er nicht mehr für den Retter, sondern für den Verräther seines Volkes. Seine Sache war und blieb von der Sache der italienischen Nationalität geschieden.

Es ist wahr, man konnte früher oft über den Ausländer klagen, der Italiens herrlichen Boden betrat, um im Genusse seiner Schönheit zu schwelgen, und dann doch wieder das Land lästerte, das dem undankbaren Fremdling noch vor Kurzem die vollständigste Huldigung abzuringen vermochte. Es ist wahr, man hat Rom und römische Zustände oft genug bei uns einseitig und nach alten Vorurtheilen beurtheilt, wobei selbst die natürliche Billigkeit vergessen ward, die alle Verhältnisse in ihrem Zusammenhange zu beachten gebietet. Aber wer jetzt das so tief entwürdigte Volk sah, dessen „große Männer" die niederträchtigsten Feinde alles Guten und Edlen, dessen gerühmteste Helden elende Räuber und Mordbrenner waren (wir erinnern nur an den berühmten Garibaldi), der konnte unmöglich ein günstiges Urtheil sich bilden, und schwer war es, bei der chaotischen Verwirrung und dem gränzenlosen politischen Fanatismus eine Bewegung, welche die Geister des Arnold von Brescia und des Cola Rienzi heraufzubeschwören gewußt hat, noch die schwachen Spuren des Besseren und Edleren zu erkennen, die zwar nicht ganz vertilgt, aber doch tief unter dem Schlamme begraben waren. Dasselbe, was man in Rom mit allen möglichen Mitteln herbeiführte, ward in Bologna, Ferrara, Cività-Vecchia und andern Städten des Kirchenstaates erstrebt; überall waren für die Zwecke des Umsturzes herabgekommene Nobili, bankerotte Kaufleute, ehrgeizige Advokaten thätig, und die Masse ließ sich da wie dort fortreißen von dem gefährlichen Schwindel. Je mehr die geistliche Herrschaft zurückgedrängt war, desto mehr wuchs der materielle Nothstand der unteren Klassen; je mehr die alten Formen schwanden, desto höher steigerte sich die allgemeine Unzufriedenheit; je mehr der Boden des Rechts untergraben war, desto mehr war Raub und Plünderung an der Tagesordnung. Die Furcht vor gewaltsamen Angriffen auf ihre Habe führte Tausende in die Arme der Revolutionspartei; der verhältnißmäßig geringe Widerstand machte diese immer dreister und kühner; wer den

verschiedenen Klubbs sich einigermaßen entgegensetzte, galt für einen Feind der italienischen Sache. Diese hatten die Presse im Sold; ein zahlreiches Proletariat vollstreckte eifrig ihre Befehle; die Mitglieder derselben waren großentheils auch Glieder der Bürgergarde; das übrige Militär war, etwa mit Ausnahme der Schweizer, aus Mangel an tüchtigen Offizieren wenigstens der Civica nicht furchtbar; die Ueberredungskünste der Patrioten konnten es nebstdem sehr leicht gewinnen. Wir haben bereits einigemal des circolo popolare erwähnt, der allmählich die volle Souverainetät an sich zu ziehen bemüht war; hier ist noch besonders hervorzuheben, daß er im ganzen Lande seine Verzweigungen hatte und die ausgedehnteste Correspondenz unterhielt; was er in Rom zu thun beabsichtigte, das sollte wo möglich am gleichen Tage auch in den Provinzialstädten vor sich gehen. Sterbini war die Seele dieses Klubbs, der schon im December 1847 mit dem Kaufmannskasino ein bedeutendes Uebergewicht behauptete; im März 1848 ward er zu einer bedeutenden politischen Macht; den Gipfel seiner Größe zeigte er in den Novembertagen seit Rossi's Ermordung. Dieser Circolo popolare repräsentirte die extremsten Republikaner; zu ihnen gehörten besonders F. Scifoni, P. Rici, Spini, Vinciguerra und Carl Lucian Buonaparte, Fürst von Canino, der den Edelmuth der Päpste gegen die Familie Napoleons mit dem niedrigsten Undanke belohnte und sich nicht scheute, unter die gemeinsten Hetzer sich zu stellen. Im Pallast Fiano, wo dieser Republikanerklubb seine Versammlungen hielt, wurde das Schicksal des Kirchenstaates entschieden; hier wurden Minister gestürzt und neue ernannt; hier wurden Proscriptionslisten von Reactionären und retrograden Finsterlingen gefertigt; hier wurde die „öffentliche Meinung“ gemacht und die Volkswünsche als plebiscita niedergeschrieben. Was bisher im Verborgenen geschah, das konnte seit den Märztagen offen getrieben werden; jetzt war es klar, wie die Bergpartei fast die einzige Macht im Staate war; der Sieg der Repu

war völlig entschieden. Was den gemäßigten Liberalen unmöglich geschienen, daß die Anfangs so schwache und dabei so taktlos auftretende republikanische Partei einen vollständigen Sieg erringen würde, so daß der Pöbel, trotz seiner Anhänglichkeit an Pius und trotz der Gefahren der Anarchie, sein: „Nieder mit den Moderirten!“ brüllte; das trat nur zu bald ein; sie selbst wurden bald zu Reactionären und Volksfeinden, und ihre Häupter wurden alles Einflusses beraubt. Männer wie Azeglio, den seine geistreichen Schriften so populär gemacht, wurden verhaßt und verfolgt; ihre Mahnungen blieben ungehört, so wahr und treffend sie sich auch erwiesen. In einer später erschienenen Schrift (Timori e speranze. Torino 1848) zeichnete Azeglio sehr gut das Gefährliche einer römischen Republik; aber das war schon antiliberal, antinational, jesuitisch. Aehnlich erging es dem berühmten Gioberti, seit er Präsident der Kammer wurde, und noch mehr seit seinem Eintritt in's Ministerium. Die übermächtigen Demagogen klagten unaufhörlich über die stationäre Partei, die eine ruhige und organische Entwickelung des öffentlichen Lebens forderte; sie nahmen selbst ascetische Grundsätze zu Hülfe; in Sachen der Freiheit wie der Tugend, lehrten sie, gebe es keinen Stillstand, hier müsse stets Fortschritt statt finden, und Stillstehen sei so viel, als Zurückgehen; wie die Heiligen der Kirche müßten stets die Heiligen der Freiheit von Stufe zu Stufe steigen; hier sei nur ein Axiom festzuhalten: Vorwärts! Avanti! avanti! So mußte nach dem Muster der französischen Revolution Alles voranschreiten; je mehr der Terrorismus zunahm, desto mehr war von Freiheit die Rede. Die kommunistischen Bestrebungen tauchten vielfach auf und in andern Städten, wie in Bologna zum Beispiel, drangen sie zu wiederholten Malen durch; in Rom aber, wo man systematischer verfuhr, wurden sie entschiedener zurückgedrängt, weil sie der Herrschaft der Republikaner den Todesstoß versetzt haben würden. Die Masse sollte die Consequenzen der Schritte nie sehen, zu denen sie fortge-

rissen ward; das Eigenthum der Privaten ward geachtet, aber man suchte sich an dem schon mehrmals beantragten Einziehen und Säkularisiren geistlicher Stiftungen zu entschädigen, nach dem bereits Viele lüstern geworden waren. Die Verfolgung des Clerus ward stufenweise eingeleitet und mit der größten Systematik ausgeführt. Den Gang derselben gedenken wir in dem folgenden Artikel näher zu erörtern.

LVI.

Gedanken über die kaiserlichen Kundmachungen vom 21. April 1850.

(Schluß.)

2. Das freie schriftliche Wort der Bischöfe an Geistlichkeit und Gemeinden ist ebenfalls ein Recht, was einerseits nicht mehr konnte vorenthalten, andererseits nie hätte sollen verkümmert werden. Diejenigen, von welchen diese Verkümmerung ausgegangen ist, hätten mit dem Verbot, daß der Schmied fortan Feuer und Hammer, ohne ihre Erlaubniß, nicht mehr gebrauchen solle, eben so vernunftgemäß, eben so rechtsbefugt gehandelt. Die Abschrift einer Kundmachung an die Regierungsbehörden kann in Zukunft nichts anderes seyn, als eine einfache Notification, welche jede herabsetzende Censur, so wie jede vorangehende Genehmigung ausschließt, und auch in Frankreich gebräuchlich ist.

3. Dasselbe gilt von der Befugniß, Kirchenstrafen zu verhängen. Wären die Feinde der Kirche ehrliche Leute, und

suchten sie nicht durch jegliches Mittel, die unwissende Menge irre zu leiten und aufzustacheln, so würden sie die Clausel, daß Kirchenstrafen auf bürgerliche Rechte keinen Einfluß üben, nicht übersehen haben *). Mit diesen Leuten ist eben so wenig zu rechten, als mit dem, der eine vergiftete Waffe führt, im Zweikampf zu bestehen.

4. Möchte vielleicht hie und da ein Geistlicher Besorgniß hegen, die kirchliche Gewalt könnte das Recht zu suspendiren oder abzusetzen in eine despotische Beherrschung oder Bedrückung verwandeln, so weiß jeder Unterrichtete, daß damit keine Willkür und Rechtlosigkeit gemeint sei, für ihn bedarf es keine Hinweisung auf die Clausel: „in der durch das Kirchenrecht bestimmten Form", und was unter Ziffer fünf angeführt ist, wodurch der geistlichen Gewalt Umsicht und strenges Rechtsverfahren auferlegt wird, „um sich nicht vor denjenigen, welchen die Untersuchungsacten mitzutheilen sind, bloßzustellen." Verlangt man, daß der Kirche ihre Rechte nach der einen Seite zurückgegeben werden, warum soll es nicht auch nach der andern geschehen? Wenden wir den Blick voll Hoffnung auf die Zukunft; wenn auch hie und da bittere Erinnerungen über Anwendung der Strafgewalt mehr nach Berechnung, als

*) Es ist unglaublich, mit welcher Frechheit und Schamlosigkeit dieses von den Wühlern zur Aufstachlung der dummen und unwissenden Menge benützt wird; noch unglaublicher, wie Leute, die einen seltsam anschauen würden, wenn man sie diesen beizählen wollte, vermöge ihrer Urtheile und Aeußerungen nicht bloß jenen sich anreihen, sondern mitten in dieselbe sich hineinstellen; am unglaublichsten jedoch, daß diejenigen, von welchen man in so gewaltiger Gährung, die nicht nur durch Reden, sondern in bedenklicher Rührigkeit sich offenbart, kräftiges Sprechen und Wirken erwarten sollte, sich so schwer in den Gedanken finden können, daß nicht mehr Polizei-Hofstelle, Hofkanzlei und die gesammte Kirchenvormundschaft in Floribus sind. Subscriptionen zum Abfall von der Kirche werden in Kaffee- und Gasthäusern, in Fabriken und Arbeitslokalen ungescheut herumgeboten.

nach Recht, mehr gegen Mißfällige, als gegen Schuldige, nicht alsbald sich verwischen lassen, in der allgemeinen Gestaltung der Dinge, in derjenigen, welcher bei freier Bewegung und wiederkehrender geistiger Regsamkeit die Kirche ebenfalls entgegen geht, liegen Gewährleistungen, die unseres Erachtens jenen Befürchtungen ein zureichendes Gegengewicht bieten. Lassen wir dahinten, was vergangen ist, und richten wir uns vertrauensvoll nach demjenigen, was kommen kann und unfehlbar kommen wird, so anders unverdrossenes und freudiges Zusammenwirken sich bemüht, die Tage der Schmach in Zeiten des geistigen Glanzes der Kirche zu wandeln! Die Menschen gehen vorüber, die Institutionen bleiben; mit dieser Gewißheit soll Jeder die bessere Zukunft nicht bloß thatlos erwarten, sondern dieselbe nach besten Kräften anbahnen.

Können wir über die klare Erkenntniß des Monarchen, „daß die Kirche für die sittliche Grundlage des Volkslebens von der höchsten Bedeutung sei“, können wir über seinen lauteren Willen ihr neben der geistigen Wirksamkeit das gebührende Ansehen wieder zu geben, auch nur den leisesten Zweifel hegen, wenn wir Seine angeführten, Selbsteigenen Erklärungen gehörig würdigen?

Er will, daß wenn ein Geistlicher wegen Mißbrauchs seiner Stellung durch das Urtheil weltlicher Behörden von seinem Amte müßte entfernt werden, diese vorerst mit seinen kirchlichen Vorgesetzten in's Einverständniß sich zu setzen hätten. So wird der Geistliche seines Amtes wegen unter ein Condominat gestellt, bei welchem er gegen widerrechtliche Behandlung von der einen Seite, Schutz bei der andern finden kann. Wäre es so undenkbar, daß ein Geistlicher gerade wegen pflichtgetreuer Erfüllung seiner Obliegenheiten die autokratische Ungnade eines Beamten, und das, was in letzter Beziehung Folge derselben seyn kann, auf sich lüde? Der Wille des Monarchen weist ihn hiebei auf seinen natürlichen Anwalt, den Bischof, gleich wie er in der beschwerendsten Sit

erkenntniß durch diesen, der parteilosen Prüfung durch die weltliche Gewalt sich getroffen mag.

Eine zarte Berücksichtigung geistlicher Würde liegt in der Verfügung, daß die Verhandlungsacten wegen Verbrechen abgeurtheilter Geistlichen dem Bischofe sollen mitgetheilt werden. So ist demselben doch eine Möglichkeit gegeben (denn diese Absicht glauben wir der Kaiserlichen Willenserklärung unterlegen zu dürfen), eine brandmahlende Strafe von dem Stande abzuwenden, dieselbe auf den Menschen fallen zu lassen.

Die Frage, wie es fortan mit Besetzung der Bischofsstühle solle gehalten werden, hat seit der neuen Gestaltung der Dinge der österreichischen Geistlichkeit die reichste und gewichtigste Veranlassung zu schriftlicher und mündlicher Erörterung gegeben. Es sind dabei viele Ansichten, mancherlei Wünsche zum Vorschein gekommen, zuläßige wie unzuläßige, die meisten gewiß eingegeben von warmem Interesse für das Gedeihen der Kirche, für eine befriedigende Gewährleistung ihrer Zukunft. Indeß ist, wie bei dergleichen Erörterungen häufig, größeres Gewicht auf das ideell Wünschbare, als auf das reell Mögliche gelegt worden. Wir sagen auf das reell Mögliche, in so fern man nicht Unzukömmlichkeiten auf der einen Seite dadurch entgehen wollte, daß man in solche auf der entgegengesetzten Seite sich stürzte. Auch hierüber hat der Monarch gesprochen, und wir erlauben uns, seine Worte von unserm Standpunkte zu beleuchten.

Er erklärt die Ernennung der Bischöfe als „ein von Seinen erlauchten Vorfahren ererbtes Recht.“ Wer wollte dieses bestreiten? Wem stände es zu, in dasselbe sich einzumischen? Dieses Recht beruht auf einem Vertrag zwischen dem Oberhaupte der Kirche und zwischen dem Regentenhause. Durch jenes ist es ihm übertragen worden; unter einem andern Titel kann es nicht in Anspruch genommen werden, ohne die Selbstständigkeit der Kirche in Frage zu stellen. Die Staatsrechtslehrer, welche eine andere Quelle dieses Rechts voraussetzen, sind feile Kriecher, oder haben keinen Begriff von der Kirche,

ihrem Wesen und ihrer alles Zeitliche überragenden Bedeutung. Der Monarch selbst nennt es ein „überkommenes“, somit nicht ein inhärirendes Recht. Wer sich auf ein Recht beruft, das er „überkommen“ hat, anerkennt damit die volle Rechtsbefugniß desjenigen, von dem er es übernommen hat, und wird, weil er auf dieses Recht den gebührenden Werth legt, die Befugniß dessen, von dem es ausgegangen ist, eben so sehr nach andern Beziehungen ehren. Die Ausübung dieses Rechtes konnte der Kaiser nicht mit seinem Ministerium theilen, welches nach der neuen constitutionellen Staatsform aus allen Confessionen genommen seyn kann, er hat es überkommen als katholischer Fürst, als Sohn der katholischen Kirche.

Der Kaiser wird dieses Recht „gewissenhaft zum Heil und zum Frommen der Kirche und des Reichs ausüben.“ Dieß ist ein kaiserliches Wort. Wer sollte nicht demselben unbedingtes Vertrauen schenken. Der Monarch setzt das Frommen der Kirche mit demjenigen des Reichs in unzertrennte Verbindung. Wer wollte demnach zweifeln, daß Er nicht beide, wie Ursache und Wirkung, mit dem lautersten Willen umfasse, in dem, was der Kirche zum Frommen dient, auch das erkenne, was des Reiches Wohlfahrt fördern wird?

Er erklärt sich daher auch geneigt, „bei Besetzung von Bisthümern, den Rath von Bischöfen“ (nicht den Rath von weltlichen Ministern, in deren Competenz es nicht gehört), „namentlich von Bischöfen der Kirchenprovinz, in welcher das Bisthum erledigt ist, zu hören.“ Nicht eine Person, die vielleicht der Kirche fremd, ihr sogar feindlich seyn könnte, soll sich zwischen den Monarchen und sein Recht der Ernennung drängen, sondern Organe der Kirche will er hören, nach deren Rath verheißt er vorzugehen, und wo in einer Kirchenprovinz, vorübergehender Verhältnisse wegen, ein ersprießlicher Rath nicht dürfte erwartet werden, behält er sich freie Hand vor, nach einer andern Seite sich zu wenden, wo er diesen zu finden gewiß seyn darf. Die Kirche ist

ja nur eine, ihre Provinzen sind sich eben so wenig
als in dem Reich die Kronländer sich fremd sind.

Ueber diesen Theil des Erlasses erlauben wir uns
einzugehen, in der wohlgemeinten Absicht, zur Verstän
beizutragen. Die Besetzung der Bisthümer kann nach v
denen Weisen erfolgen. Die älteste war, daß die Geist
eines Sprengels zur Wahl sich vereinigte. Wie vort
diese Wahlen meist ausgefallen sind, lehrt die Geschichte
rum haben Manche gemeint, man sollte auch in unsern
zu dieser Form zurückkehren, und wenn auch das ve
mäßige Recht des Kaisers in seiner vollen Geltung mü
wahrt bleiben, sollte doch von dort der Rath ausgehen
der Ernennung vorzüglich würdig seyn dürfte. Das
wir das ideell Wünschbare, praktisch jedoch Unausfü
Denn über dem Rückblick in jene Vergangenheit wird d
blick in die Gegenwart verabsäumt. Um jenem Gebrau
Wort zu reden, müßten wir zuerst einen Clerus haben
nicht bloß in einzelnen Individualitäten, sondern in sein
sammtheit demjenigen dieser Blütbezeit des Christenthums
käme. Wir können nicht in Abrede stellen, daß wir von
benstreuen, pflichteifrigen, ächt katholisch gesinnten Gei
jenen Gedanken am entschiedensten äußern gehört haben.
dürfen sie mit gutem Gewissen bezeugen, daß die bisl
Einrichtungen es darauf abgesehen hätten, vorzugswei
gleichen Individualitäten zu beleben, heranzubilden und
fähigen? Die Hand auf's Herz gelegt, in Gemäßheit p
licher Pflicht sprechend, dürfen sie bejahen, daß sie das
sie glücklicher Weise geworden sind, kraft und in Folge
Einrichtungen geworden sind? Werden sie nicht vielmehr
hen müssen, sie seien es geworden trotz derselben?
aber zu der gedachten Berechtigung dieses allein die
gung geben? Würde sie sich nicht ohne Rücksicht auf
an die erhaltene Weihe knüpfen müssen? Und was
sich nach den gegebenen Verhältnissen alsdann erwart
sen? Im besten Falle Reibung, Entzweiung, vielleicht

mere Folgen für die Kirche, als bei jeder andern Form der Besetzung. Laßt aber erst die Obersten der Regimenter aus der Wahl der Subalternoffiziere hervorgehen, gewiß es dauert nicht lange, und die Gemeinen werden gleichfalls sich hinzudrängen wollen, wie dieß bereits in der Schweiz der Fall ist, wo die Pfarrer nicht allein an manchen Orten von den Gemeinden durch Stimmenmehrheit gewählt werden, sondern wo der demokratische Radikalismus nun auch gleich den andern bürgerlichen Stellen den Gebrauch einführen möchte, daß diese Wahl alle drei Jahre, oder alle Jahre erneuert werden solle, um die Priester gänzlich von der Gunst und Ungunst des großen Haufens abhängig zu machen.

Eine andere Wahlart ist diejenige durch die Capitel, im Verein mit mehreren hiezu ersehenen Geistlichen. Hier nun bieten sich zwei mögliche Fälle dar, und für beide lassen sich Vorgänge aus neuester Zeit anführen. Entweder macht sich **kein** sichtbarer Einfluß auf die Wählenden geltend, sie stimmen nach eigenem Ermessen, und es erfolgen aus eben jenen Ursachen, auf die wir oben hingewiesen haben, Wahlen, wie wir sie vor der Ernennung des jetzigen Bischofs in Rotenburg oder in neuester Zeit in Mainz gesehen haben. Der andere Fall ist der, daß Angestellte und Beamte sich anmaßen, über die Eigenschaften eines zu Wählenden Vorschriften zu ertheilen, oder den Entscheid auszusprechen, und dadurch eine Wahl entweder unmöglich machen, oder dabei alles eher in's Auge fassen, als die kirchliche Würdigkeit und Tüchtigkeit. Auch an solchen Beispielen hat es in der neuesten Zeit nicht gefehlt, so wenig als an bedenklichen Mißhelligkeiten, die hieraus zwischen der unbefugten Anmaßung und dem anerkannten Recht entstanden sind. Daß aber der direkte Einfluß eines Monarchen, selbst wenn er nicht katholisch ist, meistens demjenigen seiner Diener und Geschäftsleute vorzuziehen sei, das haben wir bei der Besetzung des Bisthums Breslau gesehen.

In Irland und in den vereinigten Staaten Nordamerikas

jenes unter einem nichtkatholischen Regenten stehend, diese ohne ein erbliches Staatsoberhaupt, geht die Bezeichnung des Candidaten für einen erledigten Bischofssitz allerdings von der Kirche aus, aber nicht von der Geistlichkeit des betreffenden Sprengels, sondern von den vereinigten Bischöfen jedes dieser Länder. Somit hat auch hier, wo doch der Clerus für die Kirche durch die Kirche gebildet wird, derselbe in seiner Vielheit an den Wahlen nicht sich zu betheiligen; das aber sollte da, wo er bisher bloß aus Anstalten des Staats zu brauchbarer Fügsamkeit nach dem Willen seiner Beamten hervorgegangen ist, in zweifelloser Hoffnung gedeihlichen Erfolges stattfinden können?

Den katholischen Königen von Frankreich und Bayern ist das Ernennungsrecht der Bischöfe zugestanden, wie hier dem Kaiser. Schauet euch um, wie es so da als dort bisher sei geübt worden. Ob nicht in einer Weise, daß man der Kirche in beiden Ländern mit vollem Rechte Glück hat wünschen dürfen? Und doch hat in beiden Ländern kein König über die Richtschnur seiner künftigen Ernennungen eine so bestimmt lautende, eine so feierliche Erklärung gegeben, wie der Kaiser von Oesterreich. Auch hier fanden wir uns gedrungen, den Spruch in Erinnerung zu bringen: das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden. Sollte nicht gerade hierin Bürgschaft liegen, daß Männer, wie ein Kollonitsch, ein Migazzi, fortan nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehören dürften?

Mögen die Allzuängstlichen sich erinnern, daß aufrichtige Anhänglichkeit an die Kirche, und treues Festhalten an gegebenen Zusagen zu den auszeichnenden Stammeseigenschaften des habsburgischen Regentenhauses gehören, und vertrauen, der Kaiser, der im Anbeginn seiner Regierung so entschieden und so mannhaft sich ausgesprochen, werde im Verlauf derselben in gleicher Weise sich bethätigen. Ist Oesterreichs Stern in unsern Tagen in hellerem Glanze an dem politischen Himmel aufgegangen, sollte er in fahlerem Lichte schimmern

an dem kirchlichen, da, wo der Monarch selbst dessen wohlthuendes Leuchten über den Völkern anerkennt?

Heben wir aber den Blick höher! Offenbar sind es die Intelligentern, die Thatkräftigern und, was mehr als beides, die Glaubensfreudigen und Kirchlichtreuen unter der österreichischen Geistlichkeit, welche in den beiden vergangenen Jahren mit warmem Eifer, in allseitiger Erörterung der lebendig gefühlten Nothwendigkeit einer kirchlichen Wiedergeburt, dieser folgeschweren Frage eine Aufmerksamkeit zugewendet haben, welche den in gemächlichen Schlendrian Eingerosteten vielleicht nicht einmal zu Sinn gekommen ist. Jene dürften zur Zeit noch die kleinere Schaar seyn, und doch werden sie bekennen müssen, daß unerwartet dieselbe sich mehre, daß unerwartet der Gleichgesinnte einem Gleichgesinnten begegne, daß er, ohne es zu ahnen, ohne denselben als solchen zuvor gekannt zu haben, gleiche Ueberzeugung begrüßen möge. Nun fordern wir sie Alle auf, zurückzuschauen auf die öde, lebenslose, geistesarme, moderduftige Versumpfung, die vor dreißig Jahren über die Kirche nicht bloß in Oesterreich, sondern in allen Landen deutscher Zunge sich gelagert hatte; wir fordern sie auf, in Betrachtung zu ziehen, wie allerwärts Alles in schlauer Berechnung und, wo diese nicht zureichen mochte, in gebieterischem Vorkehren dahin zielte, daß keine reinigende Bewegung über den Sumpf fahre, daß kein anderes, als ein Halbleben, wie es solchen Elementen wohl verwandt, demselben sich entringe. Hienach sollen sie sich Rechenschaft geben, wie dennoch sie, wie trotz solchen Bemühens überall in Deutschland ein geistesverwandtes und fortwährend sich mehrendes Häuflein treuer Streiter Christi zum vollen kirchlichen Lebensbewußtseyn sich emporgerungen habe. Sie werden wohl in allgemeiner Beziehung einzelne Momente, Jeder im besondern wird vielleicht eine glückliche Stunde, ein denkwürdiges Ereigniß, eine bedeutsame Lectüre, was gleich einem leuchtenden und zündenden Blitzstrahl seine Individualität durchzückte, als nächste Veran-

lassung seiner Umkehr oder seines Erwachens bezeichnen können; deßungeachtet werden sie am Ende doch auf das Walten jenes Geistes sich gewiesen sehen, der, auch wo ihm die strengsten Formen des Polizeiregiments entgegen stehen, da wehet, wo er will, dem wohl eine zeitlang die Menschen sich entziehen, oder entzogen werden können, der aber noch jedesmal, wenn es die Rettung der Kirche gegolten hat, mit seiner vollen Macht zurückgekehrt ist. Ja dieser Geist, nicht der Menschen Rennen und Laufen und Bemühen und auf eigene Faust versuchte Umkehr (wiewohl der Mensch immer dabei seyn und mitwirken muß), sondern dieser Geist ist's, der, weder in zischender Lohe, noch im Sturmesgebrause, sondern in sanftem Säuseln, wie dort vor Moses, weckend, hebend, läuternd über unser armes, zerrissenes Deutschland (Oesterreich nicht ausgenommen) zu walten begonnen hat. Irren wir, wenn wir annehmen, daß dieses Walten auch in dem sich offenbare, was mit dem 21. April ist kund gegeben worden? Setzen wir die überall und in so mannigfaltiger Weise hervortretende Erneuerung mit dem Walten dieses Geistes in Verbindung, wie sollten wir dann nicht mit der festesten Zuversicht der Zukunft entgegen gehen; wie sollten wir meinen, der Arm des Herrn, der so Wunderbares in dem Laufe zweier Jahrzehnde gethan hat, sei abgekürzt? Die bestausgedachten Regulative, das sorgfältigst ausgemittelte Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte, die behutsamste Verclausulirung der Befugnisse ist Menschenwerk, was am Ende doch umgangen, gelähmt, beseitigt werden kann; nur der Geist ist's, der lebendig macht. Vertrauen wir diesem Geist, der so Staunenswerthes bewerkstelligt hat; vertrauen wir dem reinen Willen in der Verbindung mit dem Walten jenes Geistes. Die treuen Arbeiter in des Herrn Weinberg dürfen hierin nicht dem unverdrossenen Arbeiter in dem irdischen Weinberge zurückstehen; dieser gräbt und schneidet und pflegt in Hoffnung, denn er hat es so oft erfahren, daß seine Hoffnung nicht zu Schanden wird. Sollten jene minder seyn wollen?

Damit aber mag unseren Bemerkungen das Ziel gesetzt seyn. Geben sie dazu Veranlassung, die Allerhöchsten Entschließungen nach ihrem vollständigen Inhalt und nach ihrer reichen Bedeutung gründlich zu würdigen. Dabei das Vertrauen auf eine auch geistlich segensreichere Zukunft zu würdigen, dann ist unser Zweck erreicht. Eines nur (denn wem könnte diese Bedeutung entgehen, wer fände sich nicht zu dem wärmsten Danke gegen den Monarchen schon deßwegen verpflichtet?), eines nur dürfen wir nicht unberührt lassen: daß der Kaiser die Behörden will angewiesen wissen, „auf Grundlage der bestehenden Gesetze darüber zu wachen, daß an Orten, wo die katholische Bevölkerung die Mehrzahl bildet, die Feier der Sonn- und katholischen Festtage nicht durch geräuschvolle Arbeit, oder durch öffentlichen Handelsbetrieb gestört werde.“ Dieß ist, wir wissen es, eine bloß äußerliche Sache; aber wir kennen auch den engen Zusammenhang des Aeußerlichen mit dem Innerlichen, wie jenes entweder als Blüthe aus diesem hervorgehen, oder langsam und unvermerkt, aber zerstörend, auf dasselbe zurückwirken kann. Jedenfalls (und auch das verdient Dank) ist hiemit den Feinden und Störern der Kirche ein Zaum angelegt, daß sie nicht in höhnendem Trotz gegen dieselbe sich erlauben, was sie von jeher hat mißbilligen müssen.

Das Toben der Heiden, ihr Sinnen auf Eitles, lehrt uns am besten den hohen Werth der kaiserlichen Erlasse würdigen. Würden sie jauchzen, fänden sie Worte des Preises für dieselben, dann hätten wir Grund genug, Mißtrauen zu hegen. Lange genug waren die Allgewaltigen allüberall beflissen, des Gegners Farbe zu spielen; sie haben am Ende leicht berechnen mögen, wer bei dem leichtfertigen Spiel gewinne. Auch haben wir vor Jahren schon gesagt, daß der katholische Fürst am mächtigsten seyn, am gesichertesten auf seinem Thron sitzen, am erfolgreichsten seine Völker in Recht und Gerechtigkeit leiten würde, welcher in der offensten und redlichsten Weise die Rechte und das Walten der Kirche anerkennen wollte.

Darum werden wir gewiß weithin in Deutschland, vom 21. April an, die dankbaren Blicke Vieler sich nach der Kaiserburg wenden sehen, und aus manch' freudigem Herzen ein warmes „Heil Oesterreich" hören.

Nachschrift der Redaction.

Die kaiserlichen Erlasse sind unterdessen nach ihrer vollen Tragweite in dem gesammten katholischen Deutschland gewürdigt worden. Zeuge dessen die Haltung der katholischen wie der kirchenfeindlichen Presse, Zeuge dessen die Freude, mit welcher die wahrhaft apostolischen Hirtenbriefe der Fürstbischöfe von Breslau und Seckau aufgenommen wurden. Die Widersacher des Christenthums in allen Welttheilen haben es gar wohl gefühlt, daß hier der Nagel auf den Kopf getroffen wurde. Mit Recht erließ daher auch Graf Metternich seine Aufforderung an alle katholischen Vereine Deutschlands, die also lautet:

„Bis Dato haben die katholischen Vereine leider immer nur die Rechte ihrer Religion von den Herrschern fordern müssen und sind bittend vor die Throne getreten; sie scheinen mir aber nicht bloß zum Fordern und Bitten berufen, sondern auch zum Danken, wenn sich ein solcher Anlaß darbietet, damit ebenfalls dadurch die Herrscher sehen, daß sie das katholische Volk hinter sich haben, und sich auf dem gut betretenen Wege nicht beirren lassen. Darum schlage ich vor, von allen katholischen Vereinen dem jungen Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich Dankadressen zukommen zu lassen für die von ihm der katholischen Kirche wiedergegebenen Rechte und so auch diesen Dank zu dem ihrigen zu machen."

Der Hauptverein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München war aus eigenem Antriebe dieser Aufforderung schon zuvorgekommen, und erließ am 16. Mai an den Kaiser folgende Dankadresse:

Euere Kaiserliche Majestät!

„Deutsche, bayerische Katholiken nahen wir, um Euerer Kaiserlichen Majestät unsern Dank darzubringen.“

„Der Erbe ruhmvoller Ahnen, die so lange die deutsche Kaiserkrone getragen, der Sohn einer Wittelsbachischen Königstochter, der katholische Fürst eines uns seit dem Beginne unserer Geschichte innigst verbundenen Bruderstammes wird unseren Dank nicht als einen unberechtigt sich vordrängenden zurückweisen.“

„Das Kaiserliche Wort Euerer Majestät hat der katholischen Kirche in Oesterreich ihre Rechte, ihre Selbstständigkeit, ihre Freiheit zurückgegeben; dieß Wort weiser Gerechtigkeit, segensvoll und glorreich, hat uns mit Freude und neuen Hoffnungen für unsere katholische Kirche, für das Kaiserreich, für Deutschland erfüllt und wir bringen dem hochherzigen Geber für die Gabe, wie für die herzliche, würdige und bedeutsame Weise ihrer Gewährung die Segenswünsche unseres besten Dankes freudig dar.“

„Ein für den Staat wie für die Kirche gleich unwürdiges, gleich verderbliches System ist gefallen, ein System des Mißtrauens und lebentödtenden Zwanges, das zum Unheil der Fürsten und der Völker nur dem Despotismus, der Bureaukratie und der Tyrannei der Revolution gedient und in seinen letzten Consequenzen nur zu geistigem Stumpfsinn und Indifferentismus führen kann, ja vielfach zur vollendeten Gottlosigkeit geführt hat.“

„Der Wahlspruch Euerer Majestät: viribus unitis, ist auch in höchster Beziehung eine Wahrheit geworden; die katholische Kirche in Oesterreich ist wieder ein lebendiger Zweig des großen, weltüberrankenden Rebstockes; der freie Blutumlauf, die Bedingung alles gesunden Lebens, nicht ferner unterbunden; die katholischen Völker Oesterreichs treten wieder in die innigste Gemeinschaft unter sich und mit ihren nicht österreichischen Glaubensgenossen und Oesterreich wird, so Gott will, viribus unitis den Ri

in der katholischen Welt wieder einnehmen, der ihm durch seine weltgeschichtliche Stellung gebührt."

„Der Staat hat sich einer ihm lästigen und unnatürlichen Bürde entledigt und die Kirche, fürder keine argwöhnisch bewachte und in jeder ihrer Bewegungen bevormundete und gehemmte Dienstmagd der Bureaukratie, kann freiathmend ihre Mission der Liebe und Versöhnung, des Friedens und der Gerechtigkeit, der Gesittung und Heiligung ungehindert vollbringen."

„Nicht minder hat dieser hohe Akt Kaiserlicher Gerechtigkeit auch der wahren Freiheit den größten Dienst geleistet, denn daß diese ohne Religion nicht bestehen kann, daß sie vielmehr dort, wo die Religion den empörten Leidenschaften nicht das Pflichtgefühl, die Heilighaltung des Rechtes, die Selbstbeherrschung, die Bruderliebe und Aufopferung als Damm und Schutzwehr entgegensetzt, zum Fluch der Völker, zur Mutter endloser Revolutionen wird, das hat die Erfahrung der jüngsten Zeit sattsam bewiesen."

„Das gesammte katholische Deutschland aber wird Theil an dem Segen dieser Wohlthat nehmen, denn nicht ferner werden wir den bitteren Vorwurf hören müssen, die katholische Kirche sei freier unter protestantischen Fürsten gestellt als unter den katholischen Habsburgern, ihre Lage sei eine günstigere in einer indifferenten Republik wie die nordamerikanische, als in dieser katholischen Monarchie. Nicht ferner auch werden die Feinde unserer Kirche, despotische Minister und atheistische Jacobiner — uneingedenk, daß in Oesterreich die Praxis milder gewesen als der Buchstabe des Gesetzes — sich höhnisch auf die Gesetzbücher des Kaiserstaates berufen, wenn sie die katholischen Unterthanen mit neuen Zwangsgesetzen knebeln und knechten und den Glauben in dem Herzen des katholischen Volkes untergraben wollen. Ihre schärfste Waffe ist in ihrer Hand zerbrochen, die Revolution hat ihr bestes Bollwerk verloren, daher die schäumende Wuth jener Partei, die mit verhaltenem Grimme gegenwärtig das Werk der socialen Zerstörung in der Presse fortsetzt. Hat sie in den glorreichen Siegen von Custozza und

Novara, bei Szegedin und Temeswar sich mit der Schärfe des Schwertes niedergeschlagen gefühlt, so fühlt sie jetzt die tödtliche Wunde dieses neuen Streiches, der sie ins Herz getroffen, weil sie erkennt, daß jene Macht, der es gegeben ist, durch die Gewalt des Geistes den Abgrund der Revolution wahrhaft zu schließen, neue Kraft gewonnen. Die Presse beinahe ausschließlich beherrschend gibt diese Partei der Zerstörung ihre Stimme für die öffentliche Meinung aus, allein hätten in jenen Tagen, als der greise Sänger dem greisen Heldenmarschall zurief:

In deinem Lager ist Oesterreich!
Wir andren sind nur Trümmer,

die Retter Oesterreichs sich von dieser öffentlichen Meinung verblenden und lähmen lassen, wahrlich Oesterreich wäre heute zertrümmert und von einer österreichischen Presse und Tagesmeinung nicht mehr die Rede."

„Unsere Freude insbesondere ist um so größer, je inniger der allerehrfurchtvollst unterzeichnete Verein sich von der Ueberzeugung durchdrungen fühlt, daß die Zukunft Deutschlands so wie unseres engeren Vaterlandes Bayern mit einem großen, freien, sittlich starken Oesterreich zusammengeknüpft ist. In dieser Gesinnung haben wir daher die Gefahren und Leiden, die das erschütterte Kaiserreich in jüngsten Jahren zu bestehen hatte, wie die eignen gefühlt und mit ihm haben wir über die Siege seiner Waffen und seine ruhmvolle Rettung aus allen diesen Stürmen gejubelt. In dieser Ueberzeugung haben wir auch wiederholt im Einklang mit unserm gegenwärtigen Ministerium unsere Stimme gegen jede eigensüchtige Sonderbündelei und particularistische Vergrößerungssucht d. h. gegen die Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland erhoben und dankbar haben wir es nicht vergessen, daß es die treue Tapferkeit seiner Feldherren und seiner heldenmüthigen Heere war, die Europa im Jahre 1848 von der blutigen Ueberschwemmung einer rothen Barbarei gerettet, da an ihnen die Sturmfluth der Revolution sich brach."

„Was unsere Hoffnungen aber als die Bürgschaft

besseren Zukunft am meisten belebt, war die erhebende Wahrnehmung, daß Oesterreich seine Retter nicht nur unter seinen Feldherrn und Staatsmännern zählt, sondern daß ein zukunftverheißender Geist des Lebens auch heute noch den alten Stamm seines Kaiserhauses mit blühender Jugendkraft durchdringt und Tapferkeit und hochherzige Aufopferung noch immer die Tugenden seiner Söhne sind. Zeuge dessen ist uns der junge Erzherzog, der die alte Fahne, die einst Leopolds Blut geweiht, in Mitte stolzer Britten zuerst auf die Höhe von S. Jean d'Acre aufgepflanzt; Zeuge die Tapferkeit Erzherzog Albrechts, der die Lorbeern von Novara erringen half; Zeuge der schöne Tod heiliger Pflichttreue und reinster Aufopferung, den Erzherzog Ferdinand gestorben; Zeuge endlich die sich selbst verläugnende Güte Kaiser Ferdinands, als er seine Krone auf das jugendliche hoffnungsreiche Haupt Euerer Majestät gesetzt."

„Auch Euere Kaiserliche Majestät waren bereit, das Leben zu opfern und die Gefahren der Armee zu theilen, aber mehr noch in dem, was Allerhöchstdieselben, nicht achtend das Geschrei scharfblickender Feinde und kurzsichtiger Freunde, für unsere heilige Kirche gethan, begrüßen wir freudig diesen alten, ewig jungen Geist der Habsburger, der in Glück und Unglück immer unerschüttert und fest zum Himmel geblickt, und — Gott hat ihn nicht verlassen, immer, wenn die Noth am höchsten und menschlicher Weise Alles verloren schien, hat Er ihm rettende Helfer gesendet."

„Diesen Gott wollen wir mit dankbarem Herzen bitten, daß seine Gnade Euerer Kaiserlichen Majestät zur Seite stehe und sein Segen dem katholischen Kaiserhause verbleibe, auf daß das Kreuz von St. Stephan auf ein großes und glückliches mit Deutschland innig verbundenes Oesterreich herabschaue."

München, den 16. Mai 1850.

LVII.

Geistliche Musik.

I.

Cantica spiritualia.

Nachstehendes an einen Freund des Herausgebers der Cantica spiritualia *) gerichtetes Schreiben des durch die geistreiche Schrift, „metaphysische Blicke in die Tonwelt“, rühmlichst bekannten P. Peter Singer, Ord. S. Franc. zu Salzburg, glauben wir, zufolge der darin gegegebenen Erlaubniß seiner Veröffentlichung, unseren Lesern um so weniger vorenthalten zu dürfen, als über ein Werk, wie das obige, dem Genannten wohl ein competentes Urtheil zustehen dürfte.

---

*) Auch unter dem Titel: Auswahl der schönsten geistlichen Lieder älterer Zeit in ihren originalen Sangweisen und großentheils auch ihren alten Texten. Aus dem reichen Lieder- und Melodien-Schatze der katholischen Kirche und des katholischen Volkslebens, zum öffentlichen und Hausgebrauche gesammelt und nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet. Zwei Theile in einem Quart[illegible] (Dreihundert Choräle und Lieder enthaltend.) München, [illegible] artistische Anstalt. 1845, 47.

Euer Wohlgeboren

stellen an mich die Frage, ob ich wohl die Cantica spiritualia kenne, und welches mein Urtheil darüber sei, da dieselben seit ihrem Erscheinen in den katholischen Zeitschriften nur spärlich und in musikalischer Beziehung fast noch gar nicht besprochen worden, und der Ihnen befreundete Herausgeber dieses Werkes gerne erführe, welche Aufnahme dasselbe bei ihnen gefunden. Hierauf erwiedere ich, wie es mich in der That schon längst befrembete, daß über ein so ausgezeichnetes Werk in der katholischen Journalistik bisher so wenige Stimmen sich zu seiner Empfehlung erhoben. Ich kann mir dieß Schweigen wohl einzig nur durch die politischen Ergebnisse erklären, welche selbst die Zeitschriften religiöser Tendenz so in Anspruch nehmen, daß ihnen über die Leistungen in der heil. Kunst überhaupt, und in der Tonkunst insbesondere zu sprechen Raum und Veranlassung zu mangeln scheint Jedenfalls fühle ich mich gedrungen, dem Herausgeber, obwohl ich nicht die Ehre habe, denselben persönlich zu kennen, meine vollste Anerkennung seiner eben so schwierigen als glücklichen Arbeit zu bringen, und meine Ueberzeugung auszusprechen, daß hierdurch zur Wiederbelebung und Hebung des katholischen Volksliedes sowohl bei dem öffentlichen Gottesdienste, als bei der häuslichen Erbauung ein wesentlicher Beitrag geliefert worden. Ich bewundere nicht nur die geschmackvolle, nach dem Bedürfnisse der Gegenwart getroffene Auswahl aus dem reichhaltigen Schatze der alten Kirchenlieder, als auch ganz besonders die einfache, ungezwungene und doch legale, so wie für die praktische Aufführung in mannigfaltiger Form so geeignete Harmonisirung der Choralmelodien, indem selbe ebenso von einer Singstimme mit Pianofortebegleitung, wie von einer ganzen Gemeinde im einstimmigen Chorale mit Begleitung der Orgel, oder auch mit vier Singstimmen mit oder ohne Begleitung können aufgeführt werden. Ich wüßte die Schwierigkeit einer solchen Arbeit nicht so zu würdigen, wenn ich nicht seit vielen Jahren mit Harmonisirung verschiedener Choralmelodien mich beschäftigt hätte.

Gott gebe, daß diese Cantica spiritualia, eine wahrhaft gesegnete Arbeit, in kurzer Zeit recht verbreitet werden, damit die in unserm Deutschland so vielfach eingerissene Profanirung der Kirchenmusik dadurch verdrängt, und in unsern heiligen Hallen wieder jene herrlichen Volksgesänge vernommen werden mögen, die seit Jahrhunderten so viele Gemüther himmelwärts zogen, und wovon Ihr Werk den Kern derselben enthält.

Sollte dieses mein Urtheil auch nur ein wenig zur Verbreitung dieser heil. Gesänge beitragen, so mögen Euer Wohlgeboren diese Zeilen nach Belieben veröffentlichen.

Salzburg, am 12. März 1850.

P. Peter Singer.

II.

Geistliche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Weisen, gesammelt aus mündlicher Tradition und seltenen alten Gesangbüchern. Paderborn, 1850.

Die Herausgeber dieser Sammlung geistlicher Volkslieder beabsichtigen mit dem Werke, welches sie jetzt dem deutschen Publikum vorlegen, die Aufmerksamkeit auf einen Schatz lieblicher und schöner Singweisen zu lenken, welchen wir allmählig ganz und gar zu verlieren in Gefahr stehen. Sie wünschen daher mit dieser Auswahl, für deren äußere Ausstattung die Schöningh'sche Buchhandlung in Paderborn das Ihre ge hat, eine allgemeinere Theilnahme für diesen Gegen[illegible] Deutschland zu erwecken, um sich dadurch in den Stand zu setzen, eine umfangreichere Sammlung, ganz eigen[illegible]

den Gebrauch des Volkes bestimmt, in einer möglichst wohlfeilen Ausgabe erscheinen zu lassen. Ihr Wunsch ist daher insbesondere auch darauf gerichtet, daß die Herren Bischöfe ihr Augenmerk auf diese Sammlung richten möchten, und sie sagen in einer zu diesem Zwecke bestimmten, uns im Drucke vorliegenden Zuschrift, unter Anderm Folgendes:

„Das katholische deutsche Volk besaß schon in alter Zeit einen wahren Schatz von schönen, andachtsvollen, poetischen, geistlichen Liedern, von den herrlichsten Melodien getragen. Sie geleiteten das Leben in guten und bösen Stunden, bei Arbeit und Muße; sie wurden schon im Mittelalter und mehr außer als in den Kirchen gesungen. Luther sammelte viele, veränderte sie in seiner Art, und machte sie, in Verbindung mit der Predigt, zum Mittelpunkte des von ihm geordneten Gottesdienstes. — Es ist historisch erwiesen, daß der von ihm geordnete Kirchengesang sehr zur Verbreitung des Protestantismus beigetragen hat. Man fühlte dieß damals katholischer Seits gar wohl, und besonders ließen es sich die Jesuiten angelegen seyn, dem praktisch entgegen zu wirken, indem sie ebenfalls die alten katholischen geistlichen Lieder sammelten, die Melodien aufsetzten und in bestimmter Ordnung in den Kirchen einführten. In dieser Art entstanden die in ihrer Art vortrefflichen Sammlungen von Flurheim 1529, Beck 1537, Vicelius 1546, Leisetritt 1567, ferner das Münchener Gesangbuch aus dem Ende des sechszehnten, das Mainzische, Paderbörnische 2c. aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Diese Sammlungen blieben die Grundlage des deutschen katholischen Kirchengesanges bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. In den spätern Editionen wurden nur manche fortgelassen, die mehr den Charakter des Volksliedes als des Kirchenliedes hatten, und hin und wieder neue hinzugefügt, darunter manche vortreffliche, z. B. die Nachbildung der lateinischen Hymne des heil. Ignatius: Te mi Deus etc., manche aber auch herzlich wässerig-prosaische. Am Ende des achtzehnten und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts trat eine neue Periode für das katholische

Kirchenlied ein, und zwar durch Rückwirkung protestantischer Bildung. Das protestantische Kirchenlied aus dem katholischen hervorgegangen, hatte sich anfangs mehr in Gebets- und Betrachtungsformen bewegt, dann trat in der sogenannten orthodoxen Periode der dogmatische Inhalt schärfer hervor. Endlich kam die Aufklärungs-Periode, und die Gebetsform und das Dogmatische mußte nun einem abwässernden didaktischen und moralischen Inhalt weichen. Wie überhaupt die protestantische Bildung des achtzehnten Jahrhunderts auf das katholische Deutschland einen unverkennbaren Einfluß übte, so dann auch deren Evolutionen des protestantischen Kirchenliedes auf das katholische Kirchenlied. So lange die Erziehung und Bildung in den Händen der Jesuiten blieb, war dieser protestantische Einfluß auf das katholische Kirchenlied wenig sichtbar. Vielmehr hatten die Jesuiten dem Kirchenliede eine selbstständige und eigenthümliche Entwickelung gewidmet. Neben sehr schönen herrlichen poetischen Liedern, wie die Uebersetzung der berühmten Hymne des heil. Ignatius, ward eine mehr sinnliche, oft schäferlich-spielende Poesie von ihnen unter die Kirchenlieder eingemischt, die des ernsten Charakters des Kirchenliedes nicht ganz entsprach, und auch meist, außer bei den Liedern des vortrefflichen Spee, ohne dichterischen Werth war. — Aber in's eigentliche Volk drang dann auch diese Poesie nie ein. — Auch verdrängten, zu ihrem Lobe sei es gesagt, die Jesuiten die alten schönen Lieder weder aus der Kirche, noch aus dem Leben des Volks!"

„Gegenwärtig aber stehen wir auf dem Punkte, daß nicht bloß die alten, frommen, schönen Kirchenlieder, an denen sich die ganze deutsche Nation viele Jahrhunderte hindurch erbauet und erfreuet hatte, völlig aus der Kirche verdrängt sind, statt deren man matte, platte, moralische Reimereien eingeführt hat, sondern auch die uralten herrlichen Melodien sind theils durch ganz unbedeutende ersetzt, theils in ihrem ganzen Charakter verdorben."

„Einer der Herausgeber hat demnach, dieß erkennend, die alten Liedertexte gesammelt, und die Melodien so aufgeschrieben, wie das Volk selbst sie noch jetzt singt. Er kann bezeugen, daß diese Lieder jetzt noch keineswegs im Volke untergegangen sind. Sie werden noch geliebt und gesungen, aber freilich fast nur verschämt! Die durch das moderne Schulwesen verbildete und an die pedantische neue Singweise schon gewöhnte Jugend sieht stolz auf sie herab, und wenn nicht jetzt noch in letzter Stunde etwas zu ihrer Erhaltung geschieht, wird auch dieß herrliche Fideicommiß der Vorzeit unseres Volkes binnen zwanzig Jahren völlig vergeudet, untergegangen, vergessen seyn!“

„Der Sammler und die Herausgeber der anliegenden geistlichen Lieder haben, wie die Anlage zeigt, kein Kirchengesangbuch liefern wollen, sondern nur ein Volksgesangbuch. Sie haben damit den Beweis geliefert, welch ein reicher Schatz frommer und dabei hoch-poetischer geistlicher Lieder, getragen von den edelsten, schönsten, lieblichsten Melodien, wie sie wohl kein anderes Volk besitzt, noch gegenwärtig im katholischen deutschen Volke lebt und gesungen wird. Es scheint uns höchst wünschenswerth und im Interesse unserer Kirche, daß diese trefflichen Lieder nicht bloß erhalten werden, sondern daß sie wieder eine allgemeine Verbreitung durch alle Klassen des Volks gewinnen. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß diese Sammlung in allen Schulen verbreitet und eingeführt würde.“

Wir können nicht anders, als diesem eben so wohl christlichen als vaterländischen Unternehmen einen guten Fortgang wünschen und sind überzeugt, daß diese Lieder recht sehr dazu dienen werden, um in unserem Volke die Andacht von Neuem anzufachen.

III.

Missa celeberrima vulgo dicta Papae Marcelli 6 vocibus concinenda, S. Caroli Borromaei et ceterorum Cardinalium, quos Pius IV. Pont. Max. ad executionem Decretorum SS. Concilii Tridentini congregavit, jussu composita eorumque applausu et auctoritate approbata ac veluti prototypon exhibita. Auctore Joanne Petro Aloysio Praenestino. Editio nova secundum editionem Romanam anni 1567 unacum praevia vita auctoris et historia hujusce Missae. Augsburg, Verlag von Anton Böhm.

Es ist bekannt, daß diese hochberühmte Messe über das Schicksal der Figuralmusik in der Kirche entschieden hat. Diese Musik hatte bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hin allmählig in einen durchaus profanen Charakter ausgeartet. Nicht nur waren viele weltliche Melodien in die Kirchenmusik aufgenommen, sondern es war auch Sitte geworden, daß eine Stimme regelmäßig die Melodie und den Text des weltlichen Liedes daneben sang. In allen frommen Gemüthern erregte dieß das größte Aergerniß, und das Concilium von Trient sah sich dadurch um so mehr veranlaßt, auch die Reform der Kirchenmusik zum Gegenstande seiner Anordnungen zu machen. Demgemäß setzte Papst Pius IV. eine Commission von acht Cardinälen nieder, unter ihnen die beiden Heiligen, der nachmalige Papst Pius V. (Michele Ghislieri) und Carolus Boromäus. Es schien um die Figuralmusik geschehen, und zwar besonders aus dem Grunde, weil die Sänger der päpstlichen Kapelle erklärten, es sei unmöglich, eine derartige Musik in der Weise aufzuführen, daß die Worte allgemein verständlich seien. Diese Erklärung veranlaßte den heiligen Carolus Borromäus, den berühmten Paläſtrina, den Princeps Mus

zu sich zu bescheiden und ihm den Auftrag zu geben, eine Messe zu componiren, durch welche der Beweis geliefert würde, daß es dennoch möglich sei, auch bei der Figuralmusik zu dem völligen Verständniß der Worte zu gelangen. Palästrina componirte drei solche Messen, eine herrlicher als die andere; jede von ihnen genügte zu jener Beweisführung, die dritte aber, welche den Namen Missa Papae Marcelli führt, trug über die andern den Sieg davon. Was diesen Namen anbetrifft, so hat sie denselben erst späterhin erhalten; sie hat gar keine Beziehung auf den Papst Marcellus, dessen Regierung nur einundzwanzig Tage dauerte und ihm keine Zeit ließ, sich mit der Reform der Musik zu beschäftigen. Der Name ist eben ein bloßer Titel, den diese Messe, wie jede andere, einmal haben mußte, und welchen ihr Palästrina bei Gelegenheit ihrer Uebersendung an König Philipp II. beilegte. — Wir können nicht anders, als es für ein verdienstliches Unternehmen bezeichnen, welchem sich der hochwürdige Herr Schinhamer in Augsburg durch die Herausgabe dieses Meisterwerkes des Fürsten der Musik unterzogen hat.

LVIII.

Der Ritterhauptmann Johann Wilhelm Graf von Mirbach.

Eine Trauerrede, gehalten von Franz Joseph Schröteler, Oberdirector der rheinischen Ritterakademie.

Es ist immer eine erhebende Erscheinung, einen Mann vor uns zu erblicken, welcher die Lösung einer Hauptaufgabe der Zeit sich als Zweck seiner Lebensthätigkeit gesetzt hat. Selbst diejenigen, welche mit den Mitteln nicht einverstanden sind, werden ihm ihre Achtung nicht versagen können.

Der verstorbene Graf Johann Wilhelm v. Mirbach, dem die angeführte Trauerrede gilt, war der Gründer der rheinischen Rittergenossenschaft und der katholischen rheinischen Ritterakademie zu Bedburg, welche am 1. Mai 1842 feierlich eröffnet worden war. Durch beide Institute wollte er theils den rheinischen Adel auf seine mannigfach bedrohte Stellung im Staate aufmerksam machen und ihn zu einer würdevollen Ausfüllung derselben aneifern, theils aber und besonders dessen Jugend zur rittermäßigen Gesinnung und Handlung erziehen. Es ist nicht unsere Absicht, in eine Kritik der von dem sel. Verstorbenen zur Erreichung seines Zweckes gewählten Mittel

uns einzulassen, sondern wir haben es nur mit einem Bestreben zu thun, dem Niemand seine Achtung versagen kann, der durch das triviale Gleichmachergeschrei unserer Zeit seinen Kopf noch nicht verloren hat, und im Staate etwas mehr, als die öde Umfassungsmauer eines wirren Haufens sogenannter souverainer und gleichberechtigter Einzelköpfe, der in ihm einen in mannigfache und ungleiche Gliederungen abgetheilten, lebendigen Organismus noch zu erblicken vermag. — Nicht Gleichheit, sondern Ungleichheit ist das Naturgesetz, das den Menschen beherrscht, unter das er gleich bei seiner Geburt tritt, das ihn durch sein ganzes Leben hindurch, in allen seinen Lagen und Verhältnissen, gebieterisch begleitet.

Es ist ein Zeugniß von kläglicher Geistesarmuth einer Zeit, wenn sie nicht einmal die täglichen, mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes sich aufdrängenden Erfahrungen zu würdigen wissend, von nichts als der Zertrümmerung bestehender menschlicher Ungleichheitsverhältnisse schwärmt, und wähnt, durch ihren Sturz das Luftgebilde einer allgemeinen Gleichheit einzuführen, obgleich die Erfahrung der ganzen Menschengeschichte lehrt, daß der gestürzten Ungleichheit immer nur eine andere und öfters schlimmere folgt.

Wo uns daher Ungleichheiten in der Gestaltung der menschlichen Gesellschaft entgegentreten, dürfen wir ihnen nicht sofort deßwegen, weil sie Ungleichheiten, oder nach der Modesprache der Zeit, mit den Ur- oder Grund-Rechten der Menschheit im Widerspruche stehen, den Stab brechen; sie können nothwendige Ungleichheiten seyn. Wir müssen sie für solche halten, wenn das Zeugniß einer tausendjährigen Geschichte und die Erfahrung aller Völker für sie spricht.

Alle zivilisirten Völker nun zeigen uns einen Unterschied der Stände; sogar bei bloß halbzivilisirten treffen wir auf die gleiche Erscheinung, wir mögen uns nach dem Osten — Persien, Indien, China — oder nach dem Westen, nach Mexico, Peru wenden, oder unsere Voreltern im Teutoburgerwalde oder

auf den Sandebenen des Nordens aufsuchen. Wo die menschliche Gesellschaft aus dem Kreise der bloßen Familie heraustritt und zu einem Stamme oder Volke, einem staatlichen Gemeinweisen sich emporgearbeitet hat, bildet sich durch Verschiedenheit der Naturanlage, Beschäftigung, gesellschaftliche Stellung, körperliche und geistige Vorzüge, und hundert andere Faktoren, die in der Gesellschaft ein Uebergewicht eines Individuums, einer Familie, oder eines Stammes, über andere Individuen, Familien oder Volkstheile begründen, naturgemäß eine Verschiedenheit unter den Angehörigen eines Gemeinwesens mit heraus, welche allmählig zu einem festen Körper sich gestaltet und dadurch zu einem Unterschied der Stände führt, die sodann an einigen Orten durch mehr oder minder bewegliche, an anderen durch ganz starre und steife Schranken von einander abgesondert werden.

Selbst die vom ersten Anfang ihrer Existenz an republikanische Schweiz, auf die so oft von unsern Gleichheitspredigern als lebendigen Beweis für ihre wahrheitsleeren Phrasen hingewiesen wird, gibt Zeugniß für das Gesagte; sie macht in der europäischen Staatengeschichte dießfalls keine Ausnahme. Wir wollen uns nicht auf jene Kantone beziehen, welche uns unter dem Namen von Aristokratien bekannt, im Verhältniß der regierenden Geschlechter zum regierten Volke einen viel größeren Unterschied, als je in Monarchien zwischen dem Adel und dem übrigen Volke vorhanden war, darstellen, dennoch aber eine nicht ruhmlose fünfhundertjährige Geschichte hatten; sondern wir berufen uns geradezu auf jene Kantone, welche als vollendete Demokratien gelten müssen, weil dort wirklich alle Gewalt vom Volke ausging. Gerade in diesen neuen Demokratien, den Gebirgs- und Hirtenkantonen wußte man so viel von regierenden Herrn, regierenden Familien zu erzählen, als in irgend einem aristokratischen Nachbarkantone; der Unterschied bestund eigentlich nur darin, daß dem Rechte nach in den Aristokratien die regierenden Geschlechter die innehabende

Staatsgewalt aus sich selbst ableiteten, während sie in den kleinen demokratischen Urkantonen denselben vom Volke übertragen wurde. Diese Uebertragung jedoch erfolgte thatsächlich mit der größten Stabilität; es war eine seltene Ausnahme, für welche ganz besonders gegründete Ursachen vorhanden seyn mußten, wenn in Abweichung von der gewissenhaft beobachteten Reihenfolge der Aemterübertragung, ein regierender Herr, oder ein Sprößling einer von jeher zur Regierung berufenen Familie übergangen wurde. Thatsache ist ferner, daß die in diesen Gebirgskantonen allfällig vorhandenen Rittergeschlechter ein größeres Ansehen dort genossen, als dieses je irgend anderswo der Fall gewesen. — Wir wissen zwar sehr wohl, daß gegenwärtig die Verhältnisse in der Schweiz bedeutend anders gestaltet sind, daß die in der Reformation begründete, durch die französische Revolution mit neuer blutiger Kraft versuchte politische Gleichmacherei vermittelst Erhebung der Massen zu sich selbst anbetenden souverainen Götzen, dort scheinbar in's Leben geführt wurde. Allein diese Gleichmacherei und diese Souverainisirung aller als gleichberechtigter Bruchstücke der Nation ist eben auch nur ein leeres Trugbild; man findet gegenwärtig allerdings in der Schweiz nicht mehr solche natürliche Standesverschiedenheiten, wie dieses früher der Fall war, dagegen aber hat die radikale Regierungskunst sofort einen anderen, unnatürlichen, künstlich-gewaltsamen Unterschied an ihre Stelle gesetzt, den Unterschied von Unterdrückern und Unterdrückten, von politischen Despoten und politischen Sklaven, welcher dort auf einen solchen Höhepunkt getrieben wird, daß gewisse Volkstheile als vollkommen rechtlos bezeichnet werden dürfen, und überhaupt der Ehrenmann nur mit Abscheu auf die politischen Zustände der Schweiz hinblicken kann.

Der Ruf nach Zerstörung jedweden Ständeunterschiedes, namentlich des so viel geschmähten Adels, gehört zu den vielen geistig krankhaften Erscheinungen unserer Zeit. Wenn schon ein Jeder, der nicht in diesem Fieberzustande ist und die

menschliche Gesellschaft noch mit einem vorurtheilsfreien Auge zu betrachten vermag, für uns eine willkommene Erscheinung ist; um wie viel mehr muß dieses der Fall seyn bei einem Manne, der nicht bloß auf gute Gesinnung sich beschränkt, sondern sie im Kampfe gegen den Irrthum im Leben mit ungebeugter Beharrlichkeit durchzuführen sucht.

Graf v. Mirbach gehörte in die ehrenvolle Reihe der letzteren; er hatte erkannt, was dem Adel Noth thue, wenn er der Zerstörungswuth der Zeit entgehen wolle, und so machte er es sich unter dem schönen und treu befolgten Motto, „gläubig und beharrlich", zu einer Lebensaufgabe, diese seine Erkenntniß den adelichen Genossen seines Geburtslandes ebenfalls beizubringen, und sie durch eine angemessene Erziehung der Jugend zum Gemeingut des ganzen Standes für alle Zukunft zu machen. Das war der Grundgedanke und das Grundbestreben, das ihn bei der Errichtung der beiden erwähnten Institute leitete. Als Ehrendenkmal für ihn, zugleich aber auch als Mahnbrief an den Adel, der vielenorts so sehr von seinem Berufe in der menschlichen Gesellschaft abgeirrt ist, lassen wir hier aus der Stiftungsurkunde der Ritterakademie die Hauptstellen folgen, welche lebendig die Tendenz des Stifters und den Charakter des Instituts uns vor Augen führen.

„Es ist hiernach unser ernstes Verlangen und dringendes väterliches Anmahnen, daß sie vor Allem in Gesinnung und Wandel festhalten an der Gottesfurcht, daß sie selbst einen christlichen, ernsten Lebenswandel führen, und darauf halten, daß von allen ihren Kindern und Untergebenen ein solcher geführt werde. Wir ermahnen sie dringend, zu allen Zeiten sich das gegenwärtig zu halten, daß ohne eine unverbrüchliche Treue gegen ihren Herrgott all' ihr Thun und all' ihr Besitzthum nicht bestehen kann, und daß ihnen zu Allem der allein haltbare Segen fehlt, wenn sie von Ihm loslassen."

„Wir ermahnen sie ferner dringend und väterlich, ihrem Könige und Herrn und Seinem Durchlauchtigen Hause in die-

ser Gottesfurcht eine unwandelbare Treue zu bewahren. Sie sollen wissen und in allen Lagen daran denken, daß es ihr adelicher Beruf ist, mit Darangabe ihres Gutes und Blutes, wo dieß erfordert wird, diese Treue zu üben, daß sie eine feste Mauer bilden sollen um den, von Gott gegründeten Thron ihres Landesherrn, welche niedergerissen werden müßte, bevor dieser berührt werden könnte. Sie sollen sich in Gesinnung und Wandel ganz frei und rein halten von allen den verderblichen Lehren, welche unter irgend einem Schein und Vorwande in dem Verhältnisse zu ihrem Könige und Herrn nicht eine heilige und göttliche Ordnung anerkennen, vielmehr wissen und daran halten, daß sie mit einer Verletzung dieser Treue zugleich einen Frevel gegen den heiligen Willen Gottes begehen würden."

„Wir ermahnen sie, einen christlichen Hausstand zu führen, ihren Kindern und Untergebenen wie Allen, mit denen sie in Berührung kommen, durch einen ehrenwerthen, sittlichen und ernsten Lebenswandel vorzuleuchten; in einer durchaus strengen Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in Worten und Werken, in der Unverbrüchlichkeit ihres gegebenen Wortes, ihrer Verträge und Zusagen, in Festigkeit und männlicher Standhaftigkeit in Zeiten der Noth und Gefahr ihre Ehre zu suchen; ihren Kindern eine sorgsame und auf die Ausbildung solchen Sinnes gerichtete Erziehung zu geben; dabei aber auch auf eine gründliche und wissenschaftliche Ausbildung derselben sorgfältig Bedacht zu nehmen, damit sie in einem besonderen Grade fähig werden, im Dienste ihres Königs zu wirken, oder sonst ihrem Berufe tüchtig und mit segensreichem Erfolge vorzustehen."

„Wir ermahnen dringend unsere Nachkommen, sich mit einer wahrhaft adelichen Gesinnung von Allem unabhängig zu halten, was eine treue Beobachtung aller vorstehend gedachten Verpflichtungen erschweren könnte, also unabhängig in Ansehung ihrer äußeren Verhältnisse und ihres Vermögens, und

eben so unabhängig von aller kleinlichen Gesinnung und kleinlicher Berechnung des eigenen Vortheiles."

„Wir ermahnen sie deßhalb, durch gute Wirthschaft und Verwaltung ihres Vermögens, dieses zu erhalten, und wenn ihnen dieß der göttliche Segen verleiht, es zu mehren, sich von allem eitelen Luxus, der dem Adel nicht ansteht, fern zu halten, dabei aber in allen ihren Kreisen, und so weit diese gehen, sich wohlthätig, fürsorgend, mit Rath und That überall helfend zu zeigen."

„Sie sollen ihren Adel durch einen ritterlichen und männlichen Sinn, durch eine feste unerschütterliche Haltung in allen Lebensbegegnissen, aber auch durch Milde und Wohlwollen gegen Andere bewähren. Ihre Häuser und Herzen müssen Zufluchtsstätten für alle Hülfsbedürftigen und Bedrängten seyn, und ihre Hände müssen bereit seyn, einem Jeden, der in Noth ist, ohne Verletzung ihrer heiligeren Pflichten, beizustehen."

„Wie sie für die Rechte und äußeren Vorzüge, welche sie der göttlichen Gnade verdanken, Anerkenntniß in Anspruch nehmen, eben so müssen sie ein gleiches Anerkenntniß jedem Rechte, jedem wahren Verdienste und allem Ehrenwerthen in andern Ständen und Klassen willig zu Theil werden lassen, und sich von allem Hochmuthe und Stolze, Vornehmthun und gleichgültigem Herabsehen auf Andere fern halten. Sie können sehr wohl, und müssen dabei auf ihre Standesehre wachen, diese aber besonders in einer hochherzigen Gesinnung und darin suchen, daß sie Alles, was gerechten Tadel und Makel auf sie werfen kann, alles Unsittliche, Rohe und Gemeine in Beschäftigung, Belustigung, Sitte und Umgang, Alles, was die Achtung für Sittlichkeit und Anständigkeit verletzt, überhaupt Alles, was in der öffentlichen Meinung durch Einzelne einen Makel auf den Stand werfen kann, vermeiden."

„Wir wünschen aber auch, daß sie den Charakter, der nach der bestehenden Ordnung ihrem Stande beiwohnt, rein und unverfälscht erhalten, nicht auf Gewerbe, durch welche sie

außer ihren eigentlichen Beruf treten würden, sich einlassen, namentlich aber nie sich so weit vergessen, öffentliche Spielbänke zu halten und wucherische Geschäfte zu betreiben."

„Gegen alle ihre Untergebenen und gegen alle Personen, die nach ihren Verhältnissen in einer gewissen Abhängigkeit von ihnen stehen, seien sie wohlwollend und vorsorgend wie ein Vater gegen die Seinigen. Sie seien wie ein Schutzherr gegen die, welche sich ihnen anvertrauen; auch in den ihnen wirklich zustehenden Ansprüchen nicht drückend, sondern wo es Noth thut, nachsichtig und aushelfend. Pächter, deren Verhältnisse sich seit undenklichen Zeiten vom Vater auf Sohn vererbt haben, Gutsuntergebene, deren Familien nie wechseln, und alte Diener sind ein Schmuck, eine Zierde eines adelichen Gutes und Hauses."

„Wie wir nun alle einander gelobt haben und uns hiermit geloben, an diesen Gesinnungen fest zu halten, und in dieser Richtung unsern von Gott uns anvertrauten Beruf zu erkennen; so ergeht unsere dringende und ernste väterliche Anmahnung zu einem gleichen Sinne und Wandel an unsere Nachkommen, denen wir dazu den göttlichen Beistand eben so wie den Segen Gottes zum Schutze für diejenige Stiftung wünschen, über deren Grundsätze und Verfassung wir überein gekommen sind."

LIX.

Gutachten eines preußischen Staatsmannes von älterm Styl

aus den ersten Jahren nach dem allgemeinen europäischen Frieden über die Einführung von Landständen.

Reichsstände halte ich für gefährlich in einem Staate, wo ein Theil der Bewohner unzufrieden ist, und das ist selbst in ruhigen Zeiten (wo keine Gefahr droht und Vaterlandsliebe

nicht erloschene Anhänglichkeit am Regentenstamme, die Nation mit dem Regenten vereinigt und alle Beschwerden vergessen machen!) fast immer der Fall. Keiner gibt gerne, die Abgaben sind immer zu hoch; Accise und Zolle sind unerträglich, wer einen Prozeß verliert, hält die Justizverfassung für schlecht 2c. Durch große Versammlungen, wie Reichstage sind, theilen die Provinzen sich ihre vermeintlichen Beschwerden gegenseitig mit, machen sie zu eigenen; die unruhigen stecken die ruhigen an, und verbreiten bei ihrer Zuhausekunft die Beschwerden, wollen sich geltend machen und vermehren die Unzufriedenen. Reichsstände widersprechen auch dem Begriffe einer absoluten Monarchie; sie schränken solche ein und ihr Hauptzweck ist allemal Einschränkung des Monarchen und Erweiterung ihrer vermeintlichen Rechte. Wenn das von seinen Unterthanen so geliebte Haus Oesterreich nach mehrjähriger Ruhe und Frieden auf den Gedanken käme, aus dem ungarischen Reichstage einen allgemeinen für alle seine Staaten zu machen, würden sich die Folgen bald zeigen. Eine lange Erfahrung hat auch gelehrt, daß die Zusammenberufung der Stände eines Reichs das Gute nicht hervorgebracht haben, was man von ihnen erwartete. Dazu würde erfordert werden, daß wenigstens die Mehrheit derselben Kenntnisse der wahren und guten Staatskunst besäße, durchaus aufgeklärt und rechtschaffen genug wären, um das allgemeine Beste dem besonderen Vortheil vorzuziehen; wie ist aber dieses zu hoffen? und noch weniger ist es zu erwarten. Unglücklicher Weise aber finden sich in so zahlreichen Versammlungen für einige Weise immer eine große Zahl derer, die es nicht sind. Die ältere und die ganz neue Geschichte liefert die Beweise.

Provinzial-Landstände halte ich für unschädlich und selbst in ein paar Rücksichten für gut. Unschädlich, weil keine Einverständnisse mit andern entstehen, und wenn sie aus ihren Schranken treten wollen, darin leicht zurückgewiesen werden können; nützlich, weil bei manchen Gesetzen der Landesherr ihr Gutachten fordern kann, wie Friedrich II. über das projectirte Landrecht und andere Gesetze. Es ist vorauszusetzen, daß sie praktischer, die Denkungsart, die Sitten, Vorurtheile, Gewohnheiten, alles Dinge, auf welche bei der Gesetzgebung Rücksicht zu nehmen ist, besser kennen, als die größtentheils theoretischen Stubengelehrten, welche die Gesetze entwerfen. Solche Provinzial-Ständeversammlung ist weniger zahlreich und trägt gewöhnlich, da sie nicht beisammen bleiben können, die Ausarbeitungen solcher Gutachten ihrem engern Ausschusse oder einigen dazu gewählten Männern auf. Daß sie nur Gutachten geben, kein Stimmrecht noch weniger Veto haben

dürfen, versteht sich von selbst. Wozu ich die Provinzial-Landstände aber vorzüglich nützlich halte: daß sie dem Ministerdespotismus Schranken setzen. Sie sollen nach meiner Meinung nur die eben erwähnten Gutachten geben, aber das Recht haben, mit Vorbeiziehung der Instanzien mit Vorstellungen und Bitten sich an den Herrn immediate zu wenden. Er wird dadurch Manches erfahren, was ihm zu wissen nützlich ist und er sonst nie erfahren haben würde. Der Minister muß es sehr arg machen, ehe sich ein einzelner Mann (daß ich hier nicht von boßhaften Menschen, sogenannten Quärulanten, deren Anzeigen wenig Aufmerksamkeit erregen, rede, versteht sich) entschließt, den Minister zu verklagen, und noch weniger in allgemeinen Dingen der Katze, nach dem Schprichworte, die Schelle anzuhängen. Wenn der Mann auch selbst den Minister nicht fürchtet und nichts von ihm sucht und verlangt, so hat er Söhne, Brüder oder andere nahe Verwandte, denen es der Minister entgelten lassen kann. Eine Versammlung mehrerer ist dreister, der Furchtsame wird durch den Beherztern selbst herzhaft; die Vorstellung wird von Allen unterschrieben, und ein Jeder glaubt nur einen kleinen Theil daran zu haben; die Erfahrung lehrt auch, daß solche Versammlungen, wenn sie es Ursach zu haben glauben, die Minister nicht schonen. Auch ist mit Grund vorauszusetzen, daß sie dem Herrn keine Unwahrheiten vortragen werden. Daß sich diese Provinzial-Landstände in keine Administration mischen dürfen, und auf Vorstellungen und Bitten eingeschränkt werden müssen, habe ich schon erwähnt. Aber auch dem guten Minister sind sie nützlich in Absicht der obern Provinzialbehörden, in gleicher Art, wie vorhin gesagt, dem Landesherrn in Rücksicht der Minister. Daß übrigens die Zusammensetzung solcher Landstände besser seyn möge, als sie es in mehreren deutschen Provinzen war, ist zu wünschen, auch vom Landesherrn leicht zu bewirken. In vorstehender Art habe ich mich über diesen Gegenstand jedesmal gegen meine Herren, vorzüglich den jetzigen König, der durchaus das Gute wollte und gerne hörte, geäußert.

LX.

Skizzen aus der römischen Revolution von 1848.

(Mittheilungen aus den Tagebüchern von deutschen Augenzeugen.)

Vierter Artikel.

Sollte die Opposition gegen den Clerus erfolgreich begonnen werden, so mußte mit jenem Theile angefangen werden, der am leichtesten zu verdächtigen war, und dessen Sturz zu einer Stufe dienen konnte, um den übrigen Theil seines Einflusses zu berauben. Das Divide et impera hatte man wohl erfaßt; eben so aber wußte man schon aus früheren Erfahrungen, daß man zuerst die Regulargeistlichkeit angreifen müsse, um dann dem Weltclerus beizukommen; nicht minder wußte man, daß von allen religiösen Corporationen nothwendig zuerst die Jesuiten gestürzt werden mußten. Daher hatte auch der römische Radikalismus gleich anfangs ähnlich dem helvetischen ein besonderes Augenmerk auf diese gerichtet. Hatten sie doch den gelehrten Jugendunterricht vorzugsweise in den Händen, namentlich an ihrem selbst von vielen Ausländern besuchten Collegio Romano, und zwar nicht bloß in der Theologie, wo die Frequenz dieser Anstalt in der Regel selbst die der römischen Universität (Sapienza) überstieg, sondern auch in der Philo-

sophie und den vorbereitenden (Gymnasial-)Studien, wo unter solcher Leitung ein Durchdringen der liberalen Ideen bei den Studirenden nicht zu erwarten stand, um so mehr, da die römischen Studenten ohnehin ziemlich weit von dem deutschen Studentenleben entfernt sind. Ihres anderweitigen unberechenbaren Einflusses im Beichtstuhle und auf der Kanzel, so wie auch durch ihre großartige Anstalt für die geistliche Retraite bei St. Euseb gar nicht zu gedenken, konnten die Glieder dieses Ordens schon bloß durch ihren öffentlichen Unterricht die besten Talente von den Zeitideen abwenden, und der im Entstehen begriffenen Umwälzung jene Kräfte entziehen, die durch das natürliche Feuer ihres Alters, in Verbindung mit gänzlicher Unerfahrenheit, auf dem praktisch-politischen Gebiete gerade die tauglichsten Werkzeuge für die revolutionäre Propaganda zu werden im Stande sind, wie es namentlich die Wiener Aula glänzend bewiesen hat. Die unermüdliche Thätigkeit der Jesuiten für religiös-sittliche Erziehung der Jugend war den Helden des Tages ein Dorn im Auge; andere, weniger nach außen thätige Congregationen konnte man eher dulden; die Jesuiten mußten fallen, sollten die neuen Ideen vollständig verwirklicht werden. Darin lag der nächste Grund der eingetretenen Jesuitenverfolgung; die eigentliche Ursache des Hasses aber lag viel tiefer: sie waren gehaßt wegen der Ideen, die sie vertraten und die in ihnen am ausgeprägtesten verkörpert erschienen, wegen der im Geiste des Instituts liegenden Opposition gegen Alles, was den positiven Glauben der Kirche, wie die gesetzliche Ordnung des Staates gefährdet, wegen ihres strengen Festhaltens an dem vom Zeitgeiste bekämpften göttlichen und supernaturellen Princip, das sie mit der unerschütterlichsten Consequenz allseitig hervorzuheben, und nach allen Richtungen hin geltend zu machen bemüht waren. Und dennoch darf nicht übersehen werden, daß die Vertreibung der Jesuiten im Jahre 1848 nicht jene große geschichtliche Bedeutung hat, wie die am Ende des vorigen Jahrhunderts in so vielen europäischen Staaten vorgefallene, und daß der Einfluß, den die

Auflösung jener berühmten Gesellschaft damals auf die socialen Zustände und den Durchbruch der Revolution ausübte, bei dieser neuen Verfolgung keineswegs in dieser Weise Statt fand, so wie auch die damalige Anzahl der Ordensglieder und die ausgedehnte Wirksamkeit derselben mit denen der Gegenwart in keinem Verhältnisse steht. Darin aber stimmen beide Ereignisse überein, daß der ganze Oppositionshaß der Radikalen nicht zunächst den Individuen des Ordens galt, sondern dem Priesterthume überhaupt und damit der Kirche; die Jesuiten hielt man für gefährlich, sei es dem alten Staate, sei es der modernen Freiheit, weil man die Kirche als beiden gefährlich ansah. Das hat sich in dem historischen Entwickelungsgange herausgestellt. Erst rief man: Morte ai Gesuiti!; bald aber Morte ai frati (Ordensgeistliche überhaupt)! Nicht lange darnach hörte man das: Morte ai preti! und das: Morte ai Cardinali!, bis endlich das wilde Geschrei sich auflöste in ein — Morte a Pio Nono!

Sturz der Jesuiten, der Religiosen, der Priester, der Cardinäle, des Papstes — das waren die fünf Stufen der Himmelsleiter, auf der die neuen Giganten allmählig den Olymp zu ersteigen gedachten; immer höher ging das Streben, und immer kecker ward die Zuversicht; war einmal die erste Sprosse erklommen, so wurden es die anderen schon mit geringerer Mühe, und dann war der Sieg entschieden — der Sieg des neuen Genius über den alten Wahn, der Sieg der Idee des Fortschritts über die quietistische Stabilität, der Sieg der allgemeinen Freiheit über die Fesseln veralteter Formen und die Knechtschaft einer durch Jahrhunderte geheiligten Despotie, und zwar im Centrum selbst, am Sitze derjenigen Macht, welche am ausgedehntesten die Tyrannei über die Geister sich anzumaßen vermochte.

Das war es, was die radikalen Verbrüderungen im Kirchenstaate besonders im Auge hatten. Aber in ganz Italien, besonders in Sardinien, hatten die Demagogen schon lange

das Emporblühen der Jesuitenschulen mit großem Mißbehagen wahrgenommen; die Kämpfe ihrer Gesinnungsgenossen in der Schweiz gegen diese fürchterliche Gesellschaft stachelten sie zu neuem Ingrimm und nur auf eine passende Gelegenheit ward gewartet, sich dieselbe vom Halse zu schaffen, und gegen sie den willenlosen Pöbel zu hetzen, wie es im September 1847 in Genua bereits begonnen ward. Schon längst vorher hatten die Logen ihren Untergang beschlossen. Ein in der Schweiz lebender Engländer hatte einen Jesuiten, dem er persönlich geneigt war, in einem Briefe beschworen, und zwar schon vor dem Jahre 1846, er möge so bald als möglich aus dem Orden austreten, weil er sicher nach drei Jahren nicht mehr bestehen werde; als er denselben, der später aus der Schweiz nach Italien flüchtete, dort antraf, machte er ihm bittere Vorwürfe und beklagte sich laut über die vermeintliche Blindheit des hartnäckigen, sonst so verständigen Mannes, der seinen freundlichen Rath unbeachtet gelassen, und so von einer Bedrängniß in die andere sich begeben habe. Das erzählte er mit dem Ausdrucke eines tiefen Bedauerns, und obschon Protestant, nahm er innigen Antheil an diesen „Gebrandmarkten", die nothwendig als ein Opfer des Zeitgeistes fallen müßten.

Bei der allgemeinen Aufregung hatte man nicht Zeit, alles Erdenkliche, was gegen den Orden mit mehr oder weniger Schein von Recht sich sagen ließ, vorzubringen; für die Masse, die man aufregen wollte, bedurfte es nur weniger, etwas plausibler Gründe, um sie gegen denselben zu stimmen. Zwei Beschuldigungen waren es vornämlich, welche den Sturz der gefürchteten Gesellschaft, die mit einem den Dämonen furchtbaren Namen sich bezeichnete, herbeizuführen geeignet waren; — Beschuldigungen nur; denn Anklagen der Presse genügten ja, die öffentliche Meinung hervorzubringen, und die zerschmetternde Wucht der allgemeinen Entrüstung auf die Verdächtigten niederstürzen zu lassen. Italien war erst neu erstanden mit verjüngter Schönheit und in erhöhtem Kraftgefühl; die Einheit

und Freiheit, die Macht und Größe Italiens waren die Ideen, die mit einem elektrischen Schlage alle Herzen gewannen. Wer diesen Ideen sich entgegenstellte, was konnte er anders seyn, als ein Verräther an dem theuern Vaterlande, ein Sklave seines Unterdrückers, des Fremden, des Barbaren? Und Pius war es, dem Alles zujauchzte vom Saume der Alpen bis zu Trinacriens Ende, in dem alle wiedergeborenen Söhne Ausoniens den Befreier, den Beglücker erkannten. Wer von diesem sich abwandte, was war er anders, als ein Feind alles Großen und Schönen, ein Diener der Finsterniß, der Bosheit, der Hölle? Und siehe! solche Verräther Italiens, solche Feinde seines Erretters, des „reformatorischen" Papstes, lebten Verderben sinnend mitten unter dem edlen Geschlecht, das eben wie Ein Mann sich für seine Größe und Freiheit erhoben, als Erzieher der Jugend, als Rathgeber der Großen, als Lenker der Gewissen; sie hatten bisher alle großartigen Regungen des Nationalbewußtseyns und der wahren Menschenwürde niedergehalten oder schon im Keime erstickt; sie drohten auch jetzt noch, die kaum geborne Freiheit meuchlerisch zu morden, dem edlen Volke seine Errungenschaften wiederum zu rauben; darum war der erste Kampf, der bestanden werden mußte, der Kampf gegen die Jesuiten, deren Vertreibung schon im December 1847 unter den „Volkswünschen" sich verzeichnet fand.

Gioberti, der durch seinen „Primat Italiens" so mächtig die Gemüther entflammte, einzustehen für die Selbstständigkeit der Halbinsel, und heldenmüthig in die Schranken zu treten gegen den fremden Usurpator, er hatte schon mit Kraft und Feuer den Kampf gegen den mächtigen Orden begonnen, in dem er ein stetes Widerstreben gegen diese Idee bemerkte. Mit stürmischem Beifall ward besonders die zweite Auflage dieses „göttlichen Werkes" begrüßt, in der er offen mit seinen Anklagen wider diese die nationelle wie individuelle Freiheit gleichmäßig befehdende Gesellschaft an das Licht trat, unerachtet des bei der ersten Auflage in den Prolegomenis ihr gespendeten

Lobes. Zwar traten auch Vertheidiger derselben auf, und aus ihren Gliedern waren es besonders Franz Pellico, des berühmten Silvio Bruder (A Vincenco Gioberti. Genova 1845), und Carl Curci (Fatti ed argomenti intorno alle molte parole del Sgr. Abate V. Gioberti Napoli 1847), die mit klaren und einfachen Worten in eine bündige Widerlegung des gewandten Gegners sich einließen. Da kam Giobertis Gesuita moderno, ein voluminöses Werk mit weitschweifigen Declamationen und einer neuen Bearbeitung Pascal's zu Tage, und erregte die größte Sensation. Wenige gaben sich die Mühe, das bis zum Ermüden lange und bis zum Ekel langweilige Machwerk, wie es selbst von einigen Liberalen geschildert ward, auch nur theilweise zu lesen; aber es war ja genug, daß Gioberti ein bänderreiches Werk gegen die Jesuiten geschrieben; da war ja Alles bewiesen; es bedurfte der Zeugen nicht mehr, und wer noch widersprach, der konnte kaum dem Verdachte entgehen, auch er sei ein Jesuit, ein Feind des Volkes und der öffentlichen Wohlfahrt. Aus diesem Werke, in dem der ganze Schwulst der modernen italienischen Tagespresse sich findet, so zierlich und schön auch sonst Gioberti's Styl ist, haben auch manche Correspondenten deutscher Blätter einzelne Schilderungen entnommen, namentlich die der ungeheueren Macht des Ordens in Piemont, die oft mit den Anklagen gegen seine Herrschaft in Paraguay ganz parallel stellen, und die rhetorischen Ausschmückungen des demagogischen Abbé getreulich wieder zu geben nicht ermangeln. Der geistvolle Verfasser der Francesca da Rimini hatte die ihm zugedachte Dedication der Schrift mit Unwillen von sich abgewiesen; sein langes Gefängniß hatte aus dem feurig schwärmenden Jüngling einen ernsten Mann und ein treues Kind der katholischen Kirche gebildet. Nicht minder sprachen andere bedeutende Männer sich gegen dieses Werk aus, das seine Belege und Documente aus liberalen Journalen gesammelt und mit phantasiereicher Umhüllung den Mangel stichhaltiger Begründung zu decken suchte; aber sie drangen nicht durch und es gab selbst verblendete

Mönche, die in ihrem radikalen Fanatismus es für inspirirt vom göttlichen Geiste erklärten. Das war sicher ein lächerliches Extrem auch vor den Augen Vieler, die der Gesellschaft nicht besonders gewogen sind; man muß doch wahrlich die Jesuiten nicht für vermenschlichte Teufel halten, weil man sie nicht für inkarnirte Engel erklären kann. Gegen eine solche Verblendung, die an Wahnsinn gränzt, kann kein Vernünftiger mehr streiten; ist der Strom über die Ufer getreten, so läßt sich nur mit Ruhe erwarten, bis er wieder in seine alten Gränzen zurückgekehrt. Wohl haben viele Gutdenkende es der Gesellschaft Jesu zum Vorwurf gemacht, daß sie, auf ihr gutes Recht und ihr offen vor Aller Augen liegendes Wirken sich stützend, es im ersten Momente versäumte, den gegnerischen Angriffen auf dem Felde der Literatur die Spitze zu bieten, wozu es ihr in Italien keineswegs an tüchtigen Talenten gebrach, und wir selbst sind der Ansicht, es hätte früher und mit größerer Energie entgegengewirkt werden können; allein wir dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß selbst die beste Schrift unter den damaligen Umständen schwerlich eines bleibenden Erfolgs sich erfreut haben würde, wo eine Broschure die andere verdrängte und die Lüge in immer lichtvollerer Umhüllung erschien, ja bereits die Königin der Tagespresse geworden war. Hätten auch mehrere der gehaltvollsten Widerlegungsschriften existirt, sie wären doch entweder bald vergessen, oder gleich anfangs ignorirt oder verhöhnt worden; man wollte die Lüge; das war genug, der Wahrheit allen Zugang zu sperren. Hatten doch selbst die literarischen Produkte der gemäßigteren Liberalen ein gleiches Schicksal. Wie gierig man aber doch bei allem Mangel an Beweisen nach Gründen zu Verdächtigung haschte, mag folgende Thatsache zeigen, die in die Märztage von 1848 fällt. Die Fastenpredigten in der Jesuitenkirche al Gesù wurden auch noch damals von einem äußerst zahlreichen Publikum besucht. Bald aber sah man neben den gewöhnlichen Zuhörern noch eine Schaar außerordentlicher Andächtiger, die sonst um Predigt und Kirchenbesuch

sich wenig zu interessiren pflegen, stark bebartete Helden, viele in der Uniform der guardia civica, an den vordersten Plätzen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Vortrag des Predigers folgen; ja Viele zogen Schreibtäfelchen und Brieftaschen heraus, notirten einzelne Stellen des Vortrags, und waren so wirklich mit ganzer Seele zugegen. Aber viele dieser Herren zeigten beim Weggehen Mißbehagen; es kam immer nicht das, was sie wollten und was sie zu suchen schienen. Endlich waren sie doch so glücklich, nach täglichem sauren Predigtbesuch (denn der ernannte Fastenprediger hat jeden Tag der Woche, mit Ausnahme Samstags, zu predigen) das sehnlich Erwartete zu finden. Der Redner sprach von der Liebe, mit welcher die Kirche, weil sie katholisch ist, alle Nationen umfasse, und machte davon eine Anwendung auf das wilde Geschrei, das man jetzt zum Aergerniß aller Guten in der Hauptstadt der Christenheit so oft vernehmen müsse: Tod den Deutschen! Daran knüpfte sich eine ernste und eindringliche Abmahnung vor einem solchen blinden Hasse, der geradezu dem Wesen des Katholicismus widerstrebe und nur geeignet sei, die Ruhe und den Frieden der Staaten zu untergraben. Das war genug; mit lautem Zischen und Gemurmel entfernte sich die Schaar der eifrigen Predigtbesucher, und am Abend erschien ein vielfach entstelltes Excerpt aus dieser Rede gedruckt unter dem Titel: „Eine Jesuitenpredigt", das wie natürlich auf dem Corso feilgeboten ward. Die darüber entstandene Aufregung veranlaßte auf Betrieb des Predigers nicht minder als der Jesuitenfeinde eine Untersuchung der Predigt vor dem Cardinal Stadtvicar, der sie nach dem Manuscript des Redners durch eine Commission von Theologen censiren ließ; das Urtheil ging aber dahin: Wenn man nicht mehr in dieser Weise predigen dürfe, so müsse man aufhören, in Rom katholisch zu predigen. Dennoch fand die „Jesuitenpredigt" ihren Absatz; eine kleine Niederlage brachte denen keine Verlegenheit, denen Effrontrie zur Gewohnheit geworden war.

Aber noch erfolgreicher wurden die Jesuiten von der anderen Seite aus verdächtigt, als seien sie Gegner des Papstes. Die Partei, welche den Namen desselben, den sie ihren Pio nannte, bis zu den Sternen erhob, und das Volk durch schrankenlose Exaltation nie zu Nüchternheit und Besinnung gelangen ließ, verstand den Kunstgriff gar gut, ihre Gegner auch als Gegner des Papstes hinzustellen. Wer Logik hatte, mußte ja das Argument begreifen: Wir, die Liberalen, sind die aufrichtigsten und treuesten Freunde des Papstes; die Jesuiten sind unsere Widersacher; also sind sie auch Widersacher des Papstes. Ein weiterer Beweis war auch hier nicht nöthig. Mag es seyn, daß ein oder das andere Glied dieser Corporation mit den politischen Reformen des Papstes nicht völlig einverstanden war; aber wenn auch, so hatten gewiß die Jesuiten, die man sonst als so schlau und listig zu schildern weiß, hierin so viel Klugheit, nicht öffentlich und überhaupt nicht vor Solchen sich darüber zu äußern; die nur auf eine Gelegenheit harrten, sie ganz zu Grunde zu richten in der öffentlichen Meinung; nebstdem wie konnte eine solche Ansicht über die Regierungsgrundsätze Pius IX. von einer Partei ihnen zum Vorwurf gemacht werden, welche gerade die allgemeine Freiheit der Ueberzeugung und der Meinungen im unbeschränktesten Sinne proclamirt, ohne daß diese mit ihren eigenen Principien sich in Widerspruch setzt? Oder sollte es nur den Jesuiten nicht gestattet seyn, hierüber andere Meinungen zu hegen, da sie sich wohl zu unbedingtem Gehorsam gegen das Kirchenoberhaupt, nie aber zu blinder Gutheißung seiner politischen Maßregeln verpflichtet haben? Offenkundig war es, daß die Jesuiten von aller Einmischung in die politische Sphäre sich entfernt hielten, so sehr sie auch indirekt der Revolution entgegen wirken mußten; der General brauchte sie nicht erst zu warnen und zurückzuhalten. Da mußte nun zur Erfindung versteckter Intriguen und fürchterlicher Conspirationen die Zuflucht genommen werden; der Schatten des alten Gregor an

der Spitze des Jesuitismus war das Nachtgespenst, vor dem der Menge bang gemacht werden mußte, wie vor einem scheußlichen Kobold. Daß diese Erfindungen aus einem weitverzweigten Plane hervorgingen, zeigt ihr gleichzeitiges Auftreten in den Blättern der verschiedensten Theile Italiens. In Genua und Turin, wo einzelne hochbegabte Männer des Ordens seit Jahren auf den ersten Lehrstühlen hohen Beifall gefunden, entwarf man bereits die gräulichsten Schilderungen von den vielfachen Mißbräuchen ihres Einflusses auf Volk und Regierung, so wie von ihrer bis zu einer auf alle Familienverhältnisse sich erstreckenden tyrannischen Inquisition. Die Zeitungsredacteure durften nur, um mit dieser gangbaren Waare einen Theil ihrer Spalten zu füllen, von Zeit zu Zeit aus der Fundgrube des Gioberti'schen Orakels schöpfen; Beweise brauchte man nicht. Man mahnte sie, die verdächtigen Individuen des Ordens ihren Obern zu nennen, die sie bestrafen würden; aber auch nicht ein einziges ward genannt. Gab man aber doch Beweise, so waren Personen genannt, die dem Orden nicht nur nicht angehörten, sondern irreligiös und antikirchlich sich nie dessen Einflüssen hingegeben; das waren dann „Affilürte der Jesuiten"; ohnehin gehörten kirchlich streng gesinnte Bischöfe, wie der Erzbischof von Turin, zu dieser Klasse, und Alles, was Mißbehagen erregte, das hatte der Orden gethan, so daß Curci in seiner oben genannten Schrift sich mit Recht wundert, daß man nicht auch die Cholera, so wie jeden Hagelschlag und jeden Meeressturm ihm auf die Rechnung gesetzt.

Die Sache war nun ausgemacht und sonnenklar, zumal in Rom, wo in vier Häusern einige hundert Jesuiten sich befanden. Zwar versuchten sie durch glänzende Demonstrationen, die oft mit vielen Opfern und Anstrengungen verbunden waren, zwar nicht den heiligen Vater, wohl aber das leichtgläubige Volk von ihrer Anhänglichkeit, Liebe und Treue für Pius zu überzeugen; aber die Effecte, so glänzend sie auch im Augenblicke waren, wurden doch bald wieder durch die Anstren-

gungen ihrer Feinde verflüchtigt, ja man sah überall nur heuchlerische Kunstgriffe jesuitischer Verstellungskunst, die einen neuen Beweis der schädlichen Tendenzen ihrer Gesellschaft liefern mußten. Die prachtvolle, von dem Orden „der nie verzeiht und seine Kerker nie öffnet", zur Feier der Amnestie in der Kirche des römischen Collegs am 2. September 1846 veranstaltete Festlichkeit, bestehend in musikalischen und poetischen Productionen (eine Uebersicht derselben nebst Einleitung ist unter dem Titel: Il trionfo della clemenza erschienen, wobei die Studierenden der Anstalt ihre schönen künstlerischen Talente entfalteten, kam den Liberalen sehr ungelegen, namentlich da manche der dort mit Orchesterbegleitung aufgeführten Hymnen des P. H. Rossi wie die „An die Eintracht" lange nachher noch gesungen und allgemein beliebt wurden; aber diese Demonstration, so geschmackvoll und imponirend sie war, verzögerte nur, wie die Liberalen selbst ohne Hehl sich äußerten, die Ausführung schon lange gehegter Plane. Und als Pius am Aloysiusfest 1847 die Ignatiuskirche besuchen und das Collegium selbst in Augenschein nehmen wollte, da mahnten die radikalen Blätter ihn ab in Reden und Gedichten, wie z. B. in einem Sonett, das also anfing: Halt' ein, großer Pius, trete nicht ein in diese elende Räuberhöhle des Loyola:

> Ferma il passo, gran Pio, e non entrare
> In quest' infame spelonca de Lojola,

das aber gleich darauf in einer trefflich gelungenen Parodie eines Jesuitenschülers mit Beibehaltung derselben Reime zu einer lieblichen Einladung an Pius ward, die allgemeine Bewunderung erregte, so daß auch hier die gerechte Sache einen geistigen Triumph über die ungerechte Lüge zu feiern im Stande war. Wirklich erschien Pius am 27. Juni, dem Sonntage in der Aloysius-Octave, in der Ignatiuskirche, woselbst er am Altare des heil. Aloysius die Messe feierte, assistirt von dem eben in Rom anwesenden Erzbischofe von Mailand, und den Alumnen mehrerer geistlicher Bildungsanstalten und anderen

Studirenden die Eucharistie reichte, und endlich das ganze geschmackvoll verzierte Gebäude besichtigte. Nach dem Frühstück nahm er auf den in den schönen Säulengängen, welche mit Inschriften in verschiedenen europäischen, asiatischen und amerikanischen Sprachen und mit den Bildern mehrerer Päpste, die der Anstalt besondere Wohlthaten erwiesen, so wie der berühmtesten Lehrer, die einst hier gelehrt, wie Bellarmin, Cornel a Lapide u. s. f., geschmückt waren, ihm bereiteten Throne Platz, während die Festlieder der Studenten ertönten und ihm verschiedene, von den Schülern der Anstalt verfaßte Abhandlungen über Gegenstände der Theologie und Philosophie überreicht wurden. Erst nach zweistündiger Anwesenheit verließ er das Colleg, und mehrere Tage nachher blieben dessen Räume dem Publikum geöffnet, das sich am Anblick der sinnreichen Ausschmückung ergötzte. Das war ein neuer Aerger für die Volksmänner und jetzt verdoppelten sie ihre Thätigkeit, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Verloren ist eine achtmonatliche Arbeit, hörte man sie sagen; aber wir fangen von Neuem an. (Perduto il lavoro di otto mesi; intanto ricomminciamo di nuovo.)

Pius ließ sich nicht durch die fortwährend gehäuften Anschuldigungen täuschen, die einem denkenden Mann um so unglaublicher werden mußten, je ungereimter und je grundloser die meisten derselben sich erwiesen. Als er zum erstenmale am Ignatiusfeste des Jahres 1846 die Kirche des Profeßhauses der Jesuiten besuchte, um dort das heilige Meßopfer zu verrichten, schrieen zwei Proletarier aus der Hefe des Volkes beim Aussteigen aus dem Wagen ihm zu: „Heiliger Vater! die Chocolade der Jesuiten ist vergiftet!“ Warum nicht lieber der Opferwein der Messe, sagte ein wohlgekleideter Mann aus den Umstehenden? Nichts destoweniger nahm Pius nach der Messe sein Frühstück und jene beiden Warner, polizeilich über ihren Ruf befragt, bekannten, ein fremder Signore, den sie nicht gekannt, habe ihnen für diese grida Geld gezahlt.

Pius besuchte die Hauptkirche der Jesuiten an eben den Tagen, wo seine Vorfahren dem Herkommen gemäß sie besucht hatten, nämlich am Sylvesterabend beim Jahresschlusse und am Dienstag der Fastnachtwoche, an welchem Tage dort das Altarssakrament zufolge eines schon von Ignatius eingeführten Gebrauches ausgesetzt ist. Allein am vorletzten December des Jahres 1847 war Pius, wie oben zu erwähnen Gelegenheit war, von Schnupfen und Heiserkeit befallen. Nun jubelten die Radikalen, daß Pius nicht zu den Jesuiten komme. Bereits war angesagt, Seine Heiligkeit werde nicht erscheinen. Da erzählte, kurz bevor die Function in der Kirche al Gesù beginnen sollte, Cardinal Ferretti dem Papste, wie bereits dieses Ausbleiben von der Wühlerpresse ausgebeutet werde. Augenblicklich soll man anspannen, befahl Pius, ich fahre nach der Kirche al Gesù. Der Papst erschien und intonirte, obschon mit heiserer Stimme, das Te Deum. Als er nach dem Quirinal zurückfuhr, da ward unter der Menge, wenn auch nur von einigen Wenigen, ein Zischen laut. Pio Nono und — Zischen! Hier hatte der republikanische Klubb dem „angebeteten“ Pius die Anerkennung versagt, die er sonst dem unbedeutendsten seiner Schritte zu zollen pflegte, und bereits jene Mißbilligung ausgesprochen, die zu immer größerer Unzufriedenheit heranwachsen sollte. Am 3. März 1848 kam Pius abermals in die Jesuitenkirche und ließ in der Sakristei die Bewohner des Profeßhauses, und wer durch diese Zutritt erhalten hatte, namentlich mehrere Ausländer, zum Fußkuß vor. Die Radikalen gaben die Hoffnung auf, den Papst noch gegen die Jesuiten stimmen zu können; ein Gewaltstreich mußte ausgeführt werden, das war jetzt klar; die geistigen Waffen waren verbraucht; nur materielle Waffen konnten die Jesuiten besiegen.

Das hatte man schon längst geahnt, und deßwegen auch in mannigfachen Präludien den Hauptstreich vorbereitet, wohin sicher auch der dem Schweizer Consul gebrachte Fackelzug ge-

hörte. Alle vierzehn Tage, gewöhnlich an einem Dienstage, wahrscheinlich dem Kriegsgotte zu Ehren, mußte irgend eine Demonstration Statt finden. In der Nachtszeit kamen wilde Haufen des elendesten Gesindels und riefen: entfernt euch alle aus diesem Hause, sonst wird es in Brand gesteckt. Dann kamen andere Ausrufungen, wie Viva Gioberti! Viva la Bolla di Ganganelli! Das Letztere hatte aber die angelehrte Masse nicht recht begriffen; daher der wahrhaft komische Ruf: Viva la moglie di G. (Es lebe die Frau des Ganganelli, nämlich Clemens XIV.!) Doch führten diese nächtlichen Ruhestörungen, von denen geistliche und weltliche Behörden gleich erfolglos abmahnten, noch zu keinem Resultat; ein Edict des Cardinal-Vikars und eine Proclamation der Regierung, worin man das Volk mahnte, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen, die Häuser der Religiosen nicht zu beunruhigen, und etwaige Anklagen wider dieselben vor die kompetente kirchliche Behörde zu bringen, wurden von den Straßenecken abgerissen. Da erging, wiederum an einem Dienstage, der Aufruf: „Heute Nachmittag um vier Uhr mögen sich alle Patrioten im Café Nuovo versammeln, um den hochwürdigen Vätern der Gesellschaft Jesu das Abschiedsgeleite zu geben.“ Wirklich versammelten sich zu dem Congedo eine große Schaar in- und ausländischer „Patrioten“, und setzte sich Schlag vier Uhr nach der Piazza del Gesù in Bewegung. Aber Pius hatte von dem Vorhaben Kunde erhalten, und war ganz unbemerkt um drei Uhr nach St. Peter gefahren. Er traf bei seiner Rückkehr auf dem Platze vor der Jesuitenkirche Punkt vier Uhr ein, wo gerade die patriotische, gegen wehrlose Männer bewaffnet ausziehende Heldenschaar im Anmarsch war. Mit einem Blick übersah er die wogende Masse; tausendstimmiges Hoch erscholl; Alles drängte sich zu seinem Wagen; die Meisten, die nicht eigentlich gewußt hatten, was sie thun sollten, folgten ihm bis auf Monte Cavallo; das Morte ai Gesuiti ward erstickt durch das Viva Pio IX., der Congedo war vergessen. Die Anführer des

Zuges sahen sich bald allein auf dem Platze und folgten mißmuthig der jubelnden Menge nach. Das ereignete sich am 14. März.

Diesesmal hatte die moralische Macht des Papstes den Sturm beschworen; aber diese nützt sich ab mit der Zeit, zumal bei einem leichtbeweglichen und ohne Unterlaß haranguirten Volke. Die Jesuiten sahen wohl, was ihnen auch in Rom bevorstünde. Inzwischen hatte man successive fast alle ihre Ordensbrüder aus den kleinern Häusern im Kirchenstaate meist durch Gewalt und Pöbelaufläufe vertrieben; beinahe alle diese Vertriebenen kamen nach Rom, wo eine neue Vertreibung sicher vorauszusehen war. Bald wurden auch hier schon einzelne Jesuiten auf den Straßen und unter den Augen der guardia civica verhöhnt; ja außerhalb der Thore wurden einige Jesuiten, die nach Rom reisten, darunter ein Fürst Altieri, mißhandelt. Schon in den Carnevalstagen war vor dem römischen Colleg ein Aufzug veranstaltet worden, bei dem selbst die religiösen Ceremonien herabgewürdigt waren. Es ward ein Leichencondukt dargestellt; auf einer Bahre trug man die eben verschiedene Compagnia di Gesù; dabei ward das Miserere und De profundis unter Begleitung der abscheulichsten Fratzen gesungen. Die nächtlichen Demonstrationen vor den Jesuitenhäusern begannen seit dem 18. März mit erneueter Heftigkeit; nur das Exercitienhaus von St. Euseb blieb großentheils verschont, da eine Cohorte der Civica dort Besuche abstattete, angeblich um das Haus zu beschützen, in der That aber, um an den obschon geringen Wein- und Speisevorräthen sich gütlich zu thun. Vor dem Professhause fand sich der gesinnungstüchtige Pöbel in großer Anzahl ein, um doch wenigstens durch kannibalisches Getöse den Jesuiten ganz den Aufenthalt zu verleiden. Es befand sich damals im Professhause ein in Geschäften seiner Mission nach Rom gekommener Missionär aus China, dessen verrenkte Gliedmassen noch die Spuren der dort für den Glauben erlittenen Tortur zeugen, P. Massa, wenn ich nicht irre. Der Mann, den ich einigemal sehen konnte und nie

ohne tiefe Rührung sah, war sehr leidend; als er von China abreiste, hat er sicherlich nicht geglaubt, daß einem Glaubensboten in der Hauptstadt der Christenheit nicht einmal einige Nachtruhe werde vergönnt werden, und daß solche Scenen ihn dort erwarteten, denen bald der volle Gräuel der Verwüstung folgen sollte. Doch hatten bei allen diesem die Jesuiten einen guten Theil des Volkes auf ihrer Seite, das noch nicht vergessen, was diese in der Cholerazeit 1836 ihm geleistet; aber wie überall waren auch hier die Bessergesinnten unthätig und schläfrig; sie ergaben sich in Alles, was da kommen sollte, mit Resignation, blieben aber ohne alle Energie zum selbstthätigen Handeln. Nur die Bewohner von Trastevere eilten auf die Kunde, man werde nächtlicher Weile das Profeßhaus der Jesuiten stürmen, in großer Anzahl auf den Platz al Gesù und harrten hier mehrere Stunden lang des Angriffs, der aber alsdann unterblieb. Erst nachdem ihnen ein Offizier der Civica die wiederholte Versicherung gegeben, es solle den „guten Vätern" kein Leid geschehen, ließen sie sich zur Heimkehr bewegen. Als sie aber hörten, daß später dennoch wenigstens eine lärmende Demonstration Statt gefunden, gingen sie in großen Abtheilungen in die radikalen Kaffeehäuser am Corso und richteten dort einige Verwüstungen an, wobei auch das Stehlen nicht vergessen ward, so daß die buoni Padri wünschen mußten, von einer solchen Protection für immer bewahrt zu bleiben, die man doch zuletzt als von ihnen hervorgerufen gedeutet haben würde.

Unter solchen Umständen nun begab sich der Jesuitenprovinzial der römischen Provinz zu dem Papste, um ihm diese Lage vorzustellen und von ihm Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Pius soll ihm geantwortet haben, er wisse wohl, wem die Verfolgung gelte; er bitte die Gesellschaft, nicht vom Platze zu weichen, sondern auszuharren; er werde den Ministerrath versammeln und für sie thun, was in seinen Kräften stehe. Indessen blieben die Jesuiten ruhig auf ihrem Posten und

wirkten wie immer fort. Aber die Wuth ihrer Feinde stieg; drohender ward ihre Stellung; man bereitete einen entscheidenden Schlag vor, und sprach von Blutvergießen und Bürgerkriegen, die der Jesuiten wegen in Aussicht ständen. Diese fragten wiederholt beim Papste an und erklärten sich bereit, Rom zu verlassen, wenn dem heiligen Vater ihre Entfernung für die Herstellung der Ruhe erforderlich oder sonst dem Staate nützlich erscheine. Ihnen stand ja die Welt offen, so weit sie ist; mit geringen Bedürfnissen und vielseitiger Bildung konnten sie überall hingehen, einen Theil des freien und civilisirten Europas ausgenommen; die Missionen der alten und neuen Welt bedurften ja evangelischer Arbeiter und die Barbaren der Bildung; dahin hatte auch Gioberti's freundschaftlicher Rath sie verwiesen. Endlich ward auf Galleti's Vortrag im Rathe des Papstes beschlossen: da die Regierung außer Stande sei, für Sicherheit und Leben der Glieder dieses Ordens gut zu stehen und sie wider allenfallsige gewaltsame Angriffe zu beschützen, so sei demselben der Rath zu geben, nicht mehr als Communität in Rom zu leben, sondern einstweilen sich zu zerstreuen, bis günstigere Zeiten eintreten würden; alle ihre Rechte und die Güter ihrer Collegien sollten inzwischen gewahrt bleiben. Mit der Eröffnung dieses Rathes ward der dem Orden besonders gewogene Cardinal Großpönitentiar Castraccane, ein in allen Kreisen hochgeachteter Mann, von Seiner Heiligkeit beauftragt. Der General des Ordens nahm diesen ihm mündlich überbrachten Rath an, verlangte aber, Seine Eminenz möge ihm auch schriftlich bezeugen, daß der heilige Vater diesen Rath ertheilt; sonst hätte man leicht sagen können, aus bloßer Furcht habe der Jesuitengeneral selber den Orden aufgelöst, oder er sei durch einen päpstlichen Befehl dazu genöthigt worden. In drei Tagen wurden nun von der Gesellschaft ihre Häuser geräumt. Auf das unter Leitung derselben stehende deutsche Colleg hatte diese Maßregel keinen Einfluß; im Falle eines Angriffs hätten es die fremden Gesandten unter ihren Schutz genommen. Auch hat sich diese Anstalt unter

den folgenden Stürmen, wie es scheint, gut erhalten, wenn gleich ein Theil der Zöglinge, weil der ausgezeichnetsten Lehrer beraubt, das Institut verließ. Die bei diesem Seminar angestellten Jesuiten blieben; ein römischer Prälat erhielt dessen Rectorat. Einige der berühmtesten Jesuiten suchten die Bewegungsmänner selber in Rom zu erhalten; so besonders den Archäologen Marchi, berühmt wegen seinen Untersuchungen über die Katakomben; Perrone, den Dogmatiker, und etwa vier oder fünf andere. Die Meisten derselben zogen vor, das Exil mit ihren Brüdern zu theilen; Viele gingen nach Nordamerika und Belgien. Der berühmte Astronom De Vico starb auf dem Wege nach England, wohin er berufen worden war. Vom General Roothan sagte man, er werde die Verbannung zu einer Visitationsreise verschiedener Collegien des Ordens benützen. In Tivoli, wo das Volk die Jesuiten sehr zu lieben schien, blieben sie bis zum 12. April, wo endlich durch wiederholtes Hetzen ein Auflauf zu Stande gebracht ward, der sie auch von da vertrieb.

Die letzten Vorlesungen der zwei Dogmatikprofessoren, Perrone und Passaglia, wurden von einem zahlreichen Publikum besucht; auch Andere, die sonst nicht Zuhörer waren, fanden sich ein, sie zu sehen und zu hören. Der Erstere, ein kleiner, nicht eben schön gebildeter Mann, begann und endete ganz ruhig seinen Vortrag, wo er von der kirchlichen Tradition handelte, als ob nichts vorgefallen wäre, und nahm dann in wenigen Worten, die nicht sehr vernehmlich gesprochen waren, Abschied von seinem Auditorium, das ihn bei seinem Weggehen mit lautem Beifallklatschen und Acclamationen begleitete. Der Letztere, ein junger Mann von imponirendem Aeußeren, handelte in einem zierlichen und fließenden Latein von dem päpstlichen Primat; er gab einen kurzen Ueberblick des vorher Vorgetragenen und schloß mit dem, was noch zu behandeln erübrigte. Dieses Alles würde ich — das waren ungefähr seine letzten Worte — noch behandelt haben, wenn nicht — — Er sprach nicht weiter, sondern überließ das

Uebrige den Zuhörern; aber dieses nisi sagt unglaublich viel. Das mysterium iniquitatis, das vorgegangen, wollte er nicht berühren. Ueberhaupt zeigten die exilirten Jesuiten so viel männlichen Sinn, so viel Resignation und Ergebung, daß selbst Manche, die dem Orden nichts weniger als ergeben waren, ihnen hierin volle Bewunderung zollten, darunter selbst Protestanten. Natürlich; denn in einer Zeit, wo sittlich große Charaktere so selten sind, fühlt sich das Herz auch bei entfernter Geistesrichtung doch zu denen hingezogen, die noch Seelenstärke und männlichen Muth bekunden. Pius wußte wohl, wozu man ihn gezwungen; er war selbst tief ergriffen, als man ihm die Abreise der meisten Glieder dieser Congregation meldete. Durch ihre Entfernung geriethen die Studien in Verwirrung; sie wurden vernachlässigt, und wie Glaube und Sittlichkeit wankten, seit die radikalen Klubbs den Gipfel ihrer Macht erstiegen, so schien die Barbarei immer mehr zu drohen und Hesperien zu verbauern. Man mag die Vertreibung der Jesuiten an sich immer als ein secundäres Moment in der Entwickelung der römischen Revolution betrachten, sie ist ein beklagenswerthes Ereigniß für Jeden, der bedenkt, welche Partei und welche Kräfte sie herbeigeführt, und wer daraus einzig den Gewinn gezogen. Mir fielen die Worte des als Dichter bekannten Exjesuiten Denis ein, die er bei der Auflösung dieses Ordens im vorigen Jahrhundert schrieb:

Nil juvat ingenuis teneram formasse juventam
Artibus, et mores edocuisse bonos;
Tot claros genuisse viros, quos nescia mortis
Innumeris loquitur fama voluminibus.
Scilicet aurea saecla tibi reditura putabas,
Europa, a nostri clade sodalitii.
Credula, tolle occulos, partem circumfer in omnem,
Et, quae sit facies rerum hodierna, vide!

Nun jubelten mit dämonischer Freude die Radikalen; ein großer Schlag war geschehen; das Unglaubliche war vollbracht. Was sie gethan, das sollte jetzt das Oberhaupt der Kirche gethan haben. Der Papst (so hieß es jetzt, nicht Pio Nono),

der Papst hat den Jesuitenorden aufgehoben, weil er seinem kirchlichen Zwecke nicht entsprach und den staatlichen Reformen entgegen war. Dagegen erklärte aber die offizielle Gazzetta di Roma vom 30. März, nicht die kirchliche Gewalt habe den Orden aufgelöst, sondern die Regierung habe, der harten Nothwendigkeit nachgebend (cedendo alla dura imponenza delle circostanze), eine einstweilige Zerstreuung der Ordensglieder für räthlich erachtet; von einer kirchlichen Maßregel gegen diese als eifrige Arbeiter im Weinberge des Herrn bewährten Männer sei keine Rede. Das hinderte aber die revolutionäre Partei nicht, die ihr vortheilhafte Lüge noch weiter auszubreiten, und ihre gesinnungstüchtigen Freunde im Auslande wiederholten sie getreulich. Hier war aber auch der Zeitpunkt, wo einem Theile des verblendeten Volkes die Augen etwas mehr aufzugehen schienen; es war aber nur der schwache, schüchterne, ohnmächtige Theil, der mit banger Besorgniß in die Zukunft sah. Am letzten März und am ersten April, wo die meisten Jesuiten schon das Profeßhaus verlassen hatten, sah man früh Morgens vor den verschlossenen Thüren der Kirche al Gesù zahlreiche Schaaren von andächtigen Besuchern dieser Kirche, besonders aus dem ohnehin mehr der Frömmigkeit zugewandten Frauengeschlecht, klagend, händeringend stehen, und endlich mit dem Ausdruck tiefen Schmerzens von dannen gehen. Der Gottesdienst ward später meist durch Weltgeistliche besorgt.

Nun, nachdem die Jesuiten aus dem Wege geräumt waren, zeigte sich bald, was leicht vorauszusehen war, daß die Oppositionswuth der Radikalen nicht allein und zunächst ihnen, sondern dem gesammten Clerus und Allem, was in der Sprache der modernen Liberalen Jesuitismus heißt, gegolten habe. Als die wirklichen Jesuiten vertrieben waren, griff man andere nicht minder verhaßte Personen ebenfalls als Jesuiten an, und zuletzt war Pio Nono selbst der Jesuit, der gestürzt werden mußte. Die weitere Entfaltung dieses Kampfes soll der Gegenstand der zunächst folgenden Schilderung seyn.

LXI.

Der Fortschritt *).

Wir dürfen nur hineingreifen unter die unklaren, vieldeutigen, großklingenden, täuschungsreichen Wortklänge dieser Zeit, und wir sind versichert, eine Parole der Revolution zu fassen, eine desto gangbarere und verderblichere, in je höherem Grade sie die eben genannten Eigenschaften in sich vereinigt. Wir treffen darunter auf das Wort des Fortschrittes. Dieses besonders gehört in der jetzigen Phase der Revolution zu ihren Hauptgewalten: nächst der Volkssouverainetät, der Freiheit und einem später noch zu berührenden Schlagwort wiederholt sie keines mit so viel Vorliebe und Aussicht auf Erfolg; es ist ein Artikel, mit dem sie Weltgeschäfte macht. — Es thut uns wehe, nach mehrfachen Andeutungen endlich einmal geradezu die Wahrheit aussprechen zu müssen, daß der trugvollen Schlangenlist der Revolution leider eine in demselben Grade entsprechende Unmündigkeit der Bevölkerungen zur Seite geht; daß diese gerade eben so geschickt und geeignet sind, betrogen zu werden, als jene zu betrügen. Die Ursache liegt auf offener, flacher Hand. Dieses Geschlecht, das jämmerlich und grausam betrogene, ist von Natur nicht dümmer, als ein anderes; es

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution" s. Bd. XXIII. S. 796.

ist ihm sogar eine gewisse vorzugsweise Anstelligkeit zu vielen Dingen, und ein Besitz von allerlei Kenntniß nicht abzusprechen; aber es hat mit dem Schatze der christlichen Wahrheit und mit den Heiligthümern des Glaubens, den Mittelpunkt jeder fruchtbaren Erkenntniß, den festen, gesicherten Stand in der Wahrheit, die Seele der Wissenschaft verloren, die da allein die Wissenschaft zur Weisheit erhebt. So bleibt der geschärfte Verstand dieser Zeit nur eine schneidende Waffe zur Selbstverwundung, und ihr Wissen ein Besitzthum gleich den Goldstücken in den Taschen des Verhungernden in der Wüste. Es ist dieß jene insipiens sapientia, die immer lernt und nie zur Erkenntniß der Wahrheit kommt, die auch ihres eigenen Besitzes niemals sicher ist, sondern wie ein Rohr von dem Winde einer jeden neuen Lehre umgetrieben wird. Welch ein herrlicher Stoff ist solch ein Geschlecht für die arbeitenden Hände der Revolution! Und diese weiß es am besten, wo ihr die Arbeit am leichtesten wird. Am wenigsten Mühe macht es ihr, den vielgebildeten Literaten oder genußsüchtigen Bürger einer Hauptstadt zu betrügen, am meisten Schande verdient sie an gesunden, glaubenstreuen Bauern, wie etwa in Tirol. Dort verfangen ihre Künste nichts, denn wer weiß, was er hat, ist nicht zum Tausche bereit gegen jede, vom Hausirer angebotene, ungeprüfte Waare. Der Unverständige aber kauft um jeden Preis, auf die schönen Worte des Händlers.

Auf diese Erwägung führte uns natürlich die Parole des „Fortschritts“, und ihr unbegreifliches Glück in der Welt. Wir sagen, es ist unbegreiflich, daß sich Völker und Geschlechter ein so plumpes Seil durch die Nase ziehen lassen; daß sie einem relativen Begriffe nachrennen, ohne um seine Relation zu wissen, daß sie sich bestechen lassen von dem Laute des Fortschrittes, ohne zu fragen: Wohin? — Kann es eine vernünftige Menschenseele geben, die es für weise, für löblich, für gerathen zu halten im Stande ist, auf einem einmal eingeschlagenen Wege in Hast und Ueberstürz nur immer vorwärts! vorwärts! zu rasen, ohne vorher gewiß zu seyn, ob der Weg

nicht in den Sumpf oder Abgrund führt? — Ist nicht die Frage, die Gewißheit von der Richtung des Weges und von seinem endlichen Ziele die erste und nothwendigste? — Versteht das nicht der einfachste Mensch auf seinen Gängen, und beeilt er sich nicht umzukehren, und den Rückweg anzutreten, so bald er gewahr wird, daß er eine falsche Straße eingeschlagen? — Und in der Politik, im öffentlichen Leben weisen sie euch an, ohne rechts und links zu sehen, gleich scharf gejagten Pferden mit Scheuledern an den Augen, fort und fort und wieder fort den Weg zu rennen, auf den sie euch einmal getrieben haben; fortzurevolutioniren, nachdem ihr zu revolutioniren angefangen; fortzuzerstören, nachdem ihr zu zerstören angefangen; fortzuhadern mit Fürsten oder Nachbarn, nachdem ihr zu hadern angefangen; fortzumißtrauen, fortzuargwohnen, fortzuhassen, fortzutollen, fortzuwirbeln im wahnsinnigen Taranteltanz zu eurem sicheren Verderben, — bloß um eines Wortes willen: Fortschritt! und aus kindischer Gespensterfurcht vor einem andern Worte: Rückschritt oder Reaction! — Wo ist Wahnwitz und Raserei, wenn sie hier nicht sind? — Um's Himmels Willen, ihr Männer und Brüder, wenn euch eure Treiber zuherrschen: vorwärts! vorwärts! so fragt doch erst: Wohin? — und wenn sie euch antworten sollten: in's Paradies! so seht doch selber zu, und fragt andere vernünftige Leute, ob denn das wirklich der rechte und gerade Weg zum Paradiese ist, und wie viele Menschen oder Völker schon auf demselben in's Paradies gelangt sind? — Für dieses Wort des Fluches, dieses heute unselige Vorwärts, rufen wir euch, mit Zuversicht und Ueberzeugung ein anderes zu, es heißt: Zurück! — Kein redlicher Mann soll uns mißverstehen können! — Wir meinen nicht zurück zu verfaulten, vermoderten Zuständen, die wir verlassen haben, vielmehr die uns verlassen haben, die untergegangen sind an ihrer eigenen Nichtigkeit und Unfähigkeit zu leben, sondern zurück zu so vielen herrlichen Trefflichkeiten und Tugenden unserer Ahnen, die wir leider auch verlassen haben, die wir verschwendet haben, wie der verlorne Sohn sein Erbe,

bis wir nun bei den Trebern sitzen, und mit den Schweinen fressen! — Zurück zur alten Treue, zurück zur alten Redlichkeit, zurück zur alten Demuth, zurück zum alten Gehorsam, zurück zur alten Mäßigkeit, zurück zum alten Glauben, zurück zur alten Liebe! Könnten wir unser ganzes Sündenregister wider alle diese liebenswürdigen und segenbringenden Tugenden unserer Altvordern mit einem Blick überschauen, wir müßten vergehen vor Scham und Entsetzen. O wie weit stehen wir mit unserm hoffärtigen Fortschritt in's Blaue und Weglose, mit unserem Gewinn von unbrauchbaren und gefährlichen Dingen, unter und hinter der einfachen Größe und Sicherheit unserer biederen Vorfahren, wir albernes, schlechtes, aufgeblasenes Geschlecht! Die wir klein sind bis zu dem Grade, daß wir jeden Maßstab für Größe verloren haben; so sehr elend, daß wir unser eigenes Elend nicht mehr empfinden, und so sehr verworfen, daß wir Gut Böse nennen und Böse Gut, und den Unterschied von Beiden nicht wissen. O du Geschlecht des Jammers und der Sünde, schmutziger als der Koth unter deinen Füßen, in dem du dich gewälzt hast in Unzucht und Schande; begierlich, um eine Welt zu verschlingen, mattherzig und feige zu jedem Gedanken, der über deine Begier hinausgeht, und in deiner Bettelhaftigkeit und Erbärmlichkeit voll Lumpenstolz und Bubenübermuth! Was habt ihr, dessen ihr euch rühmen könnt, ihr Gottvergessenen? Die ihr von den Pflanzungen eurer Vorfahren lebt und zehrt, und gleich den Stumpfsinnigsten unter den Kannibalen die Bäume kappt, um reichlicher und bequemer an den Früchten zu schwelgen? — Welche Sonnenweiten hättet ihr zurückzumessen, wäre euch eine Spur von Vernunft und Besinnung zuzutrauen, um wieder bei denjenigen Ueberzeugungen und Erkenntnissen anzulangen, von welchen der erste Revolutionsgedanke ausgegangen ist, und dann erst, auf entgegengesetztem Wege, an einen wahren und wirklichen Fortschritt zu denken. Aber für alle Besinnungsfähigen und Thatkräftigen laute das Losungswort des Kampfes und Lösungswort des Wirrsals: Zurück! — Zurück

von allen Wegen, Errungenschaften, Bestrebungen und Gedanken der Revolution! Nicht zurück zu einem nächst vergangenen Zustande, denn er war der Vater des gegenwärtigen; überhaupt nicht zurück zu irgend einem Zustande, denn kein Zustand läßt sich wiedergebären, und jeder Zustand trug seinen Theil von Schuld und von Verderbniß; aber zurück zu den alten Ideen, die nur darum alt sind, weil sie ewig sind; zurück zu den alten Tugenden, die wir deßwegen alt nennen, weil die Alten von ihnen Beispiele gaben, die wir nicht geben; zurück zu den Wurzeln unseres Daseyns und unserer Kräfte, von denen wir uns abgeschnitten und in ein Glas Wasser gesetzt haben, damit wir heute noch und morgen für blühend und lebendig gelten können!

Gott sei dafür, daß wir dem Menschen oder Menschengeschlechte die Möglichkeit, den Beruf, die Verpflichtung zum wirklichen Fortschritte abläugnen, daß wir diesem Fortschritt irgend eine Gränze setzen, die Unendlichkeit der Veredlungs- und Bildungsfähigkeit der Menschenseele und Menschennatur irgend wie in Zweifel ziehen sollten! Wir müßten dann nicht wissen, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist; daß ihm der Befehl gegeben ist, vollkommen zu seyn, wie sein Vater im Himmel. Diese Vollkommenheit zu erwerben, ist nicht die Sache eines glücklichen Wurfes, einer großartigen Anstrengung, eines einzigen Tages, sondern eines langen, beharrlichen, ununterbrochenen, täglichen, von Gottes Gnade geleiteten und gehaltenen Fortschrittes. Wir müßten auch nicht wissen, — daß die von dem Schöpfer in die menschliche Natur gelegten Fähigkeiten und Kräfte einer völlig unbestimmbaren Entwickelung fähig sind; daß diese fortschreitende Entwickelung durch den ganzen Verlauf der Geschichte andauert, und selbst scheinbare Rückschritte sie im Allgemeinen und Ganzen nie verhindert, viel eher befördert haben. Aber die Bedingungen des Fortschrittes, für Einzelne und noch mehr für Geschlechter, sind ganz andere, und denjenigen, welche die Revolution aufstellt, völlig entgegengesetzte. In jedem wahre

ächten und ersehnenswerthen Fortschritte gehört viel Ruhe, viel Geduld, viel Selbstverläugnung, viel Demuth, viel Gehorsam, viel Glauben, viel von Alle dem, wovon diese Zeit Nichts hat, und dessen Nennung ihren Ohren beschwerlich fällt. Was will denn nun die Zeit mit ihrem Fortschritte? — Glaubt sie denn in der That, sie schreite fort? — Sie wird fortgerissen, fortgehudelt, fortgestürmt, wohin sie nicht weiß, und am Ende gewiß auch nicht will. Im Sturme aber ist überhaupt kein Fortschritt, selbst wenn er in der Richtung nach dem begehrten Hafen blies. Denn er takelt das Schiff ab, und macht es zum Wrack, bevor es das Ziel erreichen kann; so daß es entweder vor erreichtem Ziele untergeht, oder freudlos und zerrüttet in den Hafen einfährt, der nicht mehr sein Ziel heißen kann, weil es unfähig geworden ist, dort auszurichten, weßhalb es ihn zum Ziele gesetzt hatte.

Aber trachten wir bei Gelegenheit dieser Fortschrittsideen noch eine gangbare, unklare oder unrichtige Vorstellung zu beseitigen. Man spricht heute so gerne und so vielfach von einem Fortschritte des Menschengeschlechts. Wir stellen einen solchen, wie bereits gesagt, durchaus nicht in Abrede; aber die gewöhnliche Auffassung der Sache ist eine völlig irrige, und es kommt vor Allem darauf an, die Parallele zwischen dem Fortschritte des einzelnen Menschen und des ganzen Geschlechtes richtig zu fassen, und zur Deutlichkeit zu bringen, von welcher Seite der Vergleich zulässig, und von welcher er gänzlich abzuweisen ist. Der Mensch gehört einer doppelten Ordnung an, und lebt darum zugleich ein doppeltes Leben. Wir gehen kurz zum Ziele: er lebt für die Zeit und für die Ewigkeit; für die Erde und für den Himmel. Mit allen seinen natürlichen, leiblichen wie geistigen Kräften, mit all seiner natürlichen Erkenntniß und Vermögenheit, gehört er zunächst der Zeit und der Erde an, obwohl auch sein höheres und übernatürliches Leben sich dieser selben Kräfte als Organe bedienen muß, und mittelst ihrer wirkt und handelt. Dieses höhere und übernatürliche Leben selbst aber, das der Mensch

für die Ewigkeit und den Himmel lebt oder leben soll, das Leben der Kindschaft Gottes, das er als unsterbliche, zur ewigen und innigsten Vereinigung mit Gott geschaffene Seele lebt, ist trotz seines Zusammenhanges mit jenem irdischen wieder wesentlich von demselben verschieden; sein Träger im Menschen ist der Wille allein, und der Grund seiner Möglichkeit die göttliche Gnade. Man kann es darum auch kurzweg das Leben der Gnade, wie jenes andere das Leben der Natur nennen. Beide Lebensordnungen haben ihre eigenthümliche, ihrem beiderseitigen Wesen und Gesetz entsprechende Entwickelung und demselben gemäßen Fortschritt, aber diese Entwickelungen und Fortschritte gehen keineswegs nothwendig mit einander parallel, am allerwenigsten, wenn die Durchdringung des natürlichen Lebens von dem übernatürlichen, und die Einigung Beider zu einem vollen und gesunden Menschenleben, in Vernachlässigung gerathen ist, und das erste sich, so zu sagen, auf eigene Hand gesetzt hat. Da mag es sich ereignen, daß in Entfaltung, Stärkung und Verfeinerung aller natürlichen Thätigkeiten und Kräfte ungeheure Schritte gemacht werden, Schritte, die das Bewußtseyn des Menschen um diese seine natürlichen Vorzüge und ihre Vortrefflichkeit gewaltig erhöhen, während sein innerlichst geistiges Wesen in ihm ein Kind oder Embryo bleibt, und in demselben Maße, wie sich sein irdisches Erkennen erhellt und erweitert, ein verhüllendes Dach sich über seinem Haupte von dem Himmel wölbt, und die herabfallenden Strahlen und hinaufreichenden Blicke aufhält. Ja es könnte das Unglück so weit gehen, daß mit der Erhöhung des einen, ein völliger Verderb des andern Lebens einträte, wo dann dem Wahne des (allgemeinen) Fortschritts eine furchtbare und entsetzliche Täuschung zum Grunde läge, und man an das Wort eines großen Denkers erinnert würde, daß der unendlichen Perfectibilität des Menschen eine eben so große Corruptibilität zur Seite gehe. — Umgekehrt wartet auch der Fortschritt oder Aufflug der Seele im übernatürlichen Leben nicht, bis der natürliche Theil sich zu gleicher Vervollkommnung entschlossen

oder bereitet habe, sondern er folgt, mit dem recht gerichteten Willen, dem Zuge, der ihn lieblich und gewaltig treibt, und von dem andern Theil muß mit, so viel davon vonnöthen ist, was dann freilich auch auf dieser Seite einen überaus leichten und doch riesenhaften Fortschritt zur Folge hat, aber einen solchen, der sich weder selber rühmt, noch sonst viel auf der Welt gerühmt wird. — Im kürzesten Gegensatze ausgedrückt: ein anderer ist der Fortschritt des Menschen selbst, zu seinem eigentlichen, d. h. ewigen Ziele, und ein anderer ist der Fortschritt seiner Fähigkeiten, Mittel, Kenntnisse, Erwerbungen rc. zu verschiedenen Zielen der Erde. Alle gewöhnlich so geheißene Bildung und Erkenntniß, alle Wissenschaft und Kunst, alles Sich bequem und gerecht machen des Menschen in Haus und Studierstube, in Gemeinde und Staat, in so ferne es nicht mit dem rechten Leben in Zusamenhang gebracht und demselben dienend geworden ist, gehört auf die zweite Seite hinüber. Wir wollen sehen, wenn von einem Fortschritte der Menschheit die Rede ist, welcher von beiden allein vernünftiger Weise gemeint seyn kann. Da die Menschheit keine Gesammtseele hat, so könnte von einem Fortschritte derselben auf dem Wege zu dem ewigen Ziele aller Menschen, oder kurz ausgedrückt, von einem fortschreitenden Besserwerden der Menschheit nur collective die Rede seyn, daß nämlich die Zahl der Guten sich immerzu vermehrte, und die Höhe der einzelnen Trefflichen im Laufe der Zeiten die der früheren Jahrhunderte überträfe und, so zu sagen, dem menschlichen Ideale mehr entspräche. Eine solche Annahme würde aber nirgends von der bisherigen Geschichte bestätigt, die ihr vielmehr im höchsten Grade ungünstig ist. Sollen wir aufrichtig seyn, so erkennen wir vielmehr in dem menschlichen Geschlechte einen gewissen Zug der Schwere, der es immer mehr und mehr, und ununterbrochen, und in gewissen Epochen mit reißender Schnelle nach unten zieht; ein Resultat, welches allerdings durch die erbarmende Hand der Vorsehung wieder aufgehoben wird, welche von Zeit zu Zeit mittelst mächtiger Eingriffe und gewaltiger Emporraffungen

des versinkenden Geschlechtes die großen Tage und schönen Perioden in der menschlichen Geschichte herstellt. Wer solche Perioden mit prüfendem Blicke ansieht, der wird erkennen, daß sie allezeit durch nichts weniger, als durch ein allmähliges, stufenweises, moralisches Fortschreiten der Menschheit, sondern umgekehrt, durch völlig von dem Menschen, seinem Wollen und Vermögen unabhängige, außerordentliche und ungeahnte Ereignisse und Conjuncturen, nicht selten im raschen Absprunge von der unmittelbaren Vergangenheit, herbeigeführt und zur Vollendung gebracht worden sind. Die Offenbarung läßt uns auch die Menschheit zu jener Zeit, da Gott die Welt zu richten kommen wird, also am Ende aller Tage, nichts weniger, als auf dem höchsten Grade der sittlichen Vollendung annehmen. Diese Träume von einer fortschreitenden, endlosen Erhebung des Menschengeschlechts bis zu einer Art von Götterhöhe, natürlich noch dazu recht hübsch aus eigenen Kräften, womit man seit einem Jahrhundert so gerne leichtgläubige Ohren kitzelt, und die, von der sittlichen Seite gesehen, ein Hauptdogma der Revolution so lange bildeten, als man noch auf sittliche Veredlung hielt, gehören gleichfalls mit zu den vielfachen einschmeichelnden und verderblichen Lügen derselben.

Ein anderes Ansehen gewinnt die Frage, wenn von fortschreitender Entwicklung der natürlichen Anlagen im Menschen, von möglichster Erkräftigung aller seiner Potenzen und Talente, von Zunahme der natürlichen Erkenntniß, Wissenschaft oder Kunst rc. die Rede ist. Es ist unmöglich, daß bei fortlaufenden Zeiten und Jahrtausenden eine solche nicht vorgehe, so wie ja auch der einzelne Mensch, der bekanntlich im Guten nicht nothwendig vorschreitet, mit zunehmenden Jahren, und selbst wenn er träge wäre, an Erfahrungen, Einsichten und Kenntnissen gewinnen muß. Das Menschengeschlecht hat aber viele Jahre durchlebt, und ist nichts weniger als träge gewesen. Wir glauben sogar, daß jeder von Gott in die Menschennatur gelegte Keim seine ganze und volle Entwickelung finden wird, und daß die Rechtwollenden der letzten Zeiten

durch die bis dahin auf die möglichste Weise gesteigerte Wissenschaft und Naturanschauung im weitesten Wortsinne sich allerdings in einem besonderen Vortheile befinden werden. Dieser Vortheil wird aber natürlich den Uebelwollenden in demselben Maße zu Gute kommen, und darum auch das Böse in dem letzten Weltlaufe bis zu jener entsetzlichen Höhe steigern, von der uns vorausgesagt ist. Daß dieser größtentheils stille, aber sichere Fortschritt des natürlichen Theils im Menschengeschlecht scheinbare Stillstände oder selbst Rückschritte erleidet, mag zugegeben werden; aber wir nennen sie deßhalb scheinbar, weil sie im Ganzen, und oft in ganz geheimnißvoller Weise, zu dem allgemeinen Fortschritt mitwirken, daher auch gesagt worden ist, daß die Menschheit in Spirallinien fortschreite. Aber noch eine besondere Analogie des Geschlechtes mit dem einzelnen Menschen muß hier in's Auge gefaßt werden. Dem allgemeinen Fortschritte jedes Menschen bis an das Ziel seines Lebens unbeschadet, zeigen sich doch gewisse einzelne Kräfte in besonderen, früheren Lebensaltern in ihrer speziellen höchsten Entwickelung und intensivsten Stärke, wie Gedächtniß und Fantasie in der Jugend, oder speculative Denk- und Thatkraft im männlichen Alter. Das Menschengeschlecht bietet dieselben Erscheinungen, und man würde vergebens in unseren oder noch folgenden Zeitaltern die poetische Jugendfrische der Urwelt oder Völkerkindheit, so wie die gewaltige Thatenlust der römischen oder altgermanischen Welt suchen. Was unsern gegenwärtigen Zeitlauf betrifft, so gibt es Einige, welche in demselben den Fortschritt mit Dampfkraft und Sturmeseile behaupten, während Andere, wie denn die Meinungen verschieden sind, eher einen Moment der Stagnation oder des relativen Rückschritts darin erkennen wollen. Der Gerechtigkeit zur Steuer dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wenigstens die Wissenschaft dieser Tage, trotz vieler rück- und abläufigen Bewegungen, auch völlig excentrischer Zerfressenheit, auf manchen Seiten dennoch wahre und gesunde, auch sehr entschiedene Fortschritte gemacht hat.

LXII.

Erzherzog Karl von Steyermark.

(Fragment aus dem unter der Presse befindlichen ersten Bande der Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern.)

An dem Tage, an welchem der Gründer der habsburgischen Größe zum ersten Male im Glanze der so eben erlangten Kaiserwürde und zur feierlichsten Ausübung ihrer Vollgewalt in dem Dom zu Aachen über alle Fürsten des Reichs sich erhob und dem bereit gehaltenen Kaiserschmuck eines der bedeutungsvollsten Zeichen, das Scepter, abging, da ergriff er von dem Altare das Kreuzesbild, küßte es, und sprach mit sicherem Worte: „Dieses Zeichen, in dem Wir und die ganze Welt erlöset sind, wird wohl auch eines Scepters Stelle vertreten können!“ worauf die Fürsten erst dem Herrn aller Herren, sodann ihrem weltlichen Oberhaupte die Huldigung darbrachten. Mit dieser scheinbar in dem Zufalle wurzelnden Handlung hat Rudolph der langen Reihe erlauchter Nachkommen bis an das Ende der Tage die Weihe, seinem Geschlechte den nie aus den Augen zu setzenden Wink gegeben, daß Grundlage und Sinnbild seiner wahren Macht, Treue und Vertrauen zu demjenigen seyn müsse, mit dessen Bild in der Hand am achtundzwanzigsten October des Jahres zwölfhundert dreiundsiebenzig der An-

herr die oberste Regentenhandlung vollzogen. Und wie sind sie nicht durch den Zeitenlauf, jetzt im Vollgenuß kaiserlicher Ehren und Macht, dann in bedrängten Lagen, die auch ihnen nicht gemangelt haben, dieser Weihe durch den mit Ruhm und Segen gekrönten Stammvater stets sich bewußt geblieben! Wie viel höher steht nicht diese bedeutungsvolle Weihe, mit der sie den mächtigsten Fürstengeschlechtern damals vorangestellt wurden, welch ein anderes Bewußtseyn verleiht nicht der helle Rückblick auf sie, als aller Menschentand, der, in der zerrinnenden Zeit auftauchend, des Herrschers Ohren umrauschen will.

Unter dem segnenden Einfluß dieser Weihe waltete der erste Ferdinand, und nicht erfolglos nahm er Bedacht darauf, daß sie dem Sohne gleichfalls zur Lebenskraft, zum Leitstern werde, daß der christliche Glaube das Element sei, welches sein Wollen und sein Thun umfange und durchdringe. Wie bei den Herzogen Albrecht und Wilhelm von Bayern, Vater und Sohn, so war bei den Erzherzogen Carl und Ferdinand, Brüdern, nicht der Regent ein Christ, sondern der Christ war Regent; sie waren sich bewußt, erst jenes, dann auch dieses zu seyn; die christliche Erkenntniß war nicht bloß die zierende Beigabe, sondern die lebensfrische Unterlage ihres Waltens als Regenten. Durch den Sohn hat der Vater, der erste Ferdinand, auf den Enkel, den zweiten Ferdinand, gewirkt.

Ein Ohrenzeuge hat folgende Aeußerung des Erzherzogs Carl aus Anlaß einer Strafe, welche die Mutter an einem ihrer Kinder vollzogen, weil es sich zu beten geweigert, aufbewahrt: „gegen alle jugendlichen Vergehungen mag bisweilen Nachsicht eintreten; was aber frommem Sinn zuwider läuft, den Geist von Gott abziehen kann, das darf niemals übersehen werden." Aus solcher Ueberzeugung gingen ernste Strafgesetze gegen Gotteslästerung und unehrbare Reden über heilige Dinge hervor. So wenig der Erzherzog dergleichen in dem eigenen

Hause duldete, eben so wenig vernahm man je einen leichtfertigen Schwur aus seinem Munde.

Ob er mit Geschäften überhäuft, ob er krank war, ob er auf Reisen sich befand, kein Tag verging, den er nicht mit Anhörung der heiligen Messe begonnen hätte. Von Jugend an pflegte er die Kirche jederzeit mit den Worten zu betreten: „in Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du, Herr! hast mich erkauft!" An Festtagen versäumte er nie die Predigt, und übte hiemit schon durch das Beispiel einen mächtigen, wenn auch stillen Einfluß auf Andere. Prozessionen entzog er sich nie; einmal unternahm er selbst eine Wallfahrt zu Fuß nach dem entfernten Mariazell. An bestimmten Jahrestagen legte er seine Beichte ab, und empfing das heilige Sacrament jederzeit nur nach vorausgegangener Vorbereitung. Oefters nahm die Gemahlin wahr, wie er in einsamem Gemache auf den Knieen unter Thränen Gott sich nahte.

Wie bei ihm der Glaube zur That wurde, und die Liebe zu Christo in der Liebe zu denjenigen, welche Er als seine fortwährenden Stellvertreter auf Erden bezeichnet, sichtbar hervortrat, erkennen wir aus einer Thatsache, die bedeutend genug ist, um daraus auf Minderes und Alltägliches schließen zu dürfen. Der Erzherzog hatte immerwährend zwölf Ziehkinder, die da und dort, theils im eigenen Lande, theils in Bayern bei bewährten frommen Leuten untergebracht waren. Hatten dieselben das gehörige Alter erreicht, dann gingen sie entweder zu den Studien oder zur Erlernung von Künsten und Handwerken über. Alles geschah auf seine Unkosten. Jährlich verwendete er hierauf wenigstens zwölfhundert Gulden.

Die Glaubenstreue spiegelte sich auch in dem sittlichen Ernst des Erzherzogs ab. Er war höchst mäßig und trug kein Verlangen nach ausgesuchten Speisen auf seiner Tafel. Wein trank er wenig, und bei Gastereien, die er gab oder empfing, vermochte kein Zureden, ihn über die Schranken hinauszuzie-

hen. Darum ist es nicht mit Schweigen übergangen worden, daß (gerade der Gewohnheiten jener Zeit wegen) hiefür ihm das größte Lob gebühre. Von züchtiger Gesinnung gab er einen überzeugenden Beweis schon in seinen frühen Jünglingsjahren. Als nämlich ein Possenreißer mehrere Fürsten durch unanständige Schwänke zu ergötzen meinte, strafte ihn Carl nicht allein durch einen ernsten Blick, sondern gab ihm, mittelst einer derben Maulschelle, zu erkennen, daß er an unehrbaren Späßen kein Wohlgefallen habe. Auch war es allgemeine Meinung, daß vor seiner Gemahlin, mit der er sich in seinem einunddreißigsten Jahre vermählte, nie ein weibliches Wesen sei durch ihn berührt worden.

Seine wie der Gemahlin Gesinnung bürgt dafür, daß ihre Verbindung in wahrem christlichen Glauben gewurzelt habe; die fünfzehn Kinder, die aus derselben hervorgingen, geben Zeugniß, daß sie eine im Einklange der Gemüther geführte, eine glückliche gewesen sei. Die Beurkundung schönen Zusammenstimmens, welches selbst der Tod nicht zu lösen vermochte, finden wir in Mariens letztwilliger Verfügung, kraft deren sie ihrem ältesten Sohn (Ferdinand II.) den Diamant- und den Rubin-Ring vermachte, womit seine Eltern einst wechselsweise bei der Vermählung sich beschenkt hatten, aber unter bestimmter Bedingung, daß er dieselben nie zu etwas Anderem, als zu einem ähnlichen Zwecke verwende.

Maria ließ es an Nichts fehlen, wodurch sie des Gemahls Zuneigung gewinnen konnte. Sie wohnte meist seinen Jagden bei, an denen sie zugleich aus eigener Neigung Theil nahm; in der Kleidung ihrer Leute richtete sie sich nach seinem Geschmack; selbst in kleinen Sachen, die nur ihre eigene Person angingen, hörte sie gerne seinen Rath. Sie trachtete mit dem ihn zu erfreuen, woran er besonders Vergnügen hatte.

Im Jahre 1582, in welchem der Erzherzog immer mehr zu der Ueberzeugung kam, daß nur durch gefestigte Stellung

des Kirchlichen der steigenden Zerrüttung in dem Lande ein Ziel sich setzen lasse, reisste er Anfangs Novembers nach Wien, wahrscheinlich, um mit Erzherzog Ernst sich zu besprechen. Kaum hatte zu dieser Zeit die Gemahlin ihr neuntes Wochenbette verlassen; um so inniger war daher sein Verlangen nach Berichten von ihr. Am 7ten war er zu Wien eingetroffen; am 9ten machte es ihm schon „vieles Nachdenken", daß er noch keinen Brief erhalten habe. „Er werde", schrieb er ihr, „nicht eher sich beruhigen, als bis ein solcher vor seinen Augen liege." Und wie erfreut war er nicht, als bald darauf sein Sehnen in Erfüllung ging! Drei Tage später hofft er, sehr bald wieder abreisen zu können; denn er finde nicht Worte, um es auszudrücken, „wie lang ihm die Weile nach ihr sei." Dann klagt er darüber, daß trotz alles Antreibens die Geschäfte mit so großer Langsamkeit betrieben würden; „denn, mein Schatz! es ist dir wohl die Weil so lang nach mir, als mir nach dir!" Sich empfiehlt er „in ihr treues frommes Herz zu tausendmal gar hinein"; sie selbst aber immer „in den Schutz und Schirm Gottes des Herrn?" Er verspricht mit der Abreise nicht eine Stunde zu säumen, und schreibt einst gleichsam von dem Mittagsmal: „jetzt hab' ich dir Bescheid gethan und bring dir nun noch eins!" Am 20. November erhielt er wenige Augenblicke, bevor er Wien verließ, einen Brief von Maria, und am gleichen Abend in Schottwien eingetroffen (und dieß konnte bei der Entfernung erst in später Nacht erfolgt seyn), war sein Erstes, denselben zu beantworten. — Zwei Jahre später kam er nach Leoben; kaum abgestiegen, schrieb er der Gemahlin: „wie ich in das Haus gekommen bin, bist du mir halt abgegangen. Das Haus ist mir zu weit, denn der Weil ist mir schon lang nach dir." Darum war es nicht rednerischer Prunk, sondern der Ausdruck allgemein anerkannter Wahrheit, wenn in einer Leichenpredigt auf den Erzherzog gesagt wurde: ein Sinn, ein Rathschluß, ein Wille, ein Geist, eine Lebensweise einigte Beide.

Das spricht der Erzherzog in seinem Testamente durch Wort und That aus. Er bezeugt in demselben, daß „die freundliche, herzliebe Gemahlin" während der ganzen Zeit seiner Ehe eine „offenkundige, beständige, herzliche Liebe und Freundschaft" gegen ihn stets erwiesen habe, wofür er zur Dankbarkeit gegen dieselbe sich verpflichtet fühle. Aus öfterer vertraulicher Unterredung mit ihr und eigener Einsicht habe er sich überzeugt, daß der ihr zugewiesene Wittwensitz in Görz nicht bequem seyn würde, weßhalb er seinen Erben ernstlich auftrage, ihr des Freiherrn von Teuffenbach Wohnung zu Judenburg zu kaufen und dieselbe ausbauen, standesmäßig einrichten und ausstatten, auch „einen gewölbten Gang" aus derselben in das Mönchskloster führen zu lassen, „damit Ihr Lieb die Kirche desto füglicher und mit besserer Gelegenheit besuchen möchten. In Anbetracht, daß seine Gemahlin „bei diesen theuren Jahren und Zeiten" mit den durch den Heirathsbrief bestimmten zehntausend Gulden nicht wohl ausreichen könnte, und „damit Ihr Lieb seine wohlmeinende Neigung und Freundschaft im Werk spüren möchte", verdoppelte er diese Summe, deren vierteljährige Ablieferung allen andern Ausgaben vorangehen solle. Den besten Beweis seines Vertrauens aber gab der Erzherzog darin, daß er die Gemahlin „als eine getreue Mutter" den ernannten Vormündern seiner Kinder als Mitvormünderin „in Allem" zugeordnet haben wollte.

Was dann der Erzherzog durch die ein für allemal aufgestellte Verfügung bezeugte, das bewährte die Gemahlin durch die bis an ihr Lebensende unausgesetzt sie begleitende Handlung. Sie stiftete dem Verstorbenen noch während seines Lebens in der Kirche der Jesuiten zu Grätz eine tägliche Seelenmesse, und während zweiundzwanzig Jahren verging kein einziger Tag, an welchem sie derselben nicht beigewohnt hätte; und war sie zu Meer, wo die Messe nicht konnte vollzogen, mußte sie doch vorgelesen werden. Den Tag der Woche, an

dem der Erzherzog gestorben war, hatte sie für den ganzen Rest ihres Lebens zu einem Fasttag gemacht.

Am klarsten spricht der Erzherzog die unerschütterliche religiöse und kirchliche Ueberzeugung in seinem Testamente aus. Er bekennt darin: „von Grund des Herzens alles dasjenige zu glauben, was von der heiligen römischen Kirche zu je Zeit durch die Canones, durch die allgemeinen Concilien, bevorab durch das jüngst gehaltene zu Trient zu glauben beschlossen und erklärt worden sei, mit Verwerfung aller Secten und Meinungen, welche diesen entgegen wären. Sollte er aber in seinem Sterbestündlein aus Anfechtung oder Schwächung der Vernunft in irgend etwas wider diesen Glauben handeln, so erkläre er solches im voraus als unkräftig; denn es fehle nicht an Erfahrungen, daß die höchsten Häupter der Christenheit, wie gottselig dieselben auch gelebt hätten, durch die Secten, nicht ohne Schmach der Abgestorbenen, in den Ruf gebracht worden seien, als wären sie von ihrem stets bekannten katholischen Glauben abgefallen *). Anbei getröste er sich des bittern Leidens und Sterbens Christi und der Fürbitte der „„werthen, immerwährenden reinen und keuschen Jungfrau Maria und aller lieben Heiligen.““

*) Hiebei hatte er wahrscheinlich seinen Bruder, Kaiser Maximilian II., im Auge, von welchem dieses vornämlich deßwegen ausgegeben wurde, weil er in der Todesstunde zu Regensburg mit dem Bischof von Neustadt ausschließlich über das Verdienst Christi sprechen wollte. Man hatte sich nämlich längst fest in den Wahn hineingeschwatzt, als wäre der katholischen Kirche jede Erinnerung an das Verdienst Christi abhanden gekommen, und die Würdigung desselben ausschließlich Eigenthum der Unkatholischen geworden; denn zu wissen, daß keine Messe vorkomme, worin nicht Gott non aestimator meriti sed veniae largitor genannt werde, wäre eine allzugroße Zumuthung gewesen. Man bemerke aber in dem Testament, wie der Erzherzog die Verdienste Christi als einzigen und festen Grund seines Glaubens bekennt!

In diesem katholischen Glauben bis in den Tod zu verharren, ermahnt er nicht nur seine Söhne und Töchter, sondern erklärt auch von den letztern eine jede, die einer andern als einer fürstlichen „katholischen" Person sich vermählen würde, des Heirathsgutes und der Aussteuer, von jenen aber jeden, der von diesem Glauben sich lossagte, der Erbfolge verlustig. Den Nachfolger verpflichtete er durch seinen letzten Willen, nicht allein die katholische Religion im Lande zu erhalten, sondern das schädliche Sectenwesen „so viel möglich auszureuten", Landshauptmannschaften und die vornehmsten Beamten am Hofe und im Lande katholischen Landsleuten vor andern und vor Fremden anzuvertrauen, auch die Geistlichkeit in Ehren zu halten, und sie bei ihren Rechten zu schirmen *), gleichwie dieses allen andern seiner Unterthanen angedeihen zu lassen. Sollte von seinen Kindern eines in den geistlichen Stand treten wollen, so dürfte ihm solches nicht allein nicht verwehrt, sondern solle ihm dazu alle gute Anleitung und Beförderung ertheilt werden.

Der Erzherzog hatte aber während sechsundzwanzigjähriger Erfahrung bitter genug empfinden müssen, wie der Religionszwiespalt nicht allein die Kraft des Landes lähme, sondern das fürstliche Ansehen gefährde, und eine Partei unter dem Begehren um Gewissensfreiheit dasselbe planmäßig einzuengen sich bestrebe. Darum schienen ihm die Bestimmungen in Betreff der Religionsangelegenheit in dem Testamente nicht bündig genug ausgedrückt. Damit also seine Erben und Nachkommen nicht den mindesten Zweifel haben könnten, was hierin sein Wille sei, fügte er später ein Codicill hinzu **).

---

*) Also noch der richtige Begriff der landesherrlichen Schirmpflicht, die im Verlaufe der Zeit in ein Bedrückungsrecht umgeredet wurde.

**) Es ist aber nur in Abschrift vorhanden und ohne Datum, seine

In diesem fand er bei der Ermahnung: neben der katholischen Religion das Sectenwesen im Lande nicht aufkommen zu lassen, die Worte „nach Möglichkeit" zu schwankend. Dieselben wurden dahin verändert: „daß die Erben und Nachkommen solches zu thun sich für schuldig zu erachten, überhaupt keine andere als die katholische Religion zu dulden hätten, indem sie durch seine, den Landleuten aus Gnaden gegebene Concession in Religionssachen nicht gebunden noch verpflichtet wären *), hieran fest zu halten", legte er seinen Nachfolgern förmlich auf das Gewissen.

Ferdinand erkannte die in des Vaters letztem Willen ausgesprochene Verpflichtung in solchem Maße für bindend, daß er hinwiederum seinen Söhnen und Erben befahl, den auch auf sie sich erstreckenden väterlichen Befehl in Treue und Glauben zu vollziehen.

Authenticität läßt sich jedoch aus einem eigenhändig geschriebenen Codicill seiner Gemahlin erweisen.

*) Die Geschichtsbeschreibung wird darthun, wie in das Zugeständniß zu Bruck an der Mur vom 9. Februar 1578 die unkatholischen Landleute die Worte „Erben und Nachkommen" hinzuflicken versuchten, der Erzherzog aber dieselben mit eigener Hand ausstrich.

LXIII.

Der Wahn der Unmöglichkeit des Communismus.

Vor zwei Jahrzehnten war man noch in Deutschland gewohnt, den Communismus als ein ganz ungefährliches Hirngespinnst einiger wahnwitzigen, moralisch verkommenen Menschen zu betrachten. Als derselbe in der Schweiz, dem in allem Schlimmen in der neueren Geschichte Europa voranschreitenden Zentrallande, praktisch zu gestalten sich anfing, der Schneider Weitling als Prophet dieser Secte im Anfange der Vierzigerjahre auftrat, und durch seine Agenten die Arbeitervereine in der ganzen, namentlich aber in der westlichen Schweiz zu seinen Zwecken bearbeiten ließ; als die eidgenössischen Behörden, der damals noch konservative Vorort Zürich, dadurch aufmerksam gemacht am Ende gegen ihn einschritten, ihn fortwiesen und zur Rechtfertigung dieser ihrer von den Radikalen angegriffenen Handlungsweise einen Theil des gotteslästerlichen Unflathes, den man in den aufgegriffenen Correspondenzen der atheistisch-communistischen Arbeitervereine gefunden hatte, der Oeffentlichkeit übergaben, würdigte man dieses Ereigniß in Deutschland kaum der Aufmerksamkeit; man brachte es daselbst höchstens zu einem Achselzucken über den Unsinn des Communismus,

und war geneigt, die warnenden Stimmen derjenigen, welche auf das Umsichgreifen des Communismus, die Möglichkeit eines Krieges der Besitzlosen gegen die Besitzenden aufmerksam machten, für einen noch größeren Unsinn als den Communimus selbst zu erklären.

In Frankreich hatte man das Uebel in seiner wahren Gestalt viel früher erkannt; es mag dieses zum Theil auch daher kommen, weil es dort viel früher und viel mehr als in Deutschland um sich gegriffen hatte. Als im Jahre 1831 die Frage der Erblichkeit der Pairie in den Kammern zur Sprache kam, war es neben anderen Rednern vorzüglich der Herzog von Noailles, welcher auf die innere Verwandtschaft der Demokratie mit dem Communismus und den consequenten Uebergang der ersteren in den letztern aufmerksam machte und folgende warnende Worte sprach:

> „Es handelt sich nicht mehr um die politische Erblichkeit, die gegenwärtige Berathung ist verjährt, sondern bereits um die Zivilerblichkeit, um das Recht der Erbschaft; nicht mehr um das Gleichgewicht der Staatsgewalten, ein aristokratisches Uebergewicht, sondern um den großen Kampf zwischen Besitzenden und Besitzlosen. Diese fremdartige Lehre vom Eigenthum, die man noch neulich als eine tolle Chimäre verrückter Köpfe betrachtete, bespricht man kalt in allen ihren Einzelnheiten; sie hat in der Presse ihr Organ, auf der Nationaltribüne ihre freilich noch etwas schüchternen Vertheidiger, und verwirklichet sich auf eine erschreckende Art durch Thatsachen, die Entsetzen verbreiten.“

Der edle Herzog mochte diese Warnung damals meistens noch Ungläubigen zugerufen haben; allein es sind nicht zwei Jahrzehnte, bloße Minuten im Leben eines Volkes, vorbeigeflossen, und die Ungläubigen sind unter dem Entsetzen der Tagesereignisse von ihrem Unglauben zurückgekommen. Jetzt zweifelt dort fast Niemand mehr an der Möglichkeit eines zerstö-

renden Einbruchs des Communismus. Man möchte jetzt dem Uebel vorbeugen; allein man hatte demselben zu sorglos und zu lange zugesehen, der revolutionären Demokratie zu lange freien Spielraum gelassen, damit sie ihrer Giftgeburt einen zum üppigen Wachsthum tauglichen Boden zubereite; es fragt sich, ob man in Frankreich noch die Mittel zur Besiegung des Uebels besitzt; Schullehrerentsetzungen, Beschränkungen der Wahlfreiheit werden sicher nicht, vielleicht nicht einmal die Umwandlung des Landes in einen Militärstaat, der Regierung in ein Militärregiment, helfen.

Die Gefahr, welche für Frankreich droht, ist für die große Mehrzahl der übrigen europäischen Staaten ebenfalls vorhanden; der Communismus ist für diese durchaus nicht eine Unmöglichkeit; er ist eine Consequenz des politischen Entwicklungsganges der Menschengesellschaft in Europa, und eben deßwegen die Gefahr vor ihm dringender, als man glaubt. Wir wollen hierüber einige Gedanken, die wir jedoch ohne nähere Ausführung bloß einfach hinstellen, hier folgen lassen.

Auf Besitz und Eigenthum war beinahe der ganze Staats- und Gesellschaftsverband im Mittelalter gegründet; die meisten der staatlichen und socialen Verhältnisse waren fort und fort in einem unmittelbaren Bezug zu Grund und Boden; sogar diejenigen, welche sich mit der Zeit von dieser Gebundenheit an Grund und Boden losgemacht hatten, blieben in einem mittelbaren Verbande zu selbem stehen. Wie nun Besitz und Eigenthum, so hatten auch die andern aus ihnen sich entwickelnden, oder unmittelbar an sie gebundenen politischen und socialen Verhältnisse eine bestimmte, nicht leicht zu überspringende Rechtsgränze; sie ruhten alle so gut wie Besitz und Eigenthum, auf einem historischen Rechtsboden; das Recht der Fürsten so gut, wie die Rechte und Pflichten der Unterthanen, die Ver-

schiedenheit der Stände, die Rechte und Pflichten der höheren und niederen Elemente der Gesellschaft; — kurz, das ganze Wohnhaus der europäischen Menschengesellschaft war im Mittelalter vom Fundamente bis zum Giebel vom Kitt des historischen Rechtes durchdrungen.

Diese Verhältnisse sind jetzt durch die falsche Richtung, welche der Entwickelungsgang der europäischen Menschheit genommen hat, wesentlich verändert worden; von der historischen Rechtsgrundlage unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ist gar wenig mehr übrig geblieben; das Rechtsgebäude ist bis auf seine Fundamente abgetragen, und auch diese sogar liegen dem Sturme der Zeit offen. Das Recht des Eigenthums und die Herrscherrechte der Fürsten sind noch Ueberbleibsel von diesem Rechtsgebäude, sie haben, wenn auch nicht ganz, doch theilweise dem Zerstörungshauche der Zeit widerstanden. Allein der Augenblick ist da, wo man auch an ihnen rüttelt, und man zu der ernsten Frage gezwungen wird, ob mit ihnen nicht die gegenwärtige Form der europäischen Staaten, die Form der jetzigen europäischen Gesellschaft dem Untergange bestimmt sei! — Der menschliche Geist befolgt in seiner richtigen oder falschen Entwicklung mit einer Art von Nothwendigkeit einen gewissen Gang, der sich sehr oft vorausbestimmen läßt; nachdem beinahe das ganze Socialsystem der früheren Zeit zertrümmert worden, darf man wohl annehmen, daß das bisher im Zerstörungsgange verschonte Eigenthum, — die Basis jener Zustände —, und die Monarchie, — deren Spitze, Schutz und Blüthe —, ausnahmsweise verschont bleiben werde?!

Ohne Umkehr von dem falschen Entwicklungsgange, gewiß nicht! —

Der falsche Entwicklungsgang nahm seinen Auslauf nicht von Unten herauf, aus den untern Schichten der Gesellschaft, sondern von oben herab, von der von allen Schranken des Rechts sich loswindenden Fürstengewalt. Im Kampfe mit dem Lehenswesen, durch Hülfe des demokratischen Elements der Städte bildete sich die absolute Monarchie allmählig aus, und tauchte mit ihr die Idee einer alles überragenden, alles beherrschenden Staatsomnipotenz auf, für welche man den Ausdruck „Souverainetät" erfand. — Man verstund unter diesem abstrakten Begriffe nicht bloß eine, über allen Rechtsverhältnissen stehende, sondern eine durch den bloßen Akt des Willens das Recht sogar erzeugende Gewalt. Ja, man ging noch viel weiter, und räumte dieser Staatsomnipotenz, — der Ausgeburt des schrecklich irre gehenden menschlichen Hochmuthes — welche man in der Person des „Souverains" verkörperte, nicht nur die Befugniß ein, die bestehenden Rechtsverhältnisse zu ändern, umzuformen, zu zerstören und dafür neue zu schaffen, sondern man sprach für sie sogar die Gewalt an, über die Gewissen, den Glauben der Unterthanen zu herrschen. — So kam es, daß gestützt auf den Titel dieser Staatsomnipotenz Heinrich VIII. von England und das aristokratische Patriziat in Bern ihren Unterthanen den Glaubensabfall befohlen, daß man in Deutschland den Grundsatz aufstellte „cujus regio, ejus religio", daß Ludwig XIV. endlich ohne widersprochen zu werden, auszusprechen wagte: „l'etat c'est moi." — Vom Boden eines alle Lebensverhältnisse durchdringenden, sie alle beschützenden, leibhaftig vorhandenen Rechtes, welches Allen seine Schranken aufzwang, den Fürsten so gut, wie den Unterthanen, war man auf die Glattbahn einer über alles Recht hinausgesetzten, als einzige schöpferische Quelle desselben verkündigten Willkür gelangt. — Die Lehre von der Souverainetät und deren praktische Anwendung war der Anfang des Untergangs des historischen Rechtsbodens in Europa.

Diese Lehre drang nun, ja mußte von Oben nach Unten dringen. Die Souveraine hatten, indem sie sich über das Recht stellten, ihren eigenen Rechtsboden unterwühlt; sie waren fürder nicht mehr Herrscher von Rechts- sondern bloß von Gewaltswegen. Was natürlicher, als daß man ihrer Gewalt bald eine andere entgegenstellte, daß man der königlichen Majestät und Gewalt gegenüber die Volksmajestät und Volksgewalt auf den politischen Kampfplatz rief. Diese befand sich in der günstigen Lage, daß sie für ihre Begehrlichkeiten so gute Rechtstitel als die erstere anzuführen vermochte, d. h. sie bedurfte keiner, da jene ihr keine mehr entgegenzusetzen hatte. Es begreift sich bei der Erbsünde des Hochmuthes, welche dem menschlichen Geschlechte eingeboren ist, daß bei diesem versuchten Wechsel des Trägers der Souverainetät, der Wahn der Staatsallmacht nicht verloren ging; der Versuch ging vielmehr nur dahin, diesen mit allen seinen Attributen von der Person des Fürsten auf das Aggregat der Volkshaufen, das Volk hinüberzuleiten.

Den Durchgangspunkt zu diesem Wechsel, der eben den großen politischen Kampf unserer Zeit hervorgerufen, und als Eingang zu dem Vandalenthum des Communismus zu betrachten ist, bildete die aus dem Sturz der absoluten, in falscher Form hervorgegangene und in dieser sich fortentwickelnde constitutionelle Monarchie. England, wo zuerst die Idee der absoluten fürstlichen Staatsallmacht durchgeführt wurde, sah auch zuerst für einige Zeit deren Uebertragung auf die Massen durch seine Revolution verwirklichet; aus dem Kampfe der beiden, um diese Allgewalt sich herumreißenden Mächte, der fürstlichen und volksthümlichen, ging durch eine Art von Friedensvertrag zwischen beiden das Mixtum Compositum der constitutionellen Monarchie hervor. Man theilte die Omnipotenz nämlich in zwei Stücke, wovon man das eine dem Fürsten

überließ, das andere aber der an die Spitze des Volkes als seine Vertreter sich hinstellenden Aristokratie als Beute hinwarf; damit war die Staatsallmacht der Fürsten gebrochen und ihr allmähliger gänzlicher Uebergang auf ein anderes Element vorbereitet. Für den Verlust tröstete man den Fürsten mit dem geschichtlich und moralisch unwahren Satze, „daß der Fürst nicht Unrecht thun könne", und leitete daraus die beruhigende Folgerung ab, „daß er nicht verantwortlich sei." — Der Umstand, daß das Parlament in England seit dreihundert Jahren mit seiner Beute sich begnügte, ist noch kein Beweis, daß dieses dort immer, oder daß es anderwärts so der Fall seyn werde, vielmehr zeigt es anderen Ländern die Erfahrung, daß unmittelbar hinter dem Constitutionalismus unserer Zeit die Demokratie sich emporhebt, als sogenannte Legaldemokratie ihre Verwandtschaft zum Constitutionalismus, und ihre gemeinsame Abstammung mit selbem nachzuweisen sucht, während ihr einziges Bestreben auf Sturz der constitutionellen Theilung der Staatsgewalt, auf ausschließliche Uebertragung derselben auf die Massen gerichtet ist. — Der heutige Constitutionalismus trägt in sich weder die Kraft eines Princips, noch eine materielle Macht; er muß der Demokratie, die beides in sich vereinigt, weichen.

Aber glaubt Ihr, daß die Massen, deren Hochmuth und Begierlichkeit man auf's Höchste gereizt hat, mit der Beute, welche die demokratischen Wühler ihnen zuzuwerfen gedenken, zufrieden seyn werden! — Wenn es einmal in Europa dahin kommen sollte, daß die historischen Rechte der Throne vernichtet, die Monarchien gestürzt, der große Haufen dagegen wirklich zum Souverain, zu einem über allem Recht stehenden, nur von seiner Willkür abhängigen Herrscher ausgerufen werden sollte, glaubt Ihr, daß der nimmersatte Magen dieser vergötterten, damit aber eigentlich nur mehr verthierten Massen mit

der substanzlosen Speise eines logischen Begriffs, der Fiction von Staatsgewalt, geeignet bloß als Mittel zum Beutemachen für die an der Spitze stehenden demokratischen Intriguanten, sich zufrieden stellen werde? Thoren sind, die das glauben, Menschen, die aus der Weltgeschichte kein Blatt gelesen, und vom menschlichen Herzen keinen Zug kennen; die Massen werden wirkliche Speise für sich verlangen; da aber in dem zerstörenden Entwicklungsgange nichts mehr als das Eigenthum verschont wurde, so ist es auch das einzige, was zum Verschlingen noch übrig geblieben. Sie werden diesen letzten Rest des historischen Rechts, viel fetter als alle Phrasen von Volksmajestät, Volksherrschaft, Volkssouverainetät, und darum gerade für den gierigen Schlund der Massen geeignet, sicher verschlingen.

Wißt Ihr das Geheimniß nicht, daß die Zahl der Besitzlosen viel größer, als die der Besitzenden ist, daß durch Souverainisirung der großen Haufen und das mit logischer Gewalt sich aufdrängende Princip der Mehrheit eigentlich nur die Besitzlosen zum Herrscher erklärt worden sind, welche nicht ermangeln werden, das letzte Ueberbleibsel von Recht, das Eigenthum, als Unrecht und Raub desselben aus den Händen der Besitzenden als Recht zu erklären. Es ist freilich ein Geheimniß nur für Solche, die Augen haben und nicht sehen, die Ohren besitzen und nicht hören wollen; für die Sehenden und Hörenden aber wandert es als offenkundige Thatsache auf allen Straßen der Städte, in allen Landestheilen, in allen Staaten herum. Es ist wirklich merkwürdig, wie es noch jetzt so viele Leute gibt, welche in dem Wahn befangen sind, als sei die Zahl der Besitzenden größer, als jene der Besitzlosen, während das Verhältniß gerade umgekehrt ist. Wir stellen eine sehr günstige Berechnung auf, wenn wir für die

meisten Länder Europas, mit Abrechnung des weiblichen Geschlechts, das Verhältniß der Besitzenden zu den Besitzlosen, wie $\frac{1}{4}$ zu $\frac{3}{4}$ angeben.

Die Bevölkerung der Städte, namentlich der größeren, zählt in unserer Zeit, wo alles in die Städte sich hineindrängt, und deren Einwohnerzahl daher in einer reißenden Progression zunimmt, in einem weit größeren Verhältnisse als dem angegebenen zur Klasse der Besitzlosen, d. h. aller Jener, welche entweder gar Nichts besitzen, indem sie mit Noth und Elend bereits wirklich im Kampfe liegen, oder selbe für die nächste Zukunft in Aussicht haben, oder Tag aus Tag ein nur so viel erwerben, um für sich und die Ihrigen knapp die unmittelbarsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten; oder dann Jener, deren Besitz so gering ist, daß derselbe sie keineswegs von der Gier einer allgemeinen Gütertheilung abzuhalten geeignet ist. — Man mache nur eine Rundschau in den Städten, fange beim Königspallaste an und steige bis zu den Taglöhnerhütten und öffentlichen Armenanstalten herunter, und man wird finden, daß die Zahl der Wohnstätten sehr gering ist, wo wirklich mehr Besitzende als Besitzlose wohnen. Die großen Proletarierheere in den Städten sind keine Fiction, sondern leider eine nur zu traurige Wirklichkeit.

Das Verhältniß auf dem Lande ist zwar günstiger; allein auch hier ist die Zahl der Besitzlosen größer, als jene der Besitzenden.

Vorerst wird Niemand bestreiten, daß die Zahl der Dienstboten und Taglöhner viel größer, als jene der Dienstherren und Grundbesitzer ist. Allein selbst in der Familie von diesen gehört der größere Theil zur Klasse der Besitzlosen; ja es ist sogar ein Gebot der Nationalwohlfahrt, die unbedingte Gütertheilung in den Familien zu erschweren, der allzuleichten

Verwandlung der besitzlosen Familienglieder in besitzende Hindernisse in den Weg zu legen, weil die Erfahrung beweist, daß durch allzugroße Begünstigung der Gütertheilung zwar eine große Zahl von Besitzenden geschaffen, ihr Besitz aber selbst mit der Zeit auf ein solches Minimum zurückgebracht wird, daß er der Besitzlosigkeit gleich kömmt. Es findet hier das Paradoxon, „daß die Vermehrung der Zahl der Besitzenden die Besitzlosigkeit vergrößert", seine volle Anwendung.

Man hat in Frankreich auf eine Totalbevölkerung von vierunddreißig Millionen die Zahl der Besitzenden und direkte Steuern Entrichtenden auf höchstens fünf bis sechs Millionen angegeben; das Verhältniß wird in Deutschland nicht viel günstiger seyn. — Der Wahlsieg der Socialisten in Paris und anderen Gegenden ist daher gar nichts so Unbegreifliches; es ist ein Beweis von gänzlichem Mangel an Fähigkeit zur Auffassung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, wenn man die Niederlage in den neuesten Wahlkämpfen in Frankreich einer tollverkehrten Gesinnung eines bedeutenden Theils der besitzenden Bourgeoisie zuschreibt und ihr vorwirft, daß diese aus politischem Wahnwitz für das stimme, was sie ruiniren werde. Der Sieg ist lediglich einem einigern, massenhaften Zusammenwirken der besitzlosen Massen zuzuschreiben. Wir behaupten, daß bei diesen Wahlkämpfen nicht nur die ungeheure Mehrzahl der Besitzenden gegen den Socialismus gestimmt hat, sondern daß sogar nach dem vorliegenden Zahlenverhältniß der Für- und Gegenstimmenden, ein nahmhafter Theil von denjenigen, welche zur Kasse der Besitzlosen gehören aus allerlei Gründen, die ihnen nahe lagen, gegen und nicht für die Socialisten gestimmt haben. Wie lange wird man aber bei der reißend um sich greifenden Demoralisation auf die Stimmen von solchen Leuten rechnen können? — Ist nicht die Aussicht vorhanden, daß in Frankreich die ganze Klasse der Besitzlosen zu einem wohlgegliederten Wahlheere sich organisirt, und in den unblutigen Wahlschlachten einen sicheren Triumph erringt; und sind wir in Deutschland und anderwärts etwa so fern von den Zustän-

den Frankreichs? Hinausgeworfen zum größten Theile aus dem Gebiete des historischen Rechts, bewegen wir uns allenthalben beinahe lediglich nur noch auf dem Boden faktischer Zustände. Wie lange werden diese dauern? Die Armeen haben dieselben für einige Zeit noch in statu quo erhalten; aber wie lange werden diese zu einem solchen Dienste sich gebrauchen lassen? Gehören nicht sie vorzugsweise zur Klasse der Besitzlosen, sind nicht sie vorzugsweise der Verführung ausgesetzt, weil die ganze Agitationskraft der Umsturzpartei auf sie gerichtet ist, und das Bewußtseyn des Besitzes der Macht verführerischen Aufreizungen des Hochmuthes sie zugänglicher macht? Vermag Disciplin allein sie dagegen zu schützen?

Die Gefahr ist also wirklich und nicht bloß eingebildet, und wir dürfen mit gutem Recht sagen: „es ist ein Wahn, den Communismus für unmöglich zu halten." — Damit sei nicht gesagt, als könnte der Communismus je auf die Dauer die Welt regieren; er läuft gegen die von Gott selbst gegebenen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft; allein er kann hereinbrechen wie ein Vandalenheer, und den größeren Theil von Europa in einen gräßlichen Trümmerhaufen verwandeln.

Will man am Schluße dieser bloß skizzirten politischen Betrachtung uns nach den Heilsmitteln fragen, womit ein so entsetzliches Uebel abgewendet werden könne, so antworten wir: Es gibt einen wahren und einen falschen Communismus; dieser, der von uns geschilderte, ist die Ausgeburt menschlichen, ja diabolischen Hochmuths, jenen findet ihr beschrieben und befohlen in den Büchern unseres Heiles, es ist der Communismus christlicher Demuth, Liebe und Barmherzigkeit. Dieser allein ist das Gegengift, das jenen zu tödten vermag.

LXIV.

Hermann Dwerg aus Westphalen.

(Eingesandt.)

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts studirten viele junge Westphalen in Italien, und gelangten daselbst zu hohen Ehren. Theodorich von Niem und Gobelin Person sind weithin bekannt, weniger Hermann Dwerg, Protonotar des Papstes Martin V., ein Mann durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnet.

In den „Stimmen aus Rom über den päpstlichen Hof im fünfzehnten Jahrhundert", welche Johannes Voigt in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuche Jahrgang 4, S. 44 ff. vorführt, wird seiner gedacht, aber in einer Weise, welche zu nachstehender Mittheilung drängt. Der verehrte Historiker trägt in jener Darstellung „aus vertraulichen Berichten von Gesandten des deutschen Ordens an ihre Herren, die Hochmeister in Preußen", wie er selber sagt, „kein freundliches und ansprechendes, sondern ein sehr düsteres Bild zusammen. Obenan in ihren — der römischen Curie — Lastern und Gebrechen

stand die unersättlichste Geldgier und schamloseste Bestechlichkeit, die alle äußere Scheu und alles sittliche Zartgefühl bis auf den letzten Funken erstickt hatten. Den Papst, die Cardinäle und die Hofdienerschaft bisweilen durch Geschenke und Ehrengaben zu erfreuen, war am römischen Hofe eine längst herkömmliche Sitte. Diese alte, ursprünglich vielleicht aus dem reinsten Gefühle der Verehrung hervorgegangene Sitte war im fünfzehnten Jahrhundert auf die schrecklichste Weise ausgeartet und zum Laster am Hofe geworden. Im Jahre 1420 schrieb der Gesandte nach Preußen: Lieber Herr Meister, Ihr müsset Geld senden, denn hier im Hofe alle Freundschaft endet, so sich der Pfennig wendet. Zur Zeit des Baseler Conciliums hatte der Gesandte nicht weniger als für dreihundert ungarische Gulden Fingerringe zu Herford fertigen lassen, und in Basel an die dort versammelten Herren zum Geschenke gemacht." Das Amt des Protonotars, wird ferner berichtet, — war um diese Zeit von ungemeiner Wichtigkeit. „Sein Einfluß auf den Papst muß oft von großer Bedeutung gewesen seyn, wie an dem Beispiele Hermann Dwerg's zu ersehen, der Protonotar unter Martin V. für einen der reichsten, geachtetsten und einflußreichsten Männer in Rom galt." Bei einer Weihnachtsbescherung seitens des Ordensgesandten wird daher Dwerg mit einem Pferde bedacht; und als vor dem erkrankten Papst nur selten ein Cardinal erscheinen durfte, war es der Protonotar Hermann Dwerg, „der Alles über ihn vermochte, und die Angelegenheiten des Ordens möglichst zu fördern suchte; und der Gesandte belohnte ihn dafür oft durch sehr ansehnliche Geschenke." (S. 108, 128.)

Daß Hermann Dwerg seiner Zeit ein geachteter und einflußreicher Geistlicher gewesen, daß er mit wärmstem Interesse seinem deutschen Vaterlande zugethan geblieben, wird uns durch andere Facta nur bestätigt. Das Jahr seines Todes ist uns nicht genau bekannt, er erfolgte jedoch nicht vor dem Jahre 1434.

Seine Heimath, das Bisthum Paderborn, war zu Beginn des Jahrhunderts die Stätte wüster Fehden geworden, und glaubte in Erzbischof Dietrich von Cöln den rechten Schützer zu finden. Mit Genehmigung des Papstes übernahm er die Administration des Bisthumes, strebte aber alsbald darnach, das ganze Bisthum auf ewige Zeiten seinem Erzbisthum einzuverleiben. Da wandten sich im Jahre 1434 in einer für den Fortbestand des noch heute in Gottes Segen fortblühenden Bisthums entscheidend gewordenen Denkschrift Domkapitel und Stände des Bisthums, den würdigen Dechant Heinrich von Harthausen an der Spitze, an die Kirchenversammlung zu Basel, und in dieser rufen sie aus: „daß er noch lebe, unser Hermann der Protonotar! er würde über Alles Euch den besten Bericht erstatten!" Dwerg mag auch im Sinne der Welt ein reicher Mann gewesen seyn. Aber noch bewahrt seine Vaterstadt Herford sein Testament, geschrieben zu Rom den 14. December 1430. Aus diesem geht hervor, daß er arm war im Sinne Christi und des Evangeliums, und ein so frommer Priester gewesen ist, als nach jener Schilderung aus den Meldungen der deutschen Ritter in Rom derzeit gar nicht zu finden und zu erwarten war. Das Testament, dessen Einsicht wir besonderer Fügung Gottes verdanken, — ist ein Ausfluß reinster Liebe zu Gott, zur Kirche und treuester Aufopferung für den Nächsten. Dasselbe beginnt mit den Worten: „Domine, qui dixisti, nolo mortem peccatoris, miserere!", ordnet die Beerdigung seines Leichnams an in der Kirche sanctae Mariae Maioris, verbittet sich jeden Pomp, jeden Sermon, jede Auszeichnung seiner Grabstätte. Sodann vergißt er Keinen, und vorab mag Jeder damit sich trösten, daß von Dwerg mehr Geld nach Deutschland zurückgekommen, als ihm von da geworden seyn mag. Nicht allein, daß er dem Papste Martin V., dessen besonderen Vertrauten er sich nennt, den Cardinälen und anderen Personen zu Rom ein treues Andenken seiner Liebe vermacht, vergißt er nicht die kirchlichen Institute der ewigen Stadt, nicht

das Hospital Teutonicorum in agone, und seine Dienstboten und seine Armen zu Rom. Sodann verordnete sein letzter Wille sechshundert schwere Gulden (florenos) der Stadt Deventer, fünfhundert rheinische Gulden der Stadt Cöln, sechshundert rheinische Gulden der Stadt Herford für die jährliche Ausstattung einer frommen, ehrbaren, armen Jungfrau dieser Städte. Ein ihm zu Herford gehöriges Gebäude gibt er zu einem Armenhause und damit die sechs aufzunehmenden Arbeitsunfähigen ohne allen Mangel leben, testirt er sechshundert rheinische Gulden. Den beiden Hauptkirchen seiner Vaterstadt vermacht er zur Stiftung einer heiligen Messe, einer jeden vierhundert rheinische Gulden; die zu St. Johann und Dionys, „in der die Leiber meiner Eltern ruhen", erhält außerdem zweihundert Goldgulden zu einem bestimmten Zwecke, andere zweihundert bestimmt er zur Vollendung des Thurmes dieser Kirche. Der anderen ad sanctam Pusinnam schenkt er alle seine Bücher, und will, daß sie in den dort einzurichtenden libraria an eiserne Ketten festgeschmiedet werden („ponentur in *catenis ferreis*, sic ut alienari et permutari non possint"), widrigenfalls die Bücher dem Capitel St. Severin's in Cöln zum Erbe werden sollen. Den Kirchen und Orten, wo er Beneficiat ist, schenkt er alle sich ergebenden Rückstände, bittet um das Gedächtniß der Liebe für sich, seine Eltern und alle Christgläubigen. — Seine Hauptfundation aber ist: er stiftete mit viertausend Gulden ein Collegium für Studenten zu Herford, ein anderes zu Cöln mit sechstausend Gulden. In jenem sollen vier Jahre lang zwölf Schüler in der Grammatik unterrichtet werden, dieselben Zwölf sollen dann „modo progressivo" fünf Jahre lang in dem Cölner Colleg ihre Studien („in sacra pagina aut jure canonico aut civili") fortsetzen, an beiden Orten unter strenger Aufsicht eines Rectors. Seinen Verwandten legirt er Nichts; das ihm gehörige Haus nebst Scheune, welches seine an Hermann Süel vermählte Schwester bewohnt, soll vielmehr für

das Herforder Colleg hergerichtet werden. Zum Schluße dieses seines wahrhaft katholischen Testamentes begehrt er: „was dann noch übrig ist von meinem Hab und Gut, das sollen meine Executoren im Verborgenen (occulte) unter die Armen austheilen, gemäß der Gott zu leistenden Rechenschaft.“

Ob nun Hermann Dwerg der Protonotar auch von unersättlicher Geldgier besessen, welche in ihm den letzten Funken frommer Scheu und zarten Gefühles ausgetilgt habe, und ob und in welcher Art das von Voigt gegebene Bild in diesem Testamente seinen Widerstrahl finde, das zu entscheiden, bleibt jedem Billigen belassen; unerörtert ferner, ob die Rittergesandten von Rom aus bei ihren Brandbriefen und Geldanträgen immer gewissenhaft und mit „sittlichstem Zartgefühl“ zu Werke gegangen sind. So viel wird auch Hrn. Prof. Voigt nun einleuchten: diesen Einen wenigstens „trieb nicht im Innern Eine Sünde, dieselbe gemeine Begierde und Leidenschaft“ (S. 184 bei Raumer). Einsender dieses ist ein Westphale, und hat mit Freuden sich dieser als einer Ehrenpflicht entledigt zu Gunsten seines Landsmannes, dessen Namen noch heute die Nachwelt in Ehren nennen soll.

LXV.

Literatur.

Panzer. Beitrag zur deutschen Mythologie. München 1848.

Der Verfasser führt uns aus der friede- und freudelosen Gegenwart, wo man sich in der Politik damit befehdet, ob nicht die Hälfte des bayerischen Volksstammes, seine Ostlande von Deutschland künftig ausgeschlossen werden sollen, in die germanische Vorgeschichte zurück, in die Zeit, wo das bayerische Volk zuerst in seinem jetzigen Vaterlande feste Wurzeln schlug, und mit allen nationalen Erinnerungen aus der Urheimath sich zwischen den Alpen und dem Böhmerwalde niederließ. Er führt uns zur Quelle, und erhärtet als gediegener Forscher aus den noch bis zur Stunde fortlebenden Ueberlieferungen, wie unser Volk, ehe seine Götterdämmerung abgelaufen, bemüht war, den Paradiesesgarten seiner verlassenen Heimath im neuen Vaterlande im weiten Kreise wieder anzupflanzen, und wie die Bayern ihre alten Götter und Helden, Stammsagen und Volksmythen mit herübernahmen und überall lokalisirten — bis zu ihrer Christianisirung.

Am Jungbrunnen sitzen die drei Schicksalschwestern, die über Geburt, Leben und Tod der Menschen wachen, und drehen die Schicksalsfäden der Sterblichen. Urdar, Verdandi und Skuld nennt sie die Edda, die einheimische Sage hat sie nicht im mindesten vergessen. Oft steigen die gütigen Jungfrauen aus dem Brunnen oder See empor, singen den Neugebornen an der Wiege, oder finden bei Hochzeiten sich ein, und mengen sich in die tanzende Schaar, bis ihre Stunde geschla-

zen hat. Dem Helden, der zum Nörnberg und Brunnen der Nornen kömmt, verkünden sie Glück und Ruhm, und reichen ihm ten Becher der Weisheit; aber er muß, wie Odin am Mimirsbrunnen, ein Pfand geben. Zuweilen sieht man sie auf ihrem, dem Volke der Umgegend wohlbekannten Hügel oder Schloßberg sitzen und am goldenen Spinnrad drehen; sie spinnen den fliegenden Sommer, oder hängen ihre Linnen im Mondenschein in die Luft, ziehen auch wohl bis zum nächsten Berge ein Seil, auf dem die Sage hin und wieder gleitet. Sie weinen und klagen, daß sie verloren sind, oder harren der Stunde ihrer endlichen Erlösung. Oft hört man sie auch im Berges Innern singen: es ist der Rockenstein, der Hollaberg, oder Jungfernbichl, der Frauenstein, Trudenberg, oder wie immer genannt, an dessen Fuße zuweilen auch der Drachensee liegt, und wo der Jungfern und Trudenbrunnen quillt. Oft heißt er auch der Göckeleberg, wie bei Dachau, weil daraus zur ungewissen Stunde der Ruf des Göckelhahns ertönt. Im Innern des Glasberges ist ihre Behausung; um die Zeit der Sonnenwende treten sie hervor, alsdann sind sie erlösbar, dann sieht man die drei Schwestern hinter einander auf dem Helwege, oder durch den Helgraben wandeln, zwei sind weiß (oder die eine weiß, die andere roth gekleidet), die dritte aber schwarz, oder doch halbschwarz, und hinten drein schleicht der Todtenhund. — Es sind die Töchter der Zeit, der bleichen Vergangenheit, der rosigen Gegenwart, der dunklen Zukunft, die Schutzgottheiten des alten dreigetheilten Jahres, des blühenden Lenzes, der Reifzeit oder des Herbstes, und des allesverzehrenden Winters.

Als Quellnymphen haben sie der Weißach, Rottach, Schwarzach den Namen geliehen. Daneben schwimmt das Rockenbiernl als Schwanjungfrau auf dem Tegernsee; wo aber der Wasserfluß die Donau erreicht, da haben dieselben Nixen (Hadburg und Siglint, ohne Wachhilde) einst dem grimmen Hagen der Nibelungen Not gewahrsagt. Nicht immer also treten sie freundlich auf, sondern wie auf ihren Fluch hin Burgen und Schlößer versanken, und ganze Gegenden im See ertranken, wie beim Ammersee: so hängt es von ihrem Zorn und der schlechten Aufführung der Menschen ab, daß düstere Seen auf den Alpenhöhen, oder aus dem geheimnißvollen Bergesschooße, wie aus dem

Innern des Rachelberges bei Flinsbach, sich ergießen, sei es, daß der Jalk aus dem Frauenloch bei Berchtesgaden losbricht, die ganze umliegende Landschaft ersäuft, und so die letzten Schicksale sich erfüllen.

Freilich sind sie auch selber verwünscht, und wegen ihres unheimlichen Wesens mitunter die wilden Frauen genannt. Es waren, wie es weiter heißt, drei reiche, edle Fräulein, die mit sammt ihrem Schloße versunken, zur Strafe dafür, daß sie auf das Zeichen der Wandlung in der nächsten Dorfkirche ihr heidnisches Gespött trieben. Anderwärts heißen sie auch die weisen Frauen, nicht bloß von ihrer Weissagekunst, sondern zunächst von ihrer lichten Gestalt. Zwei von ihnen können noch erlöst werden, die dritte aber nicht. Diese Dritte hat nämlich die beiden blinden Schwestern bei der Theilung des Erbgutes (z. B. nach der Sage vom Schloßberge zu Wolfrathshausen) übervortheilt, indem sie mit dem vollen Schäffelmaß das Gold sich zumaß, während sie den Schwestern den Metzen umkehrte und bloß den Bodenrand mit Goldstücken bedeckte. Darum wurde sie von ihnen verflucht, und der ganze unheilbringende Hort versenkt in die Tiefe des Berges. Es ist das Sonnengold, der Jahressegen, den die dritte von den beiden andern Jahresschwestern sich zueignet, die goldenen Körner, die als Schatz in die Erde versenkt werden, und die betrügliche Täuschung und den Schein des Raubes unterhalten. Aber jährlich in der Sonnenwende erhebt sich der Schatz aus der Tiefe und sonnt sich; der Schatz blüht, sagt dann das Volk, und wer das Glück hat, bringt ihn zu Gesichte. Wer wissend, oder nicht, eine Schlüsselblume oder Wünschelruthe besitzt, dem öffnet sich wie von ungefähr das Bergthor, er betritt pochenden Herzens, vielleicht der Einladung der Fräulein folgend, den unterirdischen Gang, ein schwarzer Pudel liegt als grimmiger Hüter auf der Kiste, Drachengestalten schrecken den ersehnten Befreier zurück: ist er muthig, so erhebt er den Schatz und erlöset die harrenden Bräute, wo nicht, so schlägt die Eisenthüre dröhnend hinter ihm zu, und seufzend und klagend harren die drei Fräulein, bis die Zeit der Heimsuchung wiederkehrt, und wieder der Sterbliche unter einem günstigen Sterne geboren wird, der den Gang zu unternehmen berufen ist. Was außerdem die alte Heldensage

uns meldet, finden wir hier an Ort und Stelle wieder, so den Seyfriedsbrunnen auf der Lingwurmwiese bei Gmünden, worin der Held sich härtet, und nach schweren Thaten große Schätze erwirbt; so des tapferen Siegfried Kampf mit dem Drachen in der Sage von Walburg, während anderwärts Sanct Georg als Lindwurmtödter seine Stelle vertritt — nur ist die Kunde von der befreiten Bergjungfrau hier wie dort in der Sage verblichen.

Wir sehen, es sind die alten personifizirten Schicksalsmächte, die Zeit und Naturgewalten, die den Griechen und Römern unter dem Namen Kloto, Lachesis und Atropos bekannt, als Cleta, Phaenna, Ayr auch die drei Jahreszeiten präsentirten, die Trilogie der Gorgonen oder die Zauberschwestern, welche die ingredirenden Substanzen im Weltbecher rühren, die dreiköpfige Hekate, die aus dem Zuber oder Hexenkessel weissagt. Es sind die geheimnißvollen Mächte der Ober-, Mittel- und Unterwelt, wo Eintracht, Zwietracht und mitten inne die Versöhnung waltet; die Mören, Furien oder Erinnyen, die nach ihrer freundlichen Seite als Eumeniden (Eumonia, Dike, Irene) auftreten. Der wachehaltende Hund ist der Garmr der Edda, der Leichenhund, der Tod und Verwesung wittert, und als Sinnbild der Auferstehung an Grabmälern sich findet, der dreiköpfige Cerberus der Alten, welcher hier völlig in die Anschauung des gemeinen Lebens aufgenommen erscheint. Der Unglück verkündende Hahn aber ist der mythische Fiallar. Drei Hähne, so weissagt die Völuspa, würden den Untergang der Welt ansagen, der glanzrothe Fialarr, der goldkammige bei den Asen und der schwarze in den Sälen der Hel.

Die Nornen der alten Edda tauchen als Walkyrien unter den Namen Hildr, Gumr und Thrudr wieder auf. Ein Nachklang heidnischer Erinnerung ist es noch, wenn das Volk bei der Nennung der Gertrud (Gerdr, der Riesenjungfrau, Freyrs Gattin), Walburga und Margaretta, der zürnenden Wetterkönigin, höhere Wesen, und nicht nur christliche Heilige sich denkt. Höchst sinnreich führen kirchliche Urkunden dieselben drei Schwestern unter den Namen Fides, Spes und Caritas uns vor. Aber ganz neu für die wissenschaftliche Forschung im mythologischen Gebiete klingen die Benennungen der drei mythischen Wesen, wie sie noch im Munde des bayerischen Volkes

fortleben, nämlich Einbet, Werbet und Wolbet. Es leuchtet ein, daß hier eben ein solches Mißverständniß obwalten mag, wie für den Römer, wenn Tacitus Germ. 43 meldet: Alx sei der Stamm der Doppelgottheit, die im heiligen Hayn ihren Sitz, und einen Priester im Frauengewand zu ihrem Diener habe — während goth. alhs vielmehr den heiligen Wald oder Tempel bezeichnet. So ist auch belt. goth. badi, ahd. petti, und in der Zusammensetzung agſ. vihbed, ahd. Kotapetli, gleichbedeutend mit Heiligthum oder Altar Die Namen sind also mit den Stätten des Cultus verwachsen, wo die drei weiblichen Gottheiten ihren Sitz, und wie die entsprechende männliche Göttertrias bis auf Gallus und Columbans Tage am Bodensee ihren Tempel- und Bilderdienst hatten. Himmelbett hieß der christianisirte Deutsche die künftige Wohnstätte der Seligen: noch mehr mahnt es uns an Brunhildebette, wo die Gebeine der Genannten gleichsam zu ihren Lektisternien beigesetzt waren; ferner an noch bestehende Ortsnamen, wie Maydenbett bei Haag, und Dechtapetta, jetzt Deckbetten und Ehebetten bei Regensburg, wo die Beziehung auf ein fanum virginum unverkennbar ist. Zuläßig erscheint auch die Stammform böd, anglſ. beado, welche Kampf bezeichnet und somit auf die Valkyrien oder Schlachtjungfrauen zurückgeht, während pato, peto, von biljan, der Gebetene, oder von beton, der Betende (woher Pathe) uns auf den Uebergang in die christliche Zeit führt.

Wo immer diese drei Jungfrauen als lokale Heilige verehrt werden, wie zu Schlehdorf, wo St. Ainbett, Wolbett und Vilbett auf der nun abgetragenen Felsspitze zuerst ein Klösterchen hatten, oder zu Einbetl am Petersbrunnen bei Leutstetten, wo St. Ainpet, Gberpet und Firbet, die früher das Schloß auf dem Carlsberg bewohnt, sich ihre Zellen erbauten, und noch abbildlich zu schauen sind; ferner zu Schildturn, wo St. Einbeth, Warbeth und Wilbeth als Pestpatrone in lokalen Ehren stehen, oder zu Meransen, wo Ainpet, Gewerpet und Gaupet (Cubet, Aubet und Guerre) selbst mit kirchlichen Jahrtägen bedacht sind, zu Einbettenberg bei Gegenbach, wie zu Einbetten bei Freiburg, wo die drei Jungfrauen Kapelle und Zelle gehabt haben sollen, endlich zu Straßburg und zu Worms, wo ihr Grabmal und ihre Statuen, in Stein ausgehauen, gezeigt werden — an all diesen Orten hat einst ihr heidnischer Dienst bestan-

den. Sie selber gelten als Kirchen- und Klosterstifterinnen, und es wird ihrer zu Oberigling noch jährlich von der Kanzel durch Verkündung ihrer Namen und im Gebete gedacht, ja zu Kleinkizighofen zum Gedächtniß dieser Wohlthäterinnen auf den Abend noch besonders mit allen Glocken geläutet — weil die alten heidnischen Stiftungen auf ihren Namen, die gefeierten Bannforste und Heiligenholze, Frauenwalde und Osterharte in der christlichen Zeit an Kirchen und Klöster übergingen. Noch geben die mit Todtenurnen erfüllten unterirdischen Gänge und Grüfte zu Mergentau, Reichersdorf, Rockenstein, Almehring und andern altbayerischen Orten bei ihrer kunstreichen Anlage und den daran sich knüpfenden Sagen das sprechendste Zeugniß von dem vormaligen Daseyn ihres heidnischen Tempeldienstes.

Was nun ihre ursprünglichen Namen betrifft, so erinnert Einbet den Verfasser an die Einherien oder Walkyrien. Ain könnte wohl das deutsche Wort für die griechische Bellona Enyo seyn, um so mehr, da Luther auch den Namen Aschera mit Hain überträgt. Wir möchten aber Aimpet oder Eimpet für die richtige Form halten, und an oim oder emma, Amme, Mutter denken, eine Bezeichnung, die zunächst auf die germanische Erdmutter Nerthus oder Bertha, die weiße Frau, die als Ahnfrau noch in fürstlichen Schlößern umgeht und Sterbefälle verkündet, zu passen scheint. Werbet ist Werre oder Holda; Volbet aber eben so wörtlich die in der germanischen Vorzeit berühmte Norne oder Priesterin Vala oder Wölva, um welche Odin selber nach Nifihel reitet, sie aus dem Todesschlafe zu erwecken. Vala ist es, von der das prophetische Lied vom Weltuntergang, die Völuspa genannt ist, ein hochheiliges Wesen des Alterthums, wie Veleda, Aurinia oder Aliruna, Gauna und Thiota und andere weise Frauen — foeminae fatidicae, die Tacitus hist. Nro. 61 dem deutschen Volke zuschreibt. Hauset doch auch die Alraun noch als altes Weib in der Alraunhöhle bei Schwarzach, und die Weld im Dreiſtelzenberg, wie sollte das Volk der Vola vergessen haben? Ein noch auffallenderer Beleg für die Zähigkeit des Volksglaubens ist es, daß am Jungfernbüchel in Oberigling, wo „die drei hochgebornen Jungfrauen Heilräthinnen" genannt werden, und bei ihrem Jahrtage Jedermann drei schwarze Pfennige zu opfern gewohnt ist, noch der Name der

Hel, die mit dem schwarzen Hündlein sich früher dort oft blicken ließ, im Volke sich erhalten hat, indem man ungerathenen Mädchen zuruft: „Du wirst gerade, wie die Held, schwarz und weiß, und gehst ganz verloren." Helja, die indische Todesgöttin Cali, lebte zugleich als gefürchtete Pestjungfrau am längsten in der Erinnerung fort. Sie ist eine der Nornen, die an den drei Brunnen unter der Esche Yggdrasil sitzen, welcher als Lebensbaum seine Wurzeln nach allen drei Welten erstreckt. Sie muß, nach den vielfach in die Sache verschlungenen Ortsanklängen zu schließen, dem altbayerischen Volke auch unter dem Namen Rachel bekannt gewesen seyn. So haben auf dem Rachelberg bei Flinsbach am Inn die drei Jungfrauen gewohnt, bis das Schloß vor undenklichen Zeiten versunken ist. Daneben geht aber auch die Sage von der Welfenmutter, die, hier als Gräfin des Rachelschloßes festgehalten, die zwölf Knaben geboren, aber um der Eifersucht des Gatten zu entgehen, deren zehn als vorgebliche Hündlein im Hundsgraben aussetzen ließ, bis der Graf dazu kam, und die Lichtkinder entdeckte, die nun zu zwölf Helden heranwuchsen.

Es ist die weibliche Form des altdeutschen Sonnendienstes, der uns hier überall begegnet, indem unsere Vorfahren, ganz abweichend von anderen Völkern, die Sonne selber als weiblich sich dachten. Daß ihre Priesterinnen allenthalben, namentlich an Seesufern, wo später sich Klöster erhoben, oder auf Eilanden in abgeschlossenen Zellen und Thürmen, wie Hel, Veleda und die unnahbare Brunhilde, ihren Sitz hatten und von da aus ihre Sprüche verkündeten, ist zwar längst vermuthet worden; es heißen darum die weisen Jungfrauen auch die Räthseln, wie zu Peiting, wo in den steinernen Stuben das Pestweiblein wieder zum Vorschein kömmt. — Diese Annahme findet aber ihre letzte Bestätigung in der noch fortlebenden Sage, wie z. B. von Frauenwörth am Chiemsee, wo die Erzählung mit jener alterthümlichen von Hero und Leander und dem meerumfluthenden Thurme zu Sestos ganz identisch lautet. Eben so von der Priesterin auf dem Osberg bei Murnau, von der es heißt, daß sie, nachdem ihr Gebieter bei dem nächtlichen Schwimmen einst von den Wellen verschlungen worden, das

Wasser verwünschte, so daß es ausbrach und sich von da ab der Staffelsee bildete.

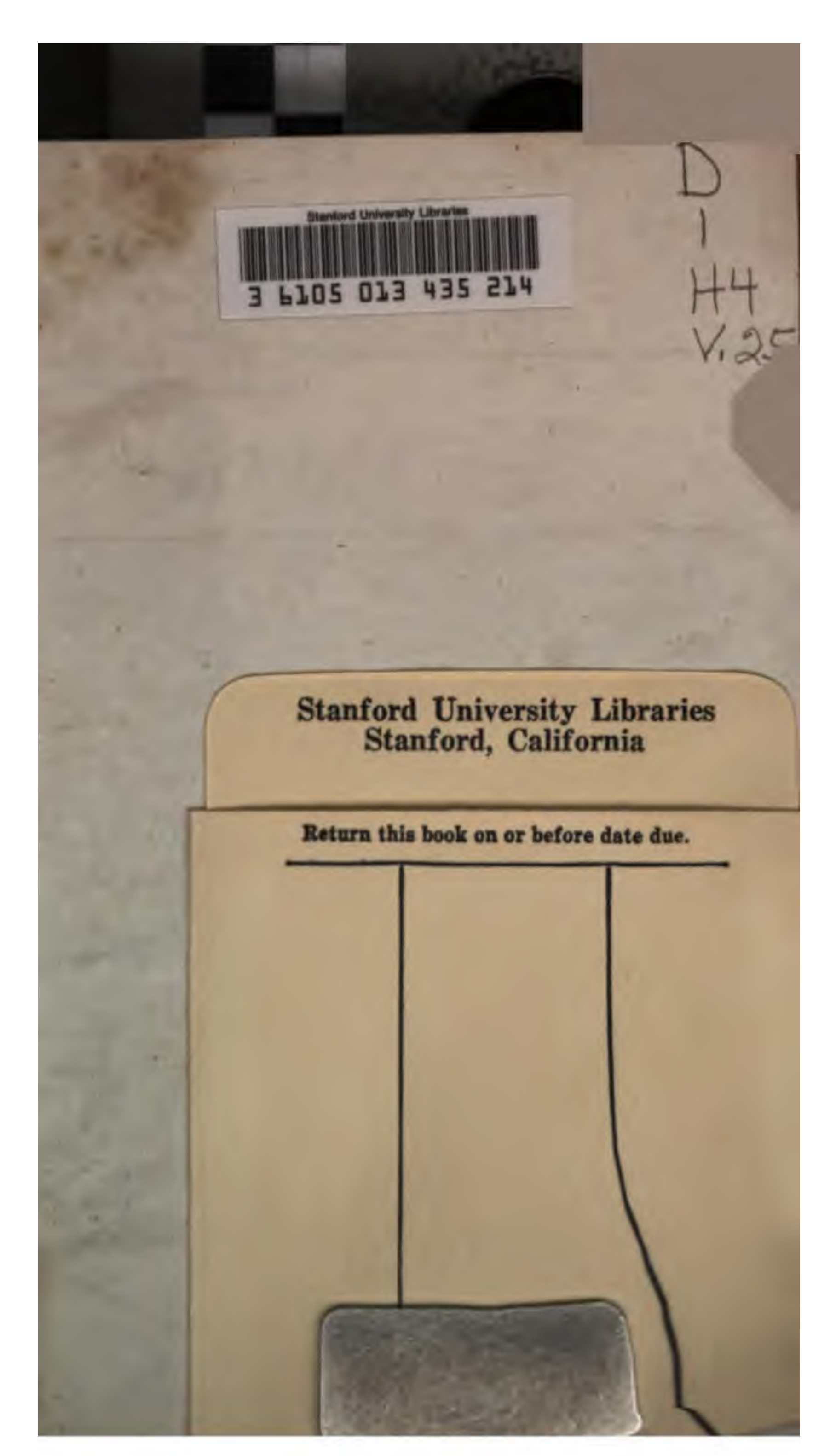
So viel von den altdeutschen Priesterinnen und dem Cult der Jahresgöttinnen, wie er im alten Vaterlande bestanden: von der himmlischen Spinnerin Bertha, der Ahnmutter vieler Heldengeschlechter, die noch jetzt, in den zwölf Nächten, umgeht, und von der germanischen Isis, die, vom Hunde begleitet, nach dem Todten sucht, so wie von der gefürchteten Pestgöttin Hel, eine Trilogie der deutschen Schicksalsmächte, die noch bis jüngst in hundertfältigen Sagen im bayerischen Volke fortlebten. Während ich damit umgehe, dieses niederzuschreiben, kömmt ein Büblein in's älterliche Haus, um bei der Jahresneige seinen Glückwunsch anzubringen. Es sagt seinen Spruch, und wünscht zum Schluße

„Ein glückseliges Freudenloos
Und ein groß's Himmelroß."

Ich habe diesen Ausdruck früher nie gehört, andere wohl ebenso wenig. Wenn gleich unverstanden hat er sich doch ein Jahrtausend über die alte Heidenzeit fortbehauptet. Was kann mit dieser Redensart anders gemeint seyn, als Wodans Schimmel, oder das „Roß Gottes", wie man noch scheltweise einen willenlos lenksamen Menschen nennt. Ist es nicht dasselbe weiße Siegesroß Sleipnir (während die Todesgöttin Hel auf einem dreibeinigen Rappen umreitet), was im oberbayerischen Sprüchworte wiederkehrt: Wer weiß, wem Gottvater seinen Schimmel schenkt? Ist es nicht eine dunkle Erinnerung an die im heiligen Hayne gehaltenen, nicht zu weltlichem Dienste gebrauchbaren Pferde des Himmelsgottes, oder an das mit dem gefallenen Helden zugleich begrabene Schlachtroß, das ihn über die Brücke Bifröst nach Walhalla tragen sollte? Wer ist es ferner, der auf schnaubendem Roß als wilder Jäger durch die Lüfte tost, oder beim Anbruch der Nacht „die Wölfe ausläßt," wie man noch die Kinder schreckt, als eben der alte Wodan? Und wenn es zum Sonnenschein regnet, so daß die Mächte der Finsterniß im Kampfe zu liegen scheinen, und man dann sagen hört: „jetzt peitscht der T. sein Weib." Was liegt hier für eine andere Anschauung zu Grund, als die von Loki und Hel, welch letztere bald als Großmutter, bald als Weib oder Tochter des Bösen gedacht wird?

Doch wir kehren zu Wodan, dem altbayerischen Waudl oder Wouti (was so viel wie Wildfang bedeutet) und zum Haberfeld zurück, wo das Rossezucht liebende Volk ursprünglich und noch lange hin jährlich im Herbste seinen Umritt hielt, um die Thiere unter seinen Schutz zu stellen, zur Haberweide, wo man für Wodans Schimmel früher bei der Aernte eine Garbe zum Dankopfer für den Jahressegen stehen ließ. Wir sagen früher! „Mit Unrecht", entgegnet uns der Verfasser des vorliegenden denkwürdigen Buches, dem es gelungen ist, einem solchen altheidnischen Cultusgebrauche noch jetzt auf die Spur zu kommen, was auch W. Menzel in Erstaunen gesetzt hat. Wenn nämlich in Niederpöring im bayerischen Unterlande das Getreide eingeheimst wird, läßt man auf dem letzten Acker noch einen Büschel Halme stehen, unterbindet darum gleichsam Arme, Kopf und Gürtel, so daß man eine Figur zu unterscheiden glaubt, und nennt dieses den Oswald. Die Dirnen schmücken ihn mit Feldblumen, alsdann knieen alle im Kreise nieder, und beten und danken für den Aerndtesegen. Zum Schluße wird noch zur Schwegelpfeife um den Oswald getanzt. Man nennt „die drei Halme" auch den Nothhalm, und sagt dabei: „Das ist für den Oswald." Ist hier auch der Eigenname des Gottes erloschen, so lebt er doch noch als Ase, wie ein Mährchen, in der Verehrung der Leute fort.

Der Verfasser hat durch seine ausreichende, wenn auch nicht alle sagenhafte Orte berührende Sammlung in einer Zeit, wo das Gedächtniß für die Vergangenheit in dem Maße schwindet, als das Volk an der Leseverwirrung der Gegenwart mehr und mehr Theil nimmt, sich um die deutsche Mythologie wesentliche Verdienste erworben, und eine reichere Fundgrube aufgeschürft, als Jakob Grimm je in süddeutschen Landen vorhanden dachte. Er hat als Forscher in diesen dunklen Gebieten der Vergangenheit Bayerns wissenschaftliche Ehre erhöht, und wird dabei sicher nicht stehen bleiben. Wie aber neben drei Schicksalsschwestern der Edda auch die altgermanischen Götter und Helden uranfänglich auf bayerischem Boden eingebürgert waren, mehr als dieß anderwärts der Fall ist, davon hat uns jüngst die Besprechung einer andern Schrift überzeugt.



Stanford University Libraries
3 6105 013 435 214
D
1
H4
V.25
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.